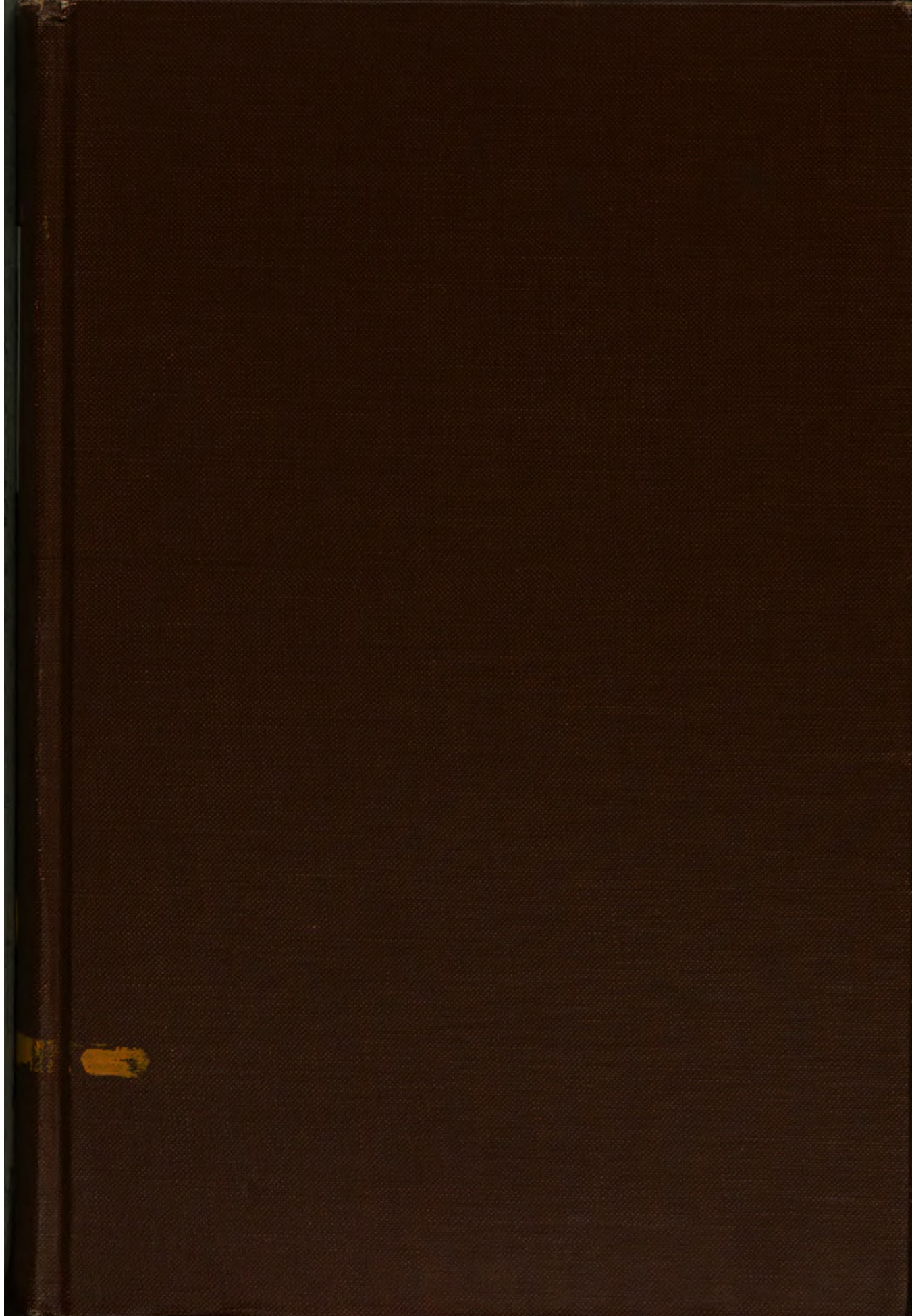
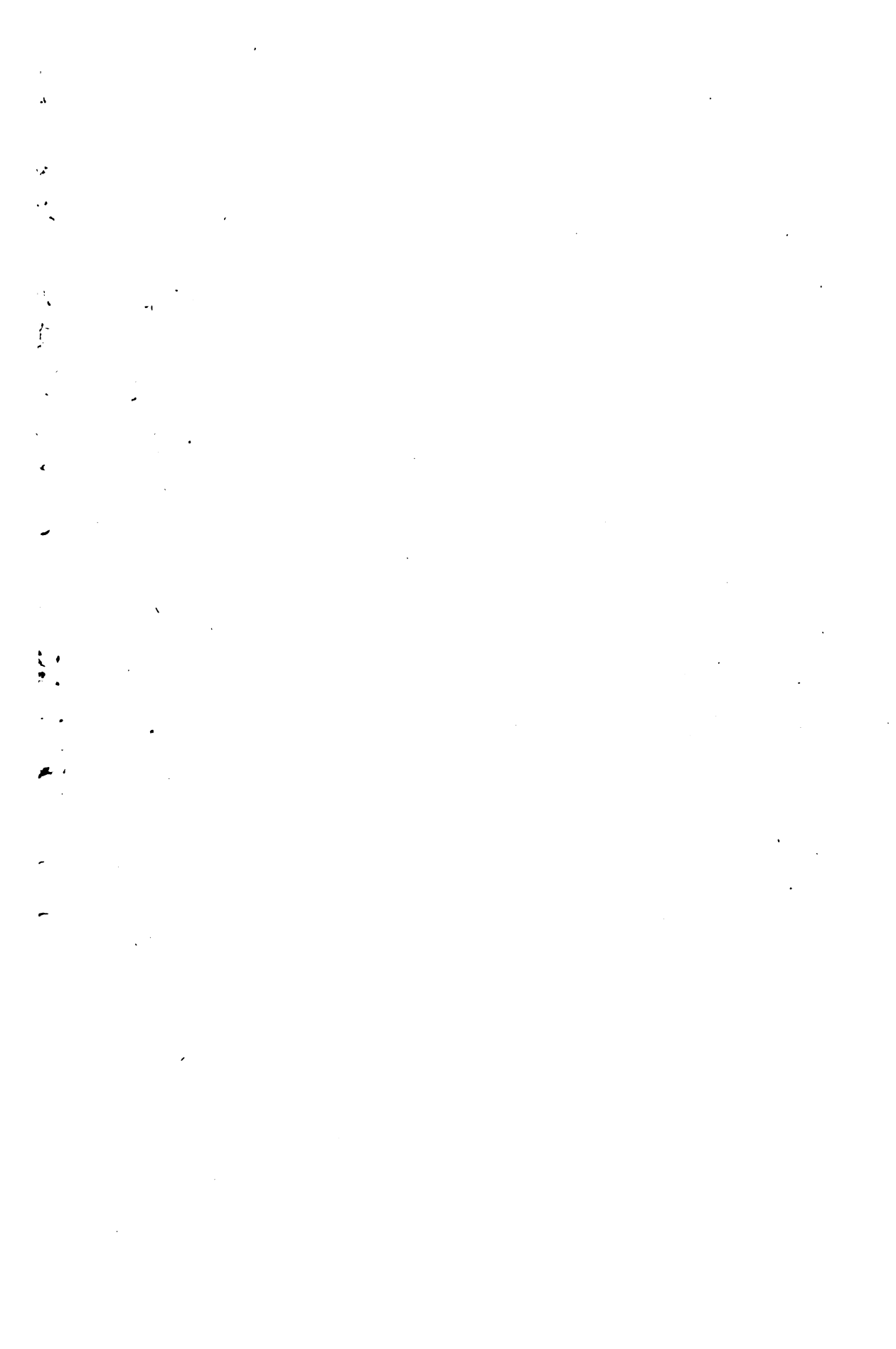








Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

79. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

Bismarcks Entlassung. Von Professor Dr. Fritz Hartung . . .	1
Die Kabinette in der alten Regierung. Von Admiral a. D. von Müller, ehemals Chef des kaiserlichen Marinekabinetts . . .	9
Österreichs Balkanpolitik und der Kriegsausbruch. Von Universitäts- professor Dr. R. f. Kaindl (Graz)	17
Die Geburt des neuen Zuschauers. Ein Eindruck. Von Theophile von Bodisco	21

Weltspiegel

England und Amerika. Von Menenius (S. 23)

Drinne und Draußen

Polens Friedensverhandlungen mit Sowjet-Rußland (S. 26) — Öster-
reichisch-deutsche Volksgemeinschaft (S. 26)

Bücherschau

Neue Dramen (S. 28)

Herausgegeben am 14. April 1920

1.50 Mark das Heft
— Mark das Doppelheft

Berlin SW. 11

Tempelhofer Ufer 35a

12.— Mark
vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch
den Verlag Berlin SW. 11
und durch alle Annoncen-
expeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis: 1.—M. die
3 gespaltene Nonpareille-
zeile oder deren Raum.

Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19
47 Millionen Mark.

Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Auskunft umsonst bei Schwerhörigkeit

Ohrengeräusch, nerv. Ohrschmerz
über unsere taufendfach bewährten gel. gef. Sch.
Sötkrommeln „Eho“. Bequem u. unhörbar
zu tragen. Arzt empf. Glanz. Dankschreib.

Verstandhaus Urania
München S. 19. Waltherstraße 38.

Nierenleidende, Zuckerkrankhe.

erhalten kostenlos be-
lehrende Schrift von

Dr. Jul. Schäfer, Farmen 46.

Dr. Fischersche Vorbildungsanstalt

Berlin W 57, Zietenstrasse 22—23 — Leiter Dr. Schünemann — Gegründet 1888

für Fahnenjunker, Kriegsfreiwillige, überhaupt alle Militär- und Schul-Exam., auch für Damen. Empfehlungen aus
ersten Kreisen, hervorragende Erfolge, Stamm altbewährter Lehrkräfte, Unterricht während der Kriegszeit ohne
Einschränkung. Bis 1. Jan. 18 bestanden 5045 Zöglinge u. a. 3196 Fahnenjunker, 1917 u. a. noch 33 Abitur. (5 Damen),
22 Prim., 144 Elnähr. Vorbereitung Beurlaubter und Kriegsteilnehmer zu allen Prüfungen.

Private Unterrichtsanstalten zu Büdaburg.

Unter staatlicher Aufsicht.

1. Vorbereitungsanstalt für das Einjährigen-, Prima- und Abiturienten-Examen
a) Sonderlehrgänge für die Vorbereitung von Kriegsteilnehmern auf die er-
leichterte Kriegsfreiprüfung. b) Vorbereitung auf alle Schulprüfungen.
2. Höhere Handelsschule. 3. Handelsschule (beide mit fachwissenschaftlichen und
volkswirtschaftl. Nebenkursen. 4. Familieninternat nach modernen Erziehungsgrunds-
sätzen. — Beste und reichliche Verpflegung. — Dr. Veltlaus.

Prospekt und Auskunft durch den Direktor der Anstalten

Sächsische Bergakademie Freiberg.

(154. Studienjahr.)

Beginn der Vorlesungen des Sommer-Semesters am 13. April
1920. Schluß der Inskription am 8. Mai. Anmeldungen für den
bergmännischen Vorbereitungskurs bis zum 3. April. Druckschriften
berufend das Sekretariat.



Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Ev. Pädagogium
Godesberg a. Rh. □□□
und Herchen a. d. Sieg

Progymnasium, Realprogymnasium u. Real-
schule, bisher mit Einjähr.-Berechtigung,
jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt.
Höhere Handelsfachklasse.

450 Schüler, 70 Lehrer und Erzieher
Internat in 22 Familienhäusern.

v. Hartungsche Anstalt Cassel-Wilhelmshöhe

Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina, besonders
Fähnrichexamen. — Prospekt durch den Direktor K. Topf.

Technikum Hildburghausen

Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule,
Werkmeister-Schule.

Dir. Prof. Zizmann.

Halle S. k. Harang's Anstalt

Vorbereitung zur Abit.- und Ein-
prüfung, sowie für alle Schulklassen.

Schriftsteller! Komponisten!
Bühnenwerke, Erzählungen Märchen,
Gebichte, wissenschaftliche Arbeiten,
sowie neue Kompositionen Theatermusik
Verlag Aurora, Dresden-Wein 1887/18

Harry Vosberg: Zill Eulenspiegel.

Komödie in vier Aufzügen.

M. 3.75 geheftet.

Diese prächtige Schöpfung
Vosbergs wurde seinerzeit von
hervorragenden deutschen Bühnen
mit großem Erfolg aufgeführt.

Friedensherstellung:

gutes Papier, guter Druck!

R. F. Roehler, Abteilung
Grenzboten, Leipzig u. Berlin.

Die Grenzboten

79. Jahrgang. Zweites Vierteljahr



UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst



79. Jahrgang
Zweites Vierteljahr

Berlin
K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten
1920

NO. 1000
ABRORLAD

AP 30

57

11912

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1920. Zweites Vierteljahr

	Heft	Seite		Heft	Seite
Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.			Hochseeflotte, Deutschlands — im Weltkrieg, von Kapitän zur See a. D. von Walbcher-Hary	23/24,	315
Amerika und der französische Imperialismus, von W.	22,	276	Italien, von Menenius	23/24,	322
Amerikaner, Wie anständige — während des Krieges dachten und wie sie heute denken, von Dr. Martin Pawlik	21,	233	Italien, Stimmungswechsel in —, von Dalmo Carnevali	18,	120
Amerikanische Präsidentschaftskandidaten, von Menenius	22,	269	Kabinette, Die — in der alten Regierung, von Admiral a. D. Müller	14,	9
Arbeiterbrief, Ein — aus dem Elsaß	18,	142	Kabinettspolitik, Zur Frage der —	19,	172
Armenhaus, Das — soll zahlen. Ein Wort vor Spaa, von Fritz Kern	26,	361	„Cardinalsfehler unserer Politik“, von *	19,	157
Auslandsdeutsche, Der —, von Moeller van den Bruck	16/17,	81	Koalitionsparteien, Der Aufmarsch der —, von R. R.	18,	139
Bismarcks Entlassung, von Prof. Dr. Fritz Hartung	14,	1	Kriegsgefangenen, Maurice Barrès und die —, von Dr. Hans D. Simon	20,	189
Bolschewismus, Vom Geist des —, von Prof. Dr. Axel Freiherrn v. Freytagh-Loringhoven	15,	33	Kritik des Weltkrieges, von Generalleutnant a. D. von Winterfeldt	23/24,	309
Brief aus Polen, von G.	25,	363	Landes- und Reichssteuern in der deutschen Geschichte, von Prof. G. v. Below	23,	256
„Bund der Auslandsdeutschen e. B.“, Der —	16/17,	109	Linksparteien, Der Aufmarsch der —, von R. R.	15,	59
Congo belge menacé, L'avenir du —, von Ministerialrat Dr. Rudolf Schmidt	21,	215	Monarchisten, Gedanken eines —, von Graf G. Reventlow	19,	145
Deutschland und der Orient, von Konteradmiral a. D. Bollertshun	15,	40	Neuguinea im Weltkrieg, von Hauptmann H. Deyner	16/17,	65
Einwanderung in Südamerika, Die deutsche —, von W.	18,	142	Offizier, Der — und die Zukunft, von Fritz Kern	25,	329
Elsaß-Lothringische, Der — und der französische Regionalismus, von Fritz König	18,	128	Offizierkorps, Der Haß gegen das —, von Hauptmann Georg v. Eckenstern	25,	335
England und Amerika, von Menenius	14,	23	Orient, Deutschland und der —, von Konteradmiral a. D. Bollertshun	15,	40
Frankreichs außenpolitische Stellung, von W.	15,	68	Osten, Die deutsche Front im —, von W. G. Gomoll	25,	352
„französisch-türkische Freundschaft, Die „tribunale“ —, von D. Carnevali	21,	231	Osterreichisch-deutsche Volksgemeinschaft, von D.-b.	14,	26
Frontoffiziere, von Hauptmann Reichenbach	25,	348	Osterreichs Balkanpolitik und der Kriegsausbruch, von Prof. Dr. R. F. Rindl	14,	17
Geheimberichten, Aus — an den Grafen Hertling (1915–17), von Ministerialdirektor F. von Stöckammer	23/24,	287;	Ostpreußen, Zur Abstimmung in — von W.	20,	202
	25,	344;	Polens Friedensverhandlungen mit Sowjet-Rußland, von W.	14,	26
	26,	372	Reichswirtschaftsrat und Reichstag, von Max Hildebert Boehm	25/24,	284
Generalstreik in Lothringen, von Paul Reider	19,	173	Revolutionäre Bewegung, Die — in Frankreich, von Menenius	20,	197
Grayer Brief, von Martin Ehrensoth	22,	273	Rumänien, Die Politik —, von Gerhard Merrem	16/17,	106
Grenzdeutsche Reichstagskandidaturen von W. G. Boehm	15,	62	Rußlands neuer Krieg, von Major G. Frant	22,	265
Grenzpolitik, Deutsche — von Moeller van den Bruck	20,	177	Schuldfrage, Die neuen amtlichen deutschen und österreichischen Veröffentlichungen zur —, von Prof. Dr. F. Haefliger	26,	377
Größeren Rechten, Die Aufgaben der —, von G. Heymann	19,	168	Eintrikes	26,	386
Groß-Rumänien, Neues vom Deutschland in —, von G. W.	20,	202	Südafrikanischen Union, Die Bevölkerungsfrage der —, von Robert Renner	16/17,	90

	Seit	Seite
Türkische Friedensvertrag, Der —, von Menenius	21,	227
Vierte Großmacht, Die —, von Menenius	26,	382
Wahlergebnis, Das — von 1920, von Dr. Karl Bernhard Ritter	23/24,	281
Wahlrecht der Auslandsdeutschen, Das —, von Dr. Otto Ebstein	16/17,	96
Weisse und farbige Franzosen am Rhein, von Vintzheimer	18,	124
Weltkriege, Die soziale —, von Max Hildebert Boehm	26,	369
Wie es wirklich um uns steht, von Konteradmiral a. D. Vollerthun	18,	113

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen.

Arztenschaft, Die — unter der Macht der Krankenkassen, von Dr. G. Ritter	18,	131
Finanzielle Belastung Deutschlands, Die — durch den Friedensvertrag, von Dr. Rudolf Dalberg	23/24,	295
Finanzpolitik ist Wirtschaftspolitik, von Ministerialdirektor a. D. Dr. H. Neundorfer	21,	299
„Kammer der Arbeit“, Zur —, von Dr. A. Ringeb	15,	51
Neuer Verbraucher, Ein —, von Dr. Z. Ruticheroff	26,	386
Proletarisierung, Die — der geistigen Arbeit, von Dr. Bruno Rauener	15,	44
Reichsfinanzreform 1919/20, Die —, von Prof. Dr. Ludwig Walbender	22,	244
Spekulation, Die — mit Immobilien in den Städten Rußlands und der Ukraine, von Dr. Z. Ruticheroff	21,	220
Steigerung der Arbeitslöhne, Die — und die Lebensmittelpreise in Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach der Revolution, von Heinrich Göhring	20,	199
Vereinswesen und nationale Selbsthilfe, von Dr. R. G. von Weich	20,	182
Weltaufbau: Statistik, Die jüngste —, von Dr. Rich. Hennig	20,	189

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche.

Auslandsdeutschtum, Das — und die Bibliotheken, von Dr. Richard Fick	16/17,	100
Ausnahmegericht, Das — für Wittwig und Genossen, von Kammergerichtsrat Dr. Sontag	22,	272
Burschenschaft, Die alte — und die Aufgaben der Studentenchaft in heutiger Zeit, von Fritz Hartung	21,	225
Studentischer Standesgeist und Demagogenverfolgung, von Dr. Karl Hoffmann	19,	145

Literatur, Kunst, Philosophie.

Geburt, Die — des neuen Zuschauer, von Theophile von Bodisco	14,	21
Satz und Akeri, Nachdichtungen aus —, von Georg Jacob	19,	163

Bücherbesprechung.

Ein B an Stelle der Seitenzahl bedeutet Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes		
Hert, Hermann, W. A. Mozart (Sch.)	25,	B
Haerwald, Richard, Kultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände (Sch.)	25,	B
Bauch, Bruno, Geschichte der neueren Philosophie bis Kant (Sch.)	25,	B

Büllow, B. W. von, Die Grundlagen der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch (D. W. v. H.)	20,	204
Clemen, Carl, Das Leben nach dem Tode im Glauben der Menschheit (Sch.)	25,	B
Delcommune, L'avenir du Congo belge menacé (Dr. H. Amis)	21,	213
Dieß, Hermann, Antike Technik (D. Zange)	26,	387
Dramen, Neue (Eurt Viller)	14,	28
G. v. Gypstein, Fürst Bismarcks Entlassung (Prof. Dr. Fritz Hartung)	14,	1
Häcker, Otto, Prof. Dr., Einführung in die Wissenschaft von Recht und Staat (H.)	23/24,	B
Francis, Philip, Das Gift in Americas Wecker	23/24,	B
Arventag, Voringhoven, Geschichte der russischen Revolution, Teil I (Graculus)	21,	233
Daenichen, Wilhelm, Warum haben wir den Krieg verloren?	23/24,	B
Dauenstein, Wilhelm, Boin Geist des Barock (H.)	23/24,	B
Deimatz, Geschichten und Gedichte	25,	B
Deuß, Alfred, Kammermusikabende (Sch.)	25,	B
Hoffmann, Dr. Karl, Westpreußen als Sinnbild (H.)	23/24,	B
Jacquot, Paul, General Gerard und die Pfalz	23/24,	B
Kreßmar, Hermann, Geschichte der Oper (Sch.)	25,	B
Kritik des Weltkrieges von einem Generalstabler (Generalleutnant a. D. v. Winterfeldt)	23/24,	309
Ketter, Prof. Dr. Friedr., Die Ginter Depesche	23/24,	B
Scheer, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg (Kapitän J. G. von Waldeyer-Hartz)	23/24,	315
Dr. W. Zwicknagel, Kardinalfehler unserer Politik, von *	15,	157
Stempinger, G., und Kamer. D., Deutschland und Antike in ihrer Verknüpfung (Sch.)	25,	B
Treuenfels, Dr. Bernhard, Die Reste der russischen Volkswirtschaft (R. Ludwig)	21,	234
Tollmann, Edwin, Straßennamen und Städtetum (H.)	23/24,	B
Weber-Misch, Allgemeine Weltgeschichte	23/24,	B
Wengle, Paul, Geschichte der deutschen Burschenschaft, Bd. I (Fritz Hartung)	21,	225

Mitarbeiterverzeichnis.

Amis, Ministerialrat, Dr. Rudolf, L'avenir du Congo belge menacé	21,	213
Below, Prof. G. von, Landes- und Reichs-Neuern in der deutschen Geschichte	22,	256
Bodisco, Theophile von, Die Geburt des neuen Zuschauers	14,	21
Boehm, W. v., Grenzdeutsche Reichstagskandidaturen	15,	62
—, Reichswirtschaftsrat und Reichstag	22,	281
—, Die soziale Weltkriege	26,	359
Carnevali, Dalmo, Stimmungswechsel in Italien	18,	120
—, Die „traditionelle“ französisch-türkische Freundschaft	21,	231
Dalberg, Dr. Rudolf, Die finanzielle Belastung Deutschlands durch den Friedensvertrag	23/24,	295
Dehner, A., Neuguinea im Weltkrieg	16/17,	65
D. d. Österreichisch-deutsche Volksgemeinschaft	14,	26
Ebstein, Dr. Otto, Das Wahlrecht der Auslandsdeutschen	16/17,	96
Ehrenforth, Martin, Grazer Brief	22,	273
Fick, Dr. Richard, Das Auslandsdeutschtum und die Bibliotheken	16/17,	100
Frank, Major G., Rußlands neuer Krieg von Arventag-Voringhoven, Prof. Dr. Arzel, Vom Geist des Bolschewismus	22,	265
Göhring, Heinrich, Die Steigerung der Arbeitslöhne ufm.	15,	93
Gomoll, W. G., Die deutsche Front im Osten	20,	199
—	25,	352

VII

	Heft	Seite		Heft	Seite
Gracbus, „Geschichte der russischen Revolution“ von Herutagh-Voringhoven . . .	21,	233	M., Polens Friedensverhandlungen mit Sowjetrußland . . .	14,	26
G., Brief aus Polen . . .	25,	353	—, Frankreichs außenpolitische Stellung . . .	15,	63
G. M., Neues vom Deutschtum in Groß-Rumänien . . .	20,	202	—, Die deutsche Einwanderung in Südamerika . . .	18,	142
Hartung, Prof. Dr. Fritz, Bismarcks Entlassung . . .	14,	1	—, Zur Abstimmung in Ostpreußen . . .	20,	202
—, Die alte Burdenschaft usw.	21,	225	—, Amerika und der französische Imperialismus . . .	22,	276
Hachagen, Prof. Dr. F., Die neuen amtlichen deutschen und österreichischen Veröffentlichungen zur Schulfrage . . .	26,	377	D. W. v. S., „Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch“ von H. W. v. Bülow . . .	20,	204
Hennig, Dr. Rich., Die jüngste Weltschiffbau-Statistik . . .	20,	185	Pawlid, Dr. Martin, Die anständigen Amerikaner während des Krieges dachten und wie sie heute denken . . .	21,	233
Hille, Curt, Neue Dramen . . .	14,	26	Haueder, Dr. Bruno, Die Proletarisierung der geistigen Arbeit . . .	15,	44
Hoffmann, Dr. Karl, Studentischer Standesgeist und Demagogenvverfolgung . . .	19,	151	Reichenbach, Hauptmann, Frontoffiziere . . .	25,	348
Jacob, Georg, Naddichtungen aus Hafiz und Ksteri . . .	19,	163	Reicher, Paul, Generalfreie in Bothringen . . .	19,	173
Kaindl, Professor Dr. H. F., Österreichische Balkanpolitik und der Kriegsausbruch . . .	14,	17	Renner, Robert, Die Bevölkerungsfrage der südafrikanischen Union . . .	16/17,	90
Kern, Fritz, Der Offizier und die Zukunft . . .	25,	329	Rehmann, S., Die Aufgaben der größeren Rechten . . .	19,	168
—, Das Armenhaus soll zahlen. Ein Wort vor Zwaa . . .	26,	361	Reventlow, Graf E., Gedanken eines Monarchisten . . .	19,	145
Kutschersoff, Dr. S., Die Spekulation mit Immobilien in den Städten Rußlands und der Ukraine . . .	21,	220	Ringleb, Dr. H., Zur „Kammer der Arbeit“ . . .	15,	51
—, Ein neuer Verbraucher . . .	26,	386	Ritter, Dr. G., Die Ärzteschaft unter der Macht der Krankenkassen . . .	18,	131
K. K., Der Aufmarsch der Linksparteien . . .	15,	59	Ritter, Dr. Karl Bernhard, Das Wahlergebnis von 1920 . . .	23/24,	281
—, Der Aufmarsch der Koalitionsparteien . . .	18,	139	Simon, Dr. Hans D., Maurice Barres und die Kriegsgefangenen . . .	20,	119
Vinkersheimer, Weiße und farbige Franzosen am Rhein . . .	18,	124	Sodenstern, Hauptmann Georg von, Der Haß gegen das Disziplinarcorps . . .	25,	335
Voersch, Dr. R. C. von —, Vereinswesen und nationale Selbsthilfe . . .	20,	182	Sontag, Kammergerichtsrat Dr., Das Ausnahmegericht für Völkern und Genossen . . .	22,	272
Ludwig, H., „Die Reste der russischen Volkswirtschaft“, von Dr. H. Treuenfels . . .	21,	234	Stange, D., „Antike Technik“, von Herm. Dieß . . .	26,	387
Menemus, England und Amerika . . .	14,	23	Stodhammern, Ministerialdirektor F. von —, Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling (1915—17) . . .	23/24, 25, 344; 26,	287; 372
—, Die revolutionäre Bewegung in Frankreich . . .	20,	197	Bollerthun, Konteradmiral a. D., Deutschland und der Orient . . .	15,	40
—, Der türkische Friedensvertrag . . .	21,	227	—, Wie es wirklich um uns steht . . .	18,	113
—, Amerikanische Präsidentschaftslanddaten . . .	22,	269	Walbeder, Prof. Dr. Ludwig, Die Reichsfinanzreform 1919/20 . . .	22,	242
—, Italien . . .	23/24,	322	Walbender-Harg, Kapitän J. S. a. D. von, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg . . .	23/24,	315
—, Die vierte Großmacht . . .	26,	382	Winterfeld, Generalleutnant a. D. von . . .	23/24,	309
Merrem, Gerhard, Die Politik Rumäniens . . .	16/17,	105	* * *, Kardinalfehler unserer Politik . . .	19,	157
Meidenbauer, Ministerialdirektor J. D. Dr. S., Finanzpolitik ist Wirtschaftspolitik . . .	21,	209			
Moeller van den Bruck, Der Auslandsdeutsche . . .	16/17,	81			
—, Deutsche Grenzpolitik . . .	20,	177			
von Müller, Admiral a. D., Die Kabinette in der alten Regierung . . .	14,	9			





Bismarcks Entlassung

Von Professor Dr. Fritz Hartung



Die Katastrophe des März 1890 erscheint uns heute als der erste Akt der Tragödie, die das Deutsche Reich über den November des Jahres 1918 bis zum Frieden von Versailles geführt hat. Der Schleier, der zunächst über die Vorgänge jener Zeit gebreitet war, hat sich allmählich gelichtet. Bismarck selbst hat sich freilich in der Öffentlichkeit über die Gründe seines Rücktritts nicht ausgesprochen; der Kaiser und die Männer des neuen Kurses fanden erst recht keinen Anlaß, sich darüber zu äußern. Erst nach Bismarcks Tode wurde sein Abschiedsgesuch bekannt gegeben. 1906 ließ uns Hohenlohe einen Blick hinter die Kulissen tun, gerade weit genug, um phantasiebegabte Gelehrte zu kühnen Vermutungen anzuregen, nicht weit genug, um die Verknüpfung des Knotens zu erkennen. Nüchterne Forschung von Egelhaaf und Thimme hat uns unter Benutzung neueren Materials wieder auf den festen Boden der Tatsachen gestellt. Der neuen Zeit, die mit dem 9. November 1918 über uns hereingebrochen ist, verdanken wir weiteres wertvolles Quellenmaterial, die Briefe Wilhelms des Zweiten an Kaiser Franz Joseph vom 3. und 12. April 1890 und die mit interessanten Anlagen ausgestatteten Aufzeichnungen des Herrn von Bötticher, der als Vizepräsident des Staatsministeriums und als Staatssekretär des Reichsamts des Innern die Dinge aus nächster Nähe mit angesehen, vielleicht auch — diese Möglichkeit bleibt bestehen, denn seine Darstellung übergeht manches mit Schweigen — mit beeinflusst hat.¹⁾ So kann heute, obwohl der dritte Band der Gedanken und Erinnerungen uns noch vorenthalten wird, der Verlauf der Krisis schon mit genügender Sicherheit dargestellt werden.

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Wilhelm der Zweite Bismarck gebeten, im Amt zu bleiben, so lange Leben und Gesundheit es ihm gestatten würden, und Bismarck hatte ihm versprochen, nicht von seiner Seite zu weichen. Das war auf beiden Seiten zweifellos ehrlich gemeint. Denn während Friedrich der Dritte zu der liberalen Generation gehörte, die dem Bismarckischen Machtsstaat immer ab-

¹⁾ Fürst Bismarcks Entlassung, herausgegeben von G. von Eppstein, Berlin (Scherl).
Grenzboten II 1920

lehend gegenüber gestanden hatte, war Wilhelm der Zweite unter dem Eindruck der Erfolge Bismarcks groß geworden und zählte zu der Jugend der achtziger Jahre, die für Bismarck, sowohl für seine Macht- wie für seine Sozialpolitik, eintrat. Aber der Unterschied der Zeiten und der Persönlichkeiten ließ sich auf die Dauer doch nicht ausschalten. Gerade gegenüber der Autorität, die Bismarck durch das Schwergewicht seiner Erfolge innewohnte, empfand Wilhelm der Zweite das Bedürfnis, die eigene Persönlichkeit in unruhiger Vielgeschäftigkeit, reisend und redend, zur Geltung zu bringen. Dazu kamen bald sachliche Meinungsverschiedenheiten über die Sozialpolitik. Schon im Juni 1889 sah der Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts von Lucanus „darin die Quelle von Schwierigkeiten pro futuro“. Im Winter 1889/90 wurde die Frage akut. Unter dem Einfluß seiner nichtamtlichen Berater, seines alten Erziehers Hinzpeter, eines Professors Heyden, des Oberpräsidenten von Werlepsch wollte der Kaiser die Sozialpolitik über die Grenzen, die ihr Bismarck gezogen hatte, hinausführen; er sah darin die soziale Aufgabe des preußischen Königtums, sah darin ein Mittel zur Beschwörung der sozialen Revolution, die man ihm anscheinend als nahe bevorstehend geschildert hatte, sah endlich wohl auch hier die Gelegenheit, selbständig die Richtung der Politik zu bestimmen. Im Kronrat vom 24. Januar 1890 trug er sein Programm vor, forderte das Staatsministerium zur Mitarbeit auf.

Daß alles stand in diametralem Gegensatz zu Bismarcks Ansichten. Der Revolution wollte er mit Energie, wenn es sein müsse, mit den Waffen entgegenreten. Und im erweiterten Arbeiterschutz, in Sonntagsruhe und Beschränkung der Arbeitszeit sah er lediglich unzulässige Einengungen der persönlichen Freiheit. Um an der Ausführung des kaiserlichen Programms nicht verantwortlich mitwirken zu müssen, legte er am 31. Januar das preußische Handelsministerium nieder; Werlepsch wurde sein Nachfolger. Auch die Erlasse, in denen Wilhelm der Zweite am 4. Februar seine Absichten verkündete, zeichnete er nicht mit. Er erwog in diesen Tagen, sich ganz aus der inneren Verwaltung herauszuziehen und nur die Leitung der auswärtigen Politik zu behalten, gab dann aber diesen Gedanken als undurchführbar wieder auf.

Aber schon war seine Stellung erschüttert. Es war Bismarcks Leistung, daß der Monarch in Deutschland und in Preußen mehr zu sagen hatte als in den Ländern des westeuropäischen Parlamentarismus, daß die Minister nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit Diener der Krone waren. Um so schmerzlicher war für ihn die Erkenntnis, daß die Minister in seinem Konflikt mit der Krone nicht zu ihm, sondern zum Monarchen standen, auch Bötticher, der langjährige vertraute Mitarbeiter. Daß Bötticher am 8. März den Schwarzen Adlerorden erhielt, mußte unter diesen Umständen als beabsichtigte Kränkung Bismarcks erscheinen. Der unmittelbare Verkehr zwischen Wilhelm dem Zweiten und den Ministern war für Bismarck Anlaß, die Kabinettsorder von 1852 wieder hervorzuholen, die dem Ministerpräsidenten im Interesse der Einheitlichkeit der Regierungspolitik das Recht gab, den Vorträgen der Minister beim König beizuwohnen. Aber diese Kontrolle wollte der Kaiser nicht dulden; er befahl die Aufhebung der Order, Bismarck verweigerte sie.

Bereits unter der Einwirkung des offenen Zwiespalts zwischen Wilhelm dem Zweiten und Bismarck hatten unterdessen am 20. Februar die Reichstags-

wahlen stattgefunden und zu einer schweren Niederlage des Kartells, zumal der Mittelparteien, geführt. Die alte Bismarck feindliche Mehrheit von Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie war wieder hergestellt.

Es ist nun von H. Delbrück behauptet worden, daß Bismarck sich bei dieser Lage mit Staatsstreichplänen getragen habe. Daß die Quellen nicht ausreichen, um diese Behauptung zu begründen, hat Delbrück wenigstens in seinen ersten Untersuchungen zugegeben; sein Hauptargument ist die Konklusion der Tatsachen. Aber der erste Teil seiner Beweisführung, das Verhalten Bismarcks beim Scheitern des Sozialistengesetzes im Januar 1890, ist angesichts der neuen Quellen, zumal eines ausdrücklichen Zeugnisses von Bismarcks eigener Hand, zusammengebrochen; der Raum verbietet es, näher darauf einzugehen. Und auch vom zweiten Teil, in dem aus Bismarcks zweifellos zeitweise verärrgerter Stimmung gegenüber dem Reichstagswahlrecht die Absicht einer durch Staatsstreich zu erzwingenden Änderung des Wahlrechts gefolgert, aber keineswegs bewiesen wird, bleibt nicht viel übrig. Kein Zweifel besteht daran, daß Bismarck bei ungünstigem Ausfall der Reichstagswahlen sich abfällig über das gleiche und geheime Stimmrecht zu äußern pflegte; seit 1878 sprach er gelegentlich davon, daß das Wahlrecht geändert werden müsse, daß das Reich auch ohne Reichstag und Reichsverfassung lediglich auf Grund der Bundesverträge und Militärkonventionen der Einzelstaaten zusammengehalten werden könne. Aber gerade, weil er den Gedanken so lange in sich trug, ohne jemals weder gegenüber den feindseligen Reichstagsmehrheiten von 1881 und 1884 noch mit Hilfe seiner Kartellmehrheit von 1887 zur Verwirklichung zu schreiten, liegt kein zwingender Grund zu der Annahme vor, daß er 1890 keinen anderen Ausweg mehr gewußt habe als den Staatsstreich, über dessen Gefährlichkeit zumal für die auswärtige Stellung des Reichs er sich keine Illusionen machen konnte. Aber die Möglichkeit, daß es zwischen der Regierung und dem Reichstag namentlich über die geplante Militärvorlage zu Differenzen kommen könne, daß die Regierung den Reichstag vielleicht auflösen müsse, daß dann Aufstände nicht ausgeschlossen, aber mit Energie niederzuschlagen seien, über alles das hat er dem Kaiser Vortrag gehalten. Vor den letzten Konsequenzen scheute Wilhelm der Zweite zurück; er beschloß, von der Militärvorlage, die ursprünglich 80 000 Mann mehr fordern sollte, nur so viel bestehen zu lassen, wie man vom Reichstag gutwillig erwarten konnte. Aber all das, auch die zuverlässig überlieferte Abneigung des Kaisers gegen militärische Niederwerfung von Unruhen beweist doch nichts anderes, als daß Bismarck alle Möglichkeiten ins Auge faßte, beweist nichts gegen Bismarcks Erklärung der von ihm erwogenen scharfen Maßnahmen: Zwischen Vorbeugen und Provokieren ist doch ein großer Unterschied.

Überhaupt, man kann Bismarck nicht gründlicher mißverstehen, als wenn man ihn auf eine einzige Richtlinie festlegen will. Er hatte immer mehr als ein Eisen im Feuer. Auch jetzt war er noch nicht am Ende seiner Kraft und seiner Mittel. Am 12. März empfing er Windthorst, den Bleichröder doch wohl nicht ohne sein Vorwissen zum Besuch aufgefordert hatte. Die Möglichkeit einer konservativ-klerikalen Reichstagsmehrheit war gegeben; diese Kombination scheiterte nicht an den Parteien, noch weniger an Bismarck, sondern am Kaiser, der von den Besprechungen mit Windthorst — wir wissen noch nicht, durch wen — unter-

richtet, in merkwürdiger Verkennung der Aufgabe des konstitutionellen Monarchen von Bismarck verlangte, daß er erst seine Einwilligung einzuholen habe, bevor er mit Parlamentariern Verhandlungen einleite. Darüber kam es am 15. März früh zu einer persönlichen Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Kanzler, bei der Bismarck in begreiflicher Gereiztheit, die den Kaiser tief verletzte, sich eine derartige Beschränkung seiner amtlichen Tätigkeit verbat. Es war deutlich, daß an ein weiteres Verbleiben Bismarcks im Amte nicht zu denken war.

Auch der Rückzug auf das Altenteil der auswärtigen Politik ließ sich nicht mehr ausführen. Die Gegensätze waren auch hier unüberbrückbar geworden. Auch in dieses Gebiet griff Wilhelm der Zweite selbständig ein, ohne alle Rücksicht auf den Kanzler und dessen wohlerrungene und erprobte Politik. Hohenlohe bezeichnet als Gerücht, der Kaiser habe einen Brief an die Königin von England geschrieben, der hinterher doch Bismarck bekannt geworden sei. Die Geschichte ist glaubhaft nach allem, was wir seither über Wilhelms des Zweiten vertrauliche Korrespondenz in auswärtigen Angelegenheiten erfahren haben. Bismarck mußte sich schon im Sommer 1889 sehr energisch dagegen verwahren, daß ihm Befehle politischer Natur und von besonderer Tragweite ohne vorgängige Erörterung erteilt würden. In der inneren Politik konnte er Launen seines Monarchen hinnehmen mit der Hoffnung, daß sie vorübergehen würden und daß der aus ihnen entstehende Schaden sich ausgleichen lasse. In der auswärtigen Politik konnte er eine Störung seiner Kreise nicht dulden. Wenn hier durch ungeschicktes Eingreifen ein Faden riß, so bestand Gefahr, daß der Gegner ihn aufnahm und das kunstvolle Gewebe der Bismarckschen Politik zerstörte. Sein System des Gleichgewichts zwischen Rußland und Österreich-Ungarn war wohl kompliziert, aber gerade darum war es der schwierigen Lage des zwischen den Großmächten eingeklemmten Deutschen Reiches angepaßt. Das System der unbedingten Bundeestreue gegen Österreich-Ungarn, das Wilhelm der Zweite jetzt auf einmal einschlagen wollte, nachdem er sich über ein Jahr hindurch persönlich immer wieder um die Gunst des Zaren beworben hatte, war wohl einfacher, aber gefährlicher. Es entsprach nicht den Interessen des Reiches, sondern war lediglich ein Ausfluß der romantischen Stimmungen des Kaisers, in denen Bismarck mit Recht einen bedenklichen Rückfall in die Weise Friedrich Wilhelms des Vierten und in denen auch Hohenlohe den schwarzen Punkt der Zukunft sah. Gerade darum wollte Bismarck die Fäden fest in seiner Hand halten und übte Kontrolle über die Berichte, die dem Kaiser vorgelegt werden sollten. Aber auch hier verlangte Wilhelm der Zweite, daß er über alles auf dem Laufenden gehalten werde; ja darüber hinaus: auf Grund von Berichten des Konsuls von Kiew über russische Rüstungen, die ihm durch den Generalstab zugegangen waren, also auf Grund einer doch ganz einseitigen Darstellung forderte er einen plötzlichen Umschwung der deutschen Politik. Auch diese Weisung konnte Bismarck als verantwortlicher Staatsmann nicht ausführen, weil sie dem Grundgedanken seiner Politik diametral entgegengesetzt war. Den Vorwurf ungenügender Information empfand er als unverdientes und kränkendes Mißtrauen.

So stießen auf allen Gebieten Kaiser und Kanzler aufeinander. Es blieb kein anderer Ausweg als die Trennung. Am 17. März erhielt Bismarck durch die Chefs des Zivil- und des Militärkabinetts, Lucanus und Sahnke, den Befehl,

entweder die Aufhebung der Kabinettsorder von 1852 anzunehmen oder das Abschiedsgesuch einzureichen. Für Bismarck war die Entscheidung schon gefallen. Noch einmal versammelte er am Nachmittag des 17. die preussischen Staatsminister um sich und entwickelte vor ihnen die Gründe seines Rücktritts. Den Kernpunkt rückte er echt bismarckisch schlicht und groß in den Vordergrund: er müsse bezweifeln, daß er die ihm verfassungsmäßig obliegende Verantwortlichkeit für die Politik Sr. Majestät noch tragen könne, da ihm von allerhöchster Stelle die hierfür unerläßliche Mitwirkung nicht eingeräumt werde; daß er auch bei den Ministern die rechte Unterstützung vermisse, leugnete er nicht; die Minister versuchten auszugleichen, sich zu rechtfertigen, natürlich umsonst. Am Abend berieten sie bei Bötticher, was zu tun sei, und kamen zu dem einfachen Ergebnis, daß für sie gar nichts zu tun sei; der heroische Vorschlag, gemeinsam dem Monarchen die Portefeuilles zur Verfügung zu stellen, wurde als nicht im Einklang mit der preussischen Tradition abgelehnt. Am 18. verfaßte Bismarck sein Abschiedsgesuch, seine letzte Staatschrift; wie alles, was wir aus seiner Feder besitzen, knapp, klar, unerbittlich scharf in der Darlegung der Motive, der *capitis diminutio*, welche der Stellung des Ministerpräsidenten zuteil werden sollte, der Begrenzung seiner dienstlichen Berechtigungen über das Maß hinaus, das er zur Übernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit brauche, endlich der jüngsten Entscheidungen des Kaisers auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, in denen er eine Gefährdung der für das Reich wichtigen Erfolge gegenüber Rußland erblicken müsse: zwingend ergibt sich daraus der Schluß, die Bitte um Enthebung von seinen Ämtern. Am 20. bewilligte der Kaiser das Gesuch mit huldvollen Worten und mit einer einzigartigen Auszeichnung, der Verleihung der Würde des Herzogs von Lauenburg. Aber diese Auszeichnung, von Bismarck schon vorher ausdrücklich abgelehnt, weil er den Namen, unter dem er Weltruhm erlangt hatte, nicht aufgeben wollte, konnte die Bitterkeit des Abschieds nur vermehren. Und Ungeschicklichkeiten und Versäumnisse des Nachfolgers vertieften die Kluft noch mehr.

Das Intimste und Persönlichste dieser Wochen, all das, was sich hinter den Kulissen vollzog, ist uns nicht recht greifbar. Daß auf beiden Seiten die kleineren Geister geschäftig waren, Öl ins Feuer zu gießen, wird uns glaubhaft berichtet. Herbert Bismarck auf der einen Seite, den Großherzog von Baden auf der andern Seite können wir bei dieser Arbeit verfolgen; die Beteiligung der andern, etwa Böttichers und der Minister, die in der Staatsministerialsitzung vom 17. März das Bedürfnis empfanden, ihre Unschuld zu betonen, liegt einstweilen im Dunkeln. Aber was bedarf es darüber der Einzelheiten. Daß Bismarck kein bequemer Gegner war und daß er heftig werden konnte, wenn er, wie es in der milderbenden Bürokratisensprache Böttichers heißt, besonders lebhaft war, daran wird niemand zweifeln. Er kämpfte mit allen Fasern seines Wesens für das Wert, das er geschaffen hatte und mit dem er verwachsen war; daß er auch diesen Kampf mit persönlicher Leidenschaft führte, ist selbstverständlich; daß er, wenn er die Erfahrung eines langen, erfolgreichen Lebens gegen die unerfahrene Jugend, die kein anderes Verdienst aufzuweisen hatte als die Geburt, auspielte, gelegentlich die Form verlegte, die der Diener seinem Kaiser und Herrn gegenüber zu wahren hatte, wer sollte deswegen mit ihm rechten! Aber daß es ihm auch bei diesem

letzten Kampf wie bei allen früheren nur auf die Sache ankam und daß das Verstehen von dem Gegensatz zwischen Dynastie Bismarck und Dynastie Hohenzollern Verleumdung war, dafür sollte sein Leben voll Mühe und Arbeit, voll Kampf und Erfolg für das Haus Hohenzollern Beweis genug sein. Und wenn Wilhelm der Zweite in Bismarcks Sorge um das Reich nur kleinliche Eifersucht Bismarcks auf seinen armen jungen Kaiser zu erblicken vermochte, so charakterisiert das ihn, nicht Bismarck. Gewiß ist es zu verstehen, daß es dem jungen Kaiser, tatkräftig und selbstbewußt wie er war, schwer wurde, sich unter Bismarcks Führung zu beugen. Das Zusammenwirken einer alten und einer jungen Generation vollzieht sich nirgends, auch im alltäglichen Leben nicht, ohne Reibungen; und es ist leicht zu sagen, daß die Jugend das natürliche Ende abwarten solle. Aber vergleicht man die Persönlichkeiten, die sich hier gegenüber traten, betrachtet man das Vorgehen Wilhelms des Zweiten und seine Urteile über die Ereignisse, wie sie in seinen Briefen an Kaiser Franz Joseph vorliegen, so wird man ihm den Vorwurf nicht ersparen können, daß es ihm an Verständnis für das Große und Einzige der Persönlichkeit Bismarcks, daß es ihm an Ehrfurcht vor dem Manne, der das Königtum der Hohenzollern neu befestigt und ihm die Kaiserwürde zugesügt hatte, gänzlich gefehlt hat. Die Art des Vorgehens ist auf keine Weise zu entschuldigen. Hier liegt der Fehler Wilhelms des Zweiten; daß der Ausgang den Befürchtungen Bismarcks nur allzu sehr Recht gegeben hat, kommt zu dieser Schuld hinzu, schafft sie aber nicht erst. Eines soll freilich darüber nicht vergessen werden: es handelte sich nicht einfach um Wilhelm den Zweiten und Bismarck, um Jugend und Alter, sondern auch um Kaiser und Kanzler. Nachdem es zwischen ihnen zum Kampf gekommen war, konnte es keinen andern Ausweg geben als die Entlassung Bismarcks. Auch für Bismarck nicht. Zum Rebellen war er — ganz abgesehen von der Frage, ob die Zeiten noch waren, in denen der Hausmeier sich gegen seinen Herrn erhob — nicht geschaffen; die eingeborene Vasallentreue war stärker als alle persönliche Bitterkeit.

Aber über dem Persönlichen, so ergreifend es ist, steht doch das Sachliche und Allgemeine. Nicht nur zwei Menschen, auch zwei Zeitalter stießen aufeinander. Der neuen Zeit, die er selbst heraufgeführt hat, die auf den von ihm gebauten Grundlagen weiterbaut, steht Bismarck fremd und ablehnend gegenüber. Das beweist vor allem seine Stellung zur Sozialdemokratie. Wohl hatte er Recht darin, daß er alle Aufstandsversuche mit Energie niederschlagen wollte; eine Regierung muß den Mut besitzen, sich zu verteidigen. Aber ein Fehler war es, die Bewegung einer Klasse, die doch ein unentbehrliches Glied des modernen Wirtschaftslebens war, mit Gewalt unterdrücken zu wollen. Das Mittel, die erklärten Sozialdemokraten des Wahlrechts zu berauben, wäre ja auch nicht durchzuführen gewesen. Auch sonst drängte die Zeit über Bismarck hinaus; und da er nicht mehr mitgehen wollte, wurde seine innere Politik unfruchtbar. Die Steuerreform in Preußen kam nicht vorwärts, so notwendig die Anpassung des veralteten preußischen Steuersystems an die veränderte wirtschaftliche Lage und an die veränderten sozialen Anschauungen war. Das Kartell versagte in der inneren Politik.

Und selbst auf seinem eigensten Gebiet, dem der auswärtigen Politik, bereiteten sich neue Entwicklungen vor. Der Friede, den er uns seit 1871 bewahrt hatte, beruhte auf der Voraussetzung der Sätturiertheit Deutschlands. Sie traf bis

in die achtziger Jahre zu. Dann aber wuchs Deutschlands Wirtschaftsleben unter dem Schutz der Bismarckschen Politik immer mehr in die Weltwirtschaft hinein und zwang zur Erweiterung der Kontinentalpolitik zur Weltpolitik.

Die ersten Schritte hat er 1884/85 auf diesem Wege selbst noch getan, und wenn er auch unter dem kontinentalen Druck, der seit 1886 wieder in voller Schwere auf Deutschland lastete, sich vorsichtig zurückhielt, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß er nicht sein politisches Verfahren der Ausdehnung der deutschen Interessen in der Welt noch weiter angepaßt haben würde. Überhaupt ist der Reichtum seiner Natur immer so groß gewesen, daß man nicht mit Bestimmtheit sagen kann, daß es ihm 1890 an Mitteln gefehlt habe, neue Aufgaben zu bewältigen.

Freilich, er war nun 75 Jahre alt, und die alte Frische und Beweglichkeit besaß er nicht mehr. Das Schicksal des Moses war auch ihm beschieden: er hatte sein Volk durch die Wüste geführt, seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen. Aber das gelobte Land der Zukunft vermochte er nicht mehr zu betreten. Sein Zeitalter ging zu Ende.

Für ihn selbst war die Trennung von dem Amte bitterschwer, die Ruhe, die er so oft ersehnt hatte, wurde ihm nicht zuteil. Erschütternd litt er unter der Latenlosigkeit des Alters. Er hat es selbst H. Friedjung erzählt, wie er eines Abends in den Räubern die ergreifende Stelle las, „wo Franz den alten Moor ins Grab zurückschleudert mit den Worten: was? willst du denn ewig leben? Und da stand mir mein eigenes Schicksal vor Augen.“ Und noch schwerer trug er an der Sorge um die Zukunft des Reichs. Auch darin ist sein Schicksal dem des Moses zu vergleichen: es stand hinfort kein Prophet auf wie Mose. Dem neuen Kurs fehlte der Steuermann, der mit klarem Auge und fester Hand das Schiff lenken konnte. Um so eindringlicher wurden Bismarcks Mahnungen, seine Gespräche, seine Reden, die von ihm veranlaßten Zeitungsartikel. Und noch über das Grab hinaus spricht er zu uns in seinen Gedanken und Erinnerungen, seinem politischen Vermächtnis, das in den heiteren Tagen politischer Entspannung und wirtschaftlichen Fortschritts uns den Blick schärfen wollte für die Gefahren der Luftdruckverteilung, aus denen die schweren Stürme herauswachsen konnten.

Wie wirkte die Entlassung auf das Volk? Der Kaiser empfand wohl, daß ein großes Zeitalter abgeschlossen sei, daß erst jetzt Wilhelm der Erste endgültig gestorben sei; aber er empfand es nicht als Verlust, sondern als Erleichterung, und statt, des kundigen Steuermanns beraubt, mit doppelter Vorsicht zu fahren, kommandierte er mutig: Vollampf voraus. Auch das Beamtentum fühlte die Entlastung von dem Druck der schweren Persönlichkeit Bismarcks mehr als die Belastung, die ihm mit der Verantwortlichkeit für den weiteren Gang der Politik nun auferlegt wurde. Das behagliche Gefühl, daß der große Mann nicht mehr zu fürchten sei, war vorherrschend, so erzählt Hohenlohe; und die alten Gegner Bismarcks waren froh wie die Schneekönige, daß sie jetzt offen reden konnten. Und je tiefer wir hinabsteigen, desto erbärmlicher ist der Eindruck. Schakale und Hyänen, die längst auf den Tod des Löwen gelauert hatten, sie stürzten sich nun auf ihn, da er zur Strecke gebracht schien; Haß und Verbitterung, lange Zeit angesammelt, und dazu die schleichenende Angst, er könne noch einmal zum Leben erwachen, entluden sich so schamlos, daß selbst die Franzosen Einspruch erhoben.

Mit den Worten, das ist reiner Wahnsinn, um ein Paar vergessen sie alles, was Bismarck für Deutschland getan hat, charakterisierte der „Figaro“ das Verhalten der freisinnigen Presse; und Cassagnac schloß aus der Undankbarkeit der Deutschen gegen den Mann, der sie nach Paris geführt hatte, die Deutschen seien kein großes Volk. Aber die deutschen Parteien lernten nichts; die alte Bismarckfeindliche Reichstagsmehrheit, das Zentrum, die freisinnige Volkspartei, die Sozialdemokratie brachte es 1895 sogar fertig, Bismarck, dem Schöpfer des Reichstags, den Glückwunsch zum 80. Geburtstag zu versagen.

Freilich, daneben kam immer lauter, immer gewaltiger die Dankbarkeit zum Ausdruck, die die Besten unseres Volkes dem Reichsgründer entgegengebracht haben. Für sie war die Entlassung Bismarcks ein betäubender Schlag. Die Treue gegenüber Kaiser und Reich und gegenüber Bismarck, bisher ein und dasselbe, sie bedeutete jetzt für viele einen Konflikt der Pflichten; sie brauchten Zeit, diesen Bruch innerlich zu verwinden. Aber darin bewährte sich die überpersönliche Sachlichkeit des Bismarckischen Werkes, daß gerade die, die am ernstesten und ehrlichsten an seiner weiteren Ausgestaltung mitarbeiteten, doch auch dem Manne die Treue wahren und sie immer wieder bezeugen konnten, in hellem Festesjubiläum zum 80. Geburtstag, in tiefer Ergriffenheit nach seinem Tode. Und vor dem Toten verstummte auch allgemach der Parteihader. Immer größer und wichtiger wurde seine Gestalt, je weiter wir uns von dem entfernten, was sterblich an ihm war. Er wurde das Symbol deutschen Wesens, deutscher Kraft, deutscher Einheit. So steht er, aus hartem Stein durch Meisterhand gefügt, über dem Hamburger Hafen, als der Rede Roland, der Schirmer des deutschen Bodens, aber zugleich hinausweisend in die Ferne und in die Zukunft.

Heute liegt sein Werk in Trümmern. Ja schlimmer als das: sogar der Wert dieses Werkes wird angezweifelt. Leute, die nur einen einzigen Gedanken in die Politik hineinzutragen haben und ihn verwirklichen wollen, mag darüber auch die Welt zugrunde gehen, sie werfen Bismarck vor, seine Politik sei ideenlos gewesen, weil sie sich den Umständen anpaßte, um den einen großen Gedanken, den der deutschen Einheit, in die Tat umzusetzen. Und ein verstiegener Individualismus, der nichts Höheres kennt als das liebe Ich, mag sogar, den persönlichen Wert Bismarcks zu bestreiten. R. Scheffler erklärt in einer Studie über Bismarck rundweg: um das Jahr 1848 hört Bismarck auf, im höheren Sinne rein menschlich interessant zu sein. Für uns, denen höheres Menschentum nicht höhere Rechte auf Genuß, sondern höhere Pflichten gegenüber der Menschheit bedeutet, beginnt er vielmehr um 1848 erst recht interessant zu werden: das Problem, wie der große Mensch sich einfügt in den Staat, wie er durch die Kraft seiner Persönlichkeit seinen Staat über seine alte Begrenztheit hinaus steigert, wie er das deutsche Wesen zusammenfaßt zu machtvoller Gestaltung, das erscheint uns als der eigentliche Inhalt von Bismarcks Leben. Und wir wollen ihm die Treue halten; das Erbe, das er uns hinterlassen hat, das wollen wir uns wieder erarbeiten, heute erst recht, wo es verloren zu gehen scheint, wo es manchem schwer fallen mag, zum Staate Bismarcks ein inneres Verhältnis zu gewinnen, wo mancher glauben mag, die Aufgaben des neuen Deutschland erforderten Abkehr von Bismarck. Gewiß, wir können nicht zurück. Gerade er, der Mann der Realpolitik, würde es nicht billigen, die Aufgaben von heute und morgen mit den Methoden

von gestiern und vorgestern meistern zu wollen. Wir müssen und wir wollen vorwärts; aber diesen Weg wollen wir gehen unter seiner Führung, in seinem Geiste, mit der unbedingten Hingabe an das Ganze, das Vaterland. Von ihm kann unsere Zeit lernen, was es heißt, die eigene Persönlichkeit unter Verzicht auf Genuß und Glück ganz einzustellen in den Dienst der Gemeinschaft. Für jeden von uns sei sein Wahlspruch eine Mahnung: patriae inserviendo consumor.



Die Kabinette in der alten Regierung

Von Admiral a. D. von Müller,
ehemals Chef des kaiserlichen Marinekabinetts

Die nachfolgenden hochinteressanten Ausführungen, deren Verfasser einen entscheidenden Einfluß auf die Person des Kaisers und damit auf die Geschichte des deutschen Volkes ausgeübt hat, glauben wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen, obgleich die Grenzboten den Standpunkt, von dem sie ausgehen, nicht völlig teilen. Wir behalten uns daher vor, in der Folge auch andere Stimmen zu der angeschnittenen Frage zu Worte kommen zu lassen. B.



in den Erörterungen über das alte Regierungssystem spielen die Kabinette eine große Rolle. Sie gelten als charakteristisch für das abgetane System und werden von seinen Feinden mit ihm verurteilt. Freilich ohne daß die Urteilenden über das Wesen der Sache genügend unterrichtet sind. Ich glaube deshalb etwas Nützliches zu tun, wenn ich aus den Geschäftskenntnissen und Erfahrungen meiner zwölfjährigjährigen Amtsführung als Chef des Marinekabinetts heraus etwas zur Klärung der Frage niederschreibe.

Das Altenmaterial über die Bildung des Militär- und Zivilkabinetts und deren innere Organisation steht mir nicht zur Verfügung. Ich kenne die Tätigkeit dieser Kabinette im wesentlichen auch nur durch den Verkehr mit den Chefs, mit denen man ja sehr viel zusammenkam und manchmal auch zusammen zu arbeiten hatte. Dabei habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die drei Kabinette bei allen durch ihr Arbeitsgebiet gegebenen Unterschiedlichkeiten doch nach denselben Grundsätzen arbeiteten und daß deshalb das, was ich über das Marinekabinett zu sagen habe, im Wesen der Sache auch für die beiden anderen Kabinette gilt. Der entscheidende Grundsatz für die „Kabinettswirtschaft“ war:

„Die Förderung des Dienstes unter Beobachtung strenger Gerechtigkeit, unter möglichst sorgfältiger Respektierung der Ressortgebiete und unter Wahrung der Autorität und des menschlichen Ansehens des Monarchen.“

Diesen Grundsatz galt es durchzuführen auf allen Gebieten, die in den Geschäftsbereich des Marinekabinetts gehörten und die hier einzeln besprochen werden sollen.

Die Stellenbesetzungen.

Die höchsten Stellen in der Marine wurden auf Vortrag des Kabinettschefs vom Kaiser unmittelbar, d. h. ohne daß Vorschläge vorlagen, besetzt. Selten hatte der Kaiser einen eigenen Kandidaten in Bereitschaft, aber auch in diesem Falle war er durchaus gewillt, geltend gemachte Bedenken zu respektieren, selbst wenn diese gegen einen ihm persönlich besonders sympathischen Offizier sprachen, wie denn überhaupt die Sachlichkeit des Kaisers bei allen Erörterungen unter vier Augen — und die Vorträge des Kabinettschefs spielten sich immer so ab — über allen Zweifel erhaben war. Wenn also bei diesen Stellenbesetzungen fehlgegriffen wurde, so war es sicher nicht die Schuld des Kaisers. Das erhöhte natürlich die Verantwortung, die der Kabinettschef trug, der doppelt gewissenhaft alle Für und Wider zu prüfen hatte. Sein Handwerkzeug, die Qualifikationsberichte, reichten dafür nur selten aus, der persönliche Eindruck war auch oft trügerisch. Ich habe immer gesucht, durch offene Aussprache mit den Offizieren im Kabinett, zu denen immer ein kollegialisches Verhältnis bestand, und durch Besprechungen und Briefwechsel mit höheren Offizieren, die den Betreffenden gut kennen mußten und zu deren Urteil ich Vertrauen hatte, das eigene Urteil zu kontrollieren und nötigenfalls zu korrigieren. Mein von mir hochverehrter Vorgänger im Amte, der verstorbene Admiral Freiherr von Senden, hatte sich gegen das Ende seiner über sechzehn Jahre währenden Kabinettschefszeit nach einigen trüben Erfahrungen immer mehr auf die Qualifikationsberichte gestützt; aber ich bin doch dabei geblieben, daß die Qualifikationsberichte, namentlich in den höheren Stellen, reichlich Fehlurteile enthielten. Es kommt doch eben sehr darauf an, von wem sie aufgestellt worden sind.

Eine besondere Schwierigkeit bei den Stellenbesetzungen war die Rücksichtnahme auf das Avancement oder richtiger gesagt auf die Verjüngung des Offiziercorps auch in den höheren Stellen. Die Marine brauchte junge Admirale. Darauf drückte auch der Kaiser mit Recht. Schon einige Jahre vor dem Kriege wurden die Kapitäns zur See mit 48 Jahren Konteradmirale, also etwa drei Jahre schneller, als ich es im Jahre 1905 geworden war, und nur ganz ausnahmsweise blieb ein Admiral über sein 60. Lebensjahr hinaus im Dienst. Die Durchführung dieses Prinzips brachte natürlich manche Härte mit sich, war aber notwendig — im Gegensatz zur Armee, deren höchste Führer nicht bei Nacht und Nebel zur sofortigen Befehlerteilung bereit auf der Kommandobrücke zu stehen brauchten und mit eigenen Augen sehen mußten.

Die große Masse der Stellenbesetzungen erfolgte im Herbst um den 1. Oktober herum, und im Frühjahr kam dann noch ein kleinerer Stellenwechsel. Als Grundlage für diese Stellenwechsel dienten die Vorschläge des Reichsmarineamtes, des Admiralsstabes und der beiden Stationskommandos. Sache des Kabinetts war es, die vielfach kollidierenden Vorschläge auszugleichen, was in letzter Linie in einer Personalreferenten-Sitzung im Kabinett geschah. Hierbei kamen alle Interessen zu Wort mit dem Erfolg, daß in der Marine wohl im allgemeinen die Überzeugung von einer sehr sachlichen Handhabung der Stellenbesetzung herrschte. Es ist jedenfalls nach dieser Richtung hin alles geschehen, was billigerweise erwartet werden konnte.

Für den näheren Termin des Stellenwechsels bestand in der Marine auf Grund einer durch das Kabinett erwirkten kaiserlichen Verfügung größere Freiheit als in der Armee, bedingt durch die größere Kompliziertheit des Apparates, der aus einer Hand in die andere ging. In der Armee legte in der Regel sofort nach dem Erscheinen der Kabinettsorder der Abgelöste sein Amt nieder. In der Marine war eine Übergabe der Geschäfte vorgesehen, und zur Ermöglichung dieser Übergabe war es den Immediatbefehlshabern der wechselnden Offiziere überlassen, sich über den näheren Zeitpunkt der Übergabe zu einigen. Tatsächlich verschob sich so der Termin oft um Wochen, sehr zum Nutzen der Einheitlichkeit in der Geschäftsführung.

Natürlich war bei den Stellenbesetzungen nicht nur das möglichst zweckmäßige Decken des Bedarfs maßgebend, sondern es war auch Rücksicht zu nehmen auf die Interessen des einzelnen Offiziers, auf einen vernünftigen Wechsel zwischen Land- und Bordstellungen, auf eine vielseitige Ausbildung der für leitende Stellungen in der Marine in Frage kommenden, über den Durchschnitt befähigten Offiziere, schließlich auch nach Möglichkeit auf einen Wechsel der Garnison in dem Sinne, daß nicht einzelne Offiziere dauernd ihren Wohnsitz in den minder begehrten Marinegarnisonen hatten. Freilich legten hier fiskalische Interessen — Unzugskosten — gewisse Beschränkungen auf.

Die Qualifikationsberichte.

Die Bestimmungen über die Qualifikationsberichte wurden in erster Linie im Kabinett bearbeitet, wie auch ihre endgültige Verwertung im Kabinett stattfand. Das erforderte viele und verantwortungsvolle Arbeit; handelte es sich doch in den Jahren — immer jedes zweite Jahr —, in welchen über alle Offiziere Berichte einzureichen waren, um mehrere Tausende, und waren doch die Marine-Qualifikationsberichte, von denen der ganz jungen Offiziere ganz abgesehen, recht ausführlich, ausführlicher als es in der Armee Gebrauch war. Das fiel übrigens seinerzeit dem General v. Caprivi auf, als er Chef der Admiralität geworden war, aber es fiel ihm angenehm auf. Die Qualifikationsberichte wurden formell dem Kaiser eingereicht. Auf Grund der von den beiden Offizieren des Kabinetts gefertigten Auszüge fand dann ein Vortrag über den Inhalt statt, bei welchem die Konsequenzen aus den Berichten gezogen wurden, indem der Kaiser gebeten wurde, in den und den Fällen die Einreichung des Abschieds zu befehlen, in anderen wieder eine neue Berichterstattung nach bestimmter Frist oder die Versetzung in eine andere Stelle, in der Gelegenheit gegeben war, gerügte Fehler abzulegen. Den Immediatstellen gingen dann die kaiserlichen Entscheidungen durch den Kabinettschef zu.

Es ist wohl manchmal angezweifelt worden, ob die gewaltige Arbeit der Aufstellung und Verwertung der Qualifikationsberichte sich gelohnt hat. Ich halte diese Zweifel für unberechtigt. Die Einrichtung zwang doch zu einer eingehenden Beschäftigung mit der Persönlichkeit der Untergebenen, und der Untergebene wußte, daß es sehr wichtig für ihn war, einen guten Qualifikationsbericht zu erhalten. Eine erhöhte Bedeutung erlangten die Qualifikationsberichte in späterer Zeit noch dadurch, daß in die einschlägigen Vorschriften die Verpflichtung aufgenommen wurde, dem beurteilten Untergebenen die Ausstellungen mitzuteilen, deren Kenntnis zu einer Änderung zum Besseren führen konnte. Früher war es tatsächlich vor-

gekommen, daß Jahr für Jahr dieselben Mängel gerügt wurden, ohne daß der Betroffene eine Ahnung von seinen ihm selbst vielleicht ganz unbewußten Fehlern hatte. Es war das eine Verkennung des Sinnes der im allgemeinen geltenden Geheimhaltung der Qualifikationsberichte gewesen.

Es braucht schließlich kaum erwähnt zu werden, daß die regelmäßige Berichtserstattung an den Kaiser über jeden einzelnen Offizier eines der Bindemittel zwischen dem Monarchen und dem Offizier war und damit ein Faktor für die Herstellung der besonderen Beziehungen, die das Offizierkorps mit dem obersten Kriegsherrn verbanden, sehr zum Nutzen der Wehrmacht und des Staates überhaupt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die Verbeibehaltung des Brauches anzusehen, daß alle Beförderungen, Ernennungen, Verabschiedungen usw. durch den Kaiser unterschriftlich vollzogen wurden, wie der Kaiser auch daran festhielt, alle Patente vom Kapitänleutnant einschließlich aufwärts persönlich zu unterschreiben trotz der im Laufe der Zeit außerordentlich gesteigerten Schreibarbeit.

Die Kriegsgerichte.

Die Kriegsgerichtsurteile über Offiziere wurden dem Kaiser durch den Präsidenten des Reichsmilitärgerichts eingereicht mit einem Vorschlag zur Bestätigung, gnadenweisen Milde rung oder, wenn Fehl sprüche vorlagen, Verweisung an ein anderes Gericht. Der Vortrag über den Gerichtsfall stand dem Kabinettschef zu. Nur in ganz vereinzelten Fällen, etwa wenn die besonderen Verhältnisse des Vordienstes seitens des Militärgerichts nicht genügend berücksichtigt schienen, wurde auf den Vorschlag des Präsidenten nicht eingegangen, sondern weitere Erwägungen beziehungsweise Ausdehnung der Untersuchung auf noch zweifelhafte Punkte an geordnet. Gott sei Dank kamen Kriegsgerichte ernsterer Art sehr selten vor, so daß auf diesem Gebiete dem Kabinett wenig Arbeit erwuchs.

Die Ehrengerichte.

Auch die Zahl der Ehrengerichte hielt sich in mäßigen Grenzen, namentlich nachdem das eine oder andere Mal ein zur Vorlage gebrachter ehrengerichtlicher Spruch als nach Lage des Falles unnötig zurückgewiesen und die disziplinarische Erledigung anheimgestellt worden war. Im übrigen wurde jeder Ehrengerichtspruch im Kabinett sehr sorgfältig durchgearbeitet. Zunächst ging es an den Justitiar, der auch für das Militärkabinett bestellt war, und dessen Beurteilung des Falles eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassung in Armee und Marine gewährleistete. Dann legte der Dezernent des Marine-Kabinetts das Wesentliche des Falles schriftlich nieder und gab sein Votum für die Entscheidung. Der Abteilungschef nahm — auch schriftlich — Stellung dazu und schließlich setzte der Kabinettschef seine Auffassung darunter und legte dar, welche Entscheidung er dem Kaiser vor schlagen würde. Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den drei Herren im Kabinett fand dann noch eine klärende mündliche Besprechung statt, bei der im besonderen der jüngste Offizier (Kapitänleutnant oder junger Korvettenkapitän) den Standpunkt seiner Altersgenossen offen vertreten konnte.

Die dem Kaiser vorzulegende Entscheidung war oft sachlich sehr schwierig und auch schwierig zu formulieren. Galt es doch den vorliegenden Verhältnissen unter Wahrung der Tradition Rechnung zu tragen, dabei, wenn irgend möglich, den Spruch des Ehrengerichts zu akzeptieren — im Interesse der Autorität dieses

Gerichtes und der Vorgesetzten, die dabei mitgewirkt hatten —, die allgemeinen Strafgesetze nicht zu verletzen und schließlich die dem Kaiser zustehende gnadeweise Milde des Spruches möglichst walten zu lassen, besonders wenn sie von dem Ehrengericht oder dem vorlegenden Vorgesetzten angerufen worden war.

Der Kaiser war persönlich immer gern bereit zur Milde der Sprüche, wenn es sich irgend mit der Wahrung der Ehre des Offizierkorps vereinigen ließ, und häufig genug nahm er, wenn zunächst Strenge walten mußte, eine spätere Rehabilitierung des Schuldigen von vornherein in Aussicht. Er war eben durchaus nicht der fanatische Militarist, zu welchem ihn jetzt seine Feinde stempeln wollen.

Natürlich kamen auf dem heißen Gebiete der Ehrengerichte auch offenkundige Fehlurtheile vor, Sprüche, die stark und ungerechtfertigt herausfielen aus dem traditionellen Rahmen und die deshalb zu verwerfen waren, aber auch dann wurde die „Ablehnung, auf den Spruch zu entscheiden“, in eine Form gebracht, die das Recht unabhängigen Urtheils des Offizierkorps nicht grundsätzlich antastete. Andernfalls wäre der Wert der ganzen Institution der Ehrengerichte sehr herabgesetzt worden.

Zur Erzielung einer möglichst einheitlichen Auffassung in Ehrenangelegenheiten wurden besonders interessierende ehrengerichtliche Sprüche und kaiserliche Entscheidungen darauf auch den nicht beteiligten Immediatstellen mitgeteilt, natürlich immer unter Fortlassung des Namens der Angeeschuligten oder Verurtheilten.

Das durch die Revolution beseitigte Ehrengerichtswesen hatte gewiß seine schwachen Seiten und wäre sicher auch reformiert worden, wenn die alte Regierung geblieben wäre. Es galt vor allen Dingen Unklarheiten in der Duellfrage und in der Wirkung ehrengerichtlicher Strafen zu beseitigen. Aber das waren Nebensächlichkeiten gemessen an dem ungeheuren Wert des Ehrengerichts nicht nur für die sittliche Höhe und gesellschaftliche Stellung des Offizierkorps, sondern von da aus weiter wirkend für den ganzen Ton im Verkehr der Menschen aller Stände unter einander. Manche Verwilderung unserer Gegenwart auch auf publizistischem Gebiet wäre unmöglich gewesen, wenn die Ehrengerichte bestanden geblieben wären. Und ich sehe nichts, was sie ersetzen könnte.

Beschwerden.

Es kamen in der Marine außerordentlich wenig Beschwerden an den Kaiser heran. Im ganzen herrschte in der Marine ein sehr verständiger, unnötige Schroffheiten ausschließender Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, namentlich an Bord. Das habe ich oft von Armeeeoffizieren, die zu ihrer Information für längere Zeit, z. B. zu den Herbstübungen der Flotte, an Bord kommandiert waren, lobend anerkennen hören. Während des ganzen Krieges ist, soweit ich mich erinnere, keine einzige ernsthafte Beschwerde im Kabinett zu bearbeiten gewesen.

Organisatorisches.

Der Chef des Marinekabinetts hatte ressortmäßig mit Organisation nichts zu tun; aber da er durch die Stellenbesetzungen, durch Bearbeitung der Qualifikationsberichte, der Kriegs- und Ehrengerichte eine große Verantwortung für die Leistungsfähigkeit und den Geist des Offizierkorps trug, räumte ihm der Staats-

sekretär des Reichsmarineamts verständigerweise einen entsprechenden Einfluß auf alle Organisationsfragen ein, die das Offizierkorps berührten. Stellenweise überließ er dem Kabinettschef sogar den Thronvortrag in solchen Angelegenheiten.

Das galt besonders für die Organisation der Ehrengerichte und die Bestimmungen über Gesuche und Beschwerden; aber auch allgemeinere organisatorische Fragen, wie Stellung des Admiralsstabes, Berücksichtigung der Abiturienten beim Offizierersatz usw. gehörten hierher.

Die Admiralsstabsfrage war mit der Frage des bevorzugten Avancements in der Marine verknüpft, wodurch einzelne Offiziere in jungen Jahren — in noch jüngeren, als es ohnehin der Fall war — in leitende Stellen gebracht werden konnten. Im allgemeinen war im Seeoffizierkorps nicht viel Stimmung hierfür, auf Grund der sehr richtigen Ansicht, daß dazu das Seeoffizierkorps zu klein war, und daß eigentlich von jedem Offizier, der es zum Kommandanten eines großen Schiffes bringen will, Admiralsstabsqualität gefordert werden muß. Auch stand in der Marine die nur auf der Kommandobrücke zu erwerbende langjährige praktische Erfahrung in zu hohem Ansehen, als daß eine künstliche Emporzüchtung junger Kräfte angebracht gewesen wäre. Ein oder der andere Admiralsstabschef trat wohl für die Schaffung eines besonderen Admiralsstabsoffizierkorps ein, ähnlich wie es die Armee besaß, und versprach sich viel von dem sogenannten besonderen Nervensystem, das damit in alle Kommandostellen gelegt werden würde, einen die kommandierenden Offiziere mehr oder weniger ausschaltenden, von Berlin ausgehenden Befehlsdraht. Der schon für die Armee bedenkliche, für die Marine direkt gefährliche Gedanke stieß im Marineministerium auf entschiedenen Widerstand und wurde nicht nur von dem Staatssekretär des Reichsmarineamtes, sondern in letzter Instanz auch von dem Kaiser abgelehnt, der immer ein volles Verständnis für die Bedeutung des eigentlichen Frontoffiziers hatte.

In einer anderen, das Offizierkorps betreffenden organisatorischen Frage, der Bewertung der Abiturienten als Offizierersatz, war das Kabinett die treibende Kraft, gestützt auf die Auffassung des Kaisers und die Zustimmung des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes, der dabei freilich seine Behörde nur sehr teilweise hinter sich hatte. Es war aber auch eine außerordentlich schwierige Frage, da wir nicht ohne weiteres das Verfahren der Armee, das Vorpatentieren der Abiturienten um zwei Jahre bei der Beförderung zum Offizier nachmachen konnten, denn dann hätte bei der in der Marine sehr kurzen Leutnantszeit der eben zum Leutnant beförderte Abiturient schon in Jahresfrist vor der Beförderung zum Oberleutnant gestanden, bei den Anforderungen, die an den Oberleutnant als wachhabenden Offizier zu stellen waren, ein Unding. Die Vorpatentierung mußte also später gelegt werden, was aber auch nicht einfach war. Es gehörte jedenfalls eine starke Überzeugung von der Nützlichkeit der höheren Bewertung der Abiturienten dazu, alle Bedenken zu überwinden. Diese Überzeugung gründete sich darauf, daß in der neueren Zeit die Zugehörigkeit der Offiziererfinder zu einer Familie der höheren Stände nicht genügte, dem Offizierstande seine — auch rein militärisch dringend gebotene — bevorzugte Stellung im Staat und in der Gesellschaft zu bewahren, sondern daß ein höheres Durchschnitts-Bildungsniveau des Offizierstandes angestrebt werden mußte. Es mußte sich also der Offizierersatz

möglichst nur aus Abiturienten zusammensetzen. Der unglückliche Ausgang des Krieges hat auch durch diese Frage einen dicken Strich gemacht.

Technisches.

Der Kabinettschef hatte keinerlei Befugnisse in technischen Fragen, wohl aber mußte er sich auf technischem Gebiete auf dem laufenden halten, um dem Kaiser, dessen Interesse für technische Dinge fast zu weit ging, jederzeit Auskunft geben zu können. Ich muß rückhaltlos anerkennen, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamtes mich durch Zustellung von Plänen und Denkschriften über Bauprojekte loyal unterstützt hat, weit über das hinausgehend, was ich durch passive Teilnahme an den Vorträgen des Staatssekretärs ohnedies erfuhr. Umgekehrt wird mir der Staatssekretär wohl das Zeugnis ausstellen, daß ich sorgfältig vermieden habe, mich persönlich in technische Fragen einzumischen, so oft ich auch in die Lage kam, Fragen und Anregungen des Kaisers an den Staatssekretär weiter zu geben. Das Reichsmarineamt war häufig recht unglücklich über die ihm viel Arbeit verursachenden kaiserlichen Projekte und vergaß darüber manchmal, daß die Marine doch dankbar sein mußte für das große Interesse, das der Kaiser der technischen Entwicklung, im besonderen der Schiffstypenfrage entgegenbrachte. Freilich verkannte der Kaiser, was es für das ohnedies überlastete Konstruktionsbüro bedeutete, einen kaiserlichen Entwurf, etwa zu einem schnellen Linien Schiff oder einem Torpedo-Batterie-Schiff, zahlenmäßig durchzuarbeiten.

In stärkerem Maße wurde das Kabinett in die Technik hineingezogen, als der Kaiser einige Jahre vor dem Kriege ein Preisausschreiben für ein schnelles Linien Schiff erlassen hatte und es nun galt, die eingegangenen Projekte aller großen Schiffbauunternehmen zu prüfen und darüber vorzutragen. Mit Einverständnis des Staatssekretärs fiel das dem Kabinett zu, weil es sich in gewissem Sinne um eine private Angelegenheit des Kaisers handelte. Der zweite Offizier im Kabinett, der einmal einen Posten auf einer kaiserlichen Werft gehabt hatte, übernahm den Vortrag zu allseitiger Zufriedenheit.

Und wie ich mich in organisatorische und technische Fragen nicht einzumischen hatte, so auch nicht in die rein militärischen des Admiralstabsdienstes und der Flottenführung, sowie der allgemeinen militärischen Ausbildung. Aber auch hier hatte ich mich als nächste Auskunftsstelle des Kaisers auf dem laufenden zu halten. Ich machte deshalb regelmäßig das Herbstmanöver der Flotte mit und schiffte mich auch sonst auf dem Flottenflaggschiff ein, wenn besonders interessante Übungen stattfanden. Den Besichtigungen der Seeladettenschulschiffe wohnte ich natürlich auch von Zeit zu Zeit bei. In den letzten Jahren vor dem Kriege fand immer eine solche Besichtigung durch den Kaiser auf seiner Nordlandsreise statt, sehr zum Nutzen der Sache.

Aber im ganzen wäre es sicher gut gewesen, wenn der Kabinettschef mehr mit der Front in Berührung gekommen und mehr Offiziere in ihrer dienstlichen Tätigkeit persönlich kennen gelernt hätte. Das ließ sich jedoch mit der Stellung schlechterdings nicht vereinigen. Beim Kaiser liefen zu viele Fäden aus der ganzen Marine zusammen, zu viele Entscheidungen waren vom Kaiser zu treffen auf Vortrag des Kabinettschefs, als daß längere und häufigere Abwesenheit des letzteren von dem jeweiligen Wohnsitz des Kaisers zulässig gewesen wäre. Ander-

seils machte der Kaiser selbst niemals Schwierigkeiten, wenn ich bei, zu dieser oder jener Übung reisen zu dürfen.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen spielte sich die „Kabinettsregierung“ der Marine wie folgt ab: An jedem Dienstag vormittag war Gelegenheit zum Thronvortrag des Chefs des Admiralstabes, an jedem Sonnabend vormittag zum Thronvortrag des Staatssekretärs des Reichsmarineamts und des Chefs des Marineministeriums. Anmeldung zum Vortrag am vorhergehenden Tage war notwendig. Dem Vortrag des Admiralstabschefs und des Staatssekretärs wohnte außer dem Kommandanten des Hauptquartiers der Kabinettschef bei, zunächst gewissermaßen als Zeuge, dann aber auch als Referent für den Fall, daß in den Vorträgen Personalfragen berührt wurden. Über den meist sehr vielseitigen Vortrag des Staatssekretärs machte der Kabinettschef sich Notizen. Das hatte der Kaiser besonders angeordnet. Der Vortrag des Kabinettschefs spielte sich unter vier Augen ab, wohl wegen des oft vertraulichen Charakters der dabei erörterten Fälle. Zu den Vorträgen des Staatssekretärs befahl der Kaiser, wenn es sich um größere technische Fragen handelte, die betreffenden Spezialisten des Reichsmarineamts, zum Beispiel den Chefkonstrukteur, den Direktor des Waffendepartements usw.; liebte es doch der Kaiser sehr, sich möglichst direkt an der Quelle zu informieren. In besonderen Fällen fanden gemeinsame Vorträge des Staatssekretärs des Reichsmarineamts und des Chefs des Admiralstabes statt, manchmal auch größere gemeinsame Vorträge mit den Vertretern der Armee zusammen, zum Beispiel in Fragen der Küstenbefestigungen, die ja teilweise der Armee unterstanden. War der Kaiser auf Reisen, zu denen er in der Regel die drei Kabinettschefs mitnahm, so schickten der Staatssekretär und der Chef des Admiralstabes besonders dringliche Vortragssachen an den Kabinettschef mit dem Ersuchen, den Vortrag zu übernehmen. Die Vorträge fanden dann im Anschluß an den Eingang und die Durcharbeitung der Kuriersendungen ohne Bindung an einen bestimmten Wochentag statt.

Der Kaiser las sehr viel und ganz ungewöhnlich schnell, immer mit dem Bleistift zur Hand. Die Berichte und Zeitungsmappen mit den kaiserlichen Randbemerkungen und Zuschriften kreisten dann bei den Kabinettschefs behufs Kenntnisnahme und Erledigung des ihr Ressort Angehenden. Hatte man Bedenken gegen die kaiserlichen Ansichten und Willensäußerungen, so blieb es einem unbenommen, bei nächster Gelegenheit, wenn es angezeigt erschien, auch sofort dagegen vorstellig zu werden, und man konnte ganz sicher sein, dabei auf großzügiges Entgegenkommen des Kaisers zu treffen. Er würde auch aus sich heraus manche seiner impulsiven Randbemerkungen durchgestrichen haben, hätte er sie nur wenige Tage nach der Niederschrift noch einmal zu Gesicht bekommen, denn sie waren oft nach wenigen Tagen durch die Ereignisse korrigiert oder überholt. Aber freilich dachte damals niemand an die Möglichkeit einer Skatky'schen Verwertung der Randbemerkungen.

Alles in allem arbeitete die sogenannte Kabinettsregierung, wie sie sich einmal herausgebildet hatte, gut. Dabei kann die Frage offen gelassen werden, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn die staatsrechtlich verantwortlichen Organe des Regierungsapparates mehr direkt mit dem Kaiser in Verbindung getreten wären. Daß das nicht geschah, war gewiß nicht Schuld des Kabinettschefs, aber auch nicht des betreffenden Ressortchefs. Es war im wesentlichen eine Raum- und Zeitfrage.

Und nun der Krieg, der von dem Kaiser nicht gewollte Krieg mit seinen das Menschenmögliche übersteigenden Anforderungen an die geistigen und seelischen Kräfte des Staatsoberhauptes. Einer nach dem anderen seiner Ratgeber aus dem Jahre 1914 spannte aus oder wurde beiseite geschoben. Am Schlusse des Krieges arbeitete er mit dem vierten Reichskanzler und Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, dem dritten Chef des Generalstabes, dem vierten des Admiralstabes, dem vierten Flottenchef, dem vierten Kriegsminister, dem dritten Staatssekretär des Reichsmarineamtes, dem dritten Chef des Zivilkabinetts und dem zweiten des Militärkabinetts. Der Chef des Marinekabinetts blieb bis zum praktischen Schluß des Krieges, vielleicht weil er zu belanglos war, vielleicht weil er stets bemüht war, sich in den Grenzen seines Dienstgebietes zu halten. Aber das hatten die beiden anderen Kabinettschefs auch getan. An uns dreien und an der „Kabinettswirtschaft“ lag es nicht, daß der Krieg verloren ging und das Reich zusammenbrach.



Österreichs Balkanpolitik und der Kriegsausbruch

Von Universitätsprofessor Dr. R. f. Kaendl (Graz)



urch die Wiener und Berliner Veröffentlichungen ist wieder einmal die Frage auf die Tagesordnung gekommen, ob durch ein Nachgeben oder doch durch größere Zurückhaltung Österreich gegen Serbien nach der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers der Krieg hätte vermieden werden können.

Nun steht die Sache zunächst so, daß bekanntlich Serbien gar nicht der Hauptfaktor war. Seit Jahren wußte jeder Kundige, daß Serbien den Krieg vom Zaun brechen würde, wenn Rußland es wünschen werde. Hätte also Rußlands Drang zum warmen Meere, Rußlands Plan, nach Konstantinopel zu kommen, damit aufgehört, daß Österreich nochmals nachgegeben hätte? Wäre damit aber auch Italiens Absicht, die Adria völlig in seine Gewalt zu bringen, aus der Welt geschafft worden? Hätten Frankreichs Revanchepläne und Englands Umkreisungspolitik aufgehört? Man weiß doch, daß der Krieg nicht Österreich allein galt, sondern daß es über Wien auch nach Berlin ging. Man hatte nur den Brand am Balkan losbrechen lassen, weil es hier im Wetterwinkel Europas am bequemsten war.

Aber gesetzt den Fall, Österreich hätte nachgegeben und die anderen Mächte hätten nicht die Absicht gehabt, für den Augenblick den Krieg auf andere Weise zu veranlassen. Glaubt man, daß Serbien sich beruhigt hätte? Da muß man sich daran erinnern, was Montenegro 1913 getan hat. Trotz aller Kundgebungen der Großmächte, Rußland mit eingerechnet, belagerte es Skutari. Auch die Blockierung der Küste Montenegros durch die Großmächte schreckte Nikita nicht ab. Er brachte Skutari zu Fall und schickte sich an, es zum Mittelpunkt Montenegros zu machen. So spottete der winzige Vergstaat der sechs Großmächte, weil er genau wußte, daß sie alle zusammen wegen ihres gegenseitigen Miß-

trauens ohnmächtig seien. Wenn er schließlich doch nachgab, so ist das Erwähnte Beweis genug dafür, was die Monarchie von Serbien zu erwarten hatte, wenn sie nicht mit Energie einschritt. Die heutige Entwicklung beweist, daß die Westmächte den Osten nie in Schranken und Ordnung erhalten werden.

Aber freilich den wenigsten steht klar vor Augen, was Serbien wollte. Die wenigsten wissen, daß hier seit mehr als einem Jahrhundert zielbewußte Heße betrieben wurde, der nichts heilig war, die rücksichtslos auf ihr Ziel losstrebte, der Mord und Verleumdung erlaubte Mittel sind.

Die Großserbischen Treibereien begannen schon 1804, als der Aufstand der Serben gegen die türkische Herrschaft losbrach.¹⁾ Die Serben traten zu Rußland in Beziehungen, das sich als Schützer der von den Türken bedrängten Christen aufspielte. Bis Montenegro hat damals schon Rußland seine Fäden gesponnen. Österreich mußte es dulden, denn es bedurfte der Hilfe der Russen gegen Napoleon. Schon damals griff diese Bewegung auf die Serben in der Habsburger Monarchie über. Der orthodoxe Metropolit von Karlowitz erörterte in einer nach Rußland gesandten Denkschrift den Plan, alle Serben mit russischer Hilfe zu befreien und unter einem orthodoxen Herrscher zu vereinigen.

Dieser von kirchlichen orthodoxen Faktoren unterstützte Plan wurde durch die bald darauf einsetzende verfälschte und lügenhafte Darstellung über das Alter und die Bedeutung der Serben zu wahnwitziger Höhe gesteigert.

Wie auf die Tschechen die gefälschte Königinhofer Handschrift, so hat auf die Serben diese „Forschung“ gewirkt. Die Serben haben nach dieser „geschichtlichen“ Darstellung durch 3000 bis 4000 Jahren mit den Chinesen gekämpft, wurden dann nach Sibirien gedrängt, von dort besiedelten sie ganz Europa und kamen schließlich auch nach Indien, Vorderasien und Afrika. Nach ihr haben die Serben somit eine Vergangenheit von 5000 Jahren hinter sich; sie werden als „größtes Volk des Planeten“ bezeichnet, als „wichtigstes Volk des Erdenrunds“, „ein Volk, dem tatsächlich die ganze Welt untertan sein sollte“, „das Volk, in dem Christus selbst geboren wurde“, „das die christliche Lehre aus dem Munde der Apostel selbst vernommen hatte“ und dergleichen mehr.

Um die Wirkung solcher Darstellungen vollauf zu bemessen, muß man den leidenschaftlichen Charakter der Südslawen (daher ist ja der Balkan der Wetterwinkel Europas) berücksichtigen. Die Serben sind durch die jahrhundertlangen Wirren und Kämpfe, ferner durch Blutmischung mit balkanromanischen Nomaden zu einem Volke von rücksichtsloser, umstürzlerischer Gewaltsamkeit geworden. Das kommt schon in den geradezu erschreckenden Verbrechertziffern Serbiens zum Ausdruck. In einer Bevölkerung von 2 700 000 Seelen sind von 1897—1906 in jedem Jahre durchschnittlich 669 Personen durch Mörderhand gefallen! Man erinnere sich aber auch daran, daß die radikale Partei im Jahre 1890 durch 344 politische Morde zur Herrschaft kam, ferner an die Fürstenmorde in Serbien, an die Ausrottung der Albanesen im Paschalik von Nisch (1878—1883). Auf die bekannten Kriegsgreuel sei nur kurz verwiesen.

Den Serben Südbungarns bot das Jahr 1848 die nächste Gelegenheit zur Geltendmachung ihrer Forderungen. Auf ihrem Nationalkongreß in Karlowitz

¹⁾ Übrigens bestanden schon Beziehungen zu Peter dem Großen und seinen Nachfolgern.

erklärten sie sich als politisch freie Nation und vertraten ihre Forderungen mit schrecklicher Brutalität. „Kinder wurden an den Kirchentüren angenagelt, Weiber geschändet, Männer qualvoll am Spieße geröstet.“

Im Fürstentum Serbien erhielt das allserbische Programm 1866 eine schärfere Fassung. Der serbische Revolutionär Milovan Jankovic bezeichnete Serbien als das „Piemont des Balkans“. „Die Mission Piemonts ist es, alle italienischen Länder von habsburgischer Herrschaft mit Hilfe österreichfeindlicher Mächte zu befreien und dann zu vereinigen. Diese Mission hat auch Serbien.“ Jankovic warb zunächst in der Schweiz, dann in Südbungarn für seine Ideen (1866). Wie rasch sein Schlagwort durch die Omladinabewegung Anerkennung fand, geht daraus hervor, daß Fürst Nikolaus von Montenegro schon am 26. September 1866 auf seinen Thron zugunsten Serbiens verzichten wollte, wenn Fürst Michael Obrenowitsch vorerst alle anderen serbischen Länder vereinigt habe. Da Fürst Michael der Omladina zu langsam vorging, wurde er 1868 ermordet.

Dieses Nationalprogramm fand seinen klassischen, den neuen Verhältnissen angepaßten Ausdruck in der Schrift „La Bosnie et l'Hercegovine“ die 1899 von Miroslav S. Spalajkowsitch, einem Stipendisten der serbischen Regierung, in Paris herausgegeben und bezeichnenderweise von der faculté de droit de Paris preisgekrönt worden war. Ihr Inhalt ist folgender: Serbien und Montenegro müssen Bosnien und die Herzegowina wiedergewinnen. Das einzige Hindernis liegt in dem ewigen Widerstreit der zwei Ideen, der von einem Großserbien und jener von einem Österreich als Balkanmacht. In Belgrad und Cetinje hegt man die Hoffnung, alle Slawen der Balkanhalbinsel in einer verhältnismäßig starken Nation zu vereinigen; die Bestimmungen des Berliner Kongresses können nur provisorische sein; Bosnien und die Herzegowina hätten Serbien zugewiesen oder autonom unter einen serbischen Prinzen gestellt werden sollen; jede Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich ist ausgeschlossen; Österreich ist nur ein Pionier des deutschen Dranges nach dem Osten, es bedrückt die Serben aufs äußerste. Spalajkowsitch ergeht sich in heftigsten Klagen gegen Österreich, er leugnet seine Lebensfähigkeit, ruft die Intervention der Mächte zugunsten der Unterdrückten an und legt vor allem dar, daß es in Frankreichs Interesse liege, die durch die gewalttätige Politik Bismarcks und Andrassys bedrängten Serben zu schützen. Rußland wird als selbstloser Schützer der orthodoxen Völker bezeichnet; aber es wird — auch schon der spätere Grundsatz „der Balkan den Balkanvölkern“ angedeutet.

Man ersieht aus dieser Darlegung, daß Spalajkowsitch nach erprobtem allslawischen Rezept — man findet es zum Beispiel auch bei den Tschechen wieder²⁾ — gearbeitet hat. Bezeichnend ist auch, daß er sofort auf wichtigen politischen und diplomatischen Posten Serbiens Verwendung fand und somit Gelegenheit hatte, für seine Ideen zu wirken. Diese Schrift, die auch in englischer und deutscher Sprache erschienen ist, hat neben dem in denselben Weltsprachen gedruckten Werk des Seton Watson (Scotus Viator) „Die südslawische Frage im Habsburger Reich“ (Berlin 1913) den Haß gegen Österreich-Ungarn in verderblichster Weise geschürt.

²⁾ Vgl. Rindl, Böhmen, Zur Einführung in die böhmische Frage (Leipzig, Teubner).

Nachdem König Alexander und die Königin Draga 1903 ermordet worden waren, wurde von Belgrad aus der allslawische Gedanke noch rücksichtsloser vertreten. Alle in den folgenden Jahren die Regierung leitenden Staatsmänner bekannten sich offen zu diesem Programm. Zu seiner Verwirklichung wurde im März 1904 für den neuen König Peter Karageorgiewitsch ein Agitationsprogramm abgefaßt. Es lautet:

1. Bündnis mit Montenegro. Der Fürst muß sich verpflichten, eine gemeinsame von Belgrad aus dirigierte auswärtige Politik zu machen.

2. Verständigung mit Bulgarien über Reformen in Makedonien und Albanien. Abschluß einer Zollunion behufs Erweiterung des serbischen Wirtschaftsgebietes.

3. Wirtschaftliche Emanzipation von den österreichisch-ungarischen Märkten zielbewußte Förderung der handelspolitischen Interessen der Westmächte, Rußlands und Italiens in Serbien als bestes Mittel, die großserbische Idee in Europa populär zu machen.

4. Die Förderung der Koalitionsidee der kleinen serbischen und serbischfreundlichen Parteien in Kroatien behufs Unterstützung der ungarischen Unabhängigkeitspartei in ihrem Kampfe gegen Krone und Dualismus.

5) Agitation in Bosnien behufs Anschluß an Serbien. Diskreditierung der dortigen österreichisch-ungarischen Administration durch systematische publizistische Propaganda und Nährung der Unzufriedenheit der orthodoxen und mohammedanischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina.

Entsprechend diesem Programm begann sofort die Agitation, die hier nur durch einige Schlagworte gekennzeichnet werden soll: Schmähschrift auf Österreichs Verwaltung in Bosnien und auf Kaiser Franz Joseph von André Barre; Wühlarbeit in Kroatien (Agramer Hochverratsprozeß); Pakt mit den Jungtürken gegen Österreich-Ungarn; Zollkrieg von 1906 (fälschlich nur den österreichisch-ungarischen Agrariern zur Last gelegt). Im Herbst 1904 erklärte der bulgarische Thronfolger dem Publizisten Leopold Mandl: „Österreich ist unser“ und verwies dabei auf die irredentistische Bewegung unter den österreichischen Slawen.

Als die Monarchie Bosnien und die Herzegowina nach 30jähriger Kulturarbeit annektierte, um sie nicht in die Hände Serbiens fallen zu lassen, erscholl in der serbischen Skupstschina der Ruf: „Krieg gegen die Räuber!“ Die Frauen stellten sich zu Diensten im Kriege bereit. Die Kirchenfürsten verkündeten von der Kanzel, die Nation sei in Gefahr, jeder orthodoxe Serbe möge sein Leben für die nationale Unabhängigkeit und Zukunft einsetzen. Der serbische Minister des Außern erklärte aber unter allgemeiner Zustimmung: „Österreich drängt dem ganzen Serbentum in näherer oder weiterer Zukunft einen riesigen Kampf auf, einen Kampf auf Leben und Tod!“ Und Stojan Protitsch, einer der Führer der ultraradikalen Partei und späterer Minister, sagte am 3. Januar 1909: „Zwischen uns und Österreich-Ungarn kann es nur dann Freundschaft und gute Nachbarschaft geben, wenn Österreich darauf verzichtet, eine Großmacht zu sein, wenn es sich entschließt, die Rolle einer östlichen Schweiz anzunehmen.“ Ähnliches forderte der Sozialist Djuba Stojanowitsch. Der serbische Gelehrte Gijitsch erklärte in seiner Schrift „Annexion Bosniens und der Herzegowina und das serbische Problem“ (Belgrad 1908): „Das serbische Problem

muß mit Gewalt gelöst werden.“ Die „Politika“ schrieb am 6. Februar 1909: „Entweder muß Europa unseren Ansprüchen nachgeben oder es wird zu einem schrecklichen, blutigen Krieg kommen.“ Die Zeitschrift „Biemont“, die der serbische Offiziersverein (die schwarze Hand) eigens zu dem Zweck gegründet hatte, reizte seit 1910 die Serben und Kroaten der Monarchie systematisch zu Attentaten gegen Persönlichkeiten in leitenden Stellungen auf. Sonst betrieb die Zeitschrift, wie schon ihr Name sagt, die Propaganda für die Befreiung Bosniens, Dalmatiens, Kroatiens und der anderen serbischen Gebiete vom österreichisch-ungarischen Joch. Schließlich sei noch erwähnt, daß der serbische Konsulsbeamte Zemowitsch 1916 in Odessa mit Genehmigung der russischen Zensur ein Buch „Der Friede und die nationale Gleichberechtigung“ erscheinen ließ, in dem er für Serbien den unvergänglichen Ruhm in Anspruch nimmt, daß es als schwacher Kleinstaat durch langjährige beharrliche Arbeit den Weltkrieg zu entfeinern vermochte.

Danach mag man die Frage beurteilen, ob und für wie lange es möglich war, 1914 durch weitere Nachgiebigkeit den Krieg zu verhindern. Man kann sich nicht des Gefühls erwehren, daß weitere Nachgiebigkeit Österreich, das von seinen Gegnern ohnehin schon damals totgesagt wurde, bei Feind und Freund um jede Achtung gebracht hätte. Der Staat wäre ein Spielball seiner Gegner und der Irredevia geworden und hätte als Bundesgenosse alle Bedeutung verloren.

Diese Anschauung scheint auch 1914 die überwiegende gewesen zu sein. Erst die Entwicklung seit 1918 hat die Erkenntnis getrübt.



Die Geburt des neuen Zuschauers

Ein Eindruck

Von Theophile von Bodisco



ie unterirdisch wühlenden Wandlungsprozesse einer Zeit brücken sich in allem Geformten aus, im Staatswesen, in der Kunst, in der Wissenschaft. Sie geben dadurch gewissermaßen Signale. Wir stehen in einer zitternden Zeit. Wohin wir auch schauen, sehen uns neue Gesichter an. Ohne daß wir uns dessen bewußt sind, wandelt es sich auch in uns. Die Beziehungen werden andere.

Auch das Große Schauspielhaus ist solch ein Ausdruck, solch ein Signal. Was soll es? Ist es nur die pompöse Gebärde eines Einzelnen, ein Versuch, Alles zu beleben? Oder ist dies überlieferte Schema nur der vorläufige Anhaltspunkt, kämpft sich hier nicht in Anlehnung — alles wurzelt irgendwie, da alles in Kontinuität steht — ein neues Werden durch? Stellt sich hier nicht vielleicht ein Problem hin, in dem ein neues Leben verborgen ist, das zu uns strömen will?

Zuerst tritt es als Raumproblem, das zugleich ein Zeitproblem birgt, auf. Neue Zeiten künden sich oft durch eine andere Beziehung zu diesen Problemen an. In diesem großen Theater sollen Zeit und Raum für uns zu etwas anderem

werden. Zugleich soll der Schauspieler aus dem Reliefzustand in den der Plastik treten. Drittens aber soll eine neue Beziehung des Zuschauers zum Spiel und zum Schauspieler geschaffen werden.

Ursprünglich im Kult waren ja Spieler und Schauer noch nicht geschieden. Es war Spaltung. Gegenüber. Die berühmte vierte Wand fiel — es entstand Theater. Das griechische Theater stand noch dem kultischen Urspiel nahe. Die unsichtbare Götterhand war noch überall zu spüren. Im Entwicklungsgang des Theaters drückt sich eine beständige Wandlung der Beziehung zwischen Schauer und Spieler aus. Das Gegenüber wurde immer ausgeprägter, bis schließlich die Bühne ein vollständiges Eigenleben gewann. Sie stand da mit den drei Wänden, eine Welt für sich, in die man hineinsah und von der die Illusion in den Zuschauerraum strahlte. Die Distanz wurde allmählich so groß, daß die Schaustellung, um aufzufallen, oft die bunten Farben und die Gebärde einer Dirne annahm, die locken mußte. Immer mehr und mehr ward das Wie wichtig, Technik, Routine. Immer loser ward die Beziehung zum Zuschauer, und allmählich wich die schöpferische Urkraft aus dem Spiel.

Nun soll mit einemmal aus solcher Ferne wieder Nähe werden? Ich nehme es vorweg: es könnte nie wieder schöpferische Nähe werden, wenn es nicht schon verborgen in uns vorbereitet wäre, das neue Theater löst ja nur den neuen Schauer in uns aus, der schon wartet.

Wir haben keine Distanz mehr zwischen Schauspieler und Zuschauer. Der Spieler tritt auf die Szene, in die Orchestra, mitten in die Menschheit hinein. Isoliert und frei steht er da, ganz Einzellerscheinung, und doch, er ist nicht mehr so abgetrennt von uns. Dieser Vorgang des Unteruntretens symbolisiert eben ein vorhandenes Gefühl, eine Umstellung. Zwei Wände sind gefallen, das Spiel ist uns wie geöffneter. Zugleich aber ist aus jener letzten noch bestehenden Wand etwas ganz Neues geworden, ja sie hat sich uns zu etwas ganz Ungeheuerlichem gewandelt. Wir starren sie an wie die Kinder: hinter ihr liegt das Wunder, die Ferne, das Intommensurable, ja, die Gottheit. Von ihr aus glauben wir, könnten die magischen Kräfte zu uns strömen. Sie hat eine ganz seltsame Distanz geschaffen, die nicht durch unser Verständnis geht, aber die unsere Phantasiekräft fñhlt. Indem der Schauspieler seine Distanz wandelt, distanziiert sich die Wand ins Unendliche.

Farblos die ganze Szene. Auf einer Erhöhung der Schauspieler. Ist das noch ein Raum? Er ist wenigstens in nichts gebannt. Es kommt ein König mit Gefolge — sogleich haben wir einen Königsraum, denn er bringt seinen Raum mit sich, er strahlt ihn aus. Wir sehen unten Frauen mit Körben, sie reden eifrig — da ersteht ein Marktplatz vor uns. Wir müssen zum Maler werden, zum Vorsteller.

Die Einzelgestalt entfaltet sich in freier Bewegung, mit laut klingender Rede, aber um sie herum im fahlen Dämmerlicht, welch seltsam rosa-graue Stränge, die sich herumschlingen? Es sind dies die unendlich langen Ketten der Menschen-gesichter. Andeutungsweise, fast geisterhaft. Das Licht flammt auf. Kompakt reale Menschenmassen. Wir erschrecken. Wieder Dunkelheit. Da fühlen wir es: diese Menschheit hier spielt mit. Aus ihrer Mitte ist ja das geboren, was da seine Seele ausströmt im Konflikt des Erdenlebens. Die Rede steigert sich,

sie schwillt, wie sollte dem echten Schauspieler nicht diese Menschheit ein mächtiges Pedal sein? Ein Gefolge, Menschenmassen in der Orchestra, unterscheiden sich kaum von all den Menschen, die da sitzen und zuschauen. Das stößt zuerst ab, dann frappiert es, schließlich wird es erlebt.

Ab und zu ein anderes Bild der Ferne auf der letzten Wand. Himmel — Sterne — vor allem Luft — der unendliche Raum, der hereinschaut. Über allem herrscht das Licht. Es zaubert einen kleinen, es zaubert einen großen Raum auf die Bühne. Soeben war es Tag, nun ist es Nacht. Raum und Zeit sind in diesem Licht verschmolzen. Kein Rumoren toter Gegenstände mehr. Kein Vorhang. Nur Dunkel oder Licht. Aus dem Dunkel auftauchend ist alles immer wieder wie neu geboren. Ein beständiger Schöpfungsakt dieß „Es werde Licht“. Die Klarheit der Szene wirkt phantastisch — denn haben wir und das Licht und der Spieler sie nicht schon tausendmal um und umgewandelt? Von wo kam der Spieler? Er ist mit einem Male da, mitten unter uns aufgetaucht. Wieder wie neu erschaffen. Die ganze Zeit über sind wir schöpferisch mittätig. Wir fühlen das Spiel im Wesentlichen, ziehen selbst die großen Linien mit. Es ist in das Spiel wie ein neuer Sinn gekommen durch unsere Aktivität. Wir sind mit eingeschlossen ins Geschehen. Pedantische Motivierungen fehlen. Wir schaffen selbst Bezüge.

Es ist wahrscheinlich, daß dieß Schema genau in dieser Form noch verlassen, zu hoffen, daß es noch wesentlich schöner wird, daß das Licht zum Beispiel noch viel mehr Magie erhält, daß der Spieler plastischer wird usw. Das alles aber sind Nebensachen. Der Sinn ist die neue Beziehung des Zuschauers zum Spiel und zum Spieler und zur Menschheit. Das war ja schon alles da, es mußte nur irgendwie bewußt werden. Nun muß aus dem Zuschauer erst der Schauer geboren werden. Und ist dieß geschehen, so werden wir auch wieder jenes göttliche Wehen hinter der letzten geheimnisvollen Wand verspüren, jenes unfasbare Leben, um das ja letzten Endes das ganze Ringen unserer Zeit geht.

Weltspiegel

England und Amerika. Bereits von der Tagespresse ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß das Londoner Wirtschaftsmanifest, soweit es von Frankreich nicht demoliert worden ist, keineswegs aus bloßer Menschenfreundlichkeit erlassen wurde. Der wahre Beweggrund Englands dürfte in seiner Erkenntnis liegen, daß bei der Durchführung der englischen Politik und der Einheimisung der Früchte des Sieges auf amerikanischen Weisand nicht mehr zu rechnen ist. Nicht nur der Völkerbund und die amerikanischen Mandate über Kleinasien oder Konstantinopel sind völlig in Frage gestellt, auch der unpolitische Teil des amerikanischen Publikums beginnt sich immer mehr von den Geschäften der europäischen Politik und von der europäischen Wirtschaft, soweit selbstlose Unterstützungstätigkeit in Frage kommt, zurückzuziehen, während andererseits die amerikanische Schifffahrts- und Handelskonkurrenz mit jedem Tage deutlicher hervortritt. Der angelsächsische Bund besteht nur in der Einbildung französischer Rechtsblätter; tatsächlich sind Großbritannien und die Vereinigten Staaten politische Gegner.

Diese Tatsache ist während des Krieges vergessen worden, tritt aber jetzt wieder immer deutlicher hervor. Ein gewisses Mißtrauen gegen England hat in Amerika von jeher bestanden, und wenn auch die Aussage des Admirals Sims: man

habe ihn seinerzeit bei seiner Abreise aus Amerika davor gewarnt, sich „von den Engländern das Fell über die Ohren ziehen zu lassen und zu bedenken, daß sich Amerika gerade so gut gegen die Engländer schlagen könnte“, vom Marineminister Daniels, dem sie zugeschrieben wurde, nicht geradezu dementiert, aber doch abgeschwächt worden ist, so ist doch die Äußerung des Senators Borah: Wer immer diesen Rat gegeben habe, müsse England und dessen Geschichte gut gekannt haben, bedeutsam genug, um in England, wo die Aussage des Admirals erklärliches Aufsehen erregt hat, nicht übersehen werden zu können. Nach Beendigung des Krieges aber haben die Amerikaner so manchen Grund gehabt, gegen den bisherigen Bundesgenossen verstimmt zu sein. Man hat sich über die Prahlerei von Sir Douglas Haig, daß die britische Armee den Sieg gewann, geärgert und die englischen Ansprüche auf die seinerzeit konfiszierten deutschen Passagierdampfer sehr übel genommen. Ferner besteht der Verdacht, man wolle die Vereinigten Staaten betrügen, indem man die gestundeten Zinsen der englischen Schuld an Amerika kapitalisiert. Man wirft den Engländern sogar vor, daß sie amerikanische Anleihen zu höheren Zinsen wieder ausleihen. Selbst der dauernde Tiefstand des Sterling wird teilweise auf englischen Entschluß zurückgeführt, die europäischen Märkte gegen Amerika zu schützen, und Lloyd Georges Umstellung gegenüber Rußland wird als ein Verdrängungsmanöver gegen amerikanische Handelsbestrebungen hingestellt. Neben diesen großen stehen eine ganze Reihe kleinerer Beschwerden. Man ärgert sich darüber, daß die Briten den Amerikanern 87,50 Dollar pro Kopf für den Transport von amerikanischen Truppen auf englischen Schiffen berechneten, während doch diese Truppen geschickt wurden, um, wie „New York Times“ vom 12. Dezember sich ausdrückt: „zu verhindern, daß John Bull vom Erdboden verschwand“. Nach derselben Zeitung haben überdies viele heimkehrende Soldaten, besonders die aus der Rheingzone kamen, erklärt, daß sie die Deutschen den Briten vorziehen. Während der Kohlenkrise beschuldigte man die Engländer, auf Kosten ihrer europäischen Verpflichtungen ihren südamerikanischen Kohlenhandel, auf den die Amerikaner im Grunde allein Anspruch zu haben glauben, zu heben. Die Spearst-Presse, die die englandfeindliche Pressetampagne in erster Linie betreibt, beschwert sich auch darüber, daß England sich in den amerikanischen Handel mit Irland zu mischen sucht, und die einflußreiche „Chicago Tribune“, deren Pariser Ausgabe von „Daily Express“ übrigens als das Hauptblatt der englandfeindlichen Zrenpropaganda auf dem Kontinent bezeichnet wird, behauptete sogar, daß England die Pressemitteilungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten kontrolliere.

All diese Beschwerden jedoch treten an Wichtigkeit völlig zurück gegen das amerikanische Mißtrauen gegen den Völkerbund. Man hat in dem britischen Eintreten für Wilson das wohlüberlegte Bestreben gesehen, den angeblichen Idealismus des Präsidenten dazu zu benutzen, um die Vereinigten Staaten zum endgültigen Vorteil Englands und zur Gefahr für die Vereinigten Staaten selbst zu verstricken. „Ist nicht,“ fragte New York „Times“, „der Völkerbund ein schlau erdachter britischer Plan, um uns zu veranlassen, jenseits des Ozeans in allen Weltteilen die britischen Schlachten auszufechten; wird England uns nicht den Krieg erklären müssen, falls sein Verbündeter Japan mit den Vereinigten Staaten in Konflikt gerät?“ Namentlich die Bestimmung, daß die englischen Dominions eine selbständige Stimme neben dem Mutterlande im Völkerbund haben sollten, England somit gegen Amerika mit 6 zu 1 Stimmen stände, haben die allerstärksten Widerstände aufgeregt. Grey hat in einem Brief an die „Times“ vom 31. Januar zwar versucht, diese Bedenken dadurch zu zerstreuen oder unwirksam zu machen, daß er durchblicken ließ, die Dominions, deren selbständiges Stimmrecht auf keinen Fall angetastet werden könnte, würden im allgemeinen ja wie die Vereinigten Staaten stimmen (Anspielung auf Japan), die Vereinigten Staaten aber, die mehrere Millionen englischsprechender Bürger mehr als das ganze britische Weltreich zählten, könnten eventuell auch Anspruch auf mehrere Stimmen erheben (wogegen natürlich sofort Frankreich, und soweit es

den Völkerbund ernst nimmt, auch Japan protestieren würden). Vor allen Dingen aber würde man in Europa bereit sein, den ratifizierten Vertrag auch mit Vorbehalten anzunehmen, Grey wies auch darauf hin, daß der Stimmenunterschied zwischen England und Amerika ja keinerlei praktische Bedeutung hätte, da bei entstehenden Streitigkeiten zwischen beiden keine Partei abzustimmen haben würde. Dieser Brief hat wohl das englische Publikum von der Notwendigkeit, die amerikanische Ratifizierung mit Vorbehalten entgegen zu nehmen, überzeugt, beim amerikanischen jedoch keineswegs durchweg die günstige Wirkung gehabt, die man sich offenbar von ihm versprach. Senator Borah benutzte ihn zur Unterstützung seiner Behauptung, daß der Völkerbund allerdings ein völliges Aufgeben der traditionellen äußeren Politik der Vereinigten Staaten mit sich bringt, und wies besonders auf den versöhnlich gemeinten Satz Greys hin: „Wenn Amerika erst einmal dem Völkerbund angehört, so werden sich die Vorbehalte praktisch nicht mehr fühlbar machen.“ Vor allen Dingen aber hat der Brief im höchsten Maße auf Wilson, der in richtiger Bitterung für das englandfeindliche Mißtrauen der amerikanischen Öffentlichkeit vermieden hatte, Grey zu empfangen, verstimmend gewirkt, da er den Anschein erwecken mußte, als wolle England die republikanischen Vorbehalte direkt gegen ihn unterstützen und seine Autorität schwächen.

Die englische Presse legt den Stimmungsumschwung der Propagandatätigkeit der Deutsch-Amerikaner und namentlich der Iren zur Last. Die irische Propaganda hat nach „Daily Chronicle“ ihr Zentralbüro in Washington und lokale Zweigstellen in jeder größeren Stadt, gewaltigen Einfluß auf die Presse und sehr bedeutende politische Zugkraft. Sehr verstimmt hat es in England, daß der Präsident der irischen Republik De Valera (vergl. Grenzboten Heft 30) zum Ehrenbürger von New York ernannt worden ist. Man versucht zwar englischerseits gegen die Iren-Propaganda die Negerfrage auszuspielen, wird damit aber recht bald aufhören, wenn die Amerikaner beginnen sollten, sich für Ägypten und Indien zu interessieren. Gegen Englands Herrschaft in Ägypten ist nach „New York Herald“ vom 27. Februar bereits von Seiten des Senators Owen Einspruch erhoben worden. Auch wegen Persien hat es Reibungen gegeben (vergleiche New Yorker „Journal of Commerce“ vom 19. Dezember).

Angeichts dieser Tatsachen ist es begreiflich, wenn man in England, am Völkerbund verzweifelnd, Anstalten trifft, die Politik eines von England geführten Weltangelsachsentums aufzugeben und dafür Hauptvertreter der Interessen des europäischen Kontinents zu werden. Die Zeit drängt, namentlich wenn England daran denkt, seine Stellung im Welthandel gegen die immer stärker werdende amerikanische Konkurrenz zu bewahren. Schon die „Vossische Zeitung“ vom 25. November hat darauf hingewiesen, daß Amerika, das jährlich 4 Millionen gegen 1½ Millionen englische Bruttoregistertonnen Schiffe baut, England im Jahre 1922 überflügelt haben wird. Nicht nur die schlechte englische Wärluta, die Amerika gegenüber 30 Prozent unter pari steht, erweckt Beklemmung, sondern auch zum Beispiel die Konkurrenz, die die Vereinigten Staaten zumal seit dem Reforderport im November 1919 auf den bisher britischen Baumwollmärkten, zum Beispiel in Argentinien, selbst in Indien machen, erfüllen die englischen Handelskreise mit großer Besorgnis. Was aber besonders verstimmt hat, sind die Bemühungen der Amerikaner, sich den nordischen und baltischen Seindeln nutzbar zu machen. Schon hat es Augenblicke gegeben, zu denen amerikanische Kohle in London billiger war als englische. Die Engländer haben demnach alles Interesse daran, die wirtschaftlich geschwächten Länder des europäischen Kontinents nicht völlig unter den Einfluß des mächtig gewachsenen Wettbewerbes jenseits des Ozeans gelangen zu lassen, sondern sich diese Märkte nach Möglichkeit selbst zu sichern. Das werden die wirklichen Beweggründe des englischen Stimmungsumschwungs sein.

Menenius

Drinne und draußen

Polens Friedensverhandlungen mit Sowjet-Rußland. Wie der „Matin“ das erste Blatt war, das, abgesehen von sozialistischen Zeitungen, den Umschwung Frankreichs in der Politik gegen Rußland anzeigte, so betrachtet er es nun als seine Aufgabe, Frankreichs Öffentlichkeit auf die bevorstehenden Verhandlungen Polens mit Rußland vorzubereiten. Der Wunsch nach Frieden, so führt sein Berichterstatter aus, bestände in Polen ganz allgemein, was nicht verwunderlich sei, da das Land längst nicht mehr den triumphalen und großartigen Eindruck mache, der dem Beobachter zu Anfang 1919 aufgefallen sei. Die Zerrung habe geradezu katastrophale Formen angenommen, die einen beträchtlichen politischen Einfluß gewinnen könnten. Die französische Kohlenkrise sei nichts im Vergleich zur polnischen. Der Krieg koste zwei Milliarden monatlich und sei eine der hauptsächlichsten Ursachen der niedrigen polnischen Wäuta. In der Armee herrsche Typhus und der Gesundheitsdienst im Heere stehe riesigen Schwierigkeiten gegenüber. Dennoch befürchteten orientierte Persönlichkeiten, daß ein Friedensschluß die Wirkung eines allgemeinen polnischen Ausverkaufes haben und außerdem das Feld für eine kolossale Frühlingpropaganda der Bolschewisten frei machen würde. Anfangs habe die polnische Regierung nur daran gedacht, mit den Bolschewisten ein Abkommen zu treffen. Jetzt aber bestände der Plan, einen allgemeinen Frieden mit Rußland zu schließen. Dieser Beschluß sei am 12. Februar in geheimer Sitzung gefaßt worden. Der polnische Innenminister habe in dieser Sitzung erklärt, daß man zwar allgemein den Frieden wünsche, aber doch keineswegs gesonnen sei, ihn in überstürzter Weise und um jeden Preis zu schließen. Die militärischen Stellen hätten sich in ähnlichem Sinne geäußert, und der Kriegsminister habe ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Freiwerden bolschewistischer Armeen bei Jersyk oder selbst bei Odessa bei den enormen Transportschwierigkeiten Rußlands vorläufig keinerlei ernsthaften Grund zu Befürchtungen gebe. Kein Mitglied der

Kommission habe jedoch diese beruhigenden Versicherungen zum Anlaß genommen, die Zurückweisung der bolschewistischen Vorschläge zu fordern. Bei Erörterung der finanziellen Forderungen werde man darauf hinarbeiten, daß die Bolschewisten ihr Finanzsystem aufgäben. Wenn nämlich Rußland Polen durch Vertrag einen Teil seiner äußeren Schuld zuhöbe, so sei damit gewissermaßen automatisch die Anerkennung der Gesamtschuld ausgesprochen. Bezüglich der politischen Bestimmungen des Vertrages wolle man darauf hinarbeiten, daß Polen auch die Rechte seiner schwächeren Nachbarn vertrete, wobei man sich nicht verhehlen könne, daß manche der vorgeschlagenen Lösungen, wie z. B. die über die Ukraine, nur provisorischen Charakter haben könnten. Interessant ist schließlich das Eingeständnis, daß der Entwurf der polnischen Gegenvorschläge nach seiner Fertigstellung, bevor er an die Bolschewisten geht, der Friedenskonferenz unterbreitet werden soll. (Matin vom 15.—17. Februar.)

III.

Österreichisch-deutsche Volksgemeinschaft.

Von deutsch-österreichischer Seite wird uns geschrieben: Herr Grohmann „hofft und fürchtet“, daß im Moment, wo die Katastrophe in Deutsch-Österreich ihren Höhepunkt erreicht, die Massen „herüberpurzeln“ werden, wie es der Affekt der größten Not diktieren wird. Diesen Moment hier „vorbereiten“, ist eine der Aufgaben des neuen österreichisch-deutschen Volksbundes.

Ich sehe nun dieses Herüberkommen, dieses sich „einbürgern“ Wollen von dem Standpunkt der Reichsdeutschen an und werde mehr als nachdenklich. All die Erfahrungen meines neunzehnjährigen Aufenthaltes in Deutschland, meines neunjährigen in Berlin, ganz besonders aber die der letzten Jahre, also der Kriegsjahre, haben genügt, um die Psyche des Reichsdeutschen völlig kennen zu lernen. Und sollte die Regierung auch nicht mehr gegen die zuströmenden Österreicher auftreten, vielleicht sogar ihnen mit offenen „Bruderhänden“ entgegenkommen, so wird doch der Willkommen

des deutschen Volkes ausbleiben. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkte aus ist es vorerst begreiflich, daß man diese „Brüder“ nicht brauchen kann, man wird ihnen, die man gar nicht kennt, nie verstanden hat, auch keine Heimstätte geben. Sie sind Bettler und kommen als Bettler. Wir Deutsch-Österreicher halten uns im Moment für Bettler, das ist das schlimmste, hoffnungsloseste an der ganzen Sache. Man hält Grabreden auf Wien, man verzweifelt, aber kein Mensch denkt an unsern Reichtum, der unterdessen der Entente spielend in die Hände fällt. Geheimrat Brandl wies gestern auf die „weiße Kohle“ Tirols hin, diese „weiße Kohle“, die keiner holen kommt, während ihn der Mangel der schwarzen verzweifeln läßt. Ich bin vor Jahren stundenlang im Gesäuf durch Täler gelaufen, die eine ungeheure Wasserkraft hatten, die völlig ungenutzt dahinbrauste. Überall an den Gebirgsbächen lagen Eisenhäuser, tote Eisenhäuser. Halb verfallen, waren sie bestenfalls kümmerliche Wohnungen für ein paar arme Familien. Dabei war die Bevölkerung recht verblendet, anspruchslos, gottergeben, wie so oft in Österreich. Ich forschte nach, warum die Eisenhäuser standen, da erfuhr ich, daß Baron Rothschild überall den Besitz in der Gegend aufkaufte, die Häuser mit ihrem bischen Boden seien ganz besonders billig, denn die Besitzer sind a conto der Industrie in ihrem primitiven Betrieb längst nicht mehr konkurrenzfähig. (Der Baron Rothschild hat da unten wo ein Sägewerk.) Kein Mensch, auch nicht Baron Rothschild, dachte daran, hier rationell die Wasserkräfte auszunutzen, Wohlstand in der Bevölkerung zu gründen. Ähnliche Ergebnisse hatte ich oft in meinem armen Österreich. Erstklassiger Boden wurde nicht rationell landwirtschaftlich ausgenutzt, es fehlte die nötige Initiative, der Boden gab ja auch so genug.

Heute aber, wo Österreich bankrott ist, kommt jeder Faktor in Frage, es zu retten. Während Franzosen überall und überall in Österreich sich antauchen, schaut Deutschland

zu. Möchten doch die Deutschen aus dem Reich herüberpurzeln nach Österreich und dort Betätigung ihrer Fähigkeiten suchen. Es gibt ihrer übergenug. Aber die Leute hier, die ins neutrale Ausland mit ihrem Geld flüchten, sind meist Schmarozker, die nur mit Spekulation vorwärts kommen wollen, und die tüchtigen, anständigen und reichen Deutschen kennen ja Österreich nicht, sie hören jetzt nur von dem „Bettelvolk“, dem sie bestenfalls ein paar hundert Mark hinwerfen. Warum wird nicht eine große Propaganda für österreichische Werte, die da sind und durch die Valuta um ein Butterbrot zu haben sind, gemacht? Warum nur gemurmelt und geklagt? Die Reichsdeutschen sollen sich bei uns einbürgern, sie hätten ihr Geld, mein Gott, gut untergebracht. In den nächsten Jahrzehnten gäbe es ein reiches Deutsch-Österreich, dem dann Deutschland in jeder Hinsicht eine Hilfe wäre, statt daß Deutschland passiv zusieht, wie Deutsch-Österreichs Schätze in dem Machen der Entente verschwinden.“

Die Gedanken, die uns diese Zuschrift nahelegt, möchten auch wir auf das wärmste unterstützen. Ein starkes Anströmen reichsdeutschen Kapitals, das feste Anlage in Österreich sucht, würde fraglos dem unheilvollen Aufkauf deutsch-österreichischer Werte in Österreich durch die Franzosen mit Erfolg entgegenwirken können. Hindernd scheinen einem solchen Vorgehen die deutschen Kapitalsfluchtgesetze entgegenzustehen, doch glauben wir, daß bei gutem Willen und klar erkanntem Ziel Abmachungen zwischen der deutschen und deutsch-österreichischen Regierung getroffen werden könnten, die zwar dem Wunsche, das Kapital nicht dem deutschen Steuerfiskus zu entziehen, Rechnung tragen und doch die Anlage in Österreich ermöglichen. In jedem Falle erscheint es uns notwendig, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese wichtige Frage zu lenken. Es handelt sich hier um einen der vielen Fälle, wo unserer Politik wieder einmal das nachgerade typisch werdende Schicksal eines tragischen „Zu spät“ droht. D—d.

Bücherschau

Neue Dramen

Walter Hasenclever, Der Sohn. Drama in 5 Akten. Paul Cassirer, Berlin.

Walter Hasenclever, Die Menschen. Schauspiel in 5 Akten. Berlin 1918 bei Paul Cassirer. br. 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

Walter Hasenclever, Der Retter. Dramatische Dichtung. Berlin, Ernst Rowohlt 1919, geh. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

Hans Schreyer, Brandung. Schauspiel in 3 Akten. Berlin, S. Fischer 1917.

Robert Michel, Der heilige Candidus. Drama in 4 Akten. Berlin, S. Fischer 1919.

Eduard von der Hellen, Hyacinth. Eine dramatische Utopie in 4 Aufzügen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger 1918, geh. 2,50 Mk., geb. 4 Mk.

Es gibt weite Kreise, die von Hasenclever für die deutsche Dramatik viel erhoffen. Sie berufen sich dafür namentlich auf den „Sohn“, der einen Konflikt behandelt, der es wohl wert ist, daß man sich ernsthaft mit ihm beschäftigt. Der rührige Verlag von Paul Cassirer, von dem das Aufführungsrecht des 1913 geschriebenen, im Frühjahr 1914 erschienenen Werkes allein zu erwerben ist, hat eine Zusammenstellung der Kritiken und der Aufführungen des Dramas erscheinen lassen. Aus ihr liest man, daß das Stück an sechzehn Bühnen Deutschlands und Österreichs aufgeführt worden ist und überall Beachtung, teilweise sogar begeisterte Aufnahme gefunden hat. Das versteht man, wenn man auch nicht zu den unbedingt Lobenden gehört aber immerhin zugibt, daß in dem umstrittenen Stück neben Bizarrem und zu sehr Gärendem neuer Stil und neue Richtung ungewohnte Wege zu gehen versuchen. Sicher erweckt der junge Dichter Interesse, und man verschließt sich nicht dem, daß hier ein starkes Talent hoffnungsvolle Ansätze zeigt. Die Kritikenzusammenstellung ist für Wertung des Stückes und des Verfassers zu begrüßen. Aber die leimende Freundschaft für den Dichter wird einem sehr schwer gemacht, wenn man sein Schauspiel „Die Menschen“ in die Hand nimmt. Es ist interessant zu erfahren, daß Hasenclever ein Filmdrama

angezeigt hatte. Die Vermutung liegt nahe daß das vorliegende Stück die Regiefigur dafür sei. Dann wäre wenigstens einiges verständlich und das zugegeben, daß einige der „Szenen von Liebe, Mord, Armut, Laster, Spiel und Gemeinheit“ dramatischen Blick verraten. Sonst ist die Sprache gesucht, abgehakt, verworren, unklar. Ein Schauspiel ist es nicht, die Handlung ist nicht zu entwirren. Verzweifelt und verärgert greift man zum beigelegten „Wasszettel“, um ihn unbefriedigt wieder fortzulegen. Er ist ebenso verzwickelt. Wichtig ist daraus, daß die unerhört-kühne Neuheit der Gestaltung, die für die Bühnen ein ungewöhnliches, aber besonderes Experiment bedeuten soll, auf den ersten Blick blendet. Das geschieht sogar so, daß der Blick lange verdunkelt bleibt, und man nur mit Zagen zu der dramatischen Dichtung „Der Retter“ greift. Hier kommen diejenigen, die auf Hasenclever hoffen, eher auf ihre Rechnung. Das Büchlein hat seine Geschichte. Es ist im Frühjahr 1915 geschrieben, im Kriege, in dem es die Zensur verboten hatte, nur an einen engen Kreis im Herbst 1918 in 15 Exemplaren verschickt und nun, da alle Schranken, auch die der (übrigens bisweilen sehr nötigen und wohlthätigen) Zensur gefallen sind, freigegeben worden. Das Stück spielt im Saal einer Festung zu einer Zeit, da unsere Heere siegreich weit in Feindesland standen, und gibt in fünf Szenen Gespräche zwischen König, Königin, Staatsminister, Feldmarschall und Dichter. Die Erscheinung des Apostels Paulus greift in die Darstellung ebenfalls ein. Der Retter ist der Dichter. Er fordert, an die Front gehen zu können mit dem Rufe „Liebet Eure Feinde!“, will Räumung des besetzten Gebietes und Verlassen der Waffen, behauptet: „Solange uns die Wollust des Siegers peitscht, werden wir verloren sein. Laßt uns den Stolz überwinden nach soviel Leid.“ Natürlich wird diese Rettung von dem Feldmarschall abgelehnt, ihm folgen mehr oder weniger gezwungen die andern Kreise; und als Hochverräter verhaftet wird

der Dichter abgeführt. Das Stück ist für die Zeit der Entstehung mutig, vielleicht auch weisshauend. Die Verlagsnotiz behauptet: „Seit langem hat keine menschliche Stimme bezwingender des Menschen unveräußerliche Rechte der Schwertmacht abgefordert.“ Gewisse Kreise werden triumphierend diese Dichtung begrüßen. Ich werte sie namentlich nach der unglaublichen Zumutung der „Menschen“ als hoffnungsvoll für die Entwicklung des Dichters, der das Zeug zu einem reifen Werke wohl hat und es hervorbringen kann, nachdem sich vom Sturm und Drang in ihm noch manches gelegt hat. Wenn nur die modernen Dramatiker natürlicher schrieben, dann würde man beim Lesen und Schauen eher zur Klarheit kommen. Was sie bieten, ist sehr häufig zu viel Natur, wie sie aber dabei sprechen, ist ebenso zu häufig unnatur. Im übrigen steht in dem „Metter“ manches beachtenswerte und wahre Wort, wenn ich auch aus mehreren Gründen nicht zur reinen Freude beim Lesen gekommen bin. Die ließ auch die jüngst erfolgte Aufführung in der „Tribüne“ nicht aufkommen.

In die Kriegssphäre führen auch die nächsten Dramen dieser Reihe. Hans Schreyer gibt in „Brandung“ ein Stimmungsbild aus Ostpreußen und Polen im Jahre 1914 zu Kriegsausbruch. Die Schicksale einer deutschen Gutsbesitzerfamilie werden uns vorgeführt, und Plünderung, Verschleppung und Rosenwirtschaft spielen eine zu lange Rolle. Die Sprache mutet eigenartig an, von laufender Handlung im üblichen Sinne ist nicht die Rede. Als Ausschnitt aus den Begebenheiten der Ostpreußennot behält das Stück seine gewisse Bedeutung. Die russischen Zustände sind eindeutig wiedergegeben, wenn auch vom Schnapstrinken zu häufig gesprochen wird. Der Rosenhauptmann Lemko ist recht eigenartig, aber doch lebensvoll gezeichnet, die Zustände des russischen Heeres lernt man kennen. Eine durch das Ganze gehende Hochachtung vor deutschem Wesen schlechthin erwärmt. Von einer Aufführung wird nicht viel zu erwarten sein. Vielleicht verspricht hierfür mehr Erfolg das Drama in vier Akten von Robert Michel, Der heilige Candidus. Die

Gebeine des Titelheiligen, der in Wort und Erscheinung auftritt, werden gesucht. Eine Kommission hat den Auftrag, sie zu finden und zu überführen. Der einzige, der in dem Dorf Bielga in Polen, nahe hinter der österreichisch-ungarischen Front, damit Bescheid weiß, ist ein Pilger Konstanty. Es ist ein merkwürdiger Mensch, zugleich aber eine von den Typen, wie sie in den Grenzlanden häufiger vorgekommen sein sollen, und die auch großen Einfluß auf die Bevölkerung gehabt haben. Dies und ein gutgesehenes Bild der Vorgänge während des Krieges hart an der vordersten Front in ihrer Einwirkung namentlich auch auf die jüdische Bewohnererschaft machen das Werk wertvoll. Konstanty erbetet sich die Kenntnis von der Lage der gesuchten Gebeine, gibt aber von seiner Kunde so unklare Auskunft, daß die But der Menge ihn steinigt. Zu spät erkennt man die Maseret. Die Charakterzeichnung der meisten Personen ist farbenecht und geschickt. Das Ganze ist gedehnt. Die geringe Handlung spielt im Frühherbst 1915 und gibt Land und Leute beachtenswert wieder. Die Kriegsverhältnisse zum Ausgangspunkt nimmt auch Eduard von der Hellens dramatische Utopie Hyacinth. Der Verfasser ist der bekannte und geschätzte Literaturhistoriker, der schon im Jahre 1907 ein Drama, „Die Sünden der Väter“, erscheinen ließ. Auch aus dem letzten Stück ist der Gelehrte nicht auszuscheiden, es macht hier und da einen ausgeflogelten Eindruck, ist aber sauber gemacht, hat schöne Verse und gut gezeichnete Charaktere. Es ist von Anfang bis Ende interessant. Das Drama beginnt in einem Gefängnislazarett, in dem der verhaftete Verfasser eines Stückes „Elektra, ein utopisches Gedicht“ und eines Buches, das als hochverräterisch beschlagnahmt ist, an den Folgen eines Typhus aus dem Felde und einer Überarbeitung auf den Tod daniederliegt. Seine Braut liest das Theaterstück und der Zuschauer erlebt die Handlung mit. Sie schildert, wie auch der demokratische Staat, in dem Gleichheit herrschen soll, ein Übel ist, wie zwar die technischen Möglichkeiten in Jahrtausenden „gleich nach dem Weltkrieg“ bis ins Fabelhafte gesteigert sind,

aber die Menschen doch Menschen geblieben sind im Lieben, in Eigensucht und Niedertracht. „Der Freiheit heilige Flamme“, „die neue Form des menschlichen Lebens“ werden immer weiter gesucht werden müssen. Für Anhänger allzu weltbeglückender Richtungen, für Leute, denen die zu lauten und raschen Prophezeiungen von Gleichheit und Brüderlichkeit noch immer nicht die Augen geöffnet haben, ist das Werk zeitgemäß und gibt Vernunft. Geschickt gegenübergestellt sind die unverfälschte Reinheit im Fühlen und Wollen von Hyacinth und die selbstische Führerberechnung des verschlagenen Serin.

Das Rahmenstück ist im guten Sinne spannend, sehr reich an Phantasie ist fleißig, und in den Bühnenanweisungen sehr genau gearbeitet, hat eine straffe Handlung. Ich kann mir vorstellen, daß eine ernst zu nehmende Bühne mit großem Apparat und guter Einstudierung volle Häuser mit dem eigenartigen Stück erzielen kann. Sie würde der kranken Menschheit außerdem einen Dienst damit erweisen, daß sie Klarheit über den Grundirrtum der allgemeinen Gleichheit und der sogenannten Demokratie schaffen hilft.

Curt Hille

Verantwortlich: Dr. Max Hilsebert Noehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Bismarck 6510.
Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dehnauer Straße 36/37.

Nachdruck von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesondere Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis



Vom Geist des Bolschewismus

Von Prof. Dr. Axel Frhrn. v. Freytagh-Loringhoven



und in Hand mit entschiedener Ablehnung des Bolschewismus als Staats- und Gesellschaftsform geht häufig die Bereitwilligkeit, anzuerkennen, daß in ihm fruchtbare Gedanken enthalten sind, die verdienen Wirklichkeit zu werden. Die Wurzeln dieser Denkweise liegen nicht nur in der dem Deutschen eigenen, leider oft bis zur Charakterlosigkeit gehenden Neigung zur Objektivität und in dem bewußten Streben, sich mit gegebenen oder auch nur in Zukunft möglichen Machtverhältnissen abzufinden, sondern vor allem in der Verkenntung dessen, was der Bolschewismus eigentlich ist. Angesichts der Flut von Büchern, Broschüren und Aufsätzen über diesen Gegenstand, mit denen wir seit nunmehr zwei Jahren übersättet werden, mag diese Behauptung seltsam klingen. Und doch ist sie richtig.

Die über den Bolschewismus verbreiteten Vorstellungen sind immer noch überaus verschwommen. Immer noch fehlt es in weiteren Kreisen gänzlich an einer klaren Vorstellung von seinem eigentlichen Kern. Man ist geneigt, ihn als Ausdruck einer neuen Gedankenwelt anzusehen und Dinge in ihn hineinzugeheimnissen, die ihm in Wahrheit völlig fremd sind. Zugleich ist man bereit, alle Berichte über die von den russischen Bolschewisten verübten Greuelthaten entweder als tendenziöse Übertreibungen abzuweisen oder aber die nicht wegzuleugnenden Ausschreitungen als bedauerliche Einzelercheinungen anzusehen, die dem russischen Volksscharakter zur Last zu legen sind.

Beides ist falsch. Von Übertreibungen kann nach all dem, was dokumentarisch festgelegt ist, nicht die Rede sein. Jeder, der die bolschewistischen Zeitungen liest, möge sie nun „Iswestija“ oder „Prawda“ oder „Sewernaja kommuna“ oder wie immer heißen, kennt die fast täglich veröffentlichten Listen, in denen die Namen der von der Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution Hingerichteten in langer Reihe aufgeführt werden. Und jeder, der Lenins Schriften gelesen hat, weiß, daß nicht nur die wirtschaftliche Niederwerfung des Bürgertums, sondern auch seine physische Ausrottung einen der

Programmpunkte des Bolschewismus darstellt. Gewiß mögen hier und da Ausschreitungen vorgekommen sein, die dem Willen der Führer zuwider laufen. Vielleicht hat Lenin die furchtbaren und selbst vom bolschewistischen Standpunkt überflüssigen Grausamkeiten mißbilligt, die vor allem in Riga und sonst in den baltischen Provinzen verübt worden sind. Ebenso sei zugegeben, daß die örtlichen Arbeiter- und Soldatenräte gelegentlich Erlasse veröffentlicht haben, die im Widerspruch zum Parteiprogramm stehen. So können ohne weiteres jene Dekrete preisgegeben werden, die die Kommunalisierung der bürgerlichen Frauen anordnete und in der europäischen Presse so großes und berechtigtes Aufsehen erregt haben. Aber alles das vermag nichts an der Tatsache zu ändern, daß der Bolschewismus, der unmittelbar nach dem Novemberumsturz von 1917 die Todesstrafe felerlich für aufgehoben erklärte, nicht nur jeden Widerstand gegen sein Regiment in Strömen von Blut erstickt, sondern auch ganz unabhängig davon jeden Angehörigen des Bürgertums, der nicht bereit ist, im Proletariat aufzugehen, grundsätzlich für des Todes würdig hält und ohne weiteren Vorwand dem Henker übergibt. Das ist der eigentliche Sinn der vielberufenen Diktatur des Proletariats. Dem Bürgertum soll jegliche Möglichkeit abgeschnitten werden, seine Herrschaft wiederaufzurichten. Und da eine Sicherung dagegen allein mit wirtschaftlichen Mitteln nicht erreichbar scheint, müssen Blei und Strick die Arbeit verrichten.

Man täusche sich deshalb nicht mit der Hoffnung, daß ein deutscher Bolschewismus menschlichere Formen tragen würde. Im Gegenteil, weil das Bürgertum in Deutschland sehr viel zahlreicher und stärker ist als in Rußland, wo es nur eine dünne Oberschicht darstellte, würde er hier noch unendlich schonungsloser wüten als dort.

Eitel und trügerisch ist auch die Hoffnung, den Bolschewismus zu entwaffnen, ihn die Giftzähne auszubrechen, indem man ihm zuvorkommt und die in ihm angeblich enthaltenen wertvollen Gedanken freiwillig verwirklicht. Gerade diesen Weg hat die russische Revolution in ihrer ersten Periode, die vom März bis November 1917 dauerte, zu gehen versucht. Vor allem war es der Landwirtschaftsminister Tschernow, einer der Führer der Sozialrevolutionäre, der immer dafür eintrat, daß man den Bolschewisten den Wind aus den Segeln nehmen müsse. In Wirklichkeit hat niemand mehr dazu beigetragen, den Bolschewisten den Weg zu bereiten als gerade Tschernow. Sein Eintreten für eine überstürzte Bodenreform hat die Bauernschaft unrettbar revolutioniert und sie eigentlich erst recht für den Bolschewismus gewonnen.

Aber vielleicht birgt der Bolschewismus wirklich so wertvolle, zukunftsreichere Gedanken in sich, daß man über all das Furchtbare hinwegsehen dürfte, das mit ihm verbunden ist?

Diese Frage liegt nahe genug, wenn man die fanatische Begeisterung sieht, die der Bolschewismus namentlich innerhalb gewisser Kreise unserer Jugend zu wecken imstande gewesen ist. Ist es doch keineswegs nur das Lumpenproletariat der Großstädte, das die Möglichkeit zu Ausschreitungen wittert und sich deshalb um seine Fahne schart. Will man die uns drohende Gefahr richtig einschätzen, so darf man jene schwärmerischen Jünglinge nicht achselzuckend als Kaffeehausliteraten abtun.

Worin liegt denn aber die Anziehungskraft, die der Bolschewismus gerade auf die Jugend ausübt?

Die Frage ist leichter zu beantworten, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Der Bolschewismus malt das Bild einer Zukunft, da es keinen Zwang, da es kein Unrecht mehr geben wird, da freigebildete, durch brüderliche Liebe geeinte Genossenschaften die einzige Organisationsform darstellen werden, und da die ganze Erde von einem Netz solcher Genossenschaften bedeckt sein wird. Denn das ist das Endziel des Bolschewismus: der sozialistische Staat, der nach Lenins eigenen Worten ein Riesenbüro und eine Riesenfabrik darstellt, der mit Hilfe der Diktatur des Proletariats errichtet und aufrechterhalten wird, soll nur ein Übergangsstadium sein, das so lange in Kraft bleibt, bis die Menschheit ein neues, jedem Egoismus fremdes Denken und Empfinden gelernt hat.

Daß das eine unerreichbare Utopie ist, braucht reifen, lebenskundigen Menschen nicht gesagt zu werden. Aber auf jugendlich schwärmerische Köpfe übt sie ihren Zauber aus, wie Utopien es seit jeher getan haben. Und sie tut es mit besonderer Kraft, weil ihr ein Zug eigen ist, den noch keine frühere Utopie in solcher Stärke besessen hat. Es ist das die absolute, schonungslose, vor nichts zurückschauende Folgerichtigkeit, die die Lehre Lenins auszeichnet. Das ist der Punkt, der für den Bolschewismus bezeichnender ist als alles andere und der garnicht genug hervorgehoben und unterstrichen werden kann. Die unbedingte Konsequenz, die ihr eigen ist, weist der bolschewistischen Lehre tatsächlich einen besonderen Platz unter allen chillaistischen Lehren an, die die Geschichte kennt. Logische Folgerichtigkeit aber, die alle aus dem praktischen Leben erfließenden Einwände zurückweist, übt um so stärkere Anziehungskraft aus, je unklarer und weltfremder die sind, auf die sie einwirkt.

Russen und Juden sind es, die wir als Väter des Bolschewismus kennen. Den Russen ist seit jeher ein wirklichkeitsfremder Radikalismus eigen gewesen, der schnurgerade auf ein fernes Endziel losstürmt, der von historischer Erfahrung nichts wissen will, der da glaubt, alles und jedes durch Gesetze und Verordnungen umgestalten zu können. Seine natürliche Anlage, ebenso wie die Geschichte seines Volkes haben ihn zu dieser Denkweise erzogen. Mehr als einmal haben gewaltsame Eingriffe von oben her den ganzen Bau des Staates und der Gesellschaft umgemodelt. Und der seit Jahrhunderten auf dem Volke lastende Druck hat es in wirklichkeitsfremde Träumerei hineingedrängt. Ist es da ein Wunder, wenn er glaubt, daß sein System, das mit Menschen rechnet, wie sie noch nie auf Erden gewandelt, sich durch Maschinengewehre und Galgen werde durchsetzen lassen?

Neben dem Russen Lenin aber stehen Trotzki und Bucharin, die alle Rabulistik und Dialektik ihrer Klasse aufwenden, um dieses System in den Einzelheiten auszugestalten und gegen jegliche Angriffe hieb- und stichfest zu machen.

Russen und Juden waren es, die das bolschewistische System erdachten. Aber waren die einen imstande, mit rücksichtsloser Konsequenz eine Utopie zu gestalten, vermochten die anderen seine Einzelheiten auf das feinste auszuarbeiten, so mangelte doch diesen wie jenen die Kraft, einen neuen schöpferischen Gedanken zu erzeugen. Denn das ist das zweite, das den Bolschewismus kennzeichnet: Jeder eigne, neue Gedanke ist ihm fremd. Man lese die Schriften der Bolsche-

wissenführer, man durchforsche sie mit heiligem Bemühen und man wird nirgends auf etwas anderes stoßen, als auf die rücksichtslose und geschickte Ausgestaltung fremden Gedankengutes. Prüft man aber ihre praktische Tätigkeit, so erkennt man, daß in ihr eine ebenso geistlose, wie brutale Umkehrung des Bestehenden in sein Gegenteil vorherrscht.

Die Bolschewisten haben recht, wenn sie sich als die einzigen wahren Jünger von Karl Marx und Friedrich Engels bezeichnen. Denn bei diesen finden wir alle die Gedanken von dem Absterben des Staates als eines Werkzeuges der Klassenherrschaft, von der Diktatur des Proletariats, von dem künftigen Kommunismus, die das System des Bolschewismus bilden. Die heutige offizielle Sozialdemokratie hat diese Gedanken in den Hintergrund gerückt. Sie hat das Utopische in der Lehre ihrer Begründer abzuschwächen und die Wirklichkeit des Lebens in ihre Rechnung einzustellen versucht. Aber sie hat eins übersehen, das nämlich, daß eine Utopie nicht haltbar ist, wenn sie nicht konsequent ausgestaltet wird. Infolgedessen bietet ihre Lehre ein seltsames Gemisch von Chiliasmus und Realismus, und infolgedessen muß sie davor zittern, daß ihr die Möglichkeit geboten werde, diese Lehre zu verwirklichen.

Im Gegensatz zur Sozialdemokratie will der Bolschewismus allein mit der Macht des gläubigen Fanatismus wirken. Und da er zugleich den Reiz, die Begehrlichkeit, den Klassenhaß vor seinen Wagen spannte, vermochte er einen furchtbaren Siegeslauf anzutreten.

Aber kein neuer Gedanke ist es, den er der Welt schenkte. Kein neuer Gedanke findet sich in seinen grundlegenden Lehren, keinen neuen Gedanken vermag man zu entdecken, wenn man die Geschichte seiner Herrschaft in Rußland durchforscht.¹⁾

In Deutschland ist man vielfach geneigt, das bolschewistische Räte-system für den fruchtbaren Keim künftiger Entwicklung zu halten. Das ist ein Irrtum. Der sogenannte Rätegedanke ist nichts anderes als ein organisatorischer Notbehelf, der deshalb angewendet werden mußte, weil die zarische Gesetzgebung eine Organisation des Proletariats in Parteien und Gewerkschaften nicht duldete. Als nun die Märzrevolution gesiegt hatte, ließ es sofort eine Vertretung der Arbeiterschaft schaffen. Da wurde denn auf dasselbe primitive Mittel zurückgegriffen, dessen man sich schon 1905 bedient hatte: je 1000 Arbeiter wählten einen Vertreter und jede Kompanie der Petersburger Garnison entsandte einen Mannenmann. So entstand der erste Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten. Er erwies sich zwar sofort als arbeitsunfähig und auch der von ihm gewählte Volksjugendausschuß mußte noch ein Bureau von sieben Mann niederlegen, das die Führung der Geschäfte übernahm. Da aber die unorganisierte Masse der Arbeiter- und Soldatendeputierten ein überaus gefügiges Werkzeug in der Hand der Drahtzieher war, die ohne weiteres nicht nur in den Volksjugendausschuß, sondern auch in das Bureau gewählt wurden, so setzten diese alles daran, die gleiche, ihnen so vorteilhafte Organisation auf das ganze Reich auszubreiten. Sie ist denn auch nach dem Siege der Bolschewisten in Kraft getreten und durch die Verfassung vom 10. Juli 1918 sanktioniert worden. Die auf diese Weise geschaffenen Räte

¹⁾ Vgl. zum folgenden das Verf. Gesetzbuch der russischen Revolution, Halle 1920.

haben in der Folge, zum Teil gezwungen durch den Widerstand der alten Beamtenschaft, die gesamte Verwaltung an sich gerissen.

Von einem Rätegedanken zu sprechen, liegt unter diesen Umständen keine Veranlassung vor, es sei denn, man wollte es als Gedanken bezeichnen, daß die Bevölkerung als atomistische, gänzlich ungegliederte Masse Abgeordnete wählt, die im Widerspruch zu den Errungenschaften vieler Jahrhunderte Gesetzgebung, Verwaltung und teilweise auch Rechtspflege in einer Hand vereinigen.

Ebenso wenig kann man es als selbständigen Gedanken ansehen, wenn die Verfassung der Bevölkerung das Recht verleiht, die gewählten Abgeordneten jederzeit abzurufen und durch neue zu ersetzen. Handelt es sich doch hier um nichts anderes, als um eine gänzliche Vernichtung der Unabhängigkeit der Gewählten und ihre Verwandlung in willenlose Werkzeuge der Massen. Es liegt eben auch hier die schonungslose, von radikalster Logik diktierte Durchführung des demokratischen Prinzips vor, die jedoch gleichfalls nicht als geistiges Eigentum der Bolschewisten angesehen werden darf, da ja, um nur ein Beispiel anzuführen, in Nordamerika die Frage des Recall bereits vor Jahren auf der Tagesordnung stand.

Das dritte Charakteristikum neben der Vereinigung von Gesetzgebung und Verwaltung in einer Hand und der folgerechten Gewährleistung einer unbeschränkten Massenherrschaft ist die Entrechtung des Bürgertums. Nur das Proletariat besitzt aktives und passives Wahlrecht. Wer sich nicht zu diesem zählen darf, wer nicht Handarbeit verrichtet oder sich als geistiger Arbeiter nicht zum Bolschewismus bekennt, ist von jeder Teilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen. Um aber die bolschewistische Herrschaft endgültig zu sichern, steht den Räten das Recht zu, dem für irgend ein Amt Gewählten die Bestätigung zu verweigern und eine Neuwahl anzusetzen.

Drei Grundgedanken sind es also, auf denen sich die Verfassung aufbaut. Alle drei aber stellen nichts anderes dar, als die Umkehrung der Prinzipien, die im bürgerlichen Staat herrschen oder geherrscht haben. Die sogenannte Trennung der Gewalten, die seit Montesquieu trotz der seiner Lehre anhaftenden Schwächen als Grundlage der modernen Staatsverfassung gilt, ist ebenso aufgehoben, wie die Unabhängigkeit der Abgeordneten von imperativen Mandaten, die stets als Sicherung gegen eine zügellose Pöbelherrschaft galt. Und wenn früher die Zugehörigkeit zu den gebildeten und besitzenden Klassen die Vorbedingung für die Teilnahme am öffentlichen Leben darstellte, wenn später das demokratische Prinzip zur Geltung gelangte, kraft dessen jeder Mündige politisch vollberechtigt war, so ist im bolschewistischen Staate der Mangel an Bildung und Besitz die einzige Voraussetzung für das Mitbestimmungsrecht im öffentlichen Leben. Ja, wenn man will, kann man dem Platon Philosophenstaat entgegenhalten, in dem die Weisesten und Erfahrensten herrschen sollten, während nunmehr schon der bloße Verdacht einer gewissen Urteilsfähigkeit die Entrechtung nach sich zieht.

Es sind also keine neuen Gedanken, auf denen die Räteverfassung beruht. Insbesondere ist keine Rede davon, daß sie auf einer organisierten Vertretung der Berufsstände aufgebaut sei. Sie ist vielmehr nichts anderes, als die auf den Kopf gestellte bürgerliche Staatsordnung.

Genau die gleiche Gedankenarmut und Geisteslosigkeit, die gleiche Neigung zu einfacher Umkehrung des Bestehenden tritt in den andern bolschewistischen Ge-

setzen zu Tage. Im höchsten Maße kennzeichnend hierfür ist die bolschewistische Gerichtsverfassung, wie sie in zwei Gesetzen vom 7. Dezember 1917 und 17. Februar 1918 festgelegt wurde. Sie war nichts anderes als eine Nachäffung der im Jahre 1864 unter Kaiser Alexander II. geschaffenen Gerichtsverfassung. Selbst deren augenfälligste Mängel wurden sorgfältig erhalten. Insbesondere blieb das System der zwei von einander unabhängigen Instanzenzüge, des Friedensgerichts und des sogenannten allgemeinen Gerichts bestehen, die nur im Senat eine gemeinsame Kassationsinstanz besaßen. Die schöpferische Tätigkeit der Bolschewisten beschränkte sich darauf, das alte Gebäude rot anzupinseln. Das geschah in fast kindischer Weise, indem alle Gerichte fortan als Volksgerichte bezeichnet wurden. Weiter wurde jede theoretische und praktische Ausbildung der Richter für überflüssig erklärt. Die Räte konnten jeden beliebigen Bewerber wählen, selbst einen des Lesens und Schreibens Unkundigen. Von einer Unabsetzbarkeit der Richter war selbstverständlich keine Rede, vielmehr unterlagen auch sie der unbefristeten Abberufung durch ihre Wähler. Unabhängigkeit wurde den Richtern nur dem Gesetze gegenüber zugestanden. Grundsätzlich freilich wurde erklärt, daß die geltenden Gesetze in Kraft blieben mit dem Vorbehalt jedoch, daß diejenigen ihrer Bestimmungen, die dem revolutionären Rechtsbewußtsein widersprechen, nicht anzuwenden seien.

Es würde nun die Voraussetzung nahe liegen, daß die Bolschewisten wenigstens auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung etwas Neues geschaffen haben. Auch das ist nicht der Fall. Zu zarischer Zeit bestanden in Rußland die Ansätze zu einer Arbeiterschutzgesetzgebung, insbesondere zu einer Arbeiterversicherung nach deutschem Muster. Die einstweilige Regierung hat diese Gesetzgebung ausgestaltet, indem sie die Lasten der Arbeitgeber vergrößerte, ihre Rechte hingegen verminderte. Die Bolschewisten haben sich damit begnügt, auf diesem Wege fortzuschreiten. Nachdem zuerst zahlreiche Einzelgesetze erlassen waren, erging am 31. Oktober 1918 ein zusammenfassendes Dekret. Als neuer grundlegender Gedanke wurde hierbei verkündet, daß die soziale Versicherung hinfort nicht mehr den Ersatz ausgefallenen Arbeitslohnes anstrebe, sondern vielmehr die Gewährung von Unterhaltungsmitteln im Falle eines solchen Ausfalles. Daß das nur eine andere Formulierung des Zeitgedankens der bürgerlichen Gesetzgebung, insbesondere der Gesetzgebung des kaiserlichen Deutschlands bedeutet, liegt auf der Hand. Und ebensowenig findet sich ein neuer Gedanke in den Einzelbestimmungen des Dekrets vom 31. Oktober. Vielmehr unterscheidet sich dieses von seinen Vorgängern ausschließlich durch eine quantitative Verbesserung der Lage der Arbeiter und völlige Entrechtung der Unternehmer, verbunden mit einer Abwälzung aller Lasten auf diese.

Gänzlich ideenlos ist auch die Durchführung der zu bolschewistischer Zeit verwirklichten großen wirtschaftlichen Umwälzungen. Das Privateigentum an Grund und Boden ist durch eines der ersten Dekrete der Räteregierung aufgehoben worden. Zugleich wurde verkündet, daß alles Land in das Eigentum des Volkes übergehe, daß aber jeder Bürger einen Anspruch darauf habe, Land zu eigener Bewirtschaftung zu erhalten. Abgesehen von der stümperhaften Durchführung dieses Grundsatzes im Dekret selbst, baut er sich auf dem Henry George, Tolstoi und anderen Schriftstellern entnommenen Programm der russischen Sozial-

revolutionäre auf. Ja, dem aus fünf kurzen Punkten bestehenden Dekret wurde als Ausführungsverordnung die das sozialrevolutionäre Programm zusammenfassende Arbeit eines Parteiblattes angeschlossen. Die Sozialrevolutionäre haben denn auch nicht verfehlt, den Vorwurf des Plagiats gegen die Bolschewisten zu erheben.

Von der Ausführung jenes Dekrets lohnt es vollends nicht zu reden. Ist es doch allbekannt, daß es zu einer Sozialisierung des Bodens nicht gekommen ist, daß vielmehr das Land der vertriebenen und ermordeten Gutshesitzer einfach unter die Einwohner der benachbarten Dörfer verteilt worden ist, so daß die Bolschewisten in Wahrheit in schroffem Widerspruch zu ihrem eigenen Programm eine zahlreiche Klasse kleiner Grundeigentümer geschaffen haben.

Und die Sozialisierung der Industrie? Die Dekrete, durch die sie verwirklicht wurde, sind von erschreckender Dürftigkeit. Sie verraten deutlich, daß in Wahrheit keine Sozialisierung, sondern eine einfache Konfiskation stattgefunden hat. Daran vermag auch die Tatsache nichts zu ändern, daß an die Spitze der einzelnen Unternehmungen eine vielköpfige Verwaltung getreten ist, deren Mitglieder zu je einem Drittel von der Zentralverwaltung in Moskau, von der Gewerkschaft des betreffenden Industriezweiges und den organisierten Arbeitern des Unternehmens gewählt werden. Daß die Industrie auf solche Weise völlig ruiniert worden ist, bestreitet Lenin selbst nicht. In dieser Richtung ist nichts charakteristischer als die von ihm schon im April 1918 aufgestellte Forderung der Wiederherstellung einer eisernen Arbeitsdisziplin, der Zurückberufung der bürgerlichen Betriebsleiter, der Wiedereinführung des Akkordlohnes und des Taylor-Systems . . .

Wahrlich, der Bolschewismus hat der Welt keine neuen Gedanken gebracht. Nur die schonungslose, vor nichts zurückschreckende Logik, mit der er die Gedanken des Sozialismus zu Ende gedacht hat und die ihn zu einer Umkehrung aller Vernunft, zur Verwirklichung des Gegenteils alles dessen geführt hat, was die Menschheit in Jahrhunderten lernte, vermag in urteilslosen Köpfen die Vorstellung zu erwecken, als habe er der Welt noch nicht Dagewesenes gegeben. Ströme von Blut, ein Meer von Tränen, unaussprechliches Elend bezeichnen seinen Weg. Und so tief die Waagschale sinkt, auf die seine Sünden gehäuft werden, so leer bleibt die andere Schale, die seine Verdienste fassen könnte. Wenn er dereinst überwunden sein wird, wird nichts übrig bleiben, das die Welt ihm zu danken hätte. Nur ein schauerndes Erinnern wird in der Menschheit fortleben.



Deutschland und der Orient

Von Konteradmiral a. D. Vollerthun



Über all den Sorgen, die uns zurzeit durch linksradikale Diktaturgelüste und das bolschewistische Gespenst im eigenen Hause bedrohen, haben die politischen Umschichtungen in der übrigen Welt für den Durchschnittsdeutschen mit Recht nur sekundäres Interesse. Und doch muß immer wieder angeknüpft werden an die große Linie, die Herrn Wilsons wohlgelungener Weckruf von der Freiheit der kleinen Nationen, die Fortschritte der bolschewistischen Propaganda und den einzigartigen Versailler Friedensvertrag mit einander verbindet, will man die Vorgänge bei uns zu Hause im Innersten verstehen.

Die Knechtung der Türkei ruft die Muselmanen unter die heilige Fahne des Propheten. Wie ein Krebsgeschwür quellen allenthalben neue krankhafte Zellenbildungen hervor, erzeugt von unerhörtem Druck und unerträglicher Zusammenpressung. Als ich unlängst in Port Said weilte, klagten türkische Kaufleute und Händler mit der Geste von Verzweifellen über die systematische Indisierung Ägyptens. Von ihrem Standpunkte haben die Briten gewiß Recht, wenn sie der Einwanderung indischer Elemente die Tore weit öffnen. Sie schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe, schieben aus dem Herrenkessel der Kronkolonie ab was los zu werden ihnen dort erwünscht erscheint, und spiegeln dem an sich anspruchloseren Indianer das paradiesische Bild einer glücklicheren Zukunft vor. Ob sie aber wirklich glauben, mit diesem Allheilmittel der Verpflanzung den von Herrn Wilson so geschickt in die Welt geschleuderten rassennationalistischen Kampfruf zu beschwören? Bei dem abgrundtiefen Unterschied zwischen Morgenland und Abendland und dem gründlich aufgerüttelten Nationalstolz und Haß gegen die seit Jahrhunderten geschwungene Rute werden sie das im Ernste kaum annehmen, zum mindesten nicht die weitblickenden Köpfe, die sich im Orient reiche Erfahrung erworben haben.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird selbst für britische Zähne die türkische und die indische Ruß die allerschwersten Aufgaben stellen und die Freude an der durch Deutschlands Niederringung gewonnenen unbegrenzten Ausdehnungsfähigkeit des Angelsachsentums gründlich vergällen. Das Problem ist hier weit größer und schwieriger als das irische. Es handelt sich um eine neue Zwangskolonisation großer Länder- und Völkermassen, die vor der Hand noch gewaltige wirtschaftliche Kräfte bindet, anstatt sie zu entfalten. Der Freund aber jenseits des Kanals ist mit dem deutschen Brocken allein auch nicht zufrieden. Er verlangt gebieterisch seine alte christliche Vorherrschaft im Osmanenreich.

In Rußland ist die Idee des Bolschewismus tot, aber die Machtgruppe, der er zum Siege verholfen hat, schwingt ihre eiserne Geißel mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit der Propaganda über die Welt. Das zermürbte Deutschland sucht sich in seiner unübertrefflichen politischen Nachahmungsgabe von ihm das Kleid zu borgen, ohne zu merken, daß das Gewand auf seinen Träger zugeschnitten sein muß, um zu passen. Und weit hinüber zittern die Wellen bis in das bis auf die Knochen kaisertreue, dem Klassenkampf so abgewandte Japan. Wird dieses absurde, den natürlichen Entwicklungsgedanken der Menschheit direkt

bedrohende Gift an dem stolzen, national starken Japan ein unübersteigliches Bollwerk finden? Neuerdings weiß die Auslandspresse, wie schon so oft, wiederum von Unruhen im Lande der Sonne zu berichten.

Freilich verfolgt die bolschewistische Propaganda sich geschickt den steinigsten Pfad zu dem Herzen Japans zu bahnen. Als wir noch unlängst in japanischen Konzentrationslagern schmachteten, drang die Kunde gar hinter unseren Stacheldrahtzaun, daß bolschewistische Schriften in fergelhoher Masse die japanische Armee überschwemmten und eifrig von den Soldaten gelesen würden. Wie weit diese Nachricht bei der straff organisierten Aufsicht und Kontrolle im Lande, bei dem unvergleichlichen Spitzeltum in allen Zweigen der Beamtenschaft und in den militärischen Gradon auf Wahrheit beruht oder zum mindesten sehr übertrieben ist, bleibe dahingestellt. Tatsache ist jedenfalls, daß man auch in Japan vor der Möglichkeit einer revolutionären Umschichtung der Klassen keineswegs die Augen verschließt. Die deutschen Gefangenen, die sich um den Eintritt in japanische Dienste bewarben, wurden auf Herz und Nieren geprüft, weil man in ihnen eine Art Stoßtruppe des Sozialismus witterte.

Sozialismus, Anarchismus und Bolschewismus werden in Japan aber noch annähernd gleich bewertet. Sie sind dem innersten Fühlen und Denken des Volkes heute fast noch so wesensfremd, wie sie es vor dem Kriege waren. Freilich hat das Manchesterium und der Kapitalismus reißende Fortschritte gemacht seit dem Weltkrieg. Wie hätte das auch anders sein können bei den schier unvorstellbaren Witten, die die ganze japanische Volkswirtschaft, der Handel, die Industrie zu schluden bekamen als unverbiente, nicht erworbene Früchte des Krieges! Tokio ist heute im Begriff sich zu einer Riesengaststadt amerikanischen Muster zu entwickeln, und auch die Wolkenkratzer dürfen da selbstverständlich nicht fehlen. Und Kobe, das einst so idyllisch verträumt gelegene Bergstädtchen an der Inlandsee, gleicht mit seinem Gewirr von Schiffen und ausgedehnten Kaianlagen heute fast einer Seestadt, wie sie Hamburg einst war.

Der Gegenpol aber zu diesen plötzlichen, akuten Kapitalzusammenballungen muß sich mit Notwendigkeit in stärkeren sozialistischen Tendenzen bilden. Die Lage des arbeitenden, im Dienste des Kapitalismus frondenden Volkes war noch während des Krieges gar nicht zu vergleichen mit der europäischen Völker, gar nicht zu reden von den Vereinigten Staaten. Es bot seine allerdings auch wesentlich geringwertigere Arbeit, so zu sagen, für ein Nichts dar. Die Spannung zwischen reich und arm, zwischen Unternehmer und Angestellten war unendlich. Dazu kam eine, wie bei uns, gering bezahlte Gelehrtenintelligenz. Heute sind die Löhne schwindelhaft gestiegen, aber sie entsprechen eben doch nur den teurer gewordenen Lebensverhältnissen.

Von diesem Standpunkte betrachtet, fände also wohl heute auch der Sozialismus und Bolschewismus in Japan Nährboden genug. Und dennoch glaube ich nicht, daß die jüngst gemeldeten Unruhen in wesentlichem Zusammenhange mit solchen Tendenzen stehen. Standaßgenen und Mobzusammenrottungen in großen Städten, vornehmlich in Tokio, sind typisch für japanische Verhältnisse. Oft sind sie Parteimache gegen mißliebige Minister oder unerwünschte Parlamentsbeschlüsse, sehr häufig auch hängen sie mit einer plötzlich einsetzenden Reiztuerung zusammen. Der Reis ist ja hier das Hauptnahrungsmittel des kleinen

Mannes, das ihn bei geringster Preisschwankung nach oben zur Hungernot verdammen würde; so schreiend groß ist selbst für japanische Anspruchslosigkeit das Mißverhältnis zwischen Belastung und Einkommen.

Was aber dem sozialistischen und bolschewistischen Gift eine fast unübersteigliche Schranke setzt im Sonnenlande, ist nicht die straffe Staatsorganisation, nicht das gesunde, illusionsfeindliche, realpolitische Denken des Volkes; es ist auch nicht das so ausgeprägte Gefühl für Ehre und Nationalstolz allein. Die Volkspsyche und das aus ihr entsprungene Familiensystem sind die stärksten Barrikaden gegen sozialistische und bolschewistische Revolutionen. Wir Abendländer haben allen Grund die Japaner zu beneiden um ihre Jugenderziehung, um ihre seit Jahrhunderten den Kindern eingepflanzte Ehrfurcht gegen Eltern und ältere Verwandte, um ihre straffgespannten patriarchalischen Bande, um ihre Ahnenerverehrung, die in der Verehrung der kaiserlichen Ahnengötter ihren Konzentrations- und Gipfelpunkt hat. Eine Jugenderziehung, die mit solchen Elementen arbeitet, fußend auf jahrhundertelang aus dem Shintoismus und Konfuzianismus geschöpfter Tradition, schafft eine Ethik, die das Volk hart macht wie Granit gegen alle Stürme moderner individualistischer Ungebundenheit und das Dogma von den unbefchränkten Rechten des Einzelnen gegenüber der Allgemeinheit, dem Staat.

Selbststärkeren Stolzes voll konnte Dr. Inouye 1911 die Behauptung aussprechen, England, Deutschland und Amerika hätten erkannt, daß Japan als Staat eine Stabilität eigen sei, die sie nicht besäßen; sie strebten deshalb, das Gefühl der Staatsanhänglichkeit, des Vertrauens im Volke zu seinen Führern wie der Heimatliebe zu vertiefen und auf gleichen Stand wie in Japan zu bringen. So richtig und durch die Tatsachen bewiesen diese Beobachtung ist, die Schwierigkeit für alle Abendländer, das Abel an der Wurzel zu packen, enthält sie nicht. Eine Jugenderziehung, die jeden in Japan weilenden Fremden sofort für das Land und sein Volk begeistert, die manche dem Volkscharakter innewohnenden üblen Eigenschaften in den Schatten stellt, eine Volksethik, die so auf Staatszusammenschluß und Sicheinsetzen für das Ganze hinarbeitet, die läßt sich nicht von heute auf morgen improvisieren.

Und wie von unten die Staatspyramide, auf solidester Familienbasis ruhend, allmählich sich verzügend, der Spitze entgegenwächst, so ist sie auch in dieser Spitze kraftvoll und markig gebaut. Nicht daß der jeweilige Träger der Krone in absolutistischer Willkür den Weg des Staatsschiffes von seinen mehr oder weniger vorhandenen Führeigenschaften abhängig machen könnte. Fürst Ito, der Schöpfer der Konstitution, versuchte, als er 1868 das Volk aus mittelalterlicher Gebundenheit heraus hob, in der Abgrenzung der Rechte und Pflichten der Volksvertretung und der Kaisergewalt einen Mittelweg zu wählen etwa zwischen unserer alten Verfassung des Königreichs Preußen und einem absolutistischen Kaiserthum. Nur in einem Punkt schuf er von allen europäischen Staatsformen Abweichendes, und das war der Kernpunkt, um dem Staatsschiff gegen alle Mißgriffe von der einen oder anderen Seite eine glückliche Balance zu geben. Der Kaiser als geheiligte, in ihren Funktionen unfehlbare Person erhielt zwar starken Machteinfluß auf die Geschicke des Staates, doch wurde er jedem Anwurf persönlicher schlechter Führung durch die Schaffung der Genro enthoben, eines Rates der weiseften, er-

fährensten Staatsmänner. Außerhalb der Parlamente und Ministerien stehend, sind diese Genomitglieder nicht ein Kabinettkrat unter dem Kaiser, sondern neben ihm. Volkstümliche, große Persönlichkeiten sind es, die in kritischen Augenblicken die japanische Politik noch immer aufs glücklichste beeinflusst haben.

Will Deutschland noch einmal aus seinem Elend herauskommen und sich als Nation wieder konsolidieren, so hat es allen Grund, sich seines folgamen früheren Schülers wieder zu erinnern, der ihm so völlig über den Kopf gewachsen ist. Freilich viel hat sich ereignet seit den Zeiten Medels, viel, was einem stolzen, ehrliebenden Volke den Stachel innerster Empörung zurückschlagen muß. Gaß aber ebensowenig wie Liebe regeln auf die Dauer die Beziehungen der Völker, und die Politik ist ein kaltes Geschäft. Wir liegen am Boden, sind ein geknechtetes, unfreies Volk geworden, unfrei nach innen wie nach außen. Japan aber hofft, daß die deutsche Volksseele noch einmal wieder gefunden werde, weil ihm unsäglich ist, daß ein Volk mit einer so großen Vergangenheit sich auf die Dauer so jämmerlich erniedrigen kann. Und Japan braucht ein starkes, freies Deutschland.

Gewiß, zu Beginn des Weltkrieges hatte es auf die andere Karte gesetzt. Daß völlig englisch orientierte, in britischer Abhängigkeit stehende Kabinettskuma- Kato dachte einen großen Wissen ohne wesentliche Kraftanstrengung zu verschlucken, der ihm eine zweite Brücke schlug nach China und einen Weg bahnte bis vor die Tore Australiens. Und eine mangelhaft orientierte deutsche Politik ließ es in dem Glauben, daß dies ohne schwere Verdauungsstörungen möglich sei, tat nichts oder zu wenig, um auch die andere Seite der Sache gründlich zu beleuchten.

Die Geldentaten unserer Heere, unserer Flotte, die unbegrenzten Möglichkeiten, die in der deutschen Volksseele zu stecken schienen, brachten aber das Sonnenland bald zur Ernüchterung. Klar enthüllte sich der Januskopf der britischen Politik. Kuma und Kato verschwanden, Männer mittlerer Linie tauchten auf; keine ausgesprochenen Deutschfreunde, denn dazu war der Nebel der Entente doch zu stark, aber auch keine so einseitig beschriebenen Blätter wie jene ersten Führer. Baron Goto, der wohl deutschfreundlichste japanische Staatsmann, wartete im Hintergrunde auf seine Berufung. Und er kam noch, ehe der Krieg ein Ende fand.

Als in Frankreich die Heereskräfte immer mehr zusammenschmolzen, die amerikanische Hilfe noch fern war, unsere Armeen immer größere Lücken in den südlichen und südöstlichen Ring stießen, verhallte unerhört der Verzweiflungsschrei der Entente um japanische Heeresfolge. Und als dann unsere ersten großen Frühjahrsoffensiven 1918 einsetzten, las man in britischen und amerikanischen Blättern von Empörung getragene Artikel von der obligatorischen Einführung der deutschen Sprache in die japanischen Schulen, während die englische und französische Zunge fürderhin nur noch fakultativ sein sollte. In vertraulichen Gesprächen aber wisperten japanische Offiziere: Nun haben die Briten für immer ihr Gesicht im Fernen Osten verloren, und niemals wohl werden sie es wiedererlangen.

Im stillen aber schien sich eine Neuorientierung auf der Linie Deutschland—Japan für die bald zu erwartende Friedenskonferenz vorzubereiten. Was verschlug die falsche Karte, auf die man gesetzt zu haben schien, was die Liquidation eines Abenteuers, das man gern ungeschehen gemacht hätte. Die Zukunftsmöglichkeiten der Neuorientierung gaben bessere Garantien, Garantien gegen ein

alleiniges Angelfaschentum. Da — kam der deutsche Zusammenbruch, und mit der Verachtung, die sich bei einem so stolzen, treu national gesinnten Volk wie dem japanischen widerspiegelte gegen unsere Revolutionshelden, unser demokratisches Gewimmer, unser Ragenbuckeln vor Herrn Wilsons Richterspruch, vermischte sich die Furcht vor der Zukunft, vor den eigenen Freunden.

Es war ein kurzer Augenblick der Bestürzung. Bald schien sich die Überzeugung immer mehr Bahn zu brechen: Deutschland wird und muß sich erholen. Wir wollen ihm auf die Beine zu helfen suchen, wie und wo es geht. Und dann wollen wir weiter sehen.



Die Proletarisierung der geistigen Arbeit

Von Dr. Bruno Raueker, Archivar im bayr. Ministerium für Soziale Fürsorge

I. Die Entlohnung



Beispiele sind lehrreich. Erstes Beispiel: Ein außerordentlicher Hochschulprofessor, sofern er nicht als Mediziner aus seiner Privatpraxis, als Jurist aus gutachtlicher Tätigkeit, als Chemiker und Physiker als Patentsachverständiger erhöhte Bezüge empfängt, fristet in Preußen wie in Bayern aus etwa 10 000 Mark jährlichen Einnahmen sein Leben. Hierin sind das Gehalt, die Kollegelder, die Teuerungszulage einbegriffen. Diese Einnahmen entsprechen den Lohnbezügen eines Obermonteurs in einem leidlich entwickelten Unternehmen der Elektrizitätsindustrie. Der Profurist, geschweige der Direktor dieses Unternehmens, dessen Entwicklung auf Gedeih und Verderb den Forschungen der Wissenschaft überantwortet war und ist, würde sich mit 10 000 Mark in jetziger Zeit niemals zufrieden geben. — Die Privatdozenten (von den Ordinarien wird ihrer zahlenmäßigen Minderbedeutung wegen nicht gesprochen) beziehen an Kollegeldern vielleicht die fabelhafte Summe von 500 Mark im Jahr, wenn sie zugkräftige Vorlesungen halten, zumeist weit weniger, gelegentlich auch nichts. Sie sind der Sauerteig der Universitäten. Sie haben zu forschen um der Forschung willen, die ökonomische Basis ihres Lebens wird als kräftig und tragfähig genug vorausgesetzt. Die Glücklichen unter ihnen verdienen als Assistenten in sieben- bis achtfündiger Tätigkeit die Norm von 1500 Mark, durch Teuerungszulagen je nach der Kopfzahl der Familie das einhalbfache bis doppelte. (Ein Vorschlag zur Erhöhung der Bezüge dieser Ärmsten wurde von den Demokraten im bayerischen Landtag nicht vor dem Oktober 1919 [!] eingebracht.) Das Durchschnittsalter der Habilitation ist 28 bis 30 Jahre, die Dauer der Privatdozentenzeit 8 bis 10 Jahre. Voran geht eine Studien- und Vorbereitungsfrist etwa vom 19. bis 29. Lebensjahr, von einem Jahrzehnt, in welchem der Durchschnittsarbeiter das Normale seines Lohnbezugs, der Anwärter auf den Lehrstuhl zumeist nichts verdient!

Zweites Beispiel: Der akademisch gebildete Lehrer erhält in den staatlichen und den meisten städtischen Instituten in Preußen ein Anfangsgehalt von 2700 Mark, in Bayern ähnlich. Hierzu einen Wohnungsgeldzuschuß, der sich zwischen 600 und 1500 Mark je nach der Ortsklasse bewegt. Die Teuerungszulage stuft sich nach Dienstjahren und dem „Ehestandsverhältnis“ ab. Die Bezüge eines Gymnasiallehrers und der ihm gleichgestellten Kategorien (in Preußen Oberlehrer genannt) schwanken zwischen etwa 5000 und 9000 Mark. Die wissenschaftlichen Hilfslehrer erhalten nach dem überall geltenden Normalsatz 2100 bis 3000 Mark plus Teuerungszulagen, jedoch zumeist kein Wohnungsgeld. Sie steigen im ganzen durchschnittlich nicht über 4800 Mark. Lehramtskandidaten (in Preußen Studien-Referendare) brauchen vom Beginn ihrer Vorbereitungszeit bis zu ihrer festen Anstellung im Alter von etwa 31 Jahren durchschnittlich 6 bis 7 Jahre, denen 6 Jahre Studium, 2 Jahre Vorbereitungsdiens, 4 Jahre Hilfsbeschäftigung fast stets vorangegangen sind.

Drittes Beispiel: Die Beamten der Justiz. Nach Abschluß der Gymnasialstudien ein Studium von mindestens 3 Jahren, hernach 4 Jahre Rechtspraktikanten-(Referendars-)Tätigkeit bis zum Staatskonkurs. Mit 27, 28 Jahren unbeförderter Assessor. Mit 31 bis 33 Jahren bei guter Qualifikation — der Erlass des bayerischen Justizministeriums! — gegen 3300 bis 4800 Mark etatsmäßig eingestellt. Teuerungszulagen durchschnittlich nicht höher als die eines staatlichen Forstarbeiters. Der Wohnungsgeldzuschuß schwankend zwischen 630 und 1300 Mark. Ein jammervolles Bild.

Hierzu vergleiche man die Stellungnahme der einzelstaatlichen Landtage zu der Vorlage der Regierungen über Gewährung von Teuerungszulagen für Staatsbeamte. Die beati possidentes der Abgeordneten auf der einen, die Regierung ohne die nötige Deckung der Geldmittel auf der anderen Seite. Jene in der Angst vor den Wählern und deren steuerlicher Mehrbelastung, diese in steter Verlegenheit wegen des Soll und Habens der Finanzgebarung. An der Wand des Sitzungssaales das Menetekel des Staatsbankrotts.

Als ob nicht die Treue, Stabilität und Zuverlässigkeit, die immer noch leibliche, gemessen an manch anderen Ständen hervorragende moralische Integrität des Beamtentums es gewesen wäre, die Millionen und Abermillionen an Heeresbeständen, an Staats- und Gemeindefassen dem Gemeinwesen gerettet hat, die weitere Millionen in aussharrendem Verwaltungsdienst der Finanzgebarung mancher Arbeiter- und Soldatenräte entzogen, in hingebender Arbeit am Kriegsfürsorgedienst, an der Lebensmittelverteilung die Produktivkraft der Volkswirtschaft immer wieder auf die Knie gestellt hat! Nun, da sie in Not sind, zögert die Gemeinschaft, ihnen auch nur ein bescheidenes Teilchen dieser gereiteten Millionen zuzuwenden!

Kürzlich ging durch die bayerische Presse die Notiz, daß den Rechtspraktikanten auf deren Ansuchen hin eine monatliche Beihilfe in Höhe von 150 bis 200 Mark je nach Ortsklassen gewährt werden sollte. Kenner des Budgetwesens wußten zu melden, diese Bewilligung werde in jedem Falle des Ansehens selbstverständlich erfolgen. Man habe lediglich vermeiden wollen, dem Landtage eine Vorlage betreffend die festen Gehaltsbezüge der Rechtspraktikanten vorzulegen. Die Eingabe der Rechtspraktikanten sei eine Formsache, wie während

des Krieges seinerzeit die Eingabe der Offiziere auf Gewährung von Teuerungszulagen es gewesen sei.

Gleichviel, ob tatsächlich Furcht vor dem Parlamente die Haltung der Regierung verursacht hat: hier liegt ein Rückfall in die Formen des Almosengebens vor, die, wie wir glaubten, die Revolution beseitigt hätte. Erkennt die Gesellschaft ihren Funktionären eine Erhöhung ihrer Besoldung zu, so hat sie diese Anerkennung als Rechtsanspruch zu formulieren. Es ist ein völlig unhaltbarer Zustand, in den Verfassungen des Reiches und der Einzelstaaten die Formel von der Arbeit, die ihres Lohnes wert sei, und von der Allgemeinheit, die für die Aufrechterhaltung der Arbeitskraft ihrer Mitglieder zu sorgen habe, anzubringen und dann bei erster Gelegenheit die Pflicht zur Fürsorge auf Nebenwegen zu umgehen. Nichts beschämt mehr, als eine Bittschrift auszusprechen zu müssen, deren Erfüllung man als Anspruch empfindet, nichts ist unlauterer als ein Dank, der für eine Selbstverständlichkeit gegeben werden muß. Auch die Rechtspraktikanten, diese „jungen Menschen“, haben ein Ehrgefühl und ein Anrecht, hierin geachtet zu werden. Auch sie haben eine Berufs- und Arbeitslehre, obgleich sie nur — Geistesarbeiter und gewerkschaftspolitisch ungeschult, also demütig und ungefährlich sind. Der Fall ist typisch für viele andere Beamtenberufe und müßte deshalb Erwähnung finden. Wir wollen nicht in den Fehler vergangener Jahrhunderte verfallen, in denen nach jeder Revolution, nach jeder Befreiung von irgend einer Real- oder Gewissenslast die „Stände“ der Bauern und Bürger sich daran machten, auch die Beamten als öffentliche Lasten abzuschieben. Als zum Beispiel zur Reformationszeit die Glaubensfreiheit ihre Wellen schlug, verlangten die Bauern, man solle auch alle Arten von Pfarrern abschaffen. Sie wollten ihren Beitrag zum Gehalte des Pfarrers nicht mehr zahlen, der Mann habe ja „nun nichts mehr zu tun“, da er keine Messe mehr zu lesen habe. Als 1848 ein Teil der öffentlichen Reallasten beseitigt wurde, gab es Gemeinden, die darum petitionierten, daß man ihnen mit den Steuern auch die Lehrer wagnähme. — Die Metaphysik des Beamtentums der Vorkriegszeit, die nahe daran war, den Beamten als einen Stellvertreter Gottes auf Erden anzusehen, der blinde Autoritätsglaube, der eine Menschenfigur schon für erheblich hielt, wenn sie einen Titel, eine Uniform oder einen Orden trug, hat es auch nach der letzten Revolution wieder verschuldet, daß nach den Zeiten der Überschätzung des Beamtentums weite Kreise der Steuerzahler den Beamten nicht gewogen sind.

II. Die Produktionskosten der geistigen Arbeit

Über die Produktionskosten der geistigen Arbeit haben wir soeben gesprochen, als wir der Vorbildungszeit dieser Kategorien Erwähnung taten. Es wäre müßig, diesen Faktor der Produktionskosten durch weitere Beispiele, die doch nur immer wieder bestätigen würden, daß der geistige Arbeiter in den seltensten Fällen vor dem 30. Jahre zur wirtschaftlichen Selbständigkeit gelangt, illustrieren zu wollen. Überhaupt lassen sich die Produktionskosten geistiger Arbeit generell weder an den Kalorien, deren der Schaffende zu seinem Lebensunterhalt bedarf, noch an der Anzahl der Jahre, die zur Heranreifung des Geistesarbeiters vonnöten sind, eindeutig bestimmen. Die Voraussetzungen geistiger

Arbeit schwanken je nach dem Individuum, dessen Herkunft und Bedürfnissen, nach der Kraft und Fülle seiner sittlichen Einstellung zur Umwelt, nach dem Maße und dem Vorhandensein seiner egoistischen oder altruistischen Potenzen. Wilhelm Ostwald erwähnt einmal an einer Stelle seines Buches „Große Männer“, daß jede wichtige Entdeckung mit einem Menschenleben bezahlt werde. Wollte man diese zweifelloste Tatsache auf die Produktionskostenberechnung geistiger Arbeit beziehen, so ergäbe sie die volle Lächerlichkeit solchen Gebarens. Die unmeßbare Größe des Geistes, seines Werdens und Wirkens ist aus materiellen Berechnungen niemals abzuleiten.

Dennoch wird der Satz, daß die Werthöhen der geistigen Leistung sich proportional verhalten zu den Werten der Unterhaltungsmittel, daß also die Produktionsfaktoren der geistigen Arbeit in ihrer zahlenmäßigen Größe irgendwie zu fassen sind, nicht völlig zu bestreiten sein. Es ist zweifellos, daß die psychische Tätigkeit, von der Seite ihres physischen Korrelats her gesehen, sehr viel organische Kraft verbraucht. Die Wiedererzeugung dieser Kraft geht nun beim Geistesarbeiter nicht in der gleichen Weise vor sich wie beim Muskelarbeiter: durch Aufnahme von Ernährungskalorien in einer bestimmten Menge. Einmal deshalb, weil die Aufnahmefähigkeit des Körpers bei überwiegend geistiger Arbeit im Verhältnis zu jener der körperlichen Arbeit herabgesetzt und ziemlich eng begrenzt ist. Sodann, weil der Kraftersatz bei geistiger Arbeit in der Regel nur durch die besondere Angepaßtheit des Lebensunterhaltes an die Bedürfnisse, durch Individualisierung des Konsums, durch eine überdurchschnittliche Verfeinerung der Darbietung, durch Konzentrierung der benötigten Mengen des Konsums vor sich geht. Hieraus erhellt und folgt zweierlei: Erstens, daß es ein Widersinn in sich selber war und ist, die Nahrungsverteilung nach dem Verbrauch der Muskelkräfte zu klassifizieren und vorzunehmen; zweitens, daß der Arbeiter der geistigen, also der differenzierten Berufe mit vollem Rechte für sich differenzierte Ernährung fordern kann.

Die Verteilung der Nahrungsmittel nach dem Maße des Muskelverbrauchs geschah und geschieht heute noch zu Unrecht. Sie beleuchtet grell die Stellung und Werthschätzung, die die Allgemeinheit des Volkes der geistigen Arbeit angedeihen läßt. Die Rationierung der Lebensmittel, gemessen an der Stala der Leicht-, Schwer- und Schwerstarbeiter wird stets kennzeichnend bleiben für den „Geist“, in dem die Heimatfront die Kriegsnotwendigkeiten angesehen hat.

Wichtiger und grundsätzlicher in der Erörterung der Produktionskosten der geistigen Arbeit erscheint die zweite Folgerung: Es muß der Öffentlichkeit mit allem Nachdruck stets wieder von neuem gesagt werden, daß die höhere Entlohnung des geistigen Arbeiters allein schon durch die physiologischen Bedingungen seiner Tätigkeit gerechtfertigt erscheint. Es ist nötig, den Handarbeitenden darauf zu verweisen, daß das ganze komplizierte System der körperlich-geistigen Stimmungen, Eindrücke, Anregungen, dessen der geistige Arbeiter als einer notwendigen Voraussetzung seiner Leistungen bedarf, eine untrennbare Einheit ist, und daß der geistige Arbeiter nach dieser Einheit seine „Lohnansprüche“ orientieren muß. Es sollte nicht mehr unterlaufen können, daß der körperlich Arbeitende den Kopfarbeiter nur deshalb zum Faulenzer stempelt, weil dieser sein Schaffen nicht quantitativ, sondern qualitativ bemißt.

In der Erwägung der Produktionsfaktoren der geistigen Arbeit ist weiterhin des Milieus der Arbeit Erwähnung zu tun. Auch hier stellen die Wohnungs- und Raumknappheit, in der wir leben, die Dürftigkeit und Nüchternheit der Arbeitsräume, die Sparsamkeit in ihrer Ausstattung, die nicht immer in Etatsrücksichten begründet ist, die Verkehrsschwernis, die Not, zur rechten Zeit und unter annehmbaren Bedingungen zur Arbeitsstelle zu kommen und andere Mängel mehr den geistigen Arbeiter vor Hindernisse, deren Intensität man je nach der Nervenreizung und Überreizung des Einzelnen verschieden anschlagen muß. Die unglaublich bescheidenen Verhältnisse, unter denen früher die höchsten geistigen Werte geschaffen wurden, sind kein Gegenbeweis. Die gemeinhin gewachsene Reizbarkeit und Schwäche des Nervensystems, jedenfalls aber die stärkere Individualisierung der Lebensbedingungen in den letzten hundert Jahren hat verfeinerte Empfindungen hervorgerufen, die ohne Einbuße an Leistungskraft nun eben nicht mehr zu stören sind. Es kann kein Zweifel sein, daß die Milieu-Theorie, grob und materialistisch wie sie ist, hier eine gewisse Berechtigung konstatieren kann: die Proportion zwischen den Werten der Umwelt, die wir konsumieren, und jenen, die wir als geistige Werte produzieren, ist zu einem untrennbaren Bestandteil der Arbeitspsychologie geworden.

Spinnt man diese Erkenntnis fort, so werden auch alle diejenigen Güter des geistigen Konsums, die dem seelischen Begehren des Geistesarbeiters und dessen Befriedigung zur Selbstverständlichkeit geworden sind: die Bedürfnisse geistiger, dem Zwecke angemessener Kleidung, die Besuche der Theater und Konzerte, die selbstverständliche, in ihren Formen maßvolle Geselligkeit, nicht zum mindesten die gelegentliche Günst, Geschenke zu geben und zu empfangen, zu jenen Produktionsfaktoren zu zählen sein, von deren Inhalt und Gehalt im steigenden Maße die Produktion des Geistes zehren muß. Man wird dies feststellen können, ohne in den Verdacht zu fallen, einem öden Epikureismus das Wort zu reden, ja ohne auch nur den Glauben zu erwecken, als sähe man in ihrer Verkümmernng nicht auch die Wurzeln einer Tugend sich entsalten. Wir kennen sehr wohl das Maß und Unmaß, in dem ödes Añhetentum versangen ist. Wir wissen entscheidend zu würdigen, welcher Verfall in einer überspigten Individualisierung der geistigen Bedürfnisse liegt. Wir sind davon überzeugt, daß in der Wurzellosigkeit und Unsozialität der Geistigen wichtige Gründe unseres Zusammenbruchs zu suchen sind. Indessen ein anderes ist es, den Geist zu lenken auf die Arbeit, die ihm geboten ist, und ein anderes ihm die Möglichkeit des Schaffens durch die Verkümmernng und Mähtung seiner Schaffensmöglichkeiten völlig abzuschneiden. Immer noch haben Bestrebungen, die darauf ausgingen, die praktische Gleichheit der Stände und des Lebens durchzuführen, der intellektuellen Bildung die Feindschaft anzusagt — Buddha, die Jhniker, Robespierres: „nous n'avons pas besoin de savants“ haben es getan, in gewissen Erscheinungen auch das Christentum — und immer noch haben sie sich im Verfall des öffentlichen Lebens gerächt. Es ist nicht nötig, die Fehler der Weltgeschichte dauernd zu wiederholen.

Eines jedenfalls ist sicher: Mehr als je — auch aus äußeren Rücksichten — werden wir der Charakterbildung und Festigkeit im öffentlichen Leben bedürfen, und entscheidender als je wird die Behandlung und Schönnng der geistigen Arbeiter hierfür die Voraussetzung sein. Wir dürfen uns keinem Zweifel hingeben: In dem Verbrauche der geistigen Güter, sofern sie nicht als Notwendig-

teilen des täglichen Bedarfs, als Dienste der Ärzte, der Rechtsanwälte, der Beamten, der Presse und andere ihren festbestimmten Verbraucherkreis vor sich haben, wird die Sparsamkeit, zu der unsere Volkswirtschaft genötigt ist, am ehesten sich geltend machen. Wo kein Schmuckwerk und Luxusgut begehrt wird, kann auch keines erzeugt werden. Wo kein Bedürfnis dem Schaffenselster entgegenkommt, da bleiben die öffentlichen Ausbildungsanstalten und Meisterschulen des Gewerbes, des Kunsthandwerks, der freien Kunst im Mittelmaße stecken. Die technischen Lehranstalten sinken von ihrer Leistungshöhe herab, sofern der Bedarf der technischen Produktion die besten Ingenieure, die gründlichsten Versuchstationen, die gewissenhaftesten Forschungsmethoden nicht mehr benötigt. „Das Überflüssige hat ein Ende, außer wo es durch Gemeinerwägung konzediert ist.“ (Mathenau, Kritik der dreifachen Revolution.)

Gelingt es nicht, die Geistesarbeiter über die äußere und innere Not, die ihnen aus dieser Entwicklung droht, über die Jahre des Ganges durch die Wüste hinwegzubringen, dann — aber auch erst dann — gehen wir einem Verfall unserer Kultur entgegen, wie er politisch gefährlicher, zivilisatorisch entsetzlicher schwerlich zu denken ist. Der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur kann dieser Gang eine Prüfung werden. Eine Möglichkeit, die Spreu vom Weizen zu sondern, den Dienst am Geiste um des Geistes willen zu tun, wird in der kommenden Not vervielfacht aufgehen. Mitläufer und Dilettanten, Snobs und Aestheten werden abfallen, die Unberufenen zum Dienst am Geiste sich aus dem Staube machen. Aber auch die Größten des Geistes werden an seiner Speise allein noch nicht satt. Beethoven hat die Eroica mitnichten geschrieben, um seiner leeren Kasse aufzuhelfen, Goethe den *Egmont* um seines Jahresgehaltes willen. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft ist um der Rentabilität des Laboratoriums willen, in dem es entdeckt wurde, nicht gefunden worden. Den Geistern, die diese Werke schufen, war wenigstens die ökonomische Basis ihres Lebens garantiert. Von einem Fürsten, vom Staate, von einer Kommune; und auf diesem Standplatz ihres Lebens konnte in Ruhe die geniale Leistung vor sich gehen. Wir leben in einer Zeit der Not und Kümmeris. Wir predigen Sparsamkeit und rationalisieren Wirtschaft und Leben. Dennoch kann, dennoch muß eine Möglichkeit gefunden werden, den Geist in freier Betätigung zu bewahren, auch dann, wenn seine Leistung rationeller Zweckmäßigkeit auf lange nicht wird dienen können, denn das Beste am Geiste und seinem Schaffen ist irrational. Die Gemeinschaft, heiße sie Staat, Stadt oder Genossenschaft, wird dieser Verpflichtung sich erinnern müssen.

Vor allem wird der Staat in völlig anderem Maße als bisher sich der geistigen Arbeiter und ihrer Interessen anzunehmen haben. Er wird in der Eingliederung der geistigen Arbeiter in die Arbeiter- und Angestelltenvertretungen (Betriebsräte, Beamtenräte) dafür sorgen müssen, daß festangestellte und festbesoldete Geistesarbeiter neben den Handarbeitern in der Verwaltung gemeinsamer Betriebsangelegenheiten (Arbeitszeit, Entlassung und Einstellung neuer Arbeitskräfte, Erlaß der Arbeitsordnung, Einführung neuer Arbeitsmethoden usw.) zu Worte kommen. Er wird die Mitbestimmung freier, geistiger Mitarbeiter gewerblicher Unternehmungen an der Regelung ihrer wirtschaftlichen Interessen zu sichern haben. Er wird durch Rahmenverfügungen über die

Errichtung von Arbeitsnachweisen und Berufsberatungsstellen für geistige Arbeiter die Regelung von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte der geistigen Arbeit zu fördern haben. Er wird den Abschluß tariflicher Vereinbarungen zwischen geistigen Arbeitern und deren Arbeitgebern, sei es in beratender Mitwirkung, sei es durch die Erklärung der Allgemeinverbindlichkeit solcher Verträge, stützen können. Er wird in der Statuierung gutachtlicher Einvernahme der Berufsverbände geistiger Arbeiter vor der Erteilung beziehungsweise der Zurücknahme der Erlaubnis zum Betriebe bestimmter Unternehmen (Theater, Singspiele, Schauspielunternehmungen, Stellenvermittlung für Bühnenangehörige und andere geistige Berufe) diese Berufsverbände stärken können. Er wird in der Warnung vor dem Eintritt in eine überfüllte geistige Berufslaufbahn den geistigen Arbeiter vor wirtschaftlichem Elend und sozialer Enttäuschung bewahren müssen.

Er wird in einer gründlichen Revision der Schutzbestimmungen für geistige Arbeit, in der Regelung des Erfinderrechtes für Angestellte, in dem Erlass eines Kunstverlagsgesetzes, in der Umwandlung des bestehenden Verlagsgesetzes zugunsten der Autoren und anderen, nicht zuletzt in der Schonung der geistigen Arbeiter bei der generellen Besteuerung seine Fürsorge zu betätigen haben. Er wird in der Erhaltung und Förderung wissenschaftlicher, künstlerischer und Kunsthandwerklicher Institute, in der freimütigen Unterstützung wahrhafter Forschung und künstlerischer Größe die Kontinuität des geistigen Lebens zu bewahren haben.

Jede dieser vorgeschlagenen Maßnahmen bedarf indessen der Stokkraft festgefügt, eine Mehrzahl der Standesgenossen umfassenden Organisationen. Die Bildung solcher Organisationen wiederum wird abhängig sein von dem Maße und dem Grade, in dem der Individualismus, das Eigenbröblertum, die Selbstherrlichkeit der Geistigen dem Solidaritätsempfinden bereits gewichen sind. Weder die Künstler noch die Gelehrten noch die Schriftsteller sind heute schon über lose Verbandbildungen wirtschaftlicher Art hinausgekommen: die lässige Geschäftsgewerkschaft des Reichsbundes geistiger Arbeiter, der im November 1918 gegründet im Dezember 1919, ohne irgendwelche wirksame Spuren zu hinterlassen, begraben wurde, hat dies deutlich genug gezeigt. Politische Parteilung, ästhetische Sonderbündelei, literarischer Widerwille vor den nüchtern-materiellen Zielen einer Gewerkschaftsorganisation, Mangel an Führern und Organisatoren hat diesen Reichsbund an praktischer Arbeit gehemmt.

Wird es möglich sein, die geistigen Arbeiter noch vor Torschuß zu belehren, daß auch der Starke in unserer Zeit der Not keineswegs allein am mächtigsten ist? Oder wird Verbitterung und Groll gegen Staat und Gesellschaft die unabwehrbare Folge ihrer Isolierung sein? Wird es gelingen, die Klüngel und Grüppchen zusammenzuschweißen zu festem, geschlossenem Kampf und Widerstand? — Die nächste Zeit wird hierüber entscheiden; die Fülle und Tiefe unserer Kultur aber wird von der Beantwortung dieser Fragen nachdrücklich beeinflußt werden, denn schon Michael von Beheim aus Sulzbach sang um 1450:

„Was hülf mich mein gesang,
Daz ich dazey verdürbe
Rein narung erwürbel
Pesser ist mir geton
Daz ich mich zieh davon!“

Zur „Kammer der Arbeit“

Von Dr. A. Ringleb-Berlin



n den deutschen Grenzen steht, wirtschaftlich und militaristisch kämpfend, der russische Bolschewismus. Die Baltischen Staaten verbrüdernd sich den Sowjets, Litauen verkommt im Schieberelend und hat längst aufgehört, ein „Pufferstaat gegen die Bolschewisierung Europas“ zu sein. Innerhalb des Reiches Marken, in seinem innersten Mark aber schwellt die verzehrende, den Staatsbau unterhöhlende Blut eines unterirdischen Feuers: Selbstvernichtender Sozialismus, der vergaß, daß seine erste Aufgabe und sein Grundprinzip ist: Hinausstreben aus der partei- oder klassenegoistischen Vereinzelnung. Man beschuldige nicht die Arbeitermassen, die der Sozialismus als erste angeht. Nicht ihre Schuld ist diese Unterlassung. Die deutschen Gebildeten, die fatten Nachdenklichen und die Denker im Mangel haben sich — im Banne des zeitgenössischen russischen Schrifttums — einem Idealanarchismus ergeben, der sie vergessen ließ, daß des Mannes Aufgabe Gesellschafts- und Staatenbildung ist, Führerauslese zum Dienste am Ganzen.

Die Neuzeit hatte die Gesellschaft in stetem Fortschritt in den Vordergrund gestellt; trug vor ihr nur eine verschwindende Minderheit die Kultur, um sie gleichzeitig in vollem Sinne zu besitzen, so durfte das Jahrhundert der tausendfältig nach Raum und Zeit gesteigerten Beziehungen zwischen den Völkern, die eine stolz ins Überirdische greifende Technik gewähren und leisten konnte, keinen Rückfall in einen selbstbetrachtenden, selbstgefälligen, abbauenden Individualismus dulden.

Sie dürfte das bei ihren Verantwortlichen und Gebildeten um so weniger, als den Massen das Schicksal, nur Objekt wohlwollender Fürsorge einzelner zu sein, genommen schien. Sie durfte es nicht, weil sie jene Massen zu selbständiger Mitwirkung, zur Entscheidung über Gehalt und Richtung des Lebens berufen hatte.

Unsere Zeit hatte die Bedeutung der wirtschaftlichen Zustände, angesichts des Entwicklungsgebankens und der Milieutheorie, als fast den wichtigsten Faktor der neuen Rechnung von Hegel und Marx ihren Menschen vorgelegt. Als es galt, den stolzen Bau stolzester Gedanken zu erproben, als ein Krieg und tausend andere Gewalten zerstörend, vernichtend und zersetzend gewirkt hatten und nur mehr die Grundmauern standen, glaubten jene Defakenten mit dem billigen Worte vom Pazifismus genug zu tun und gründeten „neue Vaterländer“, erdachten Freiheit und dekretierten Gleichheit. Wo ist doch wohl ein Hausbau begonnen worden am Giebel? Die sozialökonomische Gliederung von Gesellschaft und Wirtschaft droht der Auflösung anheimzufallen. Von dort aus ersteht und reckt sich riesengroß die Gefahr einer zweiten, der blutigen Umwälzung eines Staates, der kaum mehr als solcher erkennbar ist, weil ein Teil seiner produktiven Kräfte seine normalen Arbeitsbahnen verließ — die Blutbahnen des Wirtschaftskörpers — und die absterbenden Teile ärgstem und schamlosestem Parasitentum ausgeliefert hat.

Wirtschaftliche Erziehung und Aufklärung tut not!

Staat ist nicht ohne Wirtschaft. Löst sich das Staatsgefüge, so erlahmt und erliegt seine Wirtschaft und es sterben ab die produktiven Kräfte. Zehlen

sie, krank der Wirtschaftskörper, so stehen Staatsbau, Gesellschaft, Sozialismus in Gefahr.

Wir können eine Maschine ölen und treiben, aber nur der Sachverständige kann sie konstruieren. Und deshalb gelte der öffentliche Kampf, den wir brauchen, dem Unschverständigen und seinem Schlagwort. Aufbau und Werden ist wirtschaftliche Erziehung und Aufklärung durch Männer der Wirtschaft, aber nicht — durch Literaten — gleichviel welcher Herkunft. In einer bekannten Streitschrift sagte unlängst ein bekannter Industrieller, jede Köchin spreche heute „von Valuta“. Ich muß hinzufügen, daß ich mit Erstaunen einen „Gebildeten“ kürzlich sagen hörte, die deutsche Valuta werde sich mit dem Angebot und der Durchführung der Auslieferung von 1500 deutschen „Kriegsschuldigen“ heben.

In wieviel Arbeiterversammlungen ist wohl von einem Räteystem gesprochen und dabei des russischen Vorbildes gedacht worden — in wie wenigen Köpfen aber wurde dabei der Gedanke lebendig, daß „Räte“ Sachverständige sein müssen und daß die angefeindete Unternehmerschaft nicht nur einem „System“ solcher Räte, sondern sogar deren „Diktatur“ zur Überwindung unserer wirtschaftlichen Not sich fügen, vielleicht gar sie ersehnen würde.

Bis zur Unentwirrbarkeit wurden die Voraussetzungen für zutreffende Wirtschaftsurteile durcheinander geworfen, als es galt, auf der Höhe des Streif fiebers und angesichts einer schier wilden Rentenpsychose der Arbeiterschaft klar zu machen, daß Arbeit, die Arbeit aller für einen — die Gesamtwirtschaft — und eines für alle — die Volkswirtschaft — die Valuta beschaffen werde, die die Senkung der Preise aller Gegenstände des täglichen Bedarfs herbeizuführen geeignet sei. Flugblätter und — ganze Straßenzüge entlang — Regierungsplakate kündeten die sanft eindringliche Mahnung: Arbeitet, dann werdet ihr zu essen haben — aber keine dieser papiernen Schlagwortsammlungen und keine der wortreichen, gedankenarmen Schlagwortversammlungen wußte den sehnsüchtigen Blick derer, an die sie sich wandten, abzuwenden von dem großen Trugschluß: Rußland, und hinzuwenden auf die Wirtschaftslatsche vom Auslandskredit, der in einem auf Rohstoffeinfuhr überwiegend angewiesenen Lande ideell fundiert, das heißt abhängig ist von der Fähigkeit und Lust seiner produktiven Kräfte zur Arbeit. Ein Land wie Rußland, das sich selbst genügen kann aus seinen Bodenschätzen, hat einen real fundierten, kaum je erschöpfbaren Kredit bei seinen Nachbarn.

Was nützen euch Arbeitern Schlagworte, wenn es sich um die wirtschaftliche Ordnung eurer wirtschaftlichen Angelegenheiten handelt. Klassenbewußtes Sichvereinigen der Proletarier aller Länder schafft kein Forum, keine Versammlung, die mit Erfolgsaussicht die Mittel der Produktion in das Eigentum der Gesellschaft überführen könnte. Setzen wir an Stelle des politischen Klassenbewußtseins das wirtschaftliche Sachbewußtsein mit sachlich-sachlichen Kenntnissen, so werden sich zwischen Unternehmern und Arbeitern diejenigen Arbeitsgemeinschaften der Leistenden und der Reissenden ohne politische Reibungen bilden lassen und weiter bilden, die der Staat in seinen Anordnungs- und Exekutivstellen seit Menschen-gedenken besitz. Sie allein können unter Ausbau des von der Sache und ihrem Verständnis ausgehenden Gedankens und unter Ausschluß der Unberufenen diejenige soziale und die Wirtschaftspolitik führen, die beispielsweise an Stelle

des heute noch billigen und wertlosen Schlagworts vom „Sozialisieren“ ein für Gesamt- und Einzelinteresse brauchbares Werk organischer, zeitfolgemäßiger Entwicklung setzt.

Wir sagen: Unter Ausschluß der Unerufenen. Hierher gehören nicht nur die Kaffeehausdenker und die Automobilbachredner, sondern in allererster Linie die Janatiker des amtlichen Parlamentarismus und ihre Partner, die Scheinsozialisten. Denn der Kampf um die Neugestaltung des deutschen Lebens spielt sich für sie in den Formen ab, in die sie — voller Bewunderung für Fremdes, ohne Tradition und Entwicklung des Kernhaften, sich durch eigene Fahrlässigkeit haben pressen lassen: Von Rußland Übernahme der Ideale des Sozialismus, von Amerika und Frankreich „reine“ Demokratie. Daß dieses Gemisch zu der neuen deutschen Demokratie und ihrem Parlamentarismus deren schlimme Schwester, die Korruption in Deutschland, gesellen mußte, konnten sie nicht erahnen, weil sie unschwerisch und rein kritisch sind, und nicht errechnen, weil sie Innerdeutsches und Außenpolitisches verquiden zu sollen glauben.

Wie sagte doch Rathenau einmal: „Nöte des Augenblicks können durch schnelle Vertreterbeschlüsse wohl oder übel beseitigt werden . . . Der Gedanke eines Volkes ist erst dann zur Reife vollendet, wenn er in den überwiegenden Geistern zur unbewußten Selbstverständlichkeit geworden ist.“ Wie wird eine Parlamentsverhandlung eine Verhandlung ausschließlich Sachverständiger zu ersetzen in der Lage sein. Parteiprogramme und Spezialfragen! Was sehen wir? Daß die parlamentarischen Vertreter des Industriestaates Deutschland sich in Fragen der Wirtschaft in die Arbeitsgemeinschaft sachverständiger Industrieller und Arbeiterführer begeben und von hier aus die Fragen zu lösen beginnen, die das Parlament mit der überwältigendsten Mehrheit Unsachverständiger nicht lösen kann. Man beschließt, ohne zur Beratung die Kompetenz der Sachkunde zu besitzen! Wird das Parlament die deutschen Eisenbahnen retten — können seine Mehrheiten Deutschlands Kohlenwirtschaft führerstark in die Hand nehmen — wollen sie das Geldchaos meistern oder sollen parlamentarische Majoritäten sich berufen fühlen, die ins Nichts führende Versorgungswirtschaft zu ordnen?

Die Frage ist — auch entgegen dadurch betroffenem Ehrgeiz — zu verneinen. Den Schnupfen mag die Hauspflege heilen, zum Knochenbruch ruft man ärztliche Hilfe, zu einem Todkranken die Autoritäten.

Wollen die produktiven, zu einem beträchtlichen Teil bereits arbeitsgemeinschaftlich geordneten Kräfte unserer nationalen Wirtschaft länger den parlamentarischen Unterhaltungen und dem literarischen Unfug über die Belange einer zu Tode getroffenen Wirtschaft zuhören, so tun sie es um den Preis eigener Existenz und — Existenzberechtigung. Denn nur noch eine gewaltige Gesamtanstrengung der sachlich Berufenen und Geordneten, von denen wir sprechen, kann leisten: wirtschaftliche Erziehung und Aufklärung durch rasche und eingehende Verbreitung derjenigen Tatsachen, deren Kenntnis Voraussetzung eines nüchternen wirtschaftlichen Urteils ist. Hierher gehört schärfster, parteirücksichtsloser Kampf gegen den groben Unfug der von den Urhebern selbst meist nicht verstandenen wirtschaftlichen und sozialen Schlagworte.

Schaffen wir wirtschaftliche Erziehung und Aufklärung!

Eine zweite, ungleich wichtigere Aufgabe harret dringlich der Lösung durch die sachlich geordnete Gemeinschaft der Wirtschaftler: die Herausnahme politischen

Parteilens aus dem Bereiche der Wirtschaft. Wir wollen die Frage der Streiks hier nicht aufstellen. Streiks wurden als gemeinschaftlich auch von radikaler Seite da anerkannt, wo sie gemeingüterliche Wirtschaftszweige (Transportwesen, Gas, Wasser, Elektrizitätsversorgung u. a.) treffen sollen. Solange aber Lohn- und Klassenkämpfe auch von den wirtschaftlich urteilsfähigen Teilen der organisierten Arbeiterchaft verquält werden, wird eine „Befriedigung der Wirtschaft“ und damit die soziale Besserstellung der Arbeitnehmer, die letzten Endes auf der materiellen Sicherheit der Unternehmung öffentlicher oder privater Hand beruht, unmöglich bleiben. Wirtschaftliches Urteil darf nicht durch politische Parteinahme bestimmt werden. Es ist deshalb einer der schwersten Fehler der deutschen Arbeiterchaft gewesen, zu der Zeit, als sie die Absage der feindbündlichen Arbeitersyndikate gegenüber ihren eigenen Internationaltendenzen erkennen konnten, Fragen der deutschen Arbeitsleistung und Produktionssteigerung in die Beurteilungssphäre internationaler Arbeitersolidarität zu stellen, bei ihren Lohnforderungen und Mindesttarifen dagegen nur deutsche wirtschaftliche Verhältnisse zu Vergleich und Schätzung heranzuziehen. Denn wenn auch innerhalb der Arbeiterchaft das Valutaproblem mit bestem Ernst und erdenklichster Sorgfalt geprüft worden ist, so hatte sie doch bei ihren Lohnforderungen nur die allgemeine Preisgestaltung und die Steuerungsverhältnisse des Inlandes und ihre Sonderstellung im Auge. Die Tatsache der Verknüpfung des gesamten deutschen Wirtschaftslebens mit der Weltwirtschaft und unserer durch den Friedensvertrag fast lückenlos hergestellten Abhängigkeit vom Auslande war ihren auf zwischenstaatlich-sozialistische Anschauungen erzogenen Politikern entweder nicht der Punkt grundsätzlicher Bedeutung, oder es mußte aus parteitaktischen Gründen an ihm vorübergegangen werden.

Hier aber lag und liegt gerade das für die Arbeiterinteressen an der Wirtschaftslage entscheidende: Denn nur die berufständische, nur die betreffende Produktgruppe oder Gemeinschaft der Unternehmer und Arbeiterverbände konnten die Frage gesamthandlich regeln, wie etwa durch Valuta- (Auslands-) Aufschläge auf das betreffende Fabrikat und durch organisatorischen Zusammenschluß aller beispielsweise an der Herstellung von Eisenbahnzeug Beteiligten eine Angleichung des Inlandspreises an den Weltmarktpreis zu erreichen gewesen wäre. Was statt dessen geschah, war parteipolitisch organisierter Streik — nicht wirtschaftlicher Zusammentritt. Dessen Sachverstand allein aber wäre es vorbehalten gewesen, in all den verschiedenen Produktgruppen Preise zu erzielen, die es verhinderten, daß trotz unerhört sprunghafter, aber nicht organischer Preisentwicklung dem Auslande gegenüber das Unternehmen heute noch als Preisbrüder, die Arbeiter als Lohnbrüder ihren fremdbländischen Berufsgenossen gegenüber erscheinen können. Die weiteren Folgen lassen sich an tausend Beispielen als ebenso tragisch wie lächerlich erweisen: der amerikanische Geschäftsreisende fährt für den gleichen Fahrpreis im Schlafwagen von Köln nach Berlin, für den er einmal quer über seinen heimatischen Kontinent von New York nach San Francisco fahren kann. Aber weil er das für seinen hohen Valutastand tun kann, kauft er Deutschland auch aus und importiert nach Amerika Ware, die dort nie und nimmer zum gleichen Preise fabriziert werden kann. Folge: Stilllegung amerikanischer Produktionsstätten und Jorn der amerikanischen Arbeiterchaft

gegen den deutschen „Lohnbrüder“, der hier im marxistisch-materialistischen Zahlenwahnsinn lebt. Wir sprachen von Amerika als dem für seine Arbeiterschaft — was den gegenwärtigen Lohnstand betrifft — günstigsten gelegenen Beispiel. Man höre die Schweiz, die durch den deutschen Ausverkauf vor dem eigenen Bankerott steht. Man höre andere Länder, Frankreich voran. Wundert sich der deutsche Arbeiter heute immer noch über die scheele Ablehnung seiner außerhalb des Erreichbaren stehenden Ideenwelt seitens der Auslandsarbeiter im Westen? Sozialismus ist Wirtschaft, nicht parteiegoistische Klassenpolitik! Dank ihr muß ein Deutscher heute seinen Brief aus Berlin nach Königsberg teurer frankieren als eine Postkarte nach Brasilien. Nicht mit der einzelnen rechnenden Vernunft unserer Individualisten, sondern nur mit dem Verstande der Sachkörperschaft ist unseren Wirtschaftsproblemen beizukommen. Wenn eines unsern deutschen Volkswissenschaften und neuerdings unsern deutschen Gewerkschaften die Augen weit öffnen sollte, so ist es der Aufruf des Zentralkomitees der russisch-kommunistischen Partei in der „Pravda“ vom 29. März 1920, in der Sinowjew (Apfelbaum) schreibt: Die Bourgeoisie ist expropriert. Arbeitslosende Unternehmer gibt es nicht mehr. Es ist also, da der Sowjetstaat die Ausbeutung der Arbeiter verhindert (!), nicht mehr Aufgabe der Gewerkschaften, die spezifischen Arbeiterinteressen zu verteidigen, sondern wirtschaftliche Organisationsarbeit zu leisten und gegen egoistische Gruppeninteressen zu kämpfen. Inangriffnahme schöpferischer Arbeit allein kann uns helfen. „Parteien“ können und dürfen dem Arbeitnehmerkreis in seinem Interesse, das auf Erhaltung und Ausbau der Produktionsmittel, nicht auf deren sinnlose Zerstörung weist, nur die Arbeitsgemeinschaften von Unternehmung und Arbeit sein.

Wirtschaft ist, wie wir nicht hervorheben zu müssen brauchen, Gesamtangelegenheit. In naher Zukunft gewiß, in fernerer wahrscheinlich werden wirtschaftliche Dinge und Probleme für den einzelnen wie für die Gesamtheit von ungleich entscheidenderer Bedeutung sein als bisher, und deshalb sollte die Wirtschaft unseres Volkes seine Politik bestimmen, nicht aber diese jene. Wenn der Tag gekommen sein wird, an dem sich im Bewußtsein des Arbeiters das Eigeninteresse mit dem Geschäftsinteresse identifiziert haben könnte, weil die Interessen beider, des Unternehmers und des Arbeiters, im gleichen Wirtschaftsboden wurzeln, dann wird ein erheblicher Schritt vorwärts zur Beweglichkeit, Zielsicherheit und Großzügigkeit unserer gesamten inneren und äußeren Politik getan sein. Diese Entlastung der Wirtschaft „von der Parteien Gunst und Haß“ kann „im wohlverstandenen Interesse“ der Beteiligten nur erreicht werden durch die neue und letzte, kühl erwogene itio in partes am Beginn eines Jahrhunderts, das im Begriff stand, gerade das deutsche Wirtschaftssystem zu dem feinstorganisierten, Materie und Seele in gegenseitige Achtung setzenden zu machen.

Politik gehört nicht in den Gerichtssaal — hören wir —, nicht in die Schule — billigen wir: weshalb soll sie ausgerechnet eine Stätte behalten oder finden, wo aus Schülern oder Lehrlingen Gesellen und Unternehmer werden, die ihr unbefrittenes Meister- und Gemeinschaftswerk nur einem unparteiischen Richter vorzulegen wünschen?

Entpolitisierung der Wirtschaft tut not!

Dieser Tagesforderung muß um so eher Rechnung getragen werden, je drängender die Notwendigkeit an die schaffenden Kräfte der Wirtschaft herantritt,

angesichts der ungeheuren Vernichtung der Vermögen durch die Geldverschlechterung und die aus ihr zwingend folgende Vernichtung der Bildung, die auf Gehalt und Einkommen aufbaute, die neuen Voraussetzungen für eine neue Wirtschaft mit höchstgesteigerter Produktivität zu schaffen. Wir können Dr. August Müller (Sozialisierung oder Sozialismus? S. 100) nur beipflichten: Es dürften noch lange Zeiträume vergehen, ehe Nichtarbeiten vom allgemeinen Volksbewußtsein als ebenso unmoralisch betrachtet wird wie Raub und Diebstahl. Unsere Sorgen sind Gegenwartssorgen. Solange Ordnungsliebe und Unabhängigkeitsinn, die zwischen dem Freiheitsdrange der Westvölker und dem Unterwerfungshange der Ostvölker sich in dem Rantschen „Lande der Mitte“ vereinigten, solange sie noch bei uns wohnen, haben wir Pflicht und Recht, den bolschewistischen Arbeitszwang und die Aufhebung des Streikrechts bekämpfend, Disziplin und Arbeitsfreudigkeit durch ihnen adäquate Lohnformen zu stärken: Wenn wir demgemäß über Affordlohn und Taylorismus sprechen, so hat den Hintergrund die Wirtschaft und ihre Lage dergestalt zu bilden, daß dieser Hintergrund auch dann noch erkannt werden kann, wenn hierbei die Vermeidung des ausbeuterischen und kapitalistischen Charakters, das heißt die soziale Seite — wie notwendig und selbstverständlich — im Vordergrund steht. Und wenn zum Ausgleich unserer Balutanot von Reicherts Vorschlag der plangebundenen Grenz- und der freien Binnenwirtschaft gesprochen wird, so können die Sachverständigen der Wirtschaft weder die Literaten noch die Experimentierer zu Worte kommen lassen in einem Kreise und über einen Gegenstand, der an Stelle dialektischer Gewandtheit und kritischer Regierungskunst wirtschaftlichen Weitblick, Instinkt und Überblick verlangt.

Deshalb schaffe man in wirtschaftlichen Dingen Raum für eine öffentliche Meinung der Wirtschaftser.

Wird sie geschaffen, so sollte ihr erster Schritt die rückichtslose Kampfansage an die öffentliche und private Korruption sein. Nie hat sich gemeiner und allgemeiner der Niedergang des Ehr- und Sittlichkeitsbegriffs in so erschreckendem Maße gezeigt wie nach einem Kriege, der unerhörte Massen aufbot an Menschen, Maschinen, Mordwerkzeugen, Geld — und Lügen. Es gibt ein naturgesetzliches Postulat: den horror vacui. Entstehende Leerräume, die ehemals Werte füllten, wurden besetzt durch den Unwert. Zuerst zögernd und nachgebend dem schwach geführten Gegenstoß staatlicher Organe und der öffentlichen Meinung. Aber der Gegenstoß ließ nach und wurde selten, und die öffentliche Meinung wurde begrenzt und bevormundet. Da kamen sie, schleichend, die Söldner, Wucherer und Schieber. Als der Landesfeind im Osten ins Elend ging durch Mittel, die nur einem verzweiflungsvoll umdrängten Volke erlaubt sein können, kamen sie in hellen Haufen. Auf faulenden Organismen wuchern die Pilze: Sie machten unser Beamtengeheimnis hohl, sie weckten die Gier und setzten die Verschwendung neben das Elend. Sie ließen Ministerien zu Schiebertreffpunkten werden und Minister zu Geschäftsteilhabern. Sie machten aus der diplomatischen Mission den reisenden Kommiss. Aber während sie die Würde töteten, legten sie die Würde auf die Schulter der anderen. Sie lehrten die Regierenden das Wort: „Verhandeln“, währenddes sie handelten: energisch und — mit allem. Sie kamen aus dem Lande des (innerlich ohnmächtigen) härtesten Wirtschaftszwanges und deshalb waren sie erfahren in der Selbstbefreiung und im Umgehen jeglichen

Gebotes von Recht und Moral. Sie übten die Meistforderung und deshalb exportierten sie das, woran im Lande selbst der bitterste Mangel herrscht. Männer feminisieren und Frauen verbirnen schuf ihnen den Zwittertyp, der tagsüber satt und lächelnd am Maueranschlag über dem Plakat von der „verminderten Brot ration“ und der „Zuteilung von Pferdefleisch“ glitzernden Auges die Nachttanzankündigungen studierte. Aber noch im Spielsaal des Geschäftsmannes wußten sie selber alle Sätze in Rubel und Frank, in Gulden und Pfund zum gehörigen Tageskurse zu halten.

Wo blieben ihnen Produktion und Ökonomie der von ihnen ausgepowerten Wirtschaft.

Bringen wir in das allgemeine Bewußtsein, daß es nur mehr zwei Mittel gibt, aus dem Gegenwarts- und Allgemein-Elend herauszukommen: Kampf jedes einzelnen gegen die Korruption — und produktiv und ökonomisch leben und wirtschaften. Beide, Wirtschaftsmoral und soziales Wiedergutmachen ist das Ziel. Der Weg ist vorgezeichnet, beschreibbar aber nur, wenn die Wirtschaft und ihre Ordnung den Berufenen zu gesamter Hand und ausschließlich übergeben wird.

Wer ist berufen? Die Frage kann nur eine Antwort erhalten: Die Gesamthandschaft der fachlich geordneten, beruflich gegliederten Sachverständigen aus beiden Gebieten des Produktionsprozesses; aus den Erdenkenden also und aus den Ausführenden, aus den Unternehmern und der Arbeiterseite, aus den Leitenden und den Leisenden.

Ich verwies mehrfach auf den Erfahrungswert der Arbeitsgemeinschaften, die zu ihrem Teile verstanden haben, der anmaßlichen Unkenntnis der Politik in den Dingen der Wirtschaft die Tür zu weisen. In einer bedeutsamen Zahl von Arbeitsgemeinschaften der Unternehmer- und Arbeiterschaft ist die Trennung von Politik und Wirtschaft erfolgt in der Erkenntnis, daß politische und kulturelle Aufgaben nicht nebenher von der Wirtschaft, wirtschaftliche nicht nebenbei von der Politik erledigt werden können. Aber obwohl diese — beispielsweise in der Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands — zusammengeschlossenen Berufsgruppen ein qualitativ hochbedeutendes Maß von sachverständiger Berufsförderungsarbeit geleistet haben, stehen dem Gedanken der Befreiung von der noch immer nicht ausgemerzten parlamentarischen Vormundschaft dieser Organisation und ihres Berufskreises Gegner — und zwar auch solche aus der Wirtschaft selbst — gegenüber. Den letzteren sollte, zumal sie die Arbeits- und Denkweise des Parlamentarismus als seine Verfechter kennen müssen, allgemach klar geworden sein, daß die vom politischen Parlament in ein Wirtschaftsparlament „gerettete“ Wirtschaft ihr Schiff von der Sphla in die Charybdis steuert. Denn wenn sie sich im Hause der Politik den Wirtschaftsbeschlüssen Unfachverständiger unterwerfen mußte, so wird sie im „Wirtschaftsparlament“ Rathedererörterungen statt der Lösung brennender Tages- und Zeitfragen zu gewärtigen haben. Zum Schwägen, meine Herren — sagte einmal der große Friedrich — haben wir nachher Zeit, jetzt müssen wir fechten! Beachtet man, daß die Industrie ihre gesamten wirtschaftspolitischen Vereine im Reichsverband der deutschen Industrie organisatorisch einheitlich zur Selbsthilfe zusammengeschlossen hat und daß Landwirtschaft und Handel den gleichen Weg gehen, so war der Schritt der bisherigen Gegenseite, das heißt der gewerkschaftlich organisierten

Arbeiterschaft, sich mit dem Unternehmertum über die damals bestehenden Interessengegensätze hinweg zur einheitlichen Regelung der Wirtschafts- und der Sozialpolitik zu einer einheitlichen Organisation zusammenschließen, die neuzeitlich bedeutendste Leistung in der Erfassung berufsständischer Gesamtnotwendigkeit und Gemeinwohlens. In der Tat darf auf der Grundlage der gemachten praktischen Erfahrungen gesprochen werden von einem Zusammenschluß über „damals bestehende“ Interessengegensätze hinweg. Denn wenn jene Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands nicht erreicht worden wäre, so hätten der deutsche Wirtschaftsbau, an dessen Grundfesten seit den Novemberstürmen manch wertvoller Stein sich gelockert hatte, die Stützpfeiler biegen und brechen sehen müssen.

Dennoch: Als Ernst von Vorfig und Begien am 4. Dezember 1918 ihren Namen unter eine „vorläufige Satzung“ der Arbeitsgemeinschaft setzen konnten, da fehlte an der Möglichkeit eines reiflichen Zusammenschlusses, der ein augenblicklich gebieterisches Auftreten gegenüber dem Dreinreden von Außenstehenden und Parlamentsexperimenten gewährleisten hätte, die grundsätzlich gleichgerichtete Organisation der Landwirtschaft. Sie mag in zielbewusster Weiterentwicklung des Gedankens der Arbeitsgemeinschaft erreicht werden, wenn das Land, das den Industrien bisher die arbeitsausführenden Kräfte der Körperarbeit lief, von den Industriestädten nunmehr die vorbildlich organisatorischen Grundideen übernehmen kann.

So muß in zäher Arbeit die Gesamtheit der organisierten produktiven Kräfte gesamthändlerisch der Kammer der Arbeit als dem an positiver Leistung überragenden Räteßsystem von Sachverständigen die Grundlagen liefern zur wirtschaftlichen Tat. Die aber wird — als letztes und wichtigstes — den wirtschaftlichen Frieden dadurch verbürgen können, daß sie den Gewerkschaften ihre enge, nämlich die gleiche Zugehörigkeit zu den Industrieunternehmungen als den Zentren der Wirtschaft aufstellt, die den aus ihnen stammenden, mit ihnen verwachsenen Unternehmern selbstverständlich ist. Denn dann wird wirtschaftlicher und sozialer Zusammenschluß zweierlei Ding und nicht mehr der Arbeiter, zur festen Beunruhigung des Werks, mit dem er die wirtschaftliche Wertgemeinschaft bildet, aus dem Werte zur Klassengemeinschaft herausgeholt werden. Hier bietet sich die verantwortliche Teilnahme an den Betriebsvorgängen für die Betriebsräte der Zukunft, die, auf den Gewerkschaften fußend, mit den letzteren, die durch den Betriebsrat wirtschaftlich mit dem Werk verbunden sind, die Gemeinschaft ihrer Arbeitnehmerinteressen innerhalb ihres Berufsverbandes ebenso unberührt sehen, wie der Arbeitgeber die seinigen.

Die deutsche Kammer der Arbeit, das „Räteßsystem unserer wirtschaftlichen Zukunft“, läßt jede Vorbedingung zum wirtschaftlichen Wiederaufbau und Fortschritt erkennen, denn sie ist sachlich gegliedert. Sie hat aus Berufsverbänden, die naturgemäß aus Unternehmung wie Arbeiterschaft nur Sachverständige stellen können, ihre Orts-, Bezirks- u. s. w. Gruppen nach dem bei den Arbeitsgemeinschaften in Kraft gesetzten Grundsatz aufzustellen, daß der Vorstand in den verschiedenen Gruppen gleichmäßig mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern besetzt wird und Beschlüsse von der beiderseitigen Mehrheit getragen und verantwortet werden müssen. Und sie ist sachlich gruppiert, denn es werden die niederen Gemeinschaften

des Kohlen- oder Kali- oder des gesamten Bergbaus nach geographischen Zusammentritten sich vereinigen in der beispielweisen Obergruppe: Bergbau.

Setzen sich diese Zusammentritte von Industriezweig zu Industriezweig fort, so ist dasjenige Räteystem geschaffen, an dessen Sachkunde die gesetzgeberische Arbeit Grundlage und Initiative gleichermaßen findet.

Ohne diese gesamthändlerische, sachverständige arbeitsgemeinschaftliche Anordnung der wirtschaftenden, mit dem Rechte der Selbstverwaltung auszustatten den Berufsstände in das Staatsgefüge: ohne solchen „Korporativismus“ werden sich die schweren Nöte der heutigen Wirtschaft des Reiches, die wir aufzuzeigen versuchten, nicht mehr beheben lassen.



Reichs Spiegel

Der Aufmarsch der Linksparteien. In Deutschland bestehen seit der vorigen Woche glücklich fünf sozialistische Parteien, und zwar ist es die Spaltung der Kommunistischen Partei, welche die neueste Farbenpielart in das rote Bufett gebracht hat.

Es ist zweifellos, daß die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (S. P. D.) und die Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands (U. S. P. D.) ein bestimmtes Wahlabkommen getroffen haben. Die Arbeitsteilung zwischen den beiden Parteien ist sehr bemerkenswert. Die „Freiheit“, das Organ der in Opposition zur Regierung stehenden Partei hat eine gemäßigte Tonart angenommen, während der „Vorwärts“ als Regierungsorgan eine vollkommen opponierende Stellung gewissermaßen gegen sich selbst einnimmt. Der Grund für dieses Zusammenspiel — dem in der bürgerlichen Presse keine ähnliche geschickte Organisation gegenübersteht — liegt auf der Hand. Die Unabhängigen wünschen sich regierungsfähig zu machen. Ihre Führer, die sich bereit halten, um selbst den Staat mit in die Hand zu nehmen, wollen sich nicht zu sehr auf Dinge festlegen, durch die sie sich selbst Schwierigkeiten schaffen, oder die ihnen später ein allzu schroffes Abrücken von ihrer vormaligen Überzeugung aufnötigen würden. Der „Vorwärts“ andererseits wirbt um die Gunst der Regierten und glaubt dies immer noch durch ein Bekämpfen der Regierungsmassnahmen, nicht durch eine Erziehung der Massen für den Autoritätsgedanken bewirken zu können. Die Mehrheitssozialistische Partei hat ja auch allen Grund, die Konkurrenz der drei weiter links stehenden sozialistischen Parteien zu fürchten, solange das augenblickliche Wahlrecht besteht, das den auch in den Massen lebendigen Ordnungssinn mit den Stimmzetteln der Unreifen zuschüttet.

Die Vermutungen über den Ausfall der kommenden Neuwahlen beherrschen die ganzen Parteiüberlegungen. Nachdem das Zentrum als erste Partei mit seinem Wahlauftritt den Takt angegeben hat, folgte die S. P. D. als zweite Partei mit ihrem ziemlich farblos gehaltenen Wahlauftritt. Da aller Wahrscheinlichkeit nach die Tragfähigkeit der jetzigen Regierungskoalition bei den Wahlen durch Abgaben nach rechts und links geschmälert wird und da die vor dem Stapp-Putsch vielfach erwogene Verbreiterung der Koalitionsbasis nach rechts zurzeit wenig in Frage kommt, so sehen sich Mehrheits-Sozialdemokraten und Unabhängige auf eine gemeinsame Grundlinie gedrängt, um eine regierungsfähige Mehrheit der Linken zu schaffen.

Nun war aber die Unabhängige Sozialdemokratie schon selbst immer gespalten. Der Führer des rechten Flügels ist Hilferding, Schriftleiter der „Freiheit“, der Führer des linken Flügels Däumig. In der U. S. P. D. sind die Führer

heute erheblich weniger radikal als die Massen. Sie befinden sich eben schon auf dem Anmarsch zum Ministerseff, und ihre Partei ist durch das Aufwachen immer neuer Parteikorallenbänke weiter links sehr gegen ihren Willen zu einer Art von Mittelpartei geworden.

Der rechte Flügel der Unabhängigen ist pazifistisch, während der linke Flügel für revolutionäre Propaganda im Innern wie gegen das Ausland zu haben ist. Die Radikalisierung der Massen gegen den Willen der offiziellen Führer ist so stark, daß heute wohl schon die Mehrheit der Industriearbeiter von Groß-Berlin links von den Unabhängigen steht, ohne daß sie es gewissermaßen bereits durch Wahlen ausgesprochen oder festgelegt hätte. Ihrer hat sich die Kommunistische Partei bemächtigt oder vielmehr die beiden kommunistischen Parteien, die sich in der vorigen Woche brüderlich gespalten haben.

Wirtschaftspolitisch sind die verschiedenen Rahmen der Parteien dadurch gegeben, daß Mehrheitssozialisten und Unabhängige in den Gewerkschaften ihren Schwerpunkt sehen. Dagegen rekrutiert die Kommunistische Partei ihre Führer und Unterführer aus den revolutionären Betriebsräten, die natürlich nicht verwechselt werden dürfen mit den gesetzmäßigen Betriebsräten. Die Gewerkschaften bilden heute ein Bindeglied zwischen S. P. D. und U. S. P. D., da ihr starker unabhängiger Flügel die Ausichtslosigkeit einer verfassungseindlichen Politik einficht. Vor allem aber erregte der Gegensatz zu den kommunistischen Betriebsräten die Gewerkschaften. Wer die gegenwärtigen Zustände grundsätzlich von links her verneint, steht hinter den Betriebsräten. Nur ein kleiner Teil dieser Leute ist politisch wirklich handlungsfähig. Die meisten laufen mit den lautesten Schreibern mit.

Wie uns kürzlich ein zurzeit inaktiver sozialistischer Staatsmann sagte: „90 Prozent der deutschen Arbeiter sind an sich durchaus vernünftige und ruhige Leute, 9 Prozent sind Wirrköpfe oder durch die Ereignisse der letzten Jahre aus dem Gleichgewicht geworfen, 1 Prozent sind Verbrecher und Narren, aber dieses eine Prozent terrorisiert die 9 Prozent und die 10 Prozent zusammen die übrigen 90.“ Man könnte diese Staffel leicht weiterführen: Und alle 100 Prozent zusammen versuchen das Bürgertum einzuschüchtern. Die Kraft der energischen Minderheit tritt augenfällig in Erscheinung.

Das Organ der Kommunistischen Partei (K. P. D.) ist die seit einiger Zeit wieder erscheinende „rote Fahne“. Sie dauernd zu lesen ist für einen Denkenden physisch kaum möglich, da auch das höchste Pathos der Revolutions-Begeisterung keine Seringssware ist, die man einpökelt auf viele Jahre. Das fortwährende überhitzte Predigen des Generalstreiks hat schließlich doch zur Folge, daß der Leser gegen den Gedanken selbst abstumpft. Führer der Partei ist Levi, der sich persönlich nach rechts entwickelt wie die Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie. Er und sein Kreis erklären sich ebenso wie seinerzeit Liebknecht für den Parlamentarismus. Ein Teil der Kommunisten aber betrachtet den Parlamentarismus als einen Abfall vom echten Spartakusgeist. Infolgedessen hat sich die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (K. A. P. D.) vor einigen Tagen abgespalten und selbständig gemacht. Sie predigt die Propaganda der Tat. Zwischen der K. P. D. und dem linken Flügel der Unabhängigen verwischen sich infolge dieses Aufsteigens einer noch weiter links stehenden Partei die Gegensätze mehr und mehr.

Die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (K. A. P. D.) richtet sich unter Verwerfung aller parlamentarischen Entwicklungsmöglichkeiten auf das schöne Schlagwort der Weltrevolution ein. Sie fühlt sich als die einzige getreue Erbin des Marxismus. In Wirklichkeit sind alle vier bisher genannten Parteien Marx-orthodox.

Die Stärke dieser bolschewistischen Arbeiterpartei liegt zurzeit in Hamburg und in Berlin. In dieser Bewegung wird wohl wieder eine wichtige Rolle spielen der aus der Festungshaft entlassene Lauffenberg, der früher Führer der Linksradikalen in Hamburg war und eine Art Nationalbolschewismus vertritt.

Seine Hoffnung ist, durch Waffengewalt auch nach außen, durch Revolution und Krieg den Sieg der Idee durchzusetzen, während alles, was rechts von ihm steht, nur die Revolution kennt. Die große Torheit der Regierung, einen Teil des nationalgefinnten Offizierkorps und Reste des alten Mannschafsbefandes der Armee zur Verzweiflung zu treiben,¹⁾ führt diesen Nationalbolschewisten höchst bedenklichen Zugug militärisch geschulter und beherzter Rekruten zu.

Zu diesen vier marxistischen Parteien tritt eine fünfte, die syndikalistische, die vormarxistische französische Lehren vertritt. Sie wurzelt hauptsächlich im westfälischen Industriegebiet. Ihr Gedankenbild ist reichlich unklar. Sie träumen von einer Auflösung der Volks- und Weltwirtschaft in kleinere autarke Bezirke. Ihr Ideal ist ungefähr die Wirtschaft des Thomas von Aquino oder des 13. Jahrhunderts. Während der Marxismus die Tatsache des Kapitalismus wenigstens anerkennt und auf ihm weiter bauen will, verneint diese gedanklich beinahe schwärmerische syndikalistische Richtung die kapitalistische Wirtschaftsform noch viel gründlicher. Sie will dezentralisieren, während die vier erstgenannten Parteien zentralisieren. Die Syndikalisten stehen somit zu dem tatsächlichen Zug der Wirtschaftsentwicklung in einem noch viel schrofferen Gegensatz und würde unbeachtbar bleiben können, wenn sie nicht in ihrer Taktik nach dem Beispiel ihres Vorbildes, des französischen Syndikalismus, der Sabotage huldigten. Die Sabotage ist aber gerade im westfälischen Industriegebiet erheblich gefährlicher als die Generalstreikstatistik der übrigen sozialistischen Parteien. Glücklicherweise fehlt es den Syndikalisten bisher an talentierten Führern, wie überhaupt der Gegensatz der fünf sozialistischen Gruppen untereinander und ihr Mangel an wirklich führenden Persönlichkeiten ihre Macht bedeutend herabsetzt. Nebenbei sei erwähnt, daß Radet sich nicht, wie man neulich in der Presse lesen konnte, in Deutschland befindet. Wir hoffen bald Näheres über die Syndikalisten, insbesondere auch über ihre zahlenmäßige Stärke, mitteilen zu können. Die hauptsächlichsten Fäden der syndikalistischen Partei gehen nach Amerika, die kommunistischen Fäden nach Rußland. Im allgemeinen besteht bei allen Gruppen die Neigung, sich mehr nach dem besser zahlenden Westen zu orientieren, denn die russisch-bolschewistischen Geldmittel dürfen nicht überschätzt werden. Der russische Goldschatz ist tatsächlich schon vor der deutschen Revolution zum großen Teil an uns ausgeliefert worden und die russische Goldproduktion ist gering. Lenin dürfte noch etwa 700—800 Millionen Goldrubel besitzen.

Als bezeichnender kleiner Zug soll registriert werden, daß Mehrheits-Sozialdemokraten und Unabhängige sich kürzlich zum ersten Male im Parlament zu einer kleinen Anfrage an die Regierung zusammengetan haben.

Es steht außer allem Zweifel, daß in der Osterwoche einige unabhängige Führer Verbindung mit Frankreich gesucht haben. Bei dem latenten Kriegszustand, in den uns Frankreichs unerhörte Übergriffe versetzt haben, sind alle Versuche unverantwortlicher Stellen als äußerst bedenklich zu bezeichnen, die durch direkte Fühlungnahme mit dem Reichsfeind unsere offizielle Politik durchqueren. Überdies hat in der Angelegenheit Braß zunächst einmal der Staatsanwalt das Wort. Dennoch wirkt, auch wenn man dies zugesteht, die französische Behauptung, daß tatsächlich die Franzosen von der Masse der deutschen Arbeiterschaft gerufen wären, wie eine ganz unverschämte Lüge. Es haben sich alle vier sozialistischen Berliner Fraktionen gegen den Einmarsch der Franzosen in scharfer Weise ausgesprochen. Nationales Verständnis würde bei den radikaleren Gruppen sicherlich noch in höherem Maße erwachen, wenn sie mit Verantwortung für die Staatsführung belastet würden, statt sich ausschließlich innerpolitischer Quertreiberei und persönlicher Streberei ihrer Führer hingeben zu können. Man kann die Beziehungen zu Frankreich nicht immer als glatten Landesverrat hinstellen, darf sie zum Teil auch aus außenpolitischen Gesichtspunkten deuten.

¹⁾ S. unsern Aufsatz: „Das Kappische Abenteuer“ im vorletzten Heft der Grenzboten.

In der heutigen Lage Deutschlands, die am meisten der Lage zur Zeit des Großen Kurfürsten ähnelt, ist es unausbleiblich, daß sich in Deutschland außenpolitisch verschiedene Gruppen bilden, von denen die eine Beziehungen zu Frankreich, die andere zu England, die dritte zu Amerika, wieder eine andere zu Italien oder zu Rußland pflegt. In England hat es zum Beispiel immer derartige Gruppen gegeben, die von der Regierung jeweils zu bestimmten außenpolitischen Zielen ausgespielt werden konnten. Der Fehler ist in Deutschland nicht der, daß es diese verschiedenen Gruppen gibt, sondern daß sie in dem blinden Partei-Doktrinarismus des Deutschen und mit seiner innenpolitischen Verzanftheit gegeneinander wüten, statt wie in England zusammenzuspielen.

Dieser Ueberblick über den Aufmarsch der Linken beantwortet zum Teil schon die Frage, ob wir dem Bolschewismus in Deutschland entgegengehen, Abgesehen davon, daß ein bolschewistisches Regime sich bei uns schon deshalb nicht halten könnte, weil der deutsche Bauer ein ganz anderer als der russische ist, und die Lebensfähigkeit deutscher Großstädte, die vom Industrieproletariat beherrscht würden, eine erheblich geringere wäre, als die des Leninschen Moskaut, liegt auch in dererspaltung der Linken eine ziemlich Gewähr dafür, daß sie nicht aktionsbereit ist. Neue Kapp-Putsch, ferner wirkliche Lebensmittelnöte könnten natürlich den aktionsbereiten Minderheiten der äußersten Linken plötzlich Suggestivkraft verleihen. Ohne solche Ereignisse ist an einen organisierten Bolschewismus nicht zu denken. Wenn der Bürger zu sehr an das Schreckgespenst des Bolschewismus glaubt, so besteht die Gefahr, daß er, sowie ein Räuberhauptmann wie Hölz auftritt, schon zitternd und um Gnade stehend vor ihm in die Knie sinkt. Am Bürger würde der Bolschewismus ohnehin viel weniger Widerstand finden als am Bauern. Der Bürger ist seiner Natur nach immer ängstlich gewesen, der Bauer unerschrocken. Das Bürgertum sollte also nicht soviel Versicherungsprämie gegen den Bolschewismus zahlen, sondern dem Gespenst mit tühler Sachlichkeit zu Leibe gehen.

K. K.



Drinne und draußen

Grenzdeutsche Reichstags-Kandidaturen. Die Bedeutung ist nur zu bekannt, die der berühmte Protest der elsäß-lothringischen Abgeordneten in Bordeaux für die Wiedergewinnung des Landes durch Frankreich gehabt hat. Immer und immer wieder konnte darauf hingewiesen werden, daß die parlamentarische Stimme des Landes sich dem Rückerwerb der alten Westmark durch das neue Deutsche Reich widersetzt habe, Nicht zum mindesten auf die Kundgebung gründete sich die erfolgreiche Weltpropaganda der Franzosen, die die urdeutschen Elsäß-Lothringer als einen vom preußischen Kürassierstiefel brutalisierten Stamm der Welt glaubhaft zu machen vermochte.

Das deutsche Gegenbeispiel: Die Nationalversammlung in Weimar brachte es aus

gleichviel welchen Bedenken nicht über sich, eine elsäß-lothringische Abordnung, die ja nicht einmal auf dem allein seligmachenden Wege exakter Wahlen zustande gekommen war, gleichberechtigt in ihre Reihen aufzunehmen. Der Depulation wurde nicht einmal vergönnt, öffentlich in der Nationalversammlung zu sprechen, sondern sie mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Schlagender als durch die Gegenüberstellung dieser beiden Verhaltensweisen kann wohl kaum die grenzenlose Unfähigkeit unserer Nation erwiesen werden, nationalpolitische Gesichtspunkte zu rechter Zeit und ohne Zaghaftigkeit sieghaft zum Durchbruch zu bringen. Und so ist zu befürchten, daß die Besorgnisse der

Grenzdeutschen recht behalten und daß es die Nation auch ferner unterlassen wird, tatkräftig und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Willen der Grenzdeutschen sich und der Welt zum Ausdruck zu bringen.

Die Wahlen zum neuen Reichstag stehen bevor. Sollte es wirklich erst der Anregung aus grenzdeutschen Kreisen selber bedürfen, die wir hier zu Worte bringen, um die naheliegende Forderung durchzusetzen, daß alle politischen Parteien auf den sicheren Plätzen, die ihnen zu Gebote stehen, wenigstens je einen Vertreter der aus den abgesprengten Grenzgebieten stammenden und nunmehr durch die Ungunst der politischen Verhältnisse zur Auswanderung aus der Heimat in das verengte Mutterland gezwungenen Grenzdeutschen in den neuen Reichstag bringen? Wir möchten diese Anregung hier mit dem stärksten Nachdruck wiederholen und an alle Parteien die dringende Aufforderung richten, ihr nachzukommen. Es ist hier eine Gelegenheit geboten, um nicht nur durch die Phrase, sondern durch die Tat zu zeigen, daß der Krieg nicht nur in den Parteien, die früher und jetzt die „nationale“ Haltung gepachtet zu haben glaubten, sondern in allen Parteien von rechts bis weit in die Linke hinein ein stärkeres Verständnis für nationalpolitische Gesichtspunkte gewonnen haben. Keiner Partei dürfte es schwerfallen, einen auf ihrer Parteigrundlage stehenden Politiker aus Elsaß-Lothringen, aus dem Saargebiet, aus Schleswig und aus der polonisierten Ostmark ausfindig zu machen und unter allen Umständen bei den Wahlen durchzudrücken. Es würde dann die Möglichkeit geboten sein, daß im neuen Reichstag für jedes dieser Gebiete bei bestimmten Gelegenheiten eine interfraktionelle Gruppe zu Worte kommen könnte, um beispielsweise für den Winderheitschutz in ihrer Heimat einzutreten oder gegen bestimmte Vergewaltigungen ihrer Landsleute vor dem eigenen Volk und vor der ganzen Welt eindrucksvollen Einspruch zu erheben. Nicht einem unzeitgemäßen Irredentismus oder einer „militaristischen Gewaltpolitik“ ist damit das Wort geredet, Es ist lediglich über den

unglücklichen Ausgang des Krieges hinaus der nationale Zusammenhang mit den abgesprengten Grenzdeutschen gewahrt und damit einer Forderung Rechnung getragen, die — mit tiefem Bedauern müssen wir es feststellen — wohl für jede Nation außer der unseren eine schlichte Selbstverständlichkeit bedeuten dürfte. M. H. Boehm

Frankreichs außenpolitische Stellung.

„Seit einigen Wochen wiederholt man bei uns in allen Kreisen um die Bette, daß alles schlecht geht, und daß unser Sieg vom November 1918 nur zu einer jämmerlichen Niederlage geführt hat. Wollte man gewissen Franzosen Glauben schenken, so wären die wirklichen Sieger die Deutschen und unsere Lage noch schlimmer als die ihrige. In diesen bei uns umlaufenden Sätzen ist viel Übertreibung und wir glauben, daß nichts schädlicher oder deprimierender sein könnte, als zu erlauben, daß solche Ideen bei uns Wurzel fassen. Es ist keine Frage, daß der Versailler Vertrag keine glänzende Leistung ist, keine Frage, daß Deutschland nur widerwillig nachgibt und Schwierigkeiten macht. Ohne Zweifel sind unsere Beziehungen zu unseren Verbündeten von gestern nicht so, wie man sie sich denken und zumal wünschen könnte: mit dem England Lloyd Georges haben wir auf allen Gebieten, auf denen wir zusammenwirken müßten, ständige Schwierigkeiten; mit den Vereinigten Staaten stehen wir wie zwei Freunde, die sich gerne Unangenehmes sagen möchten, die sich jedoch in Erinnerung vergangener Tage nicht freimütig auszusprechen wagen und sich darauf beschränken, mit gezwungenem Lächeln zu schmolzen; mit Italien unterhalten wir nur noch Beziehungen ohne Herzlichkeit, in denen wir uns bemühen, die wirklichen Empfindungen unter Worten zu verbergen. Unsere östlichen Verbündeten: Griechenland, Rumänien, Südslawien, sind uns gegenüber nicht viel besser gesinnt als Tschecho-Slowaken und Polen, und selbst Belgien ist beunruhigt wegen unserer Wirtschaftspolitik und muß wegen des politischen und militärischen Bündnisses, das es mit uns schließen möchte, Vorbehalte machen. Denkt man dann noch an die Lage in Rußland, die jeden Tag

ſchlimmer wird, ſo werden die Schatten noch ſchwärzer Zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſind die diplomatiſchen Beziehungen wieder aufgenommen, aber die Herzlichkeit fehlt und man darf annehmen, daß ſie noch einige weitere Zeit fehlen wird. Deutſchland muß ſich erinnern, daß es beſiegt worden iſt und ſich vor dem Sieger zu beugen hat. Nicht weniger notwendig iſt, daß die Sieger ſich erinnern, daß ſie es ſind und ſich nicht erweichen laſſen. Von unſerer Seite iſt da nichts zu befürchten: aber was die Engländer betrifft, kann man nicht ganz ſicher ſein. Welch ſeltſame Politik ſchlägt augenblicklich das Kabinett Lloyd George an. Man begreift nicht gut, welches Ziel das

Foreign Office hat, wenn es ſo tut — wir wollen überzeugt ſein, daß es nur ſo tut — als wollte es den ruſſiſchen Bolſchewiſten und einem guten Teil ihrer deutſchen Freunde gute Miene machen. Es gibt ſo viele Gründe, die für eine ganz entgegengeſetzte Politik ſprechen Polen muß geſchützt werden. Von Prag einer, von Buſareſt andererseits aus, können wir in Budapeſt und Wien eine nützliche Rolle ſpielen. Das Ultimatum an die Südbſlawen hat zur Folge gehabt, daß man uns weder in Rom noch in Belgrad mehr liebt.“ (Erneſt Lémonon in „Revue politique et parlementaire“ vom 10. Februar 1920. III.

Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Nüchow 6610.

Verlag: R. J. Roehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 86/87.

Rückſendung von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Pädagogium Waren in Mecklenburg am Müritzſee

Vorbereitung auf alle Klaffen der verſchiedenen Schulſysteme (Umuſchulung). Inſbeſondere Vorbereitung auf die Einjährig-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis



Neuguinea im Weltkrieg

Aufzeichnungen von Hauptmann A. Degner



ie ersten grauen Lichter des anbrechenden 4. Zultages 1914 leuchten über den wolkenlosen Himmel. Nur durch energische Zurufe und Ermunterungen gelang es, die farbigen Soldaten und Träger aus ihren durchwärmten Erdhütten herauszutreiben und die vor Kälte Schlotternden an die ihnen für den Vortransport der Expeditionslasten zugewiesenen Plätze zu führen. Doch als das blutrot aufsteigende, durch die Refraktionswirkung riesengroß scheinende Tagesgestirn über den viele Hundert Kilometer entfernten Horizont trat und begann, die bis zum Gipfel bewaldeten, 34—3500 Meter hohen, Kluppen der zentralen Wasserscheide mit seinem Licht zu überziehen und die zwischen 2700 und 3000 Metern hoch gelegenen, von Alpenröschen und Alpenveilchen geschmückten Farn- und Grasflächen des Chapman-Bergstokes gelb zu färben, da bestrahlte es bereits auch eine lange, dünne Kette geschäftig hin- und hereilender Gestalten, welche Last für Last dem Hintermann abnehmend und sie dem Vordermann übergebend, das Expeditionsgut über die Farngrasflächen hinweg in das Bambus- und Knüppelholzdickicht des immerfeuchten Mooswaldes nach vorn beförderte.

In wenigen Tagen mußten wir den Nordhang des Chapman-Stokes hinter uns haben — und dann waren die Verbindungen nach rückwärts, nach Morobe, der nächstgelegenen Regierungsstation, abgebrochen, und es würde wohl viele Monate dauern, ehe eine Kunde von uns in die Außenwelt, eine Nachricht von dieser zu uns drang.

Höher flog die goldgelb gewordene Sonne, hörte ihre erwärmenden Lichtstrahlen, unter deren Einwirkung der die Graslandschaft bedeckende Reif rasch schmolz, in die Schluchten des zerrissenen Hochgebirges, aus denen zuerst schneeweiße Wolkenfegchen, dann immer dicker werdende Wolkenballen wie emporgeschossen in die Höhe gezogen wurden. Bald wird eine blendend weiße Gewölksdecke, auf etwa 2000 Meter Höhe schwebend bleibend, für den Rest des Tages jeden Einblick in Täler und Schluchten, Ebenen und Mittelgebirge unmöglich machen.

Und ich nahm Abschied von der vom ersten Grenznick nach Osten streichenden Gegend, welche ich meinem Auftrag gemäß erst Januar 1914 durchzogen, durchforstet und geographisch festgelegt, die infolge der reichen Alluvialgoldlager des Wariaflusses eine große Bedeutung erlangt hatte. Weit im Osten suchte und fand das Auge die Sumpfniederung an der Küste, deren reiche Sagopalmbestände der Verwertung harren, wo der kräftige Tieflandspapuasstamm sesshaft ist und neben dem Anbau der Taroknolle, der Bataten und des Zuckerrohrs auf Auslegerkanus Fluß- und Küstenfischerei betreibt. Zum letzten Male grüßte ich die vom Waria und seinen Nebenflüssen durchbrochene Mittelgebirgslandschaft, in der bereits der Semitentyp der Papua seine Samfelder anlegt, wo der tiefeingeschnittene, toll zu Tal strebende Waria nur auf langen Hängebrücken zu überschreiten ist, welche die Eingeborenen aus Rotang und Nianen herstellen.

Noch leuchteten im Osten aus der zusehends dichter werdenden Wolkenbede helle Flecken hervor: die Grasbede der Wakaja- und Waria-Hochebene, welche für Großviehzucht eine so günstige Zukunftsaussicht bietet, an deren Rändern an der unteren Waldgrenze die Semiten-Papua ihre geschlossenen, verteidigungsfähigen Dörfer angelegt haben.

In weitem Bogen und zahlreichen Krümmungen strebte das Tal des Dubuflusses der Ebene zu, durch das wir in den vergangenen Wochen nach mehreren Gefechten mit dem es besiedelnden Samani-Volk unsere Expeditionslasten auf 3000 Meter Höhe heraufgeschleppt hatten. Aus der dunklen Regenwaldbede der das Tal einschließenden Trennungsrücken, mit welcher das helle Grün der die Hänge bedeckenden Grasflächen in starkem Gegensatz stand, lugten die blaugrünen, langblättrigen Kronen Tausender von Pandanuspalmen hervor, deren mannstopfgroße Früchte 250—400 Kerne bergen, deren Öl- und Fettgehalt dem der Erdnüsse nicht nachsteht und die, von den Papua mehrere Wochen über dem Feuer getrocknet und geröstet, eine äußerst schmackhafte Zuspise liefern. Hunderttausende solcher wildwachsenden Palmen habe ich in den nächsten Wochen in den Hochtälern des Waria-Stromgebietes und nordwestlich davon angetroffen! Ungeheure Vorräte von Öl und Fett für unsere immer mehr nach Pflanzenfett hungernde Heimat! —

Ein riesiges weißes Wolkenmeer, aus dem die höchsten Gipfel und Rückenlinien der Mittelgebirgslandschaft wie Inseln hervorragten, blendete nunmehr das Auge, das fragend den Konturen des mächtigen Chapman-Gipfels folgte. Dicht nördlich daran vorbei führte unser Vormarschweg — in das Unbekannte, das aufzuhehlen die Aufgabe meiner Expedition sein sollte.

Ihr unbestimmt gehaltener Auftrag war, vom Grenznick quer durch das Hochgebirge das Quellgebiet des großen Ramuflusses zu erreichen. Auf Grund der in den verfloffenen Monaten gewonnenen Erfahrungen, angezogen von dem unwiderstehlichen Reiz, den unerforschte Länder ausüben, und geleitet von dem Bestreben, endlich einmal etwas Licht in das noch in vollständiges Dunkel gehüllte bergige Innere der nach Grönland größten Insel der Welt zu bringen, erweiterte ich die mir gestellte Aufgabe zu dem Versuch, eine Längsburchquerung des deutschen Teils von Neuguinea, womöglich entlang der zentralen Wasserscheide, durchzuführen, den Oberlauf des Sepik zu gewinnen und von diesem aus die Küste in der Nähe von Holländisch-Neuguinea wieder zu erreichen. In sechs

Monaten hoffte ich die etwa 900 Kilometer betragende Gebirgsstrecke überwinden zu können. Neben dem für uns zwei Europäer notwendigen Ausrüstungs- und Lebensmittelgepäck, neben Salz-, Konservenfleisch-, Tauschwaren- und Munitionslisten hatte ich über 300 Trägerlasten Reis zur Verpflegung meiner 26 Soldaten und 44 Träger auf 3500 Meter Höhe geschafft, so daß ich mindestens bis zum Erreichen des Sepit über genügend Nahrung verfügte, auch wenn sich die allgemein verbreitete, unwahrscheinliche Annahme, daß das Innere der Insel unbewohnt sei, bewahrheiten würde. Gegen die ungewohnte kalte Temperatur der Hochgebirge schützte ich Soldaten und Träger durch Eingraben der Unterkunfshütten in den Boden, so daß nur die aus Zeltbahnen und einer Grasbede hergestellten Doppelböden über den gewachsenen Boden hinausragten, eine Maßnahme, durch die ich während der dreiwöchigen astronomischen Längenbestimmung auf über 3000 Meter Höhe jede Erkältungskrankheiten verhindert hatte; die Strapazen des belasteten Marschierens suchte ich durch relaisartiges Vorwärtshandeln der 400 Lasten zu mildern; diese Art des Vorschaffens der Expeditionsausrüstung von Mann zu Mann, die normal mit etwa 200 Meter Abstand voneinander aufgestellt wurden, erwies sich als sehr elastisch, da in sehr schwierigem Gelände die Zwischenräume verkürzt, schwächeren Trägern kleinere oder leichtere Tragstrecken zugeteilt werden konnten, allen Männern das unbelastete Zurücklaufen auf dem bald vertraut gewordenen Teilstück oftmalige Erholung gönnte und es möglich war, den Arbeitenden durch die Aufsichtsorgane täglich mehrere Male fertig gekochtes Essen zuzutragen. Selbstredend wurde in Gegenden mit unsicherer Bevölkerung von diesem Verfahren Abstand genommen.

Trotz des erbärmlichen melanesischen Trägermaterials, das spätestens nach Erreichen des Onoabschnittes gegen kräftigere Papualeute abzulösen ich fest entschlossen war, trotz der ungeheuren Geländeschwierigkeiten, die sich uns auf dem Nordabhang des Chapman-Berges entgegenstellten, wo unglaublich dichtes Bambusgestrüpp unseren Vormarsch sperrte — mit 40 Äxten und Säumessern gelang es in zehnstündiger täglicher Arbeitszeit nicht mehr als zwei Kilometer „Weg“ pro Tag zu schlagen! — ging das Vordringen dank der eingestreuten Farngrasflächen befriedigend weiter und wurde der Onoabschnitt in der vorgesehenen Zeit erreicht. Dann aber lag die Expedition plötzlich auf 2900 Meter Höhe unbeweglich fest: mit Ausnahme von sechs von mir auf eine mehrtägige Erkundungsreise mitgenommenen Deuten waren meinem Unteroffizier eines Nachts sämtliche Träger davongelaufen und hatten, wie es sich später herausstellte, mit Ausnahme von drei Entkommenen einen elenden Tod von der Hand der Vubusfluß-Mannibalen gefunden.

Erst am 3. August 1914 konnte der weitere Vormarsch mit neuen, ausgezeichneten Papuaträgern vom unteren Waria erneut angetreten werden. Meine rückwärtigen Verbindungen mit der nächstgelegenen Regierungsstation Morobe waren von nun ab endgültig abgebrochen.

Das Ono-, das Waria-Süd-Tal wurden im Laufe des Monats August erreicht und hinter uns gelassen. Die trennenden, dicht bewaldeten Hochrücken wurden auf 3300, dann 3200 Meter überquert, die Talsohlen mit 1400 Meter bzw. 1600 Meter Seehöhe gemessen. Weiter ausgelagert als das Vubutal, zeigten sie den gleichen Landschaftscharakter wie jenes: grasbewachsene Hänge böschten

sich von der unteren Waldgrenze, in deren Nähe die geschlossenen Dörfer der Eingeborenen angelegt waren, steil zum Hochwasserbett hinab, dessen Breite und Beschaffenheit davon Zeugnis ablegte, welche ungeheuren Wassermassen in der Regenzeit zu Tal strömten. Sam-, Vataien- und Zuckerrohrfelder bedeckten die Berglehnen, die von zahlreichen waldbumfsäumten Wasserrinnen zerteilt werden. Stellenweise brachten von weißen Kakaduschwärmen belebte, schattenspendende Frucht bäume oder einzeln stehende Nadelhölzer Abwechslung. Je tiefer wir in das Innere eindrangen, desto bevölkerter waren die Haupt- und Quertäler, desto geringer wurden die Geländeschwierigkeiten, und meist scheu-freundliche Beziehungen mit den von Weißen noch nie berührten Bewohnern, die uns reichliche Feldfrüchte, zuweilen auch Träger gegen Tauschwarenlohn zur Verfügung stellten, ließen die Expedition und die kartographischen Arbeiten ohne nennenswerte Störungen vorwärts schreiten. Die Bevölkerung gehört dem gleichen Stamm wie die Vubutal-Leute an.

Mit dem Septemberbeginn wurde die zentrale Wasserscheide auf 3100 Meter Höhe überquert. Noch eine Woche schwieriger Auf- und Abstiege um den jäh zur Papua-golf-Niederung abfallenden Südhang des Mt. Lawson herum, der mit seiner Spitzegel-form und seinen steil geböschten, über 1000 Meter abfallenden Wänden wie ein drohender Finger zum Himmel ragt, — und wir waren auf 650 Meter Seehöhe hinabgestiegen, atmeten wieder die erschlaffende, feuchtwarme Mittelgebirgs-atmosphäre, litten wieder unter den etelhaften Blutegeln, tauschten dafür leichtere Vormarschverhältnisse, herrliche Krautarienwälder mit gemessenen 60 Meter hohen Stämmen, den so lange nicht mehr gehörten Vokruf des braunroten Paradiesvogels und das schmackhafte Fleisch der am Hüongolf überhaupt unbekannten Krontaube ein. Fast täglich war ein reizend nach Süden strebender, in der Regel zwischen 40 und 60 Meter breiter, übermannstiefer Flußlauf zu überbrücken, in denen gigantische Granitblöcke die Wasser stauten; daß in den vergangenen Monaten durchgezogene Tonstiefsergebirge hatte einem Kaltbergländ Platz gemacht. Aber wir hatten nicht nur eine geologische Grenze überschritten, wir waren auch in ein ethnographisches Neuland eingetreten.

Schon 20 Kilometer nordwestlich des unbewohnbaren Lawsonstockes, des auf 2800 Meter aufgetürmten Strebenpfeilers eines nach Süden streichenden Ausläufers der zentralen Wasserscheide, trafen wir, quer durch den Mittelgebirgsbusch unseren Weg wählend, zunächst auf Pfade, dann auf Eingeborenenniederlassungen selbst, die ein neues Bevölkerungselement unter den Papua darstellten. Unterseht gebaute, kräftige Männer, langbärtig, mit glatt rasierten Schädeln, in deren Mitte die Scheitelsträhnen zu einem Knoten geflochten waren, mit langen, bis zu den Knöcheln reichenden Grasröcken bekleidet, den nackten, muskulösen Oberkörper mit einer Unmenge diagonal über die Brust laufender, gelbschwarzer Schnüre geschmückt, traten, mit Pfeil und Bogen, Schleudern und schön ausgeführten Steinkulen bewaffnet, zu uns in Beziehungen. Ihre Niederlassungen, die jede Kuppe der bis zu 1500 Meter ansteigenden Mittelgebirgs-landschaft krönen, sind Familien- oder Sippengehöfte, Rundhäuser, auf festen Pfählen stehend, von einem Ober- und Unterbau, deren sorgfältige Ausführung unser höchstes Erstaunen erregte. Die sonst überall kultivierte Tabakstaude wird nicht angebaut und ist, wie das Rauchen selbst, vollkommen unbekannt. Unser

Behrversuch in der edlen Raucherkunst, um den als Tauschartikel in großen Mengen mitgeführten und von den Eingeborenen bislang so geschätzten Stangentabak anzubringen, endete in einem allgemeinen Hustenschorus und einem panikartigen Davonlaufen der 200, in unserem Lager zu Besuch weilenden Männer; mehrere Tage mieden diese uns danach, da sie einen Vergiftungsversuch befürchtet hatten. Noch vollständig in der Steinzeit lebend, glaubten sie in meinem Polizeimeister Konradt und mir Albinos vor sich zu haben, und erst der Vergleich mit einigen herangebrachten eigenen Albinos schien sie von ihrem Irrtum zu überzeugen.

Tage-, wochenlang marschierten wir durch dieses pfadreiche, gut besiedelte Mittelgebirgsgebiet. Leider war es uns nur möglich, mittels der Zeichensprache mit den Eingeborenen zu verkehren, so daß ich nicht tiefer in die hier herrschenden Sitten und Gebräuche eindringen konnte. Der peinliche Hausbau, der auf eine größere Schäftigkeit schließen läßt, der saubere Feldebau, das dichtere Pfadnetz, das Ausbleiben größerer Feindseligkeiten, die engere Verbindung der die zahlreichen Täler besiedelnden Eingeborenen vermögen einen zu dem Schluß zu verführen, daß man es hier mit dem „Urschamm“ der Papua zu tun hat; so viel ist jedenfalls sicher, daß diese Bevölkerung mit den bisher berührten Stämmen fast nichts gemein hat. Leider sind die photographischen Aufnahmen und Handzeichnungen mit dem übrigen Expeditionsmaterial von den Australiern geraubt und fortgeführt oder gar zerstört worden.

Während der Polizeimeister Konradt das Gepäck von Depot zu Depot nachführte, hatten mich meine Erkundungszüge über den Mt. Joseph hinweg bis nahe an den 145. Grad O gebracht. Gehöst an Gehöst zeugte von der guten Besiedlung. Wald- und Feldebrände im weiten Umkreis bewiesen, daß die Expedition auch fernerhin, wenigstens bis zum 144. Grad O heran, nicht menschenleere Strecken zu überqueren haben würde. Nur noch einmal würden wir die zentrale Wasserscheide südlich des Augustastuffes zu überwinden haben, die nach den Berichten der Sepikexpedition nicht allzu schwierig zu erklettern sein konnte, nachdem wir unsere Kräfte an den Hochgebirgsmassiven zwischen dem 147. Grad und 146. Grad O geübt hatten. Nach menschlichem Ermessen mußte die für unmöglich gehaltene Längsdurchquerung gelingen. Und so trat ich mit einer tiefen Befriedigung im Herzen in den letzten Oktobertagen den Rückmarsch zu der langsam sich nachschiebenden Hauptabteilung der Expedition an, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Als ich auf einen Tagemarsch auf Konradts Kolonnenspitze aufgelaufen war, erreichte mich die Nachricht von dem schon seit Anfang August zwischen Deutschland und Großbritannien wütenden Krieg. Damit brachen die für das Gelingen der Durchquerung eben erst festgestellten, so glänzenden Zukunftsaussichten mit einem Schlag zusammen.

Eine britische Abteilung war auf die aus zwei Soldaten und einem schwer erkrankten, nicht transportfähigen und daher bis zur Vollenbung der Depotverlegung von meinem Polizeimeister zurückgelassenen Träger bestehende Nachspitze gestoßen und hatte nach Mitnahme der beiden harmlosen Soldaten, ohne weitere Verbindung mit dem Hauptteil der Expedition zu suchen, in der Hand des todkranken, wohl wenige Stunden darauf verstorbenen Mannes einen Zettel folgenden Inhalts zurückgelassen:

To the officer in charge of
the German force.

I have to inform you that war was declared between Great Britain and Germany on 4th August. In order to avoid unnecessary loss of life I advise you to surrender with all your men at the Nepalgoldfield about 5 days march southeast of your camp. You will be treated as an officer and gentleman. Two native policemen I took along as prisoners of war.

Chilsholm,

Officer in charge of British force.

Dann war der Brille eiligst nach Südosten davonmarschiert. Meine sofort eingeleitete Verfolgung tief in das britische Papuagebiet hinein, die den Zweck hatte, den australischen Beamten zum Stehen zu bringen und ihn zu einer Aussprache zu veranlassen, blieb infolge seines großen Vorsprungs erfolglos. Nach kurzem Feuergefecht mit der australischen Nachspitze zog sich diese in die Sumpfniederungen zurück, und wir verloren ihre weiteren Spuren.

Von der Überzeugung geleitet, daß ein zeitbeschränkter Kleinkrieg im englischen Inselanteil von sehr zweifelhaftem Wert sein würde, daß es meine Pflicht sei, mich baldmöglichst dem Gouvernement zur Verteidigung gegen den sicher zu erwartenden britischen Einfall in unser Schutzgebiet zur Verfügung zu stellen, entschloß ich mich zum Eilmarsch direkt zur Preußenreebe, wo ich je nach den bis dahin eingetretenen Verhältnissen mit Friedrich-Wilhelmshafen oder Morobe Verbindungen aufzunehmen imstande sein würde. Behütig sahen wir dem die überflüssigen und zum Teil explosionsgefährlichen Lasten zerstörenden Feuer zu (darunter noch 150 Säcke Reis, die wir mit so viel Schweiß in das Herz der Insel hineingeschafft hatten), und brachen, nur die allernotwendigsten Lebensmittel mitführend, in nordöstlicher Richtung zum Watut, wie die Anwohner den Markham-West nennen, auf. Wir schrieben den 8. November 1914.

Schon nach fünf Eilmarschtagen überschritten wir zum zweiten Male die mit dichten Bambusbeständen durchwachsene zentrale Wasserscheide auf 2200 Meter Seeshöhe. Scheu und verwundert hatten die bis nahe an den Hauptrücken heran wohnenden „Kod-Papuas“ unserem eiligen, unaufhaltsamen Durchmarsch zugesehen.

Im Quellgebiet des Watut angelangt, traten wir auf 2000 Meter Meereshöhe in reines Grasland hinaus, das mich glauben machte, plötzlich in die Graslandhochflächen Kameruns versetzt zu sein. Nur großartiger und zerrissener war dieses Landschaftsbild.

Unbestimmten Nachrichten zufolge sollten Rabaul und das Inselgebiet, in Kaiser-Wilhelmsland nur der Haupthafen Friedrich-Wilhelmshafen von australischen Truppen und Kriegsschiffen besetzt, Morobe dagegen noch frei sein. Letztere Regierungstation möglichst bald zu erreichen war daher mein nächstes Ziel, das wir nach wenigen Tagen mittels des von mir gecharterten Missionskutters, und nachdem wir in der Nähe des Raffauflusses den bereits seit Wochen in einem Buschlager hausenden Stationsleiter von Morobe aufgenommen hatten, am 24. November 1914 gewannen. Munitionsmangel verhinderte eine nachhaltige Verteidigung der Station gegen einen Landangriff, an einen Widerstand gegen Seeangriffe war infolge Fehlens von Maschinengewehren und Sprengstoff für Minensperren überhaupt nicht zu denken — die Verpflegungsnot zwang uns, die Hälfte

der Besatzung unter den beiden Polizeimeistern in die nahrungsreicheren Küstentriebe im inneren Winkel des Süngolfes zu verteilen. So konnte nur an einen Widerstand in den Bergen nördlich des Abolshafens oder in dem sehr zerrissenen Rawlisongebirge gedacht werden, wofür trotz der um die Jahreswende eingelaufenen das unmittelbar bevorstehende Kriegsende versichernden Nachrichten unverzüglich die nötigen Vorbereitungen getroffen wurden. Diese mußten bereits am 11. Januar 1915, allerdings unter erschwerten Verhältnissen, in die Tat umgesetzt werden, als um die Mittagszeit drei feindliche Kriegsschiffe, deren Ansahrt bei dem herrschenden unsichtigen Wetter nicht beobachtet werden konnte, schon in Höhe der etwa sechs Meilen östlich des Hafens gelegenen Eduard-Inselgruppe gemeldet worden waren. Es verblieb uns keine Zeit mehr, wie beabsichtigt, im Boot aus dem Hafen zu dem etwa 10 Kilometer nördlich von Morobe angelegten Verpflegungsdepot zu gelangen, sondern wir waren gezwungen, dasselbe auf dem Landwege um den von Sagosümpfen umschlossenen Hafen herum zu gewinnen zu suchen. Dies gelang uns denn auch in der Nacht vom 12. zum 13. Januar in einer aufregenden Kanufahrt auf 800 Meter an den den Hafeneingang sperrenden drei australischen Zerstörern vorbei, während der unser Auslegereinbaum in aller nächster Nähe der gegnerischen Schiffe auseinander brach, so daß wir, wunderbarerweise vom Feind unbemerkt, schwimmend und die mangrovenbestandenen Ufer entlang waten, den Hafenausgang gewinnen mußten. Nach vielen gefährlichen Nachtfahrten zwischen den der Süngolfküste vorgelagerten Riffen, nachdem wir die beiden an Malaria erkrankten Polizeimeister nördlich der Missionsstation Malolo aufgesucht und über unsere weiteren Absichten verständigt hatten, gingen wir im Februarbeginn an die Erkundung der Rawlissonberge, die sich als die südlichen Ausläufer eines die Fenchhafenhalbinsel ausfüllenden Hochgebirgsktodes herausstellten und in deren Talschluchten von den Papuas genügend Verpflegung angebaut wurde, um den Widerstand in diesen jähren Verggügen zu einem dauernden machen zu können. Die um Mitte Februar erfolgte Gefangennahme der beiden an Malaria krank auf der Missionsstation Malolo daniederliegenden Polizeimeister Konradt und Banid durch die australische Morobebefatzung, wobei nur wenige farbige Soldaten zu entkommen vermochten, machte auch diese Verteidigungspläne zunichte, und es blieb uns nur noch das mit allen Mitteln ins Werk zu setzende Bestreben übrig, auf irgend eine Art nach Holländisch-Neuguinea durchzubrechen und die Heimat von dort aus zu erreichen zu versuchen.

Die mehrfachen, von Fehlschlägen verfolgten Versuche, ein Motorboot zu chartern, das am 14. März 1915 durch den Senior der deutschen lutherischen Mission an seine Missionsbrüder und -schwestern erlassene und auf einen Römerbriefspruch aufgebaute Verbot, uns in irgend einer Weise Unterstützung angedeihen zu lassen, veranlaßten meinen Begleiter, Herrn Stationsleiter Klink, sich dem Gegner freiwillig zu stellen.

Vom 17. März 1915 war ich nun allein mit meinen wenigen Getreuen, welche durch Neuanwerbung von Angehörigen des Kate-Papua-Stammes, welche in früheren Jahren der Polizeitruppe angehört hatten, durch Hilfskrieger der Sube, endlich durch mehrere Soldaten, welche der Gefangennahme gelegentlich des australischen Überfalles auf die beiden Polizeimeister entgangen waren, ansehnlich verstärkt wurden.

Und nun begannen die Wochen, Monate und Jahre des Harrens, des Abgeschlossenseins, der Hoffnungen und Enttäuschungen, der Strapazen und Entbehrungen, der die Seele zermürbenden Ungewißheit, aber auch Jahre, welche von der unentwegten Treue der Papua der Finghafen-Halbinsel zu ihrem Deutschtum durchleuchtet waren.

Ohne Zögern, ungeachtet der Drohungen der australischen Machthaber, jeden heimlichen oder offenen Beweis deutscher Gesinnung mit Niederbrennung der Ortschaften und Deportation zu bestrafen, und entgegen der von dem Missions-Senior ausgegebenen Parole, meiner Abteilung jedwede Unterstützung zu versagen, stellte sich das gesamte Volk der Käte sofort auf meine Seite und veranlaßte die westwärts siedelnden Hube und Burrum ihrem Beispiel Folge zu leisten. Die Erziehung zur Verantwortlichkeit und zum Deutschtum, ein Werk des Sattelberger Missionars Chr. Keyßer, der über 15 Jahre in diesem Geist unter den Eingeborenen dieser Gegend gewirkt hatte, sollte die herrlichsten Früchte tragen.

Nachdem um die Mitte des April die Versuche des britischen Kommandanten von Morobe, durch einen Angriff von zwei Seiten die am Mittellaf des Mongi stehende Abteilung auszuheben, vereitelt worden waren, war es nur die Hoffnung, die Zuversicht der Missionare an der Küste, daß mit jedem Schiff die Meldung vom Kriegsschluß eintreffen könnte, möchte sich bewahrheiten, welche mich abwartend im Land der Hube festhielt.

Kreuz- und Quergänge während dieser Zeit bewiesen, daß die vom Cromwell-Stock nach Norden, Osten und Süden strebenden Täler und Rücken denselben Charakter aufweisen, wie er in den Hochtälern des Grenzgebietes festgestellt worden war, daß die Bewohner dem Semitentyp der Papua angehören, im allgemeinen der gleichen Lebensweise huldigten wie die übrigen Vertreter dieses stärksten Bevölkerungselementes im Innern der Insel, daß auch sie infolge der fortgesetzten, nur selten und auf kurze Zeit unterbrochenen Fehden und der herrschenden Sprachzerissenheit fast ohne Verbindung mit einander leben. Ein tief stehender Geislerglaube beherrscht ihr Tun und Lassen, offener Kanibalismus mit seinen erschreckenden Wirkungen auf den Bevölkerungsstillstand tritt auch hier überall zutage. Das Weib ist nur ein teuer erkaufter Besitz, und widerspruchsvolle Rechtsbegriffe bringen nicht selten tiefe innere Konflikte. Neben der artenarmen Vierfüßlerfauna fällt um so mehr die überreiche Vogelwelt auf, die mannigfaltige Flora bedeckt wie im Inselherzen das Kalkmassiv, in welchem bis über 800 Meter Seehöhe Muscheln und Korallenkalk eingelagert sind und beweisen, daß einst eine gewaltige Hebung der Landmassen vor sich gegangen ist. —

Der Oktober 1915 hatte seinen Anfang genommen. Die Hoffnung auf einen nahe bevorstehenden Frieden schwand mehr und mehr. Der Plan, nach Nordwesten zu dem über 700 Kilometern entfernt gelegenen neutralen Gebiet durchzubrechen und von dort die ringende Heimat zu gewinnen zu versuchen, reifte zum Entschluß. So brachen wir, nur dürftig ausgerüstet und mit dem Notwendigsten versehen, vom höchstgelegenen Burrum-Gehöfte in Richtung der himmelragenden Graßgipfel auf, welche schon lange meine Aufmerksamkeit und Verwunderung hervorgerufen hatten, wenn sie die Morgen Sonne zurückstrahlten. Keine Graßkluppen! solche hatte ich gelegentlich der Grenzexpedition, die mich

dort auf über 3500 Meter Meereshöhe geführt hatte, nie angetroffen. Saruwaged hießen sie im Mund der Umbewohner.

Nach mehrtägigem Aufsteigen, zuerst durch dichten, von Bambusbüscheln durchwachsenen Regenwald, dann von 2400 Meter ab durch immerfeuchten, auf Stelzwurzeln stehenden Mooswald, über diesen unterbrechende, von kleinen Seen und gewundenen Bachläufen bewässerte Grasflächen hinweg, in denen Burum- und Kombe-Leute der Jagd auf Beuteltiere oblagen, erreichten wir in etwa 2800 Meter Höhe den Fuß der obersten Terrasse. Weitere acht Marschstunden ließen uns wundervolle, reine Farnwälder durchqueren, deren rotbraune und sattgrüne Wedel und aschgraue Stämme das Auge des Wanderers immer von neuem entzückten, sodann einen unterholzlosen Nadelwaldgürtel durchschreiten, der einem Wald von schlanken, fehlerlos gewachsenen, himmelhohen Schiffsmasten glich, bis wir in den die obere Waldgrenze bildenden, von Luya- und Buchsbaumparzellen untermischten Rhododendrongürtel eintraten, dessen rote Großblütenpracht jedem Beschreibungsversuch spottet. Vereinzelt, meist verfallene Unterfunktshütten und Schuttdächer bewiesen, daß zur günstigen Jahreszeit die Eingeborenen der 2000 Meter tiefer gelegenen Ansiedlungen hier hinaufstiegen, um unter den reichen Wallaby-¹⁾ und anderen Beuteltierbeständen, welche die von der Waldgrenze aufsteigenden Büschelgras-Hochregionen bevölkern, mit Feuer und Fallen, Vogen und Pfeilen aufzuräumen. Bedeutend größer und fleischreicher als die Wallabies der Küsten- und Mittelgebirgsgegenden pflegen, wie eine jahrelange Beobachtung erwies, die Beutler hier oben ihr Fellkleid zu wechseln; in der Südostmonsunperiode goldbraun, verfärbt es sich in der Nordwestmonsunzeit zu einem hellgelben Ton. Während der Kasuar und einige Arten kleiner schmählicher Bergtauben nur bis auf 2800 Meter festgestellt wurden, kommen die Paradiesesler, Grassmücken und Kolibripapageien bis zur obersten Waldgrenze vor; über diese hinaus vertreten noch Raubvögel verschiedener Größe und Arten die Vogelwelt. Nur in den schilfsäumten Seen der Hochfläche nisten kleine, weiße Enten, die alljährlich von einer japanischen Schnepfenart auf ihrem Zug nach Nordaustralien einen mehrmonatlichen Besuch erhalten.

Nur ungern verließen meine farbigen Begleiter die von einem lodernen Feuer erwärmte Jagdhütte an der oberen Waldgrenze, als ich sie zum Hinaus-treten in die öde Grasregion und zum Vormarsch nach dem engen Eingang in das von einem Bergkranz umschlossene, meilenbreite Hochplateau anfeuerte. Schon war das Tagesgestirn 45 Grad über dem Horizont emporgestiegen und hatte die Reifbede geschmolzen, vom Gefrierpunkt in der Nacht war die Temperatur bereits auf + 6 Grad Celsius gestiegen, doch ein heißender Nordwest segte über die sanft geneigten Hänge und entlockte meinen Jungen laute Schmerzensrufe; die gefühllos gewordenen Beine wollten sie nicht mehr tragen, die erstarrten Hände vermochten kaum die Lasten zu halten. Doch löste der rasche Anstieg bald die Glieder, und schon nach drei Stunden drangen wir in den meilenweiten und -langen Hof der Titanenburg des Saruwaged ein, dessen Einfallspforte im Süden von der tags zuvor bereits erstiegenen Titlanang-Stuppe (3700 Meter), im Norden vom Anlauf des Wallrings flankiert war. Gestern war ich schon gegen 8 Uhr

¹⁾ Eine kleine Rängurugart.

morgens auf dem Gipfel des nach Süden Hunderte von Metern jäh abstürzenden Ziffaknang gestanden und hatte bei $+ 1$ Grad Celsius gegen den hindernislos herankürmenden Wind, vor Kälte schlotternd, die herrliche Rundsicht genossen und, soweit es die erstarrten Finger zuließen, in das Skizzenbuch einzutragen versucht: nach Süden irrte der Halt suchende Blick an dem Kalkfels-Steilabsturz hinunter zu dem Blätterdach der bewaldeten, über 3000 Meter hohen scharfkantigen Bergrücken, die die Burg des Saruwagedberggeistes zu stützen scheinen; ich schaute hinein in die zahlreichen, bewohnten Täler und Schluchten, welche vom Saruwaged ausgehend ihrer Vereinigung mit der Adlerfluß-Niederung zustreben; ich über sah die hellgrüne, breite Ebene des Markham mit ihrem gewundenen, silbernen Stromband, die südlich davon sich höher und höher auf-türmenden Küstengebirge des Süngolfes, des Kräfte- und Bismarck-Gebirges. Aus dem weitesten Süden blaute der Höhenzug der zentralen Wasserscheide her-rüber, die ich vor mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahren bereist hatte. Im Südosten suchte das Auge vergeblich das Berggewirr des Ramlison-Gebirge genannten Ausläufers zu lösen, während im Osten der breite Rücken des Cromwell die Meeresküste verdeckte, von der, auf Hunderte von Kilometern übersehbar, die tiefblaue Seefläche wie eine dunkle Wand zum Himmel emporragte. Im Norden und Nordosten schauten die Bergketten der großen und kleinen, die Küste Neuguineas begleitenden Inseln wie Unebenheiten aus der glatten Meeresunendlichkeit heraus. Nach Nordwesten und Westen war nur der erste Stof des Hochmassivs übersehbar, ver-hinderten die noch einige Hundert Meter höheren Kranzgruppen die weitere Aussicht.

Heute hatte sich um die Mittagsstunde, um die wir das Eingangstor erreichten, ein dichter Nebelschleier über das Hochmassiv gelegt, welcher von nun ab täglich, oft schon um 10 Uhr vormittags einfallend, das Vorbringen erschwerte. Nun hieß es der gestern festgelegten Kompaßrichtung folgen, um den tunnelartigen Nordwestausgang aus der welligen Hochebene zu finden. Wie leicht war das Marschieren durch das von 3600 sanft auf 3850 Meter ansteigende, von sumpfigen Stellen, klaren Wasserlachen und in der Hauptsache Nord-Süd streichenden Hügelrücken unterbrochene Grasshochplateau! Aber es hieß eilig vorwärts streben, um in dem immer dichter werdenden, sich nach und nach in einen eisig kalten, feinen Regen auflösenden Nebel einen notdürftigen Lagerplatz für die Nacht zu finden. Ein wenn auch schon hart mitgenommenes Zelt besaß ich zwar dieses Mal noch, aber der Mangel jeglichen Brennmaterials zwang dazu, wieder die Nähe der Waldgrenze aufzusuchen, um den Reis kochen zu können und für die sicher sehr kalt werdende Nacht ein wärmendes Feuer zu besitzen. Glücklicherweise gelang es uns, noch vor Einbruch der Nacht das Ausfalltor eines vorzeitlichen Gletschers zu entdecken und seinem einstigen gewundenen, von moränenartig aufgeführten Bodenwellen zu beiden Seiten begrenzten Weg folgend, in der Nähe eines dürftigen Gehölzes einen den geringsten Ansprüchen gerade noch genügenden Lagerplatz zu finden. Schreckliche, nie zu vergessende erste Nacht auf 3700 Meter ungeschützter Höhe! Die der Schlaflosigkeit folgende Erschöpfung, die fürchterlichen Hustenanfälle, die unbekannten, prickelnden Schmerzen und die erstarrten Glieder machten einen Rasttag schon jetzt für meine Leute notwendig. Aber nicht hier wollte ich den Lagerplatz für die kommende Nacht wählen, wo

eine gährende Tiefe uns nicht nur von der gegen den Sturmwind geschützten Waldgrenze, sondern auch eine, viele Hundert Meter jäh abstürzende Schlucht von dem aus Nordwesten in etwa 14 Kilometer Entfernung sich aufstürmenden zweiten Hochstod trennte. In der Nähe einer scharfgezackten Gratbrücke, die von unserem jetzigen Lagerplatz in ungefähr 7 Kilometer Entfernung und direkt nördlich von uns zu sehen war, und deren Vereinigungspunkt mit dem ersten Stod in einem zweistündigen, bequemen Marsch erreicht wurde, bot eine Felsenhöhle allen Leuten eine gegen Wind und Regen geschützte Unterkunft. Ich selbst benutzte den ausnahmsweise klar bleibenden Tag, um die ungefähr 20 Kilometer lange, durchschnittlich 10 Kilometer breite Hochfläche kreuz und quer zu durchwandern, mir die Knie an den Spitzen des harten, wie Stachelschweire oder Igel in Verteidigungsstellung auf 25 bis 30 Zentimeter hohen Wurzelstöcken aufgesetzten Büschelgrases wund zu stechen; um immer wieder von neuem die fremdartig aussehenden, einem umgedrehten chinesischen Marktschirm ähnelnden, gerade und schief gewachsenen Farnbäume verwundert zu betrachten, die teils vereinzelt, teils in kleineren Parzellen vereinigt an den Hängen der Geländewellen wachsen, die sich mäanderförmig durch das Hochland schlängelnden Bachläufe mit großen Abständen von einander begleiten, deren graugrüne, feingliedrige Wedel sich schirmdachartig von der dicksten Stelle des keulenförmig sich von unten nach oben verdickenden, schwarzen Stammes ausbreiten; um über breitere und schmalere Bodenspalten zu setzen, auf deren etwa 50 Zentimeter tief gelegener Sohle klares, gulschmeckendes Wasser stand, so daß man den Eindruck hatte, über ein ausgetrocknetes Moorfeld zu marschieren; um das nördliche Ausfallstor zu besuchen, wo ein schilfsumstandener See von etwa 200 Meter größtem Durchmesser das Haupt sammelnbeden der ober- und unterirdisch nach Norden strömenden Wasser darstellt, von dem der das breite Kombetal durchziehende Quomastuß seinen Anfang nimmt; um endlich von hier mit zwei erlegten Enten, die in dem Uferrohricht ihre Nistplätze hatten, entlang dem Kamm des Bergwalles zu unserem Lager an dem etwa 20 Meter breiten nordwestlichen Ausgangstor zurückzukehren, nicht ohne die dicht südlich davon gelegene, von großen, nackten Kalkfelsen gekrönte Kuppe erstiegen zu haben, deren Höhe das Aneroidbarometer mit 4180 Meter angab. Meine Zungen hatten an dem wärmenden Feuer ihren Humor trotz der gebliebenen, bössartigen Hustenanfälle wiedergefunden, so daß am folgenden Morgen der an die Schwindelfreiheit starke Ansprüche stellende Vormarsch über den zehn Kilometer langen, messerscharfen, zackigen Grat angetreten werden konnte. Während des Erkundungsganges durch die Hochfläche des ersten Stodes waren wir auf einen ausgetretenen, von Süd nach Nord führenden Pfad gestoßen, so daß die später durch die Tatsache bestätigte Vermutung nahe lag, daß die Stämme der zur Key-Küste abfallenden Täler eine rege Verbindung mit den auf der anderen Seite liegenden Dorfschaften haben müßten. Auf der tiefsten Einsenkung der Gratlinie wurde 3660 Meter abgelesen. Wie groß war mein Entzücken, als ich während einer kurzen Rast an einer schwer zugänglichen, nur mittels Klettertaues erreichbaren Wandstelle Edelweiß entdeckte, wahrhaftig Edelweiß, die Tropenschwester unserer liebsten heimatischen Alpenblüte, nur etwas feiner gefiedert!

Am frühen Nachmittag hatten wir das jenseitige Gratende erreicht und, von der kürzlich gewonnenen schlimmen Erfahrung belehrt, machten wir uns

sofort daran, eine geeignete Unterkunft für die bitterkalte Nacht zu suchen. Mehrere Hundert Meter mußten wir wieder hinabsteigen, bis wir einen weit überhängenden Felsen innerhalb der Waldgrenze gefunden hatten, unter dem wir uns wohnlich einrichteten. Mit dem Frühaufstehen und mit Tagesanbruch Bosmarschieren war es nichts mehr; erst gegen 9 Uhr vormittags, wenn die wärmende Sonne den von meinen Leuten gefürchteten Reif weggestrichen hatte, waren die Zungen zum Ausbruch zu bewegen. Zwischen 10 und 11 Uhr fiel dann regelmäßig der dichte Nebel ein, so daß wir den größeren Teil des Tages buchstäblich im Nebel umherirrten. So folgten wir auch heute, nachdem wir den Ringwall des zweiten Hochstods überquert hatten, uns an die Falllinie der gleichen Charakter wie die in den vergangenen Tagen durchlaufene Hochfläche zeigenden Hochebene haltend, so lange sie nicht von der nordwestlichen Richtung abwich, der bisher eingeschlagenen Kompaßrichtung, überstiegen bis zu 4000 Meter ansteigende Geländewellen und wollten uns eben an einer am Ufer eines 3850 Meter hochgelegenen großen Bergsees zu kurzer Rast einladenden, windgeschützten Stelle niederlassen, als es plötzlich zu regnen anfang, so daß wir schleunigst wieder aufbrachen, um gegen das eiskalte Element einen Unterschlupf zu suchen. In dem jede Orientierung unmöglich machenden Nebelregen umherirrend, dem bald darauf ein heftiger Hagelniederschlag und meine farbigen Begleiter entsetzendes Schneegestöber folgte, marschierten, eilten, liefen wir einen einstigen Gletscherweg abwärts, obwohl dieser von unserer Marschrichtung nach Süden zu stark abwich, nur von dem einen Bestreben erfüllt, an die 500 Meter tiefer gelegene Waldgrenze zu gelangen und dort vielleicht eine Jagdhütte, oder wenigstens eine tropfende Felshöhle und Holz zum Feuermachen zu finden. Niedergebrochen und mutlos errichteten, als alles Suchen vergeblich war, meine Zungen eine Laubhütte, über die die nasse und zerrissene Zeltplane gespannt wurde. An einen Schlaf war auch diese Nacht nicht zu denken. Wieder zeigte uns der klar aufsteigende folgende Tag, daß wir an den jäh abstürzenden Steilhang einer uns erneut von einem dritten Hochstod trennenden Schlucht geraten waren, auf deren Nordwestseite die bewaldeten, steil geböschten Berghänge unmittelbar emporstiegen, um dann die letzten 400 Meter in nach unten scharf abgegrenzte Graswände überzugehen, die wie bei den beiden ersten eine weitere und noch ausgedehntere Hochfläche kranzartig umschlossen. Aber auch dieses Mal waren wir glücklicherweise nur etwa $5\frac{1}{2}$ Kilometer von dem die beiden Massive verbindenden Grat abgewichen, dessen Wurzel wir nach dreistündigem, nicht schwierigen Marsch erreichten. Vorausmarschiert, gelang es mir vor dem Einfallen des Nebels eine kartographische Erkundung durch die zweite Hochfläche auszuführen, die keine Neuerscheinungen ergab, und vom Nordrand des Plateaus aus einen Einblick in die zur Key-Küste gleich steil wie jene nach Süden abfallenden Wände und Hänge sowie in die gut besiedelten, nach Nordosten verlaufenden Hochtäler zu gewinnen und an Hand der gut sichtbaren Inseln Noof, Long-Island und andere Kompaßkontrollpunkte zu erhalten.

Der Verbindungsgrat, auf dem wir den dritten und letzten Hochstod erreichten, war kürzer und zeigte weniger schroffe Seitenhänge, als der vor drei Tagen begangene; die Bodenbewachung war die gleiche, die tiefste Einsenkung maß 3630 Meter Seehöhe. Ein frühzeitig niedergehendes Schneegestöber zwang

uns, erneut in aller Eile einen Unterkunftsort zu suchen, wofür sich an den steil abstürzenden Wänden in der Nähe des Gratendes nichts anderes als eine von einem überhängenden Felsen nach oben geschützte Steinterrasse bot. Das Wasser mußte stundenweit aus der Tiefe geholt werden, die paar dürrn Knüppel Feuerholz reichten gerade, um den Reis gar zu kochen und die triefenden Kleidungsstücke zu trocknen. Unser Reisvorrat neigte dem Ende zu, fast die Hälfte meiner Begleiter litt unter Zungenentzündungserscheinungen, das Jahr 1916 war angebrochen und mit ihm die Hoffnung auf einen nahe bevorstehenden Friedensschluß neu erwacht; all diese Gründe bewogen mich zur Rückkehr in das Land der Burum. Wir erreichten Ende Januar wieder die Burum-Flußhöhen, wo wir uns an den lange entbehrten Feldfrüchten gütlich taten.

Die Monate verstrichen, der Krieg in Europa tobte weiter, ohne daß ich mir ein Bild davon machen konnte, die Jungen lernten gesundet von ihren Verwandten in dem Küstenmittelgebirge zurück, brachten außer unzusammenhängenden Nachrichten die Meldung mit, daß überall in ihren Ortschaften die deutsche Flagge unbehelligt wehe, und schleppten durch ihre Angehörigen eine Unmenge von ausgefuchsten Nahrungsmitteln herbei zum Zeichen, daß das Kate- und Hube-Volk treu zu mir stünde und, was auch kommen wolle, stehen würde.

Aber des Harrens müde und auch in der Hoffnung geläuscht, daß erneute gegnerische Versuche, uns aufzuheben, wie sie beständig in den Küstengegenden Deutschen und Farbigen gegenüber angedroht wurden, in die Tat umgesetzt und etwas Abwechslung in mein einsames Dasein bringen würden, begann ich von neuem die Vorbereitungen zu einem Durchbruchversuch nach Holländisch-Neuguinea zu treffen, das ich zunächst auf dem Seeweg zu erreichen trachtete. In nächtlichen Kanufahrten ruderten wir die Key-Küste entlang nach Nordwesten, fanden uns aber am Südostende der Astrolabe-Bucht vom Gegner bereits erwartet; die von den Australiern gegen uns mittels Geschenken und in Aussicht gestellten Belohnungen aufgehetzten Küstenbewohner hatten gelegentlich ihrer nächtlichen Fischzüge unser Kommen bemerkt und dasselbe schleunigst nach Friedrichs-Wilhelmshafen gemeldet, wo alles zu unserem Empfang vorbereitet worden war. Mit knapper Not entkamen wir der gestellten Falle und zogen uns in die Hochtäler des Finisterre-Stoßes und von da, nachdem auch die Mittelgebirgslandschaft bis zur Namuniederung abgesperrt war, an den Steilhängen entlang zum Saruwaged, dann über den Gummell zu unserem Hibelager zurück.

Erst nach meiner Rückkehr in die Küstengegend nach Abschluß des Waffenstillstands in Europa wurde mir von den Eingeborenen der Brief ausgehändigt, in dem die vollständige Blockade Neuguineas, die Deportation sämtlicher deutscher Ansiedler und die Aufhebung der Missionen angedroht war, falls ich der Aufforderung mich zu stellen, nicht baldigst Folge leistete.

Besser gegen die Kälte der Hochregionen durch Herstellung und Mitnahme wärmerer Kleidung für die farbigen Begleiter und aus Decken zusammengenähter Schlaffäde ausgerüstet, aber leider ohne Ersatz für die mittlerweile gänzlich verrottete Zeltplane und ohne Reisvorrat, da alle meine Bemühungen, denselben unauffällig zu beschaffen, gescheitert waren, traten wir noch im Herbst desselben Jahres (1916) den Nordwestmarsch über den Saruwaged zu der Wasserscheide zwischen Namu und Markham an. Fast täglich trafen wir dieses Mal auf aus

Männern, Weibern und Kindern bestehende Eingeborenen-Kolonnen, die in großen Regsäcken ihre Reiserationen mitschleppend, von Norden oder Süden heraufsteigend die Hochplateaus überquerten, um die auf den entgegengesetzten Hängen liegenden Dörfer zu besuchen, eine über die Hauptwasserscheide bestehende Stammesverbindung beweisend, wie sie in den Hochländern der Grenzgegenden unbekannt war. Vermochten wir auch von diesen Reiseabteilungen knappe Vorräte von notwendigen Feldfrüchten einzuhandeln, so wurde dieser Vorteil durch die in den folgenden Wochen fühlbare Tatsache hinfällig gemacht, daß unser Nordwestzug weiterverbreitet und von Dorf zu Dorf an die Küste getrommelt worden war, so daß wir davon absehen mußten, den Ramu-Talweg als weitere Vormarschstraße zu benutzen, da er vom rechtzeitig benachrichtigten Feind bereits gesperrt war. In diesem gewohnheitsmäßigen, jeder feindlichen Absicht baren, mit Windeiseile fortschreitenden Weiterverbreiten der Nachricht von unserem Anrücken und Durchziehen durch die noch nie oder nur selten mit Weißen in Berührung gekommenen Bergvölker mußten alle meine Durchbruchversuche scheitern. Ohne Reisvorrat waren wir gezwungen, zum Eintausch der notwendigsten Nahrung mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten, zum Einhandeln der Feldfrüchte verfügten wir nicht über Geld oder Tauschwaren, sondern wir mußten mit Wild bezahlen, das wir in viel Zeit beanspruchenden Jagdunternehmen erlegt hatten.

Über drei Monate dauerte das Ringen mit dem langgestreckten, bis zu den höchsten Erhebungen bewaldeten Hochrücken des Bismarck-Gebirges, zu dem wir, nach Süden, der Einklammerung des übermächtigen Gegners ausweichend, emporstiegen, als wir nach Überquerung der nur 400 Meter hohen Wasserscheide zwischen Martham und Ramu den Wasserweg nach Nordwesten vom Feind versperrt fanden. Als wir den gratartigen Übergang zum Hagengebirge erreichten, war die Abteilung infolge des Mangels an Feldfrüchten — eine große Dürre hatte unter der dem Semiten-Papuatyp angehörenden Bevölkerung der Südhänge der Hochkette eine Hungersnot hervorgerufen —, und der dadurch notwendig gewordenen, ausgebreiteten Jagdzüge in den Farngrasflächen der Gebirgskette, ferner infolge der anhaltenden nasskalten, von zahlreichen Hagelfällen unerträglich gemachten Witterungsverhältnisse, infolge der dadurch hervorgerufenen schweren Erkrankungen der farbigen Jungen so zermürbt, daß ein großer Teil der Mitglieder der Expedition marschunfähig geworden war, andere sich nur mühsam vorwärts schleppten, und die Kräfte der wenigen Gesundgebliebenen kaum dazu ausreichten, die notwendigste Nahrung zu beschaffen. Über 400 Kilometer anstrengenden Hochgebirgsmarsches trennten uns noch von dem ersehnten Ziel, der holländischen Grenzlinie — sie mit der zusammengebrochenen Schar zu gewinnen, war unmöglich. Rückwärts mußte die Lösung sein; es hieß die Treue der farbigen Begleiter vergelten und sie wenigstens in ihre Heimat zurückführen ehe der Tod eine zu reiche Ernte gehalten hatte.

Daß auf diesen Zügen etwas Licht in die orographischen und hydrographischen Verhältnisse der großen Insel gebracht worden war, daß sich die Linie des Bismarck- und Hagengebirges als Teilstücke der zentralen Wasserscheide herausstellte, von welcher die Wasser in scharf gewundenem Lauf den großen zum Papuagolf strömenden Flüssen zustreben, deren mittleren Läufe ich vor 2½ Jahren überquert hatte, daß auch dieser Durchbruchversuch neben der Tatsache, daß auch

diese Teile des Inselberges gut bevölkert sind, wichtige geographische Aufschlüsse gezeitigt, vermochte in jenen Tagen angesichts der Tatsache, daß wir abermals einen Mißerfolg zu buchen hatten, keinen Trost zu bedeuten. Die große Enttäuschung, nach unserer Rückkehr im April 1917 in das Standlager am Burrumfluß wieder keine Nachricht von dem insgeheim erhofften Kriegsschluß vorzufinden, wurde nur dadurch gemildert, daß die deutsche Flagge in den Küstengebirgsgegenden unbehellig geblieben war, daß die dortige Papuabevölkerung während unseres Aufenthaltes im Innern erneut ihr Deutschtum bewährt hatte, als der Kommandant von Friedrich-Wilhelmshafen Ende 1916 auf einem weiteren Versuch, die kleine deutsche Abteilung auszuheben, ihre Wohnitze berührt hatte. Keine Drohung hatte sie abgeschreckt, offen zu bekennen, daß sie von England nichts wissen wolle.

So unglaublich eine in den unserer Rückkehr folgenden Monaten immer wieder neu auftauchende Nachricht klang, derzufolge deutsche Kriegsschiffe ihre Kapertätigkeit bis in die Neuguinea-Gewässer ausdehnen sollten, so klammerte ich mich doch an dieses Stüdchen neuer Hoffnung, vielleicht auf diesem Weg aus der immer unerträglicher werdenden Abgeschlossenheit und Ungewißheit herauszukommen. Eine ausgedehnte Kette zuverlässiger Papuaspäher, mit Buschbriefen ausgerüstet, mußte wochen-, monatelang jeden Unterplatz, jede Bucht beobachten, welche ein Schiff anlaufen konnte. Kein freundliches Fahrzeug zeigte sich, dem meine Bitte um Mitnahme hätte ausgehändigt werden können.

Das neue Jahr 1918 hatte begonnen, ohne daß der erhoffte Kriegsschluß eingetroffen war. Die Vorbereitungen zu einem weiteren Durchmarsch zum neutralen Gebiet waren so weit fortgeschritten, daß es nur noch notwendig war, die Küstenpostierungen einzuholen, um mit einem Teil dieser verlässlichen Zungen von neuem losziehen zu können. Doch ein Blutsturz, der wohl der dünnen Höhenluft und den inneren Aufregungen zuzuschreiben war, machte alle ferneren Pläne zu einem größeren Unternehmen zunichte. Wochenlang lag ich auf dem Krankenlager, meine Kräfte erholten sich so langsam, daß ich mich auf weniger anstrengende Kreuz- und Quertzüge im Küstengebiet, zumeist in den Landschaften der so treu zu ihrem Deutschtum haltenden Räte und Hube beschränken mußte.

Wie rührend war ihre Fürsorge während meines Niederbruchs, die sie durch Heranschaffen ihrer besten Lederbissen zu beweisen suchten, wie groß die Zeichen ihrer Anhänglichkeit, als ich nach Erhalt der „Friedensnachricht“ zur Küste marschierte, zu der sie zu Hunderten strömten, um das endliche Kriegsende und die baldige Wiederkehr der deutschen Regierung zu feiern! Nicht genug, daß sie während der dreieinhalb vergangenen Jahre freudig ihre Dienste ohne die geringste Gegenleistung von meiner Seite trotz der unsäglichen Strapazen und Verluste zur Verfügung gestellt hatten, daß sie sich nun weigerten, Gutscheine dafür zu nehmen, sie brachten zum Abschied noch Geschenke an, darunter eine mühsam gesammelte Geldsumme, die ihren Beitrag zu dem Denkmal für die gefallenen deutschen Krieger darstellen sollte.

Sofort nach meinem Eintreffen in der Küstengegend war ich über die Missionspoststation Finchhafen, wo man nichts von einem durch den Zusammenbruch in der Heimat notwendig gewordenen Waffenstillstand, sondern nur von einem am 9. November eingetretenen Friedenszustand in Europa wußte, durch

die mittels Marconistation mit Rabaul in Verbindung stehende Station Morobe mit dem britischen Administrator des Schutzgebietes in Unterhandlung getreten.

Am 22. Dezember 1918 schiffte ich mich in Morobe ein, wo es sich herausstellte, daß neben dem Privat- und Expeditionseigentum meine sämtlichen Aufzeichnungen der Grenzforschungen 1914/15 von den Australiern durch bewaffneten Einbruch in die dortigen Missionsstationen gestohlen und fortgeschafft worden waren. Am 5. Januar 1919 traf ich auf der „Sumatra“ nach einer zwölfstägigen Fahrt entlang der Küste von Neuguinea, über die Nordstation Citape, die Wituinien in Rabaul ein, wo mir von dem Administrator, General Johnson, neben der Anerkennung für das jahrelange Aushalten im Innern der großen Insel die Versicherung zuteil wurde, daß ich nicht nach Australien geschickt, sondern mir gestattet werden würde, direkt von der Kolonie aus mit der ersten sich bietenden Schiffsgelegenheit nach Europa abzureisen. Doch schon nach vier Wochen wurde ich „requested“, mich auf dem nach Sydney abfahrenden Dampfer „Melusia“ innerhalb einer Stunde einzuschiffen, wo wir am 10. Februar 1919 eintrafen. Meine Anwesenheit im Schutzgebiet war unerwünscht geworden, da die Eingeborenen, welche sich die Tatsache, daß ich in Uniform mich frei und unbelästigt bewegte, nicht anders zu erklären vermochten, als daß sie in mir den ersten der mit dem Kriegsende in ihr Land zurückkehrenden deutschen Beamten zu sehen hätten, ihrer Freude über die baldige Wiederkehr der deutschen Verwaltung unverhohlenen Ausdruck schenken.

Gründlich hatten die Farbigen an der Küste den Australier verachten gelernt, zu dem sie bei der Besetzung der Kolonie übergelaufen waren, weil er, auf ihre niedrigsten Instinkte pochend, freigebig mit den vorgefundenen Gouvernementsgeldern geschaltet und ihnen erlaubt hatte, die großen Vorräte in den amtlichen und privaten Magazinen zu plündern und sich damit zu bereichern. Die frechen Diebstähle der australischen Soldateska, die nicht davor zurückschreckte, auch die den ganzen Lohn für ihre dreijährige Dienstzeit enthaltenden Kisten der farbigen Arbeiter zu berauben, die zutage tretende Hilflosigkeit in Verwaltungsdingen, das Umstürzen bewährter deutscher Verordnungen, um sie nach kurzer Zeit wieder in Kraft zu setzen, das Sichnichtkummern um das Wohl und Wehe der Farbigen hatten diesen in nicht zu langer Zeit die Augen darüber geöffnet, was für einen neuen Herrn sie eingetauscht hatten. Ebenso sicher wie ein unparteiischer Beobachter, welcher die Zustände im Schutzgebiet in dem Jahre 1914 und heute vergleichend gegenüberstellt, wie selbst die auf dem deutschen Teil der Salomonen Inseln ansässigen Pflanzer britischer Nationalität, die im Januar 1919 ein Bittgesuch losließen, ja nicht unter australische Verwaltung gestellt zu werden, wenn man den unaufhaltsamen Ruin ihrer Pflanzungsunternehmungen und des ganzen Südseeschutzgebietes nicht geradezu einladen wolle, fühlten und sahen die Eingeborenen, daß es rapid abwärts gegangen war. Fast jeder der britischen Beamten arbeitete in seine eigene Tasche und suchte sich möglichst schnell zu bereichern.

Neben diesen vielen trassen und einer Reihe anderer dem flüchtigen Durchreisenden schon sofort in die Augen springenden Mißständen geht als Folge der absoluten, von den Australiern selbst zugehandenen Unfähigkeit in kolonialen Dingen — sie ist ja hinreichend in dem günstigen Stillstand der Entwicklung in

Nordaustralien und Britisch-Papua erwiesen —, ein stiller, unaufhörlich fortschreitender innerer Verfestigungsprozeß durch das ganze Südseegebiet, dem eine Stagnation folgen wird, wie sie im unter der Regierung von Queensland stehenden englischen Teil von Neuguinea schon seit einigen Jahren tatsächlich eingetreten ist.

Wenn irgend jemand, so glaube ich zu wissen, was wir an dem Südseegebiet, vor allem an seinem Hauptteil, Kaiser-Wilhelmsland, verloren haben mit seiner die früheren Schätzungen weit überschreitenden Bevölkerungsziffer, mit seinen mineralischen, der Erschließung harrenden Bodenschätzen, mit seinen Fett und Öl in ungezählter Menge liefernden Kokos- und bisher unbekannten Bergpandanuspalmen, mit seinen bereits aufgefundenen Petroleumstätten und Kohlenlagern, mit seinen noch unverwertet daliegenden, ausgedehnten, für den Anbau großzügiger Zuckerrohrplantagen besser als Queensland geeigneten, alluvialen, küstennahen Ebenen, mit seinen unschätzbaren Viehzuchtmöglichkeiten im Großen wie als Eingeborenenkultur und anderem mehr. Und nicht nur die Aussicht, dieses für die Rohstoffzufuhr unseres Vaterlandes im Verein mit den afrikanischen Kolonien so wichtige Inselgebiet dauernd zu verlieren, sondern auch die zu einer sittlichen Verpflichtung gewordene, uns Deutschen verlichene, durch das treue, trotz der schwierigsten Verhältnisse nicht zu erschütternde Zuversetzen der Farbigen so glänzend erwiesene Gabe, den schwarzen und braunen Naturvölkern nicht nur äußere, sondern auch innere Werte bringen zu können, muß uns Deutsche immer mehr zur Tat anspornen, die schönen Kolonien möglichst bald wieder unter unserem Schutz zu vereinigen, deren Bevölkerung ebenso sehnfüchtig wie in Ostafrika, im Oamboland, in Togo und in Kamerun uns in Neuguinea zurück erwartet.



Der Auslandsdeutsche

Von Moeller van den Bruck



Das deutsche Volk steht noch immer vor einem unverständenen Kriege. So sehr ist die Nation gewöhnt, ein Binnendasein zu führen, daß es ihr schwer fällt, die Ereignisse, die über sie hingen, aus Gründen zu verstehen, die außer ihr liegen. Dieselbe Nation, deren geistigen Blick für große Zusammenhänge man zu rühmen pflegt, scheint für Außenpolitik wie verdorben zu sein. Auch der Krieg war für sie nur eine Unterbrechung des unbekümmerten, des äußerst betriebsamen aber politisch völlig teilnahmslosen Lebens, in dem sie sich wohl fühlte. Sie brach ihn ab, weil sie in Gutgläubigkeit annahm, wenn nur Friede sei, dann werde sich dieses Leben wieder aufnehmen lassen. Zwar hat die Revolution sie aus ihrer politischen Leidenschaftslosigkeit aufgerissen. Aber wieder wird alle Kraft in einer Innenpolitik vertan, die vor allem gegen sich selbst rast. Das Volk hat den Krieg beinahe vergessen. Es lebt an seinen Folgen möglichst vorbei. Es hat das Bedürfnis, sich immer noch ungetroffen zu fühlen. Und erst in dem Maße, wie

die Zahl der Betroffenen wächst und die Schwere des Betroffenenseins zunimmt, kommt langsam und entsetzlich die Befinnung. Seit Versailles hat die Grenzdeutschen eine politische Erbitterung erfaßt, die von der Saar, vom Rhein und von der Weichsel her allmählich auf das Binnenland hinüberwirken wird. Sie geht auf die tägliche Berührung mit einem Feinde zurück, den wir nunmehr im Reiche haben, und der nicht Mensch ist, wie wir gefühlvoll und weltverföhnlich wähnten, sondern Franzose, Belgier, Pole. Aber noch immer hat der bittere Ausruf ein nur zu bitteres Recht: ganz Deutschland müßte besetzt sein, damit die Nation endlich verspürt, was ihr geschehen ist!

Und doch hat es einen Deutschen gegeben, der lange, als man in Deutschland nicht sehen wollte, den Krieg kommen sah: den Auslandsdeutschen. Während der Binnendeutsche in seiner Unbelehrbarkeit alles hinnimmt, was man ihm über die Entstehungsgeschichte des Weltkrieges vorerzählt, hat der Auslandsdeutsche diese Entstehungsgeschichte miterlebt. Während der Binnendeutsche am liebsten garnicht wahr wahrhaben möchte, daß der Weltkrieg für unsere mannigfachen Gegner die erwünschte Ableitung ihrer wirtschaftlichen Probleme oder deutschfeindlichen Instinkte auf die machtpolitische Ebene bedeutete, hat der Auslandsdeutsche gesehen, wie diese Ableitung vorbereitet wurde. Während der Binnendeutsche heute den Ausbruch von 1914 verleugnet, der die Nation vor jäher Gefahr in dem Gefühle einer guten Sache zusammenschloß, und jetzt eher mit Gleichgültigkeit zuhört, ja, unter Selbstbezichtigung zustimmt, wenn man der Nation die Schuld an 1914 zuschiebt, kennt der Auslandsdeutsche die Schuldigen längst von der Nähe her, hat sie beobachtet, hat sie durchschaut. Der Ausgang des Krieges hat den Auslandsdeutschen am härtesten getroffen. Er hat ihn nicht nur aus seinen Lebensbedingungen geworfen. Er hat ihn vor allem in seiner Anschauung, in seiner Erfahrung, in seiner Sorge um Deutschland bestätigt. Er hat einen besten Deutschen getroffen, indem er einen bewußten Deutschen traf, den politischen Deutschen, den einzigen Deutschen, der weiß, daß die Welt von außen anders aussieht, als sie von innen sich darstellt.

Die Deutschen haben immer erst durch Berührung mit anderen Völkern gelernt. Schon der römische Offizier aus germanischem Geschlecht, der unser erster Nationalist wurde, brachte von Rom den Römerhaß mit, der ihn die Heimat zum Freiheitskampfe gegen die Fremdherrschaft aufrufen ließ. Ebenso schufen die Römerzüge der deutschen Könige den deutsch-italienischen Gegensatz, der durch die Jahrhunderte des Mittelalters hin, bevor es den deutsch-französischen Gegensatz gab, die weltsche Erbfeindschaft der deutschen Nation bestimmte. Wieder war Luther in Rom, war Guttent in Bologna der Ausgang unserer nächsten Selbstbefinnung, die aus Reformation und Humanismus eine deutsche Nationalsache und, soweit sie ins Politische übergriff, eine nationallistische Angelegenheit machte. Nicht anders ist die Wirkung gewesen, die von dem dreißigjährigen Kriege ausging, als wir nun die berühmten Ausländer genugsam im eigenen Lande kennen gelernt hatten. Die ungeheure Prüfung blieb doch nicht ohne heilsame Folgen, sondern ließ das eingäscherte Bewußtsein der ausgebrannten Nation noch einmal hell aufblafen, so daß nur deren matte Steirne unter den Hofleuten sich dem Fremden erst recht hingaben, während alle starken Köpfe unter Fürsten wie Gelehrten ihr deutsch-gravitatisches Selbstgefühl behielten oder bekamen. Damals

wurde Leibniz zu dem Vaterlandsfreunde seiner Denkschriften, durch die er alles Deutsche, von der Sprache bis zum Reiche, zu festigen trachtete, wandelte sich der Weltmann aus dem Philosophen in den kühnen Auslandspolitiker, der den diplomatisch-spekulativen Blick hatte, mit seinem ägyptischen Plane, den er Ludwig dem Bierzehnten vorlegte, vor allem die westliche Raubgefahr abwenden zu wollen. In der Revolution gingen die Mainzer Klubisten freilich auf die französische Seite, die sie für die menschenbeglückende hielten. Aber es waren doch nur ein paar rheinische Sonderlinge ohne geistige Wichtigkeit, die unter die Räder des Freiheitskarrens gerieten, während der Mann, auf den es ankam, sich in Frankreich für Deutschland entschied. Der Mann war nicht Georg Forster, der in England herangewachsen war und in Rußland gelebt hatte, der als Knabe eine Weltumsegelung mitmachte und auf ihr seinen Völkerblick empfing. Forster auch ging uns als der Auslandspolitiker noch verloren, zu dem er berufen oder nein, zu dem er vielleicht geboren gewesen wäre, wenn er in Deutschland schon die Plattform gefunden und freilich, wenn er sie gesucht hätte. Der Mann war vielmehr Joseph Görres. Auch der hatte es lange mit den Mainzer Republikanern gehalten, aber er brauchte nur nach Paris zu kommen, um hier den Tag seiner Umkehr zu erleben, die eine symbolische Tat gewesen und eines der wichtigsten Ereignisse unserer neueren Innengeschichte geworden ist. Seine französische Reise lehrte ihn den Unterschied zweier benachbarter Völker kennen, zwischen deren nationaler, moralischer, politischer Lebensanschauung es eine Versöhnung nicht geben kann. So faßte denn Görres den Mut zu seiner Absage an dieses Westlertum, für das er bis dahin aus der Ferne geschwärmt, daß er aber jetzt in der Nähe kennen gelernt hatte. Und der heftige Revolutionär, als der er gegangen war, lehrte als der durchdrungene Patriot zurück, der wider Frankreich, der jetzt wider die Republik, der hernach wider Bonaparte aufrief. Er hatte das Auslandserlebnis gehabt, auf das es ankam, auf das es immer ankommen wird, und das nun einmal nötig zu sein scheint, um dem Deutschen zur Besinnung zu bringen, daß er deutsch ist.

Nur das Grenzdeutschtum ist im letzten Jahrhundert dieses Auslands-erlebnisses noch teilhaftig geworden. Es wurde früh in den Nationalitätenkampf hineingeboren. Es wurde zu ihm erzogen. Es wuchs in ihm auf. Die Grenzdeutschen standen überall auf dem vorgeschobenen Posten, auf dem die große Deutschenwanderung sie zurückgelassen hatte, von der einst Sprache, Sitte, Leistung der Heimat namentlich nach Osten getragen worden war. Das Binnendeutschtum nahm keinen großen Anteil an ihrem Schicksal. Es wußte nichts von dem zähen Kampfe, der hier um einen Sitz in einem Landtag, dort um den Erwerb einer Siedlungsstelle, hier um eine deutsche Schule, dort um eine deutsche Zeitung geführt wurde. Es wußte kaum etwas davon, wenn der Kampf die eigenen Reichsgrenzen entlang ging. Es wußte erst recht nichts davon, wenn die Kämpfenden tief eingesprengt in fremde Staaten saßen. Als unsere Leute im Verlaufe des Krieges in das Baltikum, nach Siebenbürgen, nach Tirol kamen, waren sie fast überrascht, daß sie dort Landsleute trafen. Sie waren ehrlich erstaunt, als sie am Schwarzen Meer, in der Krim und am Kaukasus auf schwäbische Kolonisten stießen. Und sie wurden unendlich erschüttert, als sie schließlich amerikanische Soldaten deutsch sprechen hörten. Nur die Deutschösterreicher waren seit langem mit den Nationalitätenkämpfen ihrer Monarchie vertraut. Noch heute sind die österreichischen

Deutschen, ob sie sich nun gegen Slawen, Magyaren oder Italiener behaupten müssen, unsere geschulten Irredentisten, die von ihren Gegnern die Ideologie wie die Taktik übernommen haben, um sie nunmehr auf das Deutschtum anzuwenden, gegen das sie ursprünglich gerichtet waren. Aber auch diese Abwehr wurde bei uns immer mehr als eine österreichische, und nicht so sehr als eine deutsche Sache empfunden.

Inzwischen hatte das neunzehnte Jahrhundert das Auslandsdeutschtum in dem besonderen Sinne geschaffen, den der Begriff hernach vom Reiche aus empfing. Es schuf den Deutschen, den abermals Neigung und Abenteuer, aber auch Weltwirtschaftsinn und Kaufmannstüchtigkeit eine Heimat verlassen ließ, die für ihn zu klein geworden war. Und es schuf einen Deutschen, der sich auch jetzt noch für das Deutschtum verantwortlich fühlte, das er in die Welt hinausstrug, ja, der sich auf dem Boden fremder Staaten und im Verkehr mit anderen Völkern eigentlich erst gewöhnte, alles war er tat und unternahm, als Deutscher zu tun und zu unternehmen. Der Mann, der hier das Beispiel gab, war Friedrich List. Als wir ihn austrieben, als er in Deutschland keinen Raum für seine Wirksamkeiten fand und er nun in Amerika in den Abstand zu Europa rückte, der uns in dessen Mitte so fehlte, da gedachte er der kleinen Zustände in seiner deutschen Heimat, und er gedachte ihrer mit Scham über sein Land, aber auch mit Ehrgeiz für sein Land. Er verglich die Völker, und er traute der Tüchtigkeit des eigenen Volkes schon zu, wofern man es nur seiner Enge entrieß, was die anderen Völker durch Glück, Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit zu erreichen verstanden hatten. List schloß von sich auf das Deutschtum. Und noch aus dem Auslande schrieb er an seine Landsleute das Bekennerwort aller Auslandsdeutschen: „Der Mittelpunkt aller meiner Gedanken ist doch immer Deutschland.“ Auch List hatte das Auslandserlebnis gehabt, auf das es ankommt. Es verbürgte eine Gesinnung, die der Deutsche in der Heimat so leicht nicht besitzt, die er aber in der Fremde empfängt. Und es bedeutete darüber hinaus Weite, Denken in Räumen, Einstellung des Auges auf große politische Perspektiven. Als wir List später wiedergewannen, nicht für ein öffentliches Amt, das wir ihm nicht bieten konnten, und kaum als die organisatorische Kraft, die in ihm wirkte, doch als den Publizisten, der für Deutschland schrieb, da wurde der große Geschichtsdenker, der in dem großen Volkswirt steckte, zu unserem frühesten Auslandspolitiker. In seinen Schriften finden wir die europäischen Probleme vorgezeichnet, die schließlich zum Weltkrieg geführt haben und die noch weit über ihn hinausreichen werden. Wir finden den deutsch-englischen und den deutsch-russischen Gegensatz ausgesprochen, die in ihrer Doppelung unser Verhängnis im Kriege geworden sind. Und wir finden eine Balkan-, eine Kaukasus-, eine Indienpolitik befürwortet, die aus der politischen Vorstellung der europäischen Völker nicht mehr wegzudenken sein wird. List konnte freilich niemals die Eisenbahnen bauen und die Flotten gründen, die sein politisches Denken bewegten. Er ging an seiner Leidenschaft für Deutschland zugrunde. Aber hier hatte es doch einmal einen Deutschen gegeben, der sich im Auslande nicht verlor: einen Auslandsdeutschen, der Weltpolitiker war, der an Verkehrsstraßen dachte, denen, wie er wußte, dereinst die Politik folgen werde, und der ein politisches Bewußtsein besaß, das geschichtsphilosophisch und praktisch zugleich war und Deutschland um Deutschlands willen in Erdzusammenhänge einbezog.

Das Welt der deutschen Einigung drängte die Entwicklung dieses welt-politischen Denkens hinter die des nationalen zunächst zurück. Bismarck dachte Kleinkontinental. Fast dachte Molke, der im Orient gewesen war, noch eher gesamteuropäisch. Bismarck sah sich inmitten der Gegebenheiten gestellt, an die er seine Staatskunst setzte, und notwendig blieb für ihn die Beziehung zu Herrscherhäusern zunächst wichtiger als die von Erbteilen. Er stellte kaum England, ganz sicher nicht Amerika als künftigen Gegner in seine politisch-diplomatische Rechnung ein. An Rußland dachte er allerdings immer, aber Japan kam damals überhaupt in keinen Betracht, und nur sehr gelegentlich und durchaus beiläufig öffnete Bismarck wohl den Blick in ein Zeitalter, in dem deutsch-französische Querellen um Elßaß-Lothringen bedeutungslos und dafür die Großraumbeziehungen der Erde wichtig geworden sein würden. Doch seine Realpolitik, die vor allem Gegenwartspolitik war, bog von solchen Phantasien schnell ab, die sich etwa an eine künftige Aufteilung des Orients zwischen England und Rußland hielten. Hier fühlte Bismarck sich fremd, fühlte sich nicht sicher, nicht im Besitze seiner Meisterschaft, während Friedrich List und später Constantin Frantz als Zukunfts-politiker in den entsprechenden Wirklichkeitsplanungen zu leben durchaus gewohnt waren.

Der Blick für das größere Ausland kam den Deutschen erst mit dem Gedanken des größeren Deutschland. Die Auswanderung der achtziger Jahre bereitete diese Wandlung vor. Damals gingen an die zweihunderttausend Deutsche jährlich über die Reichsgrenze, Sie gingen der Nation verloren. Sie waren ein Opfer der Überbevölkerung, die nach der Gründung des immer noch kleindeutschen Reiches als unvorhergesehene Wirkung sich einstellte. Sie war eine Warnung vor Menschenverschwendung, die uns alsbald nach Möglichkeiten anschauen ließ, wie unsere Kräfte im eigenen Lande zusammengehalten werden konnten, auch wenn sie, und gerade weil sie Überschußkräfte waren. Der Selbsterhaltungstrieb der Nation setzte ein. Wir führten Rohstoffe zur Verarbeitung für die Erwerbslosen ein. Wir stellten unsere Industrie auf eine Ausfuhr um, die als Warenausfuhr nunmehr die Menschenausfuhr verdrängte. Wir schritten in der Richtung weiter, in der unsere Landwirtschaft allmählich darauf verzichtet hatte, das Land zu ernähren, und ließen den Bauernsohn nunmehr in die Fabriken ziehen. Das Mittel erfüllte den Zweck nicht ohne manigfache Rückwirkung auf die Gesundheit unserer Zustände, aber es hatte neben den verwünschten Folgen immerhin die erwünschte, daß die Auswanderung alsbald auf ein Zehntel zurückging. Statt der zweihunderttausend Deutschen gingen nur noch zwanzigtausend Deutsche über die Reichsgrenze. Und diese zwanzigtausend Deutsche wurden die Auslandsdeutschen.

Sie waren von anderer Art. Sie waren nicht mehr die Masse von armen Ahnungslosen, die das Ungewisse aufnahm. Sie waren vielmehr die Auslese von Leuten, die in die Fremde hinausgingen, weil sie sehr genau wußten, was sie in ihr wollten. Der Auslandsdeutsche vertrat den veränderten Lebenswillen einer Nation, die nach den schweren Schwächungen ihrer Geschichte lange im Bürgerrode gesteckt hatte, aber dann an eine Arbeit gegangen war, deren Erfolge sie wachsen sah, und die nun in die Welt hinaustrat, um Anerkennung zu fordern. Die Auslandsdeutschen vertraten den Materialismus dieser Nation, aber sie taten es mit einem Enthusiasmus, der männlich war, auch wenn er „nur“

kaufmännisch war. Es war sogar der letzte Enthusiasmus, der von dem berühmten Idealismus der Deutschen in einem Zeitalter schließlich übrig blieb, in dem er als schulmäßige und abgestempelte Bildung unter den Händen von Nachgeborenen allmählich seine Glaubwürdigkeit verlor. Er war noch echt. Er war noch erlebt und erprobt und von Männern durchgesetzt, die sich vor allem selbst durchsetzen mußten. Er hatte den Zug einer scharfen Sachlichkeit, der von der Technik herüberkam, deren Erfindungen und Vervollkommnungen die Auslandsdeutschen in Uebersetzwerte umsetzten. Sie teilte diesen Zug sonst nur noch mit der Armee, oder namentlich, wie es die gemeinsame Umwelt mit sich brachte, mit der Marine. Auch in ihrem Handeln, das „nur“ auf Handel ausging, war spürbar das Meer und die blanke Lust und eine starke Freiheit. Sie waren wieder, was unsere Pioniere, was unsere Weltfahrer, Rohbegänger und Osterlinge gewesen waren. Sie waren Männer auf vorgeschobenem Posten, ob wir sie nun in eigenen Kolonien unterbrachten oder ob sie sich an fremden Stapelplätzen niederließen. Ihre Tätigkeit eroberte den Posten. Ihre Gefinnung verteidigte ihn. Die Gefinnung aber war, was Gefinnung immer sein muß, wenn sie einen Wert haben will, ganz Wirklichkeit, Anwendung, Leben.

Notwendig waren die Auslandsdeutschen ein Ausdruck des wilhelminischen Zeitalters. Aber sie drückten es nicht in der Phrase aus, sondern in seinen Realitäten. Sie lebten als Deutsche unter der Feindschaft der Völker, in dem Wettbewerbe der Länder, im Ränkespiele der Staaten. Sie erlebten, wie das Ansehen des Deutschen gleich der Ausbreitung seiner Sprache wuchs. Sie selbst waren, als sie zuerst hinausgingen, mit ihrer Sprache noch nirgendwo durchgekommen. Und jetzt, nach einem knappen Menschenalter, wurde das Deutsche überall an Küsten verstanden, wo früher nur das Spanische und später das Englische gesprochen und verstanden worden war. Also hatten sie ein Recht, des Monarchen zu gedenken, der ihrer Nationalität eine Weltgeltung zu schaffen suchte, wie andere Nationen sie längst genossen. Sie waren ohne seinen Dilettantismus. Sie waren auch ohne seine Romantik. Sie sahen seine Ungulänglichkeiten im einzelnen wohl. Aber sie sahen vor allem das Ganze der zeitgeschichtlichen Auswirkung. Es bedeutete etwas für sie, ob sie nun in Genua oder in Casablanca, in Kapstadt oder in Singapur saßen, wenn ein Schiff der deutschen Flotte den Hafen anlief. Sie waren bejahende Menschen. Sie setzten ihre Kritik deshalb niemals an die falsche Stelle, nur weil sie die erreichbarste, die sichtbarste, die ausgelegteste Stelle war, wie dies die Binnen Deutschen zu tun liebten. Sie setzten sie vielmehr dort an, wo schlimmer als die Fehlgriße des Monarchen, die wenigstens aus einem politischen Temperamente kamen, die Fehler erschienen, die dem politischen Phlegma der Nation entstammten. Die Auslandsdeutschen waren die unerbittlichen Kritiker einer Bürokratie, die ihren Stubengeist auch noch in Überseeräume hinaustrug. Sie waren die berufenen Kritiker unseres Konsulatswesens, das unseren Willen zum Weltvolke vertrat und in dem die Methoden einer peinlichen aber bedrückten und überalterten Verwaltungskunst versagen mußten, die einst in Kleinstaatsverhältnissen ausgebildet worden war. Und sie wurden die hohnvollen Kritiker einer Reichspolitik, die auch noch vor den schwersten Problemen mit ihrer leichten Diplomatie auszukommen glaubte, mit dieser Tag für Tag-Politik, die sich von der zweifelhaften Einsicht und dem noch bedenklicheren Wohl-

wollen der Parteien abhängig machte, mit dieser störrischen Reichstagspolitik, die seit Bismarck zwar vieles vergessen, aber so wenig gelernt hatte, daß ihr alle Entschlüsse immer erst abgerungen werden mußten.

Der Auslandsdeutsche war der großzügige Mensch, der sich dem gedrängten, dem eingeengten, dem schließlich kleinlichen Leben der Heimat entzungen hatte. Mit seinem lyrischen Gefühle hing er noch immer an dieser Heimat. Aber sein politisches Bewußtsein war über sie hinausgewachsen, seitdem er andere Länder, Sitten, Einrichtungen kennen gelernt hatte. Fernweh hatte ihn einst hinausgetrieben. Das Fernweh war jetzt erfüllt. Aber auch das Heimweh ließ sich niemals ganz unterdrücken. Es gab immer wieder Augenblicke, in denen es mit der einfachen Festigkeit des echten Menschen durchbrach. Es gab Augenblicke, in denen gerade der Auslandsdeutsche der Heimat besonders nahe kam, wenn er nun in tropischer Einsamkeit lag und auf entlegener Farm und zwischen farbigen Dienern des reinen nordischen Frühlings oder Herbstes gedachte. So lebte er in diesem eigentümlichen Wechsel von Fernweh und Heimweh, der freilich einen zu starken Menschen traf, um ihn problematisch zu machen. Der Auslandsdeutsche hatte sich entschieden. Er gehörte nun einmal dem Auslande an. Es war sein Bannkreis, der ihn nicht wieder ließ. Hier war er frei geworden. Hier hatte er den Abstand zu den Dingen bekommen, den nur der Raum den Menschen gibt. Hier hatte er das Recht auf ein Herrentum zurückerhalten, das als Recht auf Tätigkeit seinem Dasein den Sinn gab — und, wie er meinte, einem jeden Dasein.

Aber wiederum erzog das Ausland zum Deutschtum. Die Scham über Deutschland, die einst Bist so empfand, war jetzt ganz einem Ehrgeiz für Deutschland gewichen. Das hatte die Einigung des Reiches gewirkt. Sie hatte noch mehr gewirkt. Sie hatte unter den Auslandsdeutschen eine innere Einheit geschaffen, die es im Reiche trotz der äußeren Einheit nicht gab. Auf sie geht zurück, wenn hier wenigstens ein Deutschtum entstand, für das die Zwiste und Zwiespälte unserer Geschichte endgültig verschwunden waren. Wo Auslandsdeutsche zusammen waren, dort gab es die Rasteinspfindungen nicht mehr, die dem Binnendeutschen noch immer so wichtig sein konnten, gab es die Gegensätze des Katholischen und Protestantischen nicht mehr, noch die eines Süddeutschen und Norddeutschen, nebst den mannigfachen Abwandlungen des Preußenhasses. Der Österreicher war selbstverständlich ein Deutscher. Und alle Grenzdeutschen waren es. Jede Mainlinie war für die Auslandsdeutschen gefallen. Gleichwohl war ihnen Deutschland nicht groß genug. Deutschland war ihr Rückhalt in der Welt. Aber der Auslandsdeutsche brauchte nur in deutsche Verhältnisse zurückzukehren, um von neuem zu fühlen, wie sehr er doch über sie hinausgewachsen war. Er wußte stets und vergaß nie, welch eine angesammelte Kraft in diesem preussischen Staate, in diesem gefesteten Reiche, in dieser hinausdrängenden Weltmacht lebte, die er draußen vertrat. Aber sein Weltgefühl war als Raumgefühl noch größer, als der Kraftherd, auf den er es bezog. Sein Weltgefühl war größer als Deutschland. Und dies war gewiß das Deutsche.

Das Neue an diesem Deutschen war nur, daß es sich jetzt nicht mehr weltbürgerlich verlor. Es gab auch den andern Auslandsdeutschen, der, wenn er zum ersten Male in ein fremdes Land kam, sich dessen Menschen eilends nachwarf und anhing. Es gab den Bewunderer des Auslandes. Es gab den Nachahmer der Ausländer. Und nach ihm hat man den Auslandsdeutschen ge-

legentlich beurteilt. Aber er blieb die Ausnahme. Er hat den Schlag, die Gattung, den gezüchteten Typus, den es sehr bald gab, jedenfalls nicht bezeichnet. Er galt, wofern er nicht den Dandydiplomaten betraf, immer nur von dem untersten Durchschnitt und war hier nur ein Zeichen, daß der Binnendeutsche mit seinen schlechten nationalen Gewohnheiten auch noch in diese Auslandsstrieße hineinlebte. Wo er sich breit machte, dort gehörte er noch am ehesten den Konsularvertretungen an. Und wo er besonders lärmte, dort konnte man am sichersten auf den bekannten Vergnügungsreisenden aus Deutschland schließen. Es ist ein deutscher Kunstgelehrter, kein deutscher Kaufmann gewesen, der die gezierten Worte sprach: „Ja, mich hat man im Auslande niemals für einen Deutschen gehalten.“ Der Arme ahnte nicht, wie sehr er gerade damit verriet, daß er ein Binnendeutscher war. Der wirkliche Auslandsdeutsche dagegen hat niemals Deutschum verleugnet, sondern immer Deutschum bekannt. Er hat vor allem niemals das Frankophilentum der Intellektuellen geteilt. Er wußte Bescheid um Franzosen und andere Portugiesen. Er sah in ihnen ein rückständiges Volk, das er zu genau in seiner Unfähigkeit zu jeder anfassenden Arbeit beobachtet hatte, um sie als Kolonisatoren ernst nehmen zu können. Ganz anders war sein Verhältnis zu den Engländern. Er kam als ihr Wettbewerber. Und er übernahm von ihnen den großen praktischen Zuschnitt des Ueberseelens. Aber er tat es mit dem Vorbehalte, ihm die besondere deutsche Form zu geben. Und dahinter stand immer der Wille, nur nicht zum englischen Gentleman, sondern zum deutschen Weltmann. In den Romanen hatte er die faulen Erben einer vergangenen Kolonial epoche erkannt, die zu verlobbert und zu verhochstapelt waren, um noch Konquistadoren zu sein. In den Angelsachsen dagegen sah er die überlegenen Vertreter der gegenwärtigen Kolonial epoche, die den Begriff, die Erfahrung und Anpassungsfähigkeit des modernen Eroberers und Ausbeuters mitbrachten. Den Engländer erkannte er an. Aber der Mensch war auch hier unterschieden. Der Deutsche war nicht nur fleißiger. Er war auch aufnahmefähiger. Während der Engländer diese steife, gelassene und immer irgendwie dumme Unnahbarkeit zeigte, die freilich ihre Haltung auch dann noch behielt, wenn er vorteilhaft fand, sie in Roheiten umzusetzen, war der Auslandsdeutsche die frischere und herzlichere Natur, war ein Deutscher, für den das Ueberseeleben gewiß keine Träumerei bedeutete, in der er sich gehen lassen konnte, und doch ein Deutscher, der vor allem Freude in alles legte, was er unternahm. In der Selbstgerechtigkeit des Auslandsengländers lebte dessen puritanisch-utilitaristische Überlieferung weiter. In der Sachlichkeit des Auslandsdeutschen setzte sich seine zugleich idealistische und soldatische Überlieferung fort. Ein neuer Typus des Auslandsuropäers bereitete sich vor, dem man schon zutrauen konnte, was er sich selbst zutraute: eine dritte Kolonial epoche heraufzuführen, die nicht mehr die nichts-als-britische war.

Aus solchen Völkergegensätzen hat der Auslandsdeutsche den Weltkrieg kommen sehen. Sein Ausbruch war für ihn keine Überraschung. Sein Ausgang ist es nicht minder. Er kannte die Franzosen. Und er kannte die Engländer. Er wußte, was von ihnen als Siegern zu erwarten war. Der Friede von Versailles vertreibt den Auslandsdeutschen aus den Rinderländern, die er dem Vaterlande zu gewinnen gedachte. Er unterbricht alle Anbahnungen der Welterschließung, an denen Deutsche beteiligt waren, und zerstört den modernsten Handel, den

modernsten Verkehr. Er ist über das ganze Deutschland hin eine Strafe für Arbeit und Tüchtigkeit, für Umsicht, Erfindung und Unternehmung. Er straft dieselben Deutschen, denen die Japaner bestätigt haben, daß sie die Schöpfer einer europäischen Musterkolonie gewesen sind, mit dem Verlust aller ihrer Kolonien. Er tut es mit der Begründung, daß sie sich als unfähig zur Kolonisation und deshalb unwürdig eines Kolonialbesitzes erwiesen haben. Der Binnendeutsche versteht diese Logik noch immer nicht. Der Auslandsdeutsche versteht sie nur zu gut. Der Binnendeutsche versteht den Weltkrieg noch nicht. Der Auslandsdeutsche versteht ihn. Es ist ein Auslandsdeutscher gewesen, der das Wort von dem „verstandenen Kriege“ gesprochen hat, der den Deutschen jetzt vor allem not tue. Er ist noch heute der einzige Deutsche, der aus dem eigenen Erlebnis heraus versteht, wenn man ihm sagt, daß der Krieg eine Auseinandersetzung der alten und der jungen Völker gewesen ist, bei der die alten Völker noch einmal gesiegt haben. Der Gedanke der jungen Völker war der Gedanke, für den die Auslandsdeutschen lebten. Hier liegt ihre besondere Tragik.

Es wird kein Auslandsdeutschtum mehr geben. Der Wille, der in ihm lebte, ist von der Übersee ausgeschlossen. Und die Kraft, die auch jetzt noch in ihm lebt, wird den Landweg gehen müssen, der sich durch Rußland gen Osten eröffnet. Auch hier wird es seinem geborenen Gegner begegnen. Auch hier wird es den Engländer treffen. Aber draußen in der Welt wird von seiner kurzen Wirksamkeit nur die unverwehbare Spur des Mythos bleiben. Es wird auf allen Weltmeeren der Mythos sein, der mit dem Seeschrecken der „Ahesha“, der „Einden“ und der „Röwe“ fuhr. Es wird der ostafrikanische Mythos sein, der in der Erinnerung von treuen und tapferen Askaris immer um die Gestalt von Lettow-Vorbeck bleiben wird. Es wird der Mythos sein, den der Dichter der Olemagen-Saga um die Schicksale des deutschen und hurischen Elementes von Südwest gezogen und in seine große und harte Sprachkunst geschnitten hat.

Es wird keine Auslandsdeutschen mehr geben. Aber vielleicht hat ihnen die Geschichte eine späte Rache vorbehalten. Der Weltkrieg hat die Erde noch einmal verteilt. Aber die Zeit wird kommen, in der die Weltteile sich selbst angehören. Und dann ist es der Weltkrieg gewesen, der den Anstoß zu dieser Entwicklung gab. Der Orient, China, Indien, Ägypten wollen frei von der europäischen Bevormundung werden. Die australischen Dominien werden einmal australisch und eher noch amerikanisch als britisch sein. Südafrika ist schon heute hurisch geworden. Wenn diese Schicksale sich dereinst erfüllen, dann werden die Auslandsdeutschen nicht mehr in den Reihen der Europäer stehen, die ihren letzten Kolonialbesitz verteidigen. Das „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ wird die Auslandsdeutschen nicht mit treffen. Sie sind ihm entzogen.

Doch sie verbleiben dem Deutschland. Es liegt in dem Auslandsdeutschtum eine Erziehung zu politischem Denken in weiten Räumen und fernen Zeiten, die wir, die wir keine Gegenwart und Wirklichkeit mehr besitzen, nicht entbehren können. Und wenigstens die Lehre des Weltkrieges werden wir gewinnen, wenn wir in einem mittelbaren Erlebnis erst einmal alle zu geistigen Auslandsdeutschen werden und damit nach dem Kriege etwas von dem nachholen, was wir vor dem Kriege versäumt haben.

Die Bevölkerungsfrage der südafrikanischen Union

Von Robert Renner



Die Ureinwohner Südafrikas waren bekanntlich, wie heute allgemein angenommen wird, die Buschmänner. Diese Rasse ist hoffnungslos dem Untergang geweiht, denn sie ist gänzlich außerstande, sich in die modernen Kulturverhältnisse einzufügen. Die Buschmänner sind ein auf der denkbar tiefsten Stufe menschlicher Wesen stehendes Volk von Jägern; da ihnen heute in weiten Gebieten Südafrikas das Wild fehlt, leben sie vom Viehdiebstahl, und es versteht sich von selbst, daß sie mit Gewalt daran gehindert werden. Zahllose Versuche sind gemacht worden, sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen, aber stets mit gänzlichem Mißerfolg. Es dürfte heute kaum noch ein paar tausend Buschmänner in der Union geben und in absehbarer Zeit werden sie ganz verschwunden sein. Die Buschmänner scheiden somit bei den Problemen der farbigen Einwohner aus.

Eine jüngere Rasse als die Buschmänner sind die Hottentotten. Über ihre Abstammung wird viel gestritten; die verschiedenen Ansichten darüber brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Zweifellos waren sie längst vor Christi Geburt im heutigen Gebiet der Union ansässig. Ihre Zahl hat sich, seit die Weißen den Boden Südafrikas betraten, sehr vermindert, teils infolge von Kämpfen mit den Europäern, teils infolge fortwährender Kämpfe mit den Buschmännern, teils infolge innerer Fehden und namentlich infolge von Seuchen, zum Beispiel den Blattern. Im übrigen gehen die Hottentotten nicht wie die Buschmänner an der Kultur selbst zugrunde, sie sind bis zu einem gewissen Grade anpassungsfähig an die durch die europäische Einwanderung hervorgerufenen Änderungen in den Verhältnissen, wie sie überhaupt von vornherein auf einer wesentlich höheren Stufe als die Buschmänner standen. Während diese nur den Hund als Haustier hielten, waren sie stets geschickte Viehzüchter und hielten Rinder, Schafe und Ziegen. Sie sind heute noch besonders brauchbar als Hirten, Pferdewärter usw. Die Zahl der Hottentotten reiner Rasse ist in der Union heute sehr gering und auch sie spielen bei den Schwierigkeiten der Eingeborenenfragen direkt keine Rolle mehr. Sie haben sich aber sehr mit anderen Rassen vermischt und ihre Abkömmlinge sind sehr zahlreich; wir werden auf diese noch zu sprechen kommen.

Eine außerordentlich dornenvolle Frage aber ist die, was aus den in der südafrikanischen Union ansässigen Bantuvölkern, den Schwarzen oder, wie sie allgemein genannt werden, den Kaffern, werden soll. Diese Stämme stellen keine Ureinwohner Südafrikas dar; sie sind Einwanderer aus Zentralafrika. Wann sie auf ihrem Marsch nach Süden den Zambezi überschritten haben, ist sehr unsicher; der große südafrikanische Historiker Mac Call Theal nimmt an, daß dies bereits hunderte von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung geschah. Über den Limpopo sind sie wahrscheinlich erst in nachchristlicher Zeit vorgerückt. Noch um 1500 waren sie nur in einem sehr kleinen Teil der heutigen Union, in einem schmalen Küstensfrich an der Ostküste, ansässig. Diese Eindringlinge stehen wiederum auf einer viel höheren Stufe als die Hottentotten. Sie nehmen einen gewissen Grad von Kultur ohne sonderliche Schwierigkeit an und manche davon haben schon

Proben großer Bildungsfähigkeit abgelegt. — In früheren Zeiten sorgten verschiedene Umstände dafür, daß ihre Zahl nicht überhand nahm; fortgesetzte innere Kämpfe, häufige Tötung der neugeborenen Kinder, zahllose Hinrichtungen wegen Verdachts der Zauberei oder aus reiner Mordsucht eines grausamen Häuptlings und schließlich verheerende Seuchen räumten furchtbar unter ihnen auf. Unter der heutigen gesitteten Regierung hat sich das alles natürlich gründlich geändert und die Kaffern vermehren sich heute in geradezu beängstigender Weise. Die Volkszählung des Jahres 1904 ergab 3 491 056 Kaffern, die von 1911 4 019 006, eine Zunahme von 527 950, oder 15,12 Prozent in 7 Jahren. Wenn ihre Vermehrung in gleichem Tempo fortschreitet — und man darf in Anbetracht ihrer sich stetig verbessernden hygienischen Lebensverhältnisse eher mit einem schnelleren als langsameren Tempo rechnen — so würde ihre Zahl dieses Jahr bereits 4 800 300 betragen. — Für das Handeltreiben haben die Schwarzen bisher wenig Geschick und Neigung gezeigt. Am besten liegt ihnen Landwirtschaft und Viehzucht. Viele von ihnen leben in Reservationen, viele als Arbeiter und kleine Pächter auf den Landgütern von Europäern, viele sind als Arbeiter in den Bergwerken, auf den Eisenbahnen, an den Hafenplätzen, in verschiedenen Industrien und Gewerben tätig und viele sind als Diensthboten in den Städten angestellt. Und diese ständige enge Berührung mit den Weißen birgt eine noch größere Gefahr in sich als ihre rasche Vermehrung. Sie sehen, daß die Weißen mehr verdienen, besser gekleidet sind, besser wohnen und essen als sie, und sie werden mit ihrer Lage unzufrieden. Sie halten sich, meistens mit Unrecht, manchmal auch mit Recht, für befähigt, die gleiche Arbeit zu leisten, wie die Europäer, und es fehlt auch unter ihnen nicht an Agitatoren, die ihnen vorhalten, daß die Weißen sie mit Gewalt in einer untergeordneten, dienenden Stellung festhalten, um sie auszubuten. Es kommt den Aufwiegeln dabei zu statten, daß die Behandlung der Kaffern, trotzdem die Union nun bald zehn Jahre besteht, in den verschiedenen Provinzen noch immer nicht einheitlich ist, weder in bezug auf politische noch auf Arbeitsverhältnisse. Nehmen wir zuerst die politische Stellung der Kaffern. In der Kap-Provinz können sie das aktive Wahlrecht zum Parlament ausüben, wenn sie notdürftig englisch lesen und schreiben können und ein gewisses — sehr geringfügiges — Maß von Wohlstand besitzen. In der Natalprovinz steht ihnen zwar das Wahlrecht ebenfalls zu, aber die Bedingungen sind so verklausuliert und schwer zu erfüllen, daß die Sache so gut wie ganz auf dem Papier steht. Im Transvaal und in der Oranjeskolonie haben sie keinerlei Stimmrecht. Weder die Besteuerung der Kaffern, noch ihre Freizügigkeit, noch ihr Recht, Ländereien zu erwerben, ist in der Union einheitlich geregelt. Auch in anderer Hinsicht bestehen in verschiedenen Teilen des Landes die größten Unterschiede. In manchen Städten genießen die Kaffern weitgehende Freiheit, in anderen bestehen für sie die drückendsten Bestimmungen. In Johannesburg zum Beispiel müssen sie jederzeit einen Paß bei sich tragen und auf Verlangen eines Polizisten vorzeigen; sie dürfen nicht auf den Bürgersteigen gehen, sondern müssen die Fahrdämme benutzen; sie dürfen nach 9 Uhr abends nur mit einem besonderen Erlaubnischein ihre Wohnungen verlassen; sie dürfen nicht die gleichen Eisenbahn- und Straßenbahnwagen wie die Europäer benutzen.

Wenden wir uns nun zur Frage der Arbeitsbedingungen, so finden wir, daß die Kaffern wohl in der Landwirtschaft zu so gut wie allen vorkommenden

Arbeiten zugelassen werden, nicht aber in den Fabriken, Bergwerken, Handwerksbetrieben usw. Hier haben sie mit der Eifersucht (oder vielleicht richtiger, dem Brotneid) der Europäer zu kämpfen. Am wenigsten tritt dies in der Kap-Provinz in die Erscheinung, am meisten in der Transvaal-Provinz, und hier wieder am schärfsten in den Bergwerken. Die weißen Arbeiter auf den Grubenfeldern verlangen kategorisch, daß alle geschulte Arbeit ihnen allein vorbehalten werde und lassen sich in dieser Beziehung auf keinerlei Verhandlungen ein. Vergebens hält man ihnen vor, daß die Arbeiterschaft das freie Recht auf Arbeit auf ihre Fahne geschrieben habe. Sie wissen nur zu gut, daß die Rassern infolge ihrer größeren Bedürfnislosigkeit die Löhne halb erheblich drücken würden, wenn sie zur geschulten Arbeit zugelassen werden, und der Trieb zur Selbsterhaltung ist mächtiger als alle theoretischen Erwägungen. Sie gehen so weit, daß sie sogar das Anschürfen der Bohrflöhe als geschulte Arbeit angesehen wissen wollen. Bei den Rassern aber gärt es schon seit einiger Zeit und niemand kann voraussagen, was sich aus diesem eigentümlichen Verhältnis noch ergeben wird.

Botha erwog im Jahre 1913 ernsthaft die Möglichkeit, die Weißen und die Schwarzen ziemlich weitgehend räumlich von einander zu trennen. Er wollte eine Reihe von Reservationen schaffen, die dauernd im Besitz der Rassern verbleiben sollten und in denen den Weißen die Niederlassung nur ausnahmsweise und vereinzelt gestattet werden sollte. Der Krieg hat den Plan gestört und es ist inzwischen wieder still davon geworden. Auch ist nicht recht einzusehen, daß damit eine für längere Zeit vorhaltende Lösung des schwierigen Eingeborenenproblems gegeben worden wäre.

Eine weitere äußerst schwierige Frage ist die der „Farbigen“. In Südafrika unterscheidet man nämlich zwischen den Schwarzen (Rassern) und Farbigen. Die Letzteren schließen außer den nur noch wenig zahlreichen Buschmännern und Hottentotten auch Indier, Eingeborene von St. Helena, Malaien, Madagassen usw. ein. Im engeren Sinn aber versteht man in Südafrika unter „Farbigen“ die Mischlinge, die Abkömmlinge von Verbindungen zwischen Weißen und Hottentotten, Rassern usw. Die Farbigen vermehren sich noch rascher als die Rassern. Im Jahre 1904 zählte man in der Union 567 962, im Jahre 1911 bereits 678 146, was eine Zunahme von 19,4 Prozent in sieben Jahren bedeutet. Weit aus der größte Teil davon lebt in der Kap-Provinz. In der Natal- und Oranje-provinz leben verhältnismäßig wenige, im Transvaal zählte man 1911 etwa 50 000. In der Kap-Provinz haben sie das parlamentarische Wahlrecht, im Transvaal nicht. Man hat aber nie gehört, daß sie es im Transvaal stürmisch verlangt hätten. Die Schwierigkeiten liegen nicht so sehr auf politischem, als auf sozialem Gebiet. Sie dünken sich weit über die Rassern erhaben und werden infolgedessen von diesen gehaßt und angefeindet; von den Weißen aber werden sie so ziemlich in gleicher Weise wie die Rassern behandelt. Kein Weißer verkehrt mit ihnen auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit. Auch sie dürfen im Transvaal keinen Eisenbahn- oder Straßenbahnwagen benutzen, der den Weißen vorbehalten ist. In der Kapkolonie werden sie zwar zu geschulter Arbeit allgemein zugelassen, es kommt aber auch hier nicht selten vor, daß weiße Arbeiter sich weigern, Seite an Seite mit ihnen zu arbeiten. Im Transvaal stoßen sie bei dem Versuch, geschulte Arbeit zu erlangen, auf den gleichen starren Widerstand

der europäischen Arbeiter, wie die Kaffern. Beispielsweise brachte kurz vor dem Kriege ein deutscher Herr einen farbigen Chauffeur nach Johannesburg; dieser wurde von seinen europäischen Kollegen schwer mißhandelt, und es fehlte wenig, daß sein Automobil zertrümmert worden wäre.

Der Abneigung gegen die Farbigen ist übrigens eine gewisse Berechtigung nicht abzuspochen. Sie sind, wie die meisten Mischlinge, keine sonderlich anziehenden Naturen. Sie sind vielfach unverschämt, lügnerisch, diebisch, brutal und faul. In den südafrikanischen Strafgerichtshöfen stellen sie ein unverhältnismäßig hohes Kontingent. Auch wirft man ihnen vor, daß bei ihnen hauptsächlich die Unruhmüßter zu finden seien, die die Kaffern gegen die Weißen aufheizen.

In englischen Kreisen wird vielfach die Ansicht vertreten, daß der Grund, warum die Farbigen moralisch minderwertig seien, in den Verhältnissen liege. Ihre unglückselige Zwitterstellung zwischen Kaffern und Weißen, die für sie nur in geringem Maße vorhandene Möglichkeit, in eine gute Stellung aufzurücken und es den Weißen gleich zu tun, mache sie unzufrieden und streitsüchtig. Man müsse ihnen mehr Gelegenheit geben, sich zu bilden und die Europäer müßten ihr Vorurteil gegen sie überwinden, dann könne man nützliche Mitglieder der Gesellschaft aus ihnen machen. — Einige Berechtigung muß dieser Anschauung wohl zugestanden werden, aber es ist kaum zu erwarten, daß die Weißen in Südafrika in absehbarer Zeit bereit sein werden, die Schranke, die sie von den Farbigen trennt, fortzuräumen. Sie handeln dabei, vielleicht unbewußt, in dem Gefühl, daß eine Verbindung zwischen Weißen und Farbigen eben ein Un Ding ist, das sich in den Kindern rächt und daß die Vorherrschaft der weißen Rasse in Südafrika nur durch eine scharfe Trennung zwischen Weißen und Farbigen gesichert werden kann.

Einstweilen aber gibt es auf die Frage, was aus den Mischlingen schließlich noch werden soll, leider keine Antwort.

Zu diesen so außerordentlich schwer zu lösenden Problemen gesellt sich noch die Anderfrage. In der Union leben zurzeit etwa 150 000 Inder; die meisten davon leben in der Natalprovinz, wo ihre Zahl etwa 120 000 beträgt und die der Weißen übersteigt; etwa 10 000 leben im Transvaal; der Rest verteilt sich auf die Kap-Provinz und die Oranjesprovinz; in der letzteren ist ihre Zahl ziemlich gering.

Die Inder würden sehr wahrscheinlich noch heute der Zahl nach in der Union keine Rolle spielen, wenn man ihre Einwanderung nicht ursprünglich gefördert hätte. Als sich, vor nunmehr über 50 Jahren, der Plantagenbetrieb in dem Küstengebiet von Natal auszudehnen begann, in dessen subtropischem Klima der Weiße schwere Feldarbeit nicht leisten kann, wurden naturgemäß zuerst Kaffern als Arbeiter verwandt, aber diese befriedigten nicht, da sie sich meist nicht auf längere Zeit verbinden wollten, sondern fast immer gerade dann den Dienst verließen, wenn sie am nötigsten gebraucht wurden. Man verfiel daher auf den Ausweg, indische Kulis anzuwerben, die auf eine bestimmte Anzahl von Jahren verpflichtet wurden und nach Ablauf ihrer Dienstpflicht auf Kosten ihrer Dienstherrn nach Indien zurückbefördert werden sollten. Vielen davon gefiel es jedoch in dem neuen Lande so gut, daß sie auf die Heimbeförderung verzichteten, sich in Natal niederließen und ihre Familien nachkommen ließen. Manche verdienten

ihr Leben als Gemüsegärtner, Dienstboten und dergleichen, aber bei weitaus den meisten kam ihr angeborener Hang zum Handeltreiben zum Durchbruch. Bei ihrem Geschick, ihrer großen Genügsamkeit und Sparsamkeit kamen sie fast ausnahmslos gut vorwärts und viele wurden wohlhabend, ja sogar vermögend. Sie beschränkten sich bald nicht mehr auf Natal, wo heute ein großer Teil des Kleinhandels in ihren Händen ist, sondern wanderten auch nach anderen Teilen Südafrikas aus. Besonders aber fühlten sie sich von dem Transvaal mit seinen Goldfeldern und den dortigen großen Möglichkeiten des Handeltreibens angezogen.

In Natal und der Kap-Provinz sieht man zwar die indischen Händler nicht gern, man betrachtet sie aber als notwendiges Übel und läßt sie gewähren. Anders im Transvaal. Wir haben schon gesehen, daß man sich hier weit strenger gegen die Farbigen (hier ist das Wort im weiteren Sinne angewandt) abschließt als im übrigen Südafrika. Schon als der Transvaal noch eine unabhängige Republik war, wurde versucht, die Einwanderung von Indern zu verbieten, doch mußte es unterbleiben, da England unter Hinweis auf die vertraglich festgestellte Meistbegünstigung seiner Staatsangehörigen dagegen Einspruch erhob. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß das Einwanderungsverbot tatsächlich erging, als der Transvaal englische Kronkolonie geworden war. Auch ist den Indern der Erwerb von unbeweglichem Eigentum verboten. Die bereits im Lande ansässigen Inder konnte man natürlich nicht mehr loswerden.

Da trotz des Einwanderungsverbots fortgesetzt Inder über die Transvaalgrenze kamen und da es sehr schwer war, dieser Leute habhaft zu werden, so erließ die Transvaal-Regierung sehr rigorose Gesetze, laut denen jeder Inder stets einen Paß bei sich führen mußte, der die Daumenabdrücke des Inhabers aufwies. Die Inder erklärten diese Maßregel für entwürdigend und traten in die „passive Resistenz“ ein, das heißt, sie weigerten sich, Pässe zu lösen, und ließen sich einfach verhaften und einsperren. Aber auch die Inder in Natal unterstützten ihre Landsleute im Transvaal, indem sie in heißen Haufen über die Grenzen kamen; wurden sie per Bahn abgeschoben, so kamen sie zu Fuß wieder zurück. In kurzer Zeit waren die Gefängnisse mit Indern überfüllt und die Regierung hatte durch die passive Resistenz nicht nur endlose Scherereien, sondern auch große Kosten. Sie ließ sich daher auf Verhandlungen mit den Indern ein, deren Einzelheiten zu schildern hier zu weit führen würde. Es wurden den Indern gewisse Erleichterungen gewährt und sie stellten die passive Resistenz ein.

In der Union ist der Frieden seitdem leidlich gewahrt worden, aber in Indien herrscht eine sehr große Unzufriedenheit über die Stellung, welche die Inder in Südafrika einnehmen. Der britischen Regierung ist dies keineswegs angenehm, aber ihrem Prinzip getreu, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Dominions zu mischen, will sie natürlich nicht durch einen Nachspruch zugunsten der Inder eingreifen. Sie hat sich darauf beschränkt, bei der Regierung der Union freundschaftliche Vorstellungen zu erheben, und diese hat sich nunmehr bereit erklärt, die Klagen der Inder durch eine Kommission untersuchen zu lassen.

Aber während dieser beliebte Verlegenheitsausweg noch nicht einmal beschritten ist, hat sich schon eine neue Komplikation ergeben. Wie weiter oben erwähnt, ist es den Indern im Transvaal nicht erlaubt, Grundbesitz zu erwerben. Sie haben in den letzten Jahren das Gesetz zu umgehen gewußt,

indem sie Aktiengesellschaften bildeten und auf deren Namen Grundeigentum kauften. Auf diese Weise sind bereits einige Duzend indische Aktiengesellschaften entstanden, die Grundeigentümer sind. Als die Regierung auf diese Nachenschaften aufmerksam wurde, verbot sie durch ein vom Parlament genehmigtes Gesetz letztes Jahr auch den indischen Aktiengesellschaften den Erwerb von unbeweglichem Eigentum. Immerhin wurden durch dieses Gesetz die Eigentumsrechte, die vor dessen Inkrafttreten bestanden, nicht angetastet. — Nunmehr hat aber ein Gericht im Transvaal entschieden, daß auch die früheren Grundkäufe ungültig und ungültig seien, denn sie seien eine Umgehung und Verhöhnung des früheren Gesetzes gewesen, das den Indern den Grunderwerb untersagte. Aber damit noch nicht genug. Fast zu gleicher Zeit hat ein Gerichtshof in Potchefstroom entschieden, daß die Munizipalverwaltung berechtigt sei, einem Inder eine Handelslizenz vorzuenthalten, da die Inder für die europäischen Einwohner eine Belästigung und einen Schaden darstellen, mithin unerwünschte Mitbürger seien.

In beiden Fällen ist zwar Berufung eingelegt worden, und es ist möglich, daß die höheren Instanzen anders entscheiden. Aber die Aufregung unter den Indern ist begreiflicherweise sehr groß und sie drohen bereits wieder mit passiver Resistenz. Auch in Indien haben diese Vorfälle große Erregung hervorgerufen.

Die indische Presse nimmt bei Besprechung der südafrikanischen Frage gern den Standpunkt ein, daß gegen die Inder nichts weiter vorliege, als ein unwürdiger und ungerechtfertigter Massenhaß. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß die den Südafrikanern in so großem Maße eigene Exklusivität gegenüber allen Farbigen zur Verschärfung der Lage beiträgt, aber daneben gibt es andere Gründe. Man wirft den Indern vor, daß sie durch ihre unreinlichen Lebensgewohnheiten eine Gefahr für die öffentliche Gesundheitspflege bedeuten und daß sie es mit Treu und Glauben im Handel sehr wenig genau nehmen. Beide Vorwürfe sind nicht ohne Berechtigung, aber letzten Endes kommt es bei der Ausschließung der Inder doch wieder auf eine Äußerung des Selbsterhaltungstriebes heraus. Wo der indische Kleinhändler sich niederläßt, muß der Weiße fast immer weichen, denn er kann mit der unglaublichen Bedürfnislosigkeit und Einfachheit der Lebenshaltung des ersteren keinen Wettbewerb aufnehmen.

Als ob es mit allen diesen verwickelten Fragen noch nicht genug wäre, muß nunmehr sogar das Inderproblem bei dem sich jetzt abspielenden Kampf um die parlamentarische Macht herhalten. Dabei haben alle drei großen Parteien einen abweichenden Standpunkt. Die Unionisten sind für die Duldung der Inder; die südafrikanische Partei hält zwar daran fest, daß keine weiteren Asiaten in Südafrika zugelassen werden dürfen, will jedoch die Rechte der bereits im Lande ansässigen nicht angetastet wissen; die Nationalisten aber verlangen neuerdings die Ausweisung sämtlicher Inder aus der Union und Enteignung ihres Eigentums unter Gewährung angemessener Entschädigungen!

Die Staatsmänner, die schließlich berufen sein werden, einen gangbaren Ausweg aus diesem Irrgarten von Rassengegensätzen, wirtschaftlichen Kämpfen und politischen Zänkereien zu finden, stehen geradezu vor gigantischen Aufgaben.

Das Wahlrecht der Auslandsdeutschen

Von Dr. Otto Ebstein (Paris)



an kann mit sehr verschiedenen Wertschätzungen der immer weiter gehenden Entwicklung des „Selbstbestimmungsrechts der Völker“ gegenüberstehen. Stellt man sich aber auf den Standpunkt des schaffenden Staatsmanns, der mitarbeiten will an der aus bitterster Not hervorgehenden Neugestaltung Deutschlands, so ergibt sich ohne weiteres die Notwendigkeit, den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts anzuerkennen und seine Entfaltung für unser Vaterland ebenso fruchtbar zu machen wie für andere Völker. Eine der wichtigsten Folgerungen, die sich aus dem besagten Rechtsatz ergeben, ist die, daß jedem „Nationalen“ ein Schutz seiner völkischen und staatsbürgerlichen Rechte nicht nur innerhalb des Gebietes zustanden wird, wo er mit der Hauptmasse seiner „Konnationalen“ zusammenhaust, sondern auch da, wo er außerhalb seines „Landes“ unter anderen Völkern wohnt. Wirft man auch nur flüchtig einen Blick auf die Lage des Deutschen Reiches und auf die Verteilung des deutschen Volkes auf der Erdoberfläche, so erkennt man sofort den Wert, den es gerade für Deutschland hat, den Fremden in seinen Rechten zu schützen und im Austausch dafür das Recht des Deutschen im fremden Gebiete zu wahren. Eines geht nicht ohne das andere. „Wenn du nehmen willst, so gib!“

So werden wir im künftigen Völkerrecht gar manche Rückkehr vom „*jus terrae*“ zum „*jus personae*“ erleben. Die Rechte des Menschen werden nicht mehr so zähe wie früher an der Erdscholle kleben, auf der er geboren ist oder auf der er aus Zwang der Verhältnisse seinen Wohnsitz gewählt hat. In gewissem Sinne wird man — im Gegensatz zu Dantons berühmtem Ausspruch — das Vaterland an den Sohlen der Schuhe mitnehmen können. In diesem Zusammenhang muß man das Wahlrecht der Auslandsdeutschen betrachten, wie es in den Paragraphen 35 bis 38 des Entwurfes eines Reichswahlgesetzes in Vorschlag gebracht ist und mit einigen Abänderungen wahrscheinlich Gesetz werden wird. Dieses Wahlrecht ist eine alte Forderung der Reichsdeutschen im Auslande, und der Bund der Auslandsdeutschen hat nicht nur die Verwirklichung dieses Wunsches zu einem wesentlichen Bestandteil seines Programms gemacht, sondern sich auch bemüht, durch praktische Vorschläge an der Ausgestaltung dieses Rechtes mitzuarbeiten. Soweit die Verfassungs- und Wahlgesetze sich überblicken lassen, ist es die Republik China gewesen, die zum ersten Male den Gedanken verwirklicht hat, ihren im Auslande wohnenden Staatsbürgern eine gewisse Beteiligung am Staatsleben des Vaterlandes einzuräumen. Allerdings mit den Einschränkungen, daß nur die von der chinesischen Regierung anerkannten Handelskammern im Auslande in mittelbarer Wahl eiliche Abgeordnete ins Oberhaus entsenden dürfen. (Gesetz vom 10. August 1912. China-Archiv, III. Jahrgang, Heft 9.) Es handelt sich dabei also lediglich um die Vertretung von Handelsbelangen der chinesischen Großkaufmannschaft im Auslande. Im Gegensatz dazu will Deutschland, wie Norwegen und Dänemark es bereits getan haben, seinen im Ausland wohnenden wahlberechtigten Bürgern ein Wahlrecht zur Volksvertretung auf breiter Grundlage gewähren; je 60 000 Auslandsstimmen sollen einen Vertreter in den

Reichstag entsenden. Die Einrichtung des Wahlverfahrens soll möglichst einfach und vor allem so gestaltet werden, daß die Wahl sich brieflich und ohne Eingreifen der diplomatischen und konsularischen Behörden vollzieht. Eine solche Gestaltung — über deren Einzelheiten zu reden nicht der Zweck dieses Aufsatzes ist — entspricht den Interessen inlands- und auslandsdeutscher Politik vor allem deswegen, weil sich im Auslande bei dem Bekanntwerden des deutschen Planes sofort Widerspruch gegen den angeblichen „deutschen Staat im Auslande“ erhoben hat. Wenn man die ausländischen Befürchtungen auch nicht in der hier gewählten Formel ausgedrückt hat, so lassen sich doch diese Besorgnisse garnicht anders verstehen. Einer der heftigsten Widersprüche erscholl aus der Schweiz. Die „Neue Zürcher Zeitung“ erklärte, wenn die in der Schweiz wohnenden Deutschen ihr Wahlrecht ausüben wollten, so sollten sie gefälligst nach Vörrach fahren; die Eidgenossenschaft werde unter keinen Umständen erlauben, daß deutsche politische Rechte auf schweizerischem Boden ausgeübt würden. Diese Ausführungen haben natürlich Widerhall und Zustimmung in der welsch-schweizerischen und französischen Presse gefunden. Es wird staatsklug sein, ihnen jeden Anschein einer Berechtigung zu entziehen. Das geschieht aber, wenn sich das ganze Wahlverfahren auf die Übersendung von Briefen vom Auslande nach Deutschland beschränkt.

Vielen Anfechtungen wäre auch dadurch vorzubeugen gewesen, daß man bei dem Bekanntwerden des Gesetzentwurfs sofort von amtlicher Stelle der auswärtigen Presse erklärt hätte, daß die Gegenseitigkeit gewährleistet wird, ja daß man es gerade deutscherseits mit besonderer Befriedigung begrüßen würde, wenn auch andere Länder ihren außerhalb wohnenden Bürgern die Teilnahme an den Wahlen zur Volksvertretung ermöglichen. Es soll weiter unten dargelegt werden, warum gerade Deutschland die lebhafteste Teilnahme für die allgemeine Ausbreitung der neuen staatsrechtlichen Einrichtung haben muß. Freilich müßte die Gegenseitigkeit im Völkerrechtsleben das schlechthin Selbstverständliche sein, aber bei dem heutigen geistigen Verhegungszustand der Welt kann es nichts schaden, wenn von unserer Seite immer und immer wieder — auch wenn es uns überflüssig scheint — darauf hingewiesen wird. Es wäre sogar zu erwägen, ob man nicht dem Reichswahlgesetz eine die Gegenseitigkeit verbürgende Bestimmung einfügen sollte — selbst auf die Gefahr hin, daß gewisse Völker- und Staatsrechtsprofessoren sich über einen Verstoß gegen die juristische Schönheit beklagen sollten. Denn es ist vernünftiger, in solchen Dingen in erster Linie auf die Kenner des Auslandes und seiner Seelenbeschaffenheit zu hören.

Die Gründe, die gerade in der heutigen Notstunde dazu geführt haben, den alten Wunsch der Auslandsdeutschen zu erfüllen, lassen sich wohl dahin zusammenfassen: die Ansammlung der durch den Krieg aus ihren Auslandswohnstätten vertriebenen Reichsdeutschen im Vaterland hat den Staatsmännern die Frage näher unter die Augen gerückt als in Friedenszeiten. Es wurde endlich einmal möglich, daß Auslands- und Inlandsdeutsche sich gemeinsam über das klar wurden, was das Auslandsdeutschtum wirtschaftlich und politisch geleistet hat, und vor allem über das, was es in der Zukunft leisten kann, soll und muß. Je größer die Schwierigkeiten der Wiederanknüpfung deutscher Beziehungen mit dem Auslande sein werden, um so dringender wird Deutschland der Dienste erfahrener

Menschen benötigen. Diese Elemente müssen aber bei Deutschland festgehalten werden. Sie dürfen dem Vaterlande nicht, wie es in der Zeit vor dem Kriege infolge von Teilnahmslosigkeit von drinnen und von draußen so oft geschah, wieder verloren gehen. Ein Mittel, die Anknüpfung des Auslandsdeutschen ans Vaterland zu verinnigen, ist es aber, wenn man ihm die Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte auch vom Ausland her ermöglicht. Die Vertreter des Auslandsdeutstums werden angehört werden, denn sie werden etwas zu sagen haben. Ihre Äußerungen werden eine gewichtige Ergänzung der diplomatischen Berichte bilden, die leider häufig nur Zeitungsauszüge sind. Als gäbe die Zeitung die wirkliche Stimmung eines Volkes wieder! Je größeren Einfluß der Reichstag auf dem Gebiete der Außenpolitik haben wird, um so unentbehrlicher werden ihm die auslandsdeutschen Mitglieder sein. Vielleicht bildet sich hier die Schule deutscher Auslandsstaatsmänner, die wir bisher schmerzlich entbehrt haben.

Das materielle politische Element, welches das Auslandsdeutstum in die Führung unserer auswärtigen Angelegenheiten mitbringen wird, kann nur günstig auf den Weltfrieden wirken. Man bedenke, was die Auslandsdeutschen im Weltkrieg an mühsam aufgebauten Vermögenswerten verloren haben, unter welchen Widerwärtigkeiten sie nicht nur in den ehemals feindlichen, sondern auch in den neutralen Ländern zu arbeiten haben werden, um zu ermessen, wie ungeheuer groß das Interesse gerade dieser Menschenklasse an der Erhaltung des Weltfriedens sein wird. Auch jeder verständige Nichtdeutsche wird mit der Zeit begreifen müssen, daß das Auslandsdeutstum geradezu ein Unterpfand des Weltfriedens bilden muß und daß sein politischer Einfluß bei Reichstagswahlen und Reichstagsverhandlungen nicht anders als weltfriedenstärkend wirken kann. Die Vorurteile, die das Ausland noch gegenwärtig gegen das Wahlrecht der Auslandsdeutschen hegt, werden schon aus diesem Grunde bei näherer Überlegung verschwinden.

Und hier liegt auch der Grund, weshalb es wünschenswert erscheint, daß andere Länder dem deutschen Beispiel folgen. Auch ihre „Wählerdiaspora“ wird nicht anders als in friedenbringendem Sinne auf ihre auswärtige Politik einwirken können. Mit der Zeit könnten sich hier die Kräfte gestalten, denen es doch mal im Laufe der Zeiten gelingen muß, den Inhalt eines Völkerbundes zu liefern zu dem die Form sich dann leicht finden wird. Der Gefühls Pazifismus hat sich als machtlos erwiesen. Vielleicht wachsen im Auslandswahlrecht die Keime einer stärkeren Bewegung heran, die wir mit einem Worte, das schlecht klingt, aber etwas Gutes bezeichnet, „zwischenstaatlichen Interessensolidarismus“ nennen können.

Nachwort. Dieser Aufsatz war bereits abgeschlossen, als etwas unerwartetes geschah: die Reichsregierung zog die Paragraphen 35 bis 38 des Wahlgesetzes zurück. Wir glauben nicht dem Gerüchte trauen zu dürfen, diese Zurückziehung sei auf den oben erwähnten Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ zurückzuführen. So weit ist es hoffentlich doch noch nicht gekommen, daß die gesetzgebende Tätigkeit sich durch subjektive Zeitungsausführungen beeinflussen läßt. Die „Neue Zürcher Zeitung“ hat übrigens ihre Meinung vor Monaten ohne Kenntnis vom Wortlaut des Entwurfes, namentlich aber ohne Kenntnis der Abänderungsvorschläge, offenbar in der falschen Voraussetzung, daß der Wahlakt sich „im Aus-

lande“ vollziehen sollte, ausgesprochen. Diese Voraussetzung findet keine Bestätigung in dem Entwurfe. Auch sei darauf hingewiesen, daß in der Presse anderer Länder — insbesondere Jugoslawiens — sich ein reges und zustimmendes Interesse für den deutschen Gedanken zeigt, der dort sogar als fruchtbar für eigene Verwendung betrachtet wird. In den Streifen der Auslandsdeutschen erregt es großes Mißbehagen, zu sehen, wie ein alter Wunsch des Auslandsdeutstums, dessen Erfüllung als Möglichkeit durch den Entwurf und durch ähnliche Einrichtungen anderer Länder (Norwegen, Dänemark) nachgewiesen ist, wieder auf unbestimmte Zeit zurückgestellt wird. Die Arbeitsfreude derer, die wieder hinausgehen, draußen die alten Wirtschaftsverbindungen neu anknüpfen wollen, wird durch den Vorgang im Wahlrechtsausschuß nicht belebt. Das Wahlrecht wird von erfahrenen Auslandsdeutschen — unabhängig von jeder Parteirichtung — als das beste, in dieser verhängnisvollen Notstunde sogar als das einzige Mittel betrachtet, den Verlusten vorzubeugen, welche das Deutstum durch Auswanderung, durch die berücktigte Verwandlung des deutschen Auswanderers in „internationalen Kulturbünger“ erleidet. Diese Verluste haben uns schon vor dem Kriege, als wir noch wirtschaftlich stark waren, unermesslichen Schaden zugefügt. Darum ist das Auslandswahlrecht in unserer heutigen Lage, die wir als den ärgsten wirtschaftlichen und politischen Jammer empfinden, den es jemals in unserer Geschichte gegeben hat, kein Luxusgegenstand, sondern eine unbedingte Notwendigkeit. Es ist das einzige Mittel, wodurch wir weitsehend verhindern können, daß uns im Laufe der nächsten Menschenalter hunderttausende, ja Millionen von Deutschen, die ihr Vaterland nicht ernähren kann und die schutzlos hinauswandern, verloren gehen.

Welche Gründe einer schöpferischen Weltfriedenspolitik für das Auslandswahlrecht sprechen, ist in dem obigen Aufsatz dargelegt worden. Die Beteiligung der Auslandsdeutschen am politischen Leben Deutschlands ist gerade im Interesse des Weltfriedens aufs innigste zu wünschen. Das werden auch unsere Gegner einsehen lernen — und wir haben auch vernünftige Gegner auf der Erde. Lassen wir uns nicht die Gelegenheit entgehen, mit diesen vernünftigen Gegnern sachlich über einen politischen Akt unserer Gesetzgebung zu diskutieren. Möge Deutschland sich nicht durch eine unbedachte Entscheidung, die das Leben der Auslandsdeutschen, dem Völkerverständnis und der Weltfriedenspolitik ein von den Reichsboten und wir vertreten, welche zugleich die gute Sache der Weltfriedenspolitik fördern, die Erörterung siegreich durchzuführen.

Das Auslandsdeutschtum und die Bibliotheken

Von Dr. Richard Fischl



ie Aufgaben, die unseren Bibliotheken nach dem Kriege erwachsen, sind durch seinen unglücklichen Ausgang in ihrem Wesen nicht geändert, sie sind nur erschwert worden. Auch wenn wir uns in siegreicher Abwehr der gewaltigen Uebermacht behauptet hätten, und wenn unser Vaterland in seinem Bestand vor den schweren Schädigungen, die ihm unsere Feinde zugefügt haben, bewahrt geblieben wäre, auch dann hätten wir unsere ganze Kraft einsetzen müssen, um die Wunden, die der Krieg uns zugefügt hat, zu heilen. Die Kernaufgabe, die es unter allen Umständen — ob Sieg oder Niederlage — zu lösen galt, blieb in jedem Falle die Durchsetzung unseres Volks- und Kulturideals: der feste Vorsatz, dies hochzuhalten, darf uns auch in der schlimmsten Periode wirtschaftlichen und politischen Niedergangs nicht verlassen, und gerade daran mitzuarbeiten, sind auch die Bibliotheken, die man als das Spiegelbild des Geistes- und Kulturlebens eines Volkes bezeichnen kann, in hohem Maße berufen.

Schon durch einen Blick auf unser deutsches Bibliothekswesen wird ohne weiteres klar, daß in einem Punkte das Ideal, wie es unserm Volke vor-schweben sollte, vor dem Kriege nicht erreicht worden ist: in der Pflege der Literatur des Auslandsdeutschtums. Man kann hierbei nicht von einem Versäumnis der Bibliotheken reden: unser ganzes Volk trifft die Schuld, daß es sich vor dem Kriege zu wenig um seine Genossen im Auslande gekümmert, daß es nicht genügend erkannt hat, wie unendlich viel das Auslandsdeutschtum für das geistige, politische und wirtschaftliche Leben auch der Heimat bedeutet. Es hat eben überall an Interesse für das Auslandsdeutschtum gefehlt, auch bei unseren Bibliotheken, und darauf ist der überaus färgliche Bestand an Zeitungen, Zeitschriften und Büchern deutscher Sprache, die im Ausland erschienen sind, in den deutschen Bibliotheken zurückzuführen. Eine Vesserung in den Beziehungen zwischen Bibliotheken und Auslandsdeutschtum, eine stärkere Berücksichtigung der in deutscher Sprache draußen erschienenen Literaturangelegenheiten ist bei den Bibliotheken zweifellos durch den Krieg hervorgerufen worden. Der Ausbau der Kriegssammlungen unserer großen öffentlichen Bibliotheken in Berlin, München, Leipzig, Jena und Hamburg nötigte dazu, engere Beziehungen mit unseren Volksgenossen im Ausland zu suchen: durch Anzeigen in großen ausländischen Blättern, durch Briefe an deutsche Vereine, Konsulate, Industrielle, Wissenschaftler, a. im Ausland wurde dahin gewirkt, die Aufmerksamkeit für den Krieg selbst, die Stimmung im nationalen Sinne während des Krieges, sondern auch für die Zeit vorher, für die Zukunft nach dem Kriege, in unsern wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland zu fördern. In der Literatur ist hauptsächlich unsere Aufgabe, zu beschaffen. Das hat auch manche Bibliotheken in der letzten Zeit über das Auslandsdeutschtum, vor allem manche Universitätsbibliotheken, in unsern Besitz gebracht. Leider sind wir aber noch nicht so sehr mit dem nationalen Ausland, und mit den literarischen Verhältnissen in Belgien, Nordfrankreich,

Leben von Dr. Richard Fischl in der Zeitschrift Berliner

Rußland und Rumänien angeknüpft wurden, zum großen Teil durch unseren Zusammenbruch wieder abgerissen. Aber es ist zu hoffen und muß mit allen Mitteln angestrebt werden, daß nicht bloß die bereits vorhanden gewesenen Beziehungen wiederhergestellt, sondern daß neue geschaffen werden, die allmählich zu einer dauernden, festen Verbindung mit den Deutschen im Auslande führen können.

Eine kurze Betrachtung des Auslandsdeutschtums und seiner Bildungsbestrebungen zeigt uns die Mittel und Wege, wodurch dies Ziel erreicht werden kann. Wohin wir unsere Blicke wenden, nach den fruchtbaren Gefilden Südrußlands und den Abhängen des Kaukasus, wo sich vor 90 Jahren schwäbische Kolonisten aniedelten, nach den Grenzländern Oesterreich-Ungarns, wo sich die deutschen Schutzvereine des Ansturms der Tschechen, Polen, Ungarn und Italiener in zähem Abwehrkampf zu erwehren hatten, nach dem Balkan, nach Ägypten, China, Japan, Amerika: überall in der Welt sehen wir die Auslandsdeutschen in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege auf dem besten Wege, dem „deutschen Gedanken“ Geltung zu verschaffen. Immer mehr wurden sich die Deutschen in der Fremde ihres Volkstums und seiner Gleichberechtigung bewußt; schlossen sich enger zusammen, pflegten ihre Sprache und den Zusammenhang mit der Heimat und schufen neben den schon lange bestehenden deutschen Schulen auch Lesehallen und Büchereien, die den Volksgenossen nicht bloß Anregung und Förderung, sondern auch das Bewußtsein völkischer Zusammengehörigkeit geben und vertiefen sollten. In den russischen Ostseeprovinzen, die von alterher durch enge geistige Bande mit dem Mutterland verknüpft waren, bestanden neben dem kulturellen Mittelpunkt des Baltikums, der Universität Dorpat, zahlreiche gesellige deutsche Vereine, zum Beispiel in Riga, Reval und Mitau, altertums- und naturforschende Gesellschaften, Kunst- und Architekten-Vereine, die alle mit guten Büchereien ausgestattet waren. „Deutsche Häuser“ mit Lesehalle und Bücherei wurden vor dem Kriege in San Francisco, in Guatemala, an der Columbia-Universität in New York errichtet; in Konstantinopel wurde während des Krieges der Bau eines solchen „deutschen Hauses“ durch die „deutsch-türkische Vereinigung“ geplant. In den Vereinigten Staaten zielte der von einem Deutschen in Memphis, Tennessee, namens Hans Tobad, 1914 angeregte Gedanke eines „deutschen Bibliothek- und Kultur-Vereins“ darauf hin, alle deutsch-amerikanischen Bildungsbestrebungen einheitlich zusammenzufassen, während in China das „deutsche Kultur-, Handels- und Industrie-Museum“, dessen Errichtung von der deutschen Schule in Tsingtau in der Provinz Schantung beabsichtigt war, ein Mittelpunkt für die deutschen Kulturbestrebungen im fernen Osten werden sollte. Deutsche Zeitungen — allein in den Vereinigten Staaten erschienen 1900 über 600 — dienten überall in der Welt der Pflege deutscher Sprache und Gesittung. Daneben stellten sich Zeitschriften wie die in Tokio von Japanern herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Sprache“, die 1914 schon im 12. Jahrgang stand, die in Milwaukee erscheinenden „Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik“, die von der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft in Philadelphia veröffentlichten „German-American Annals“ ernste wissenschaftliche Aufgaben. Wie in Nordamerika, so schlossen sich auch in Südamerika akademisch gebildete Deutsche zusammen und gründeten in Buenos Aires und Santiago wissenschaftliche Vereine, die über ansehnliche Biblio-

theken verfügten und ihre gelehrten Arbeiten in eigenen Sitzungsberichten und Verhandlungen veröffentlichten.

Allen diesen Betätigungen deutschen Geisteslebens im Ausland, von denen hier nur ein kleiner Ausschnitt wiedergegeben werden konnte, haben unsere heimischen Bibliotheken nicht das der Bedeutung des Gegenstandes entsprechende Interesse entgegengebracht; es hat vor allem an der nötigen engen Beziehung zwischen der Heimat und den zahlreichen Vereinen der Auslandsdeutschen und an der hinreichenden Beachtung und Pflege der im Ausland erschienenen deutschen Literatur gefehlt.

Daß in dieser Hinsicht gründlicher Wandel geschaffen werden muß, ist schon während des Kriegeß erkannt worden und erscheint gerade in unserer jetzigen Notlage als eine selbstverständliche vaterländische Pflicht; die Frage ist aber, wie wir mit unseren knappen Mitteln das Ziel erreichen können. Ich glaube, in erster Linie durch das Zusammenwirken aller deutschen Bibliotheken. Wohl werden schon unsere beiden größten Bibliotheken, Berlin und München, sich bemühen, im Verein mit der Deutschen Bücherei in Leipzig und dem Deutschen Auslandsmuseum in Stuttgart möglichst Vollständigkeit auf dem Gebiet der deutschen Auslandsliteratur zu erzielen, aber es scheint fraglich, ob dies lediglich durch eine gleichzeitige, in keiner Weise geregelte und abgegrenzte Tätigkeit erreicht werden wird. Auch halte ich es für überflüssig, wenn die zahlreichen im Ausland erscheinenden deutschen Zeitungen, Wochenschriften, Sonntagsblätter, die Jahressberichte von Vereinen, Banken und anderen kaufmännischen oder industriellen Unternehmungen usw. alle in vier oder mehr Exemplaren gehalten und aufbewahrt werden; es genügt, wenn sie an einer oder zwei Stellen zu finden sind. Ohne einer später zu treffenden genaueren Vereinbarung über eine regionale Teilung irgendwie vorgreifen zu wollen, möchte ich anregen, daß die preussische Staatsbibliothek ihr Interesse vorwiegend dem Nordosten und Osten (den russischen Randstaaten, Rußland selbst, Finnland, Indien, China und Japan), den früheren Schutzgebieten, dann aber auch dem Deutschtum in Nordamerika zuwendet, während die bayerische Staatsbibliothek sich wie bisher des Südostens und Südens (Ungarn, Balkan, Kleinasien, Palästina, vielleicht auch Afrika und Nordamerika) annehmen würde. Daß die Stadtbibliothek Hamburg den latino-amerikanischen Kulturkreis als ihre eigentliche Domäne beanspruchen wird, erscheint ebenso selbstverständlich, wie die Fortsetzung und Weiterentwicklung von Beziehungen, die etwa die eine oder andere Bibliothek schon jetzt mit dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten verbinden. Aber auf die großen Bibliotheken darf sich meines Erachtens die Fühlungnahme mit unseren Volksgenossen im Ausland nicht beschränken: jede Universitäts- und jede Landesbibliothek, aber auch unsere Volksbüchereien sollten persönliche oder sachliche Verbindungen, die sie mit irgendeinem der zahlreichen deutschen Vereine, mit einer Bücherei im Ausland, einer Auslandsschule oder einer buchhändlerischen oder andern Firma draußen schon verknüpfen, weiter pflegen oder neue Fühlungnahme anzubahnen suchen. Das nächstliegende Erfordernis ist, daß zunächst an jeder Bibliothek eine Stelle damit beauftragt wird, die Literatur des Auslandsdeutschtums zu sammeln, sich über die Abgrenzung des Sammelgebiets mit anderen Bibliotheken ins Einvernehmen zu setzen und alsdann in Verkehr mit den deutschen Vereinen, Instituten, Firmen oder auch Privatpersonen im Ausland zu treten.

Der erste und hoffentlich erfolgreiche Schritt zur Anbahnung enger Beziehungen mit den Auslandsdeutschen wird in der Versendung unseres in Arbeit befindlichen Gesamtkatalogs über das Deutschtum im Ausland bestehen können. Wie wir alle Bibliotheken des Inlandes auffordern werden, auf diesen Katalog zu subscribieren, so werden wir andererseits allen Auslandsdeutschen, sowohl Privatpersonen wie auch Körperschaften, die unentgeltliche Abgabe eines Exemplars in Aussicht stellen können, wenn sie sich verpflichten, in Zukunft daran mitzuarbeiten, daß alles, was an Erzeugnissen des deutschen Schrifttums in ihrer Stadt oder ihrem Lande gedruckt wird, für eine oder mehrere unserer inländischen Bibliotheken gesammelt wird. Die Kosten der tausend Exemplare, die für diesen Zweck mehr zu drucken sind, dürfen keine Rolle spielen, machen sich überdies durch die Gegenwerte, die wir von draußen erhalten, reichlich bezahlt.

Der Katalog, dessen Fertigstellung im Laufe dieses Jahres zu erwarten ist, wird zunächst nur die seit 1900 erschienene Literatur umfassen und sich darauf beschränken, die Besitzvermerke der elf preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken anzugeben. Für die zweite Ausgabe, deren Erscheinen doch wohl in wenigen Jahren erwartet werden kann, wird hoffentlich die Mitarbeit aller deutschen Bibliotheken gewonnen werden können.

Schon heute läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß diese zweite Ausgabe des Gesamtkatalogs — von ihrer Erweiterung auf die außerpreußischen deutschen Bibliotheken abgesehen — ein wesentlich anderes Gesicht zeigen wird als die erste Bearbeitung, und zwar wegen des inzwischen veränderten Begriffs des Auslandsdeutschtums. Die uns durch den Schmachfrieden wider alles Recht entriffenen Gebiete Elsaß-Lothringen, Polen, Westpreußen und Nordschleswig sind erklärlicherweise in der jetzt erscheinenden Bearbeitung des Gesamtkatalogs als zum deutschen Inland gehörig, nicht zum Auslandsdeutschtum gerechnet, werden aber aller Voraussicht nach in der neuen Ausgabe einen breiten Raum einnehmen. Denn es erscheint mir eine Ehrenpflicht, daß sich alle großen deutschen Bibliotheken der Pflege der in den verlorenen Provinzen erscheinenden deutschen Literatur ganz besonders annehmen: jedes, selbst das kleinste und inhaltlich unbedeutendste in deutscher Sprache gedruckte Büchlein oder Blatt muß gesammelt und in so viel Bibliotheken wie nur möglich aufbewahrt werden, und zwar mit der gleichen Sorgfalt, wie sie bisher etwa seltenen Erstausgaben, Luxusdrucken oder anderen Kostbarkeiten zugewendet worden ist. Wir dürfen keine Mühe scheuen, solche Flugblätter, wie sie beispielsweise vor 1870 im Elsaß in deutscher Sprache heimlich gedruckt worden sind — ich erinnere an das am 5. Juni 1859 in Straßburg erschienene Traktat des Deutschschäfers Karl Haden Schmidt „Fahnen auf dem Münsterium“ —, ohne Ausnahme zu sammeln, und zwar nicht bloß in einer, sondern in vielen Bibliotheken. Wie ein Heiligtum müssen uns alle diese Erzeugnisse des deutschen Schrifttums in den uns entriffenen Gebieten am Herzen liegen. Wenn auch hier für lange Zeit jede wissenschaftliche Betätigung nach Möglichkeit erschwert werden wird, ganz wird sie sich auf die Dauer mit Gewalt doch nicht unterdrücken lassen. Unsere großen öffentlichen Bibliotheken sollten in Zukunft aber gerade den im Elsaß, in Posen, Westpreußen, Nordschleswig, in den Grenzgebieten des österreichischen Deutsch-

tums erscheinenden Erzeugnissen deutschen Geistes ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Andererseits sollten alle, auch die kleinsten Volksbüchereien deutsche schöne Literatur, die etwa in den verlorenen deutschen Landesteilen erscheint — auch wenn sie inhaltlich unbedeutender ist als manches daheim veröffentlichte Buch — aus vaterländischen Gründen anschaffen. Wird dieser Grundsatz allgemein befolgt, so erfährt schon dadurch unser Deutschtum in den abgetretenen Gebieten eine nicht zu unterschätzende moralische und materielle Stärkung. Aber dabei dürfen wir nicht stehen bleiben; der Gedankenaustausch muß wechselseitig sein, das geistige Band, das uns mit unseren Brüdern in den verlorenen deutschen Landen verbindet, muß so fest geknüpft werden wie möglich, auch dadurch, daß wir Bibliothekare zusammen mit dem deutschen Buchhandel dafür sorgen, daß die draußen bestehenden deutschen Bibliotheken deutsch bleiben und neue deutsche Büchereien geschaffen werden. Nun glaube ich zwar nicht, daß es unseren Feinden im Westen oder Osten gelingen wird, eine so kerndeutsche Bibliothek wie die ehemalige Kaiserliche Landes- und Universitäts-Bibliothek in Straßburg vollständig zu französisieren oder die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen zu polonisieren: das wird ihnen auf die Dauer so wenig glücken wie aus ihren neuen Untertanen, soweit sie deutsche Männer sind, Franzosen oder Polen zu machen. Aber versuchen werden sie es natürlich, und vielleicht bringen sie es fertig, unserm Deutschtum dort draußen so etwas wie einen französischen oder polnischen Firnis überzustreichen. Unsere Pflicht aber wird es sein, mit allen uns zur Verfügung stehenden geistigen Waffen gegen die gewaltsame Unterdrückung des Deutschthums anzukämpfen, unsere Volksgenossen zu unterstützen, alles, was deutsch gewesen ist, als deutsch zu erhalten und neuen Betätigungen deutschen Geisteslebens die Wege zu ebren.

Es ist noch nicht an der Zeit, im einzelnen die Aufgaben, die uns gerade durch unsere Beziehungen zu den verlorenen Gebieten erwachsen werden, festzulegen, auch nicht, von der Möglichkeit zu sprechen, dort neue deutsche Büchereien zu schaffen — das mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, wenn es uns erst gelungen ist, uns aus unserer Not im Innern wieder einporzuarbeiten. Aber einige allgemeine Richtlinien möchte ich schon jetzt geben und darauf hinweisen, nach welchen grundlegenden Gesichtspunkten meines Erachtens die schon bestehenden deutschen Auslandsbüchereien verwaltet und neu zu schaffende begründet werden sollten. Dabei muß man im Auge behalten, daß der zu erstrebende Nutzen zwei an sich getrennten Volksschichten zugute kommen soll: einmal den deutschen Volksgenossen, sodann aber auch den Angehörigen des Volkes, in dessen Mitte sich die deutsche Kolonie befindet. Für den deutschen Forschungsreisenden, der sich für kürzere oder längere Zeit im Ausland befindet, bedeutet es eine große Erleichterung und Hilfe, wenn er die wichtigste Literatur über sein Forschungsfeld an Ort und Stelle findet und nicht den ganzen für seine Arbeiten nötigen Apparat an wissenschaftlichen Hilfsmitteln aus der Heimat mitzubringen braucht. Seine Bedürfnisse berühren sich zum Teil mit dem, was der deutsche Techniker, Industrielle und Kaufmann, der nur vorübergehend nach drüben kommt, in der Auslandsbücherei zu finden erwarten kann, nämlich alles, was ihm dazu verhilft, das Land seiner Wirksamkeit nach geographischer, geschichtlicher, volkskundlicher und wirtschaftlicher Hinsicht genau kennen zu lernen. Der

großen Menge der dauernd im Ausland ansässigen Volksgenossen soll die Bücherei durch sorgsam ausgewählten Lesestoff Unterhaltung und Belehrung bieten, vor allem aber die Liebe zur Heimat, zu deutscher Sprache und Sitte erhalten und stärken. In der gleichen Richtung liegt das, was die Bücherei den Angehörigen des fremden Volkes, die an deutsche Sprache und Kultur Anlehnung suchen wollen und sollen, zu bieten hat: auch sie müssen in der Bücherei das Beste finden, was die deutsche Literatur ihnen geben kann, um ihnen eine richtige Vorstellung von deutschem Wesen und deutscher Kultur zu vermitteln und so das Zerrbild, das in der über den ganzen Erdball massenhaft verbreiteten angelfränkischen und romanischen Literatur von uns Deutschen entworfen ist, richtig zu stellen.

Nicht alle Aufgaben, die den Bibliotheken aus der Berücksichtigung des Auslandsdeutschtums erwachsen, lassen sich von heute auf morgen lösen, und manche Maßnahme müssen wir vielleicht auf bessere Zeiten verschieben. Aber vergessen wir nicht, daß trotz dem Friedensschluß der geistige Kampf gegen uns von unseren Feinden mit derselben Unerbittlichkeit und Rücksichtslosigkeit geführt wird wie der Kampf der Waffen, und daß sie unter anderem in den besetzten Gebieten durch Verbreitung deutschfeindlicher Literatur das Deutschtum — wie es scheint, nicht ohne Erfolg — herabzusetzen bemüht sind. Dagegen gilt es den Abwehrkampf zu organisieren, und je eher wir alle geistigen Kräfte hierfür mobil machen, um so besser ist es. Mögen auch die Bibliotheken sich so bald wie möglich auf diesen Kampf einstellen durch Zühlungnahme mit den Auslandsdeutschen, Pflege der Literatur über das Auslandsdeutschtum und intensive Verteilung an der deutschen Kulturpropaganda.



Weltspiegel

Die Politik Rumäniens. Im November 1919 fanden zum ersten Male im jungen Groß-Rumänien Parlamentswahlen statt. Das Ergebnis war in mehrfacher Beziehung bedeutungsvoll: In den alt-rumänischen Gebietsteilen erlitt die liberale Regierungspartei Bratianus eine vollständige Niederlage. Bisher hatte die Regierung in Rumänien die Wahlen „gemacht“. Mit Hilfe des gesamten Beamtenapparates schuf sich die Regierung ein ihr genehmes Parlament. Diese alte Erscheinung fiel nun fort. Die Mehrheit des Volkes stimmte gegen die Regierung oder enthielt sich gemäß der Wahlparole der Opposition der Wahl. Die Opposition selbst war durch das Ergebnis überrascht. Zensur und Belagerungszustand hatten ihr fast jede Agitation unmöglich gemacht. Noch bedeutungsvoller war es, daß keine der historischen Parteien Alt-Rumäniens in den neu erworbenen Provinzen Fuß gefaßt hatte. Siebenbürgen, Besarabien und die Bukowina entsandten eigene Nationalparteien ins Bukarester Parlament.

Die Folgen der Wahlen waren der Rücktritt General Baitoianus, des Strohmanns Bratianus, und die Berufung eines Führers der siebenbürgisch-rumänischen Nationalpartei, Baida Boevods, zum Ministerpräsidenten. Baida Boevod, ein außerordentlich gewandter und tüchtiger Parlamentarier, hatte von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine einzige Stütze war die sichere parlamentarische Mehrheit, zu der auch die Deutschen Siebenbürgens gehören. Die alte Oligarchie, der König, das Hauptquartier, die höheren Offi-

ziere und Beamten sowie der altrumänische Großgrundbesitz standen ihm zuerst als heimliche, später als offene Gegner gegenüber. Die Nachgiebigkeit Vaida Voievods gegenüber der Entente, die Unterzeichnung des Friedens von St. Germain, wogegen Bratianu sich lange gestraubt hatte¹⁾ gaben den Liberalen wirksame Agitationswaffen in die Hände. Dazu kam, daß das Parlament, die Stütze Vaida Voievods, selbst auf schwachen Füßen stand. Die Parteien, die Wahlenthaltung geübt hatten, stritten ihm jegliche Existenzberechtigung ab.

Während der Ministerpräsidentschaft Vaida Voievods hat sich die wirtschaftliche Lage des Landes zusehends verschlechtert. Die Versuche, im Auslande die für die Ordnung der Staatsfinanzen nötigen Gelder zu finden, führten zu keinem Ergebnis, da die Gegenforderungen auf Entnationalisierung der rumänischen Industrie hinausliefen. Amerikanische Geldgeber verlangten, daß die Ausbeutung der Bodenschätze, insbesondere die ganze rumänische Petroleumerzeugung einem amerikanischen Finanzkonzern übertragen werde. Die rumänische Valuta ist noch tiefer gefallen. Die Valutaspekulation sowie die in ausgedehntem Umfange betriebene heimliche Ausfuhr von Lei-Noten ins Ausland haben zum Kurssturz wesentlich beigetragen. Der Lei hat jetzt kaum ein Zehntel des Friedenswertes. Die Handelsbilanz hat sich stark zuungunsten Rumäniens verschoben. Die Produktion liegt danieder. Die Unzufriedenheit ist allgemein. Die Teuerung ruiniert den schon an sich in Rumänien recht schwach vertretenen Mittelstand. Arbeitsunlust und die Unmöglichkeit, in ausreichender Weise Rohstoffe zu importieren, lassen die Industrie nicht emporkommen. Streiks folgen auf Streiks. Die Arbeitererschaft wird radikalisiert. Der Aufbau der Verkehrsstraßen, die der Krieg vernichtete, schreitet nur langsam vorwärts. Das Eisenbahnwesen ist vollständig zusammengebrochen. Es fehlt zwar nicht an Material, aber die Eisenbahnangestellten arbeiten nur gegen Sonderbezahlung. In Siebenbürgen, wo die Eisenbahner zum großen Teil Magyaren sind, wird der Verkehr von diesen sabotiert. Die Güterzüge bleiben voll beladen monatelang auf den Bahnhöfen stehen. Kommen sie endlich am Bestimmungsort an, so sind sie zum großen Teil ausgeplündert. Größere industrielle Werke haben sich eigene Lokomotiven und Züge gekauft, um ihre Waren und Rohstoffe zu befördern und ihren Betrieb aufrechtzuerhalten. Das Vermieten von Lokomotiven und Waggons ist gang und gäbe. Heizmaterial muß auf Schiebungswegen besorgt werden. Die Regierung steht den Verhältnissen machtlos gegenüber. Sie versucht deshalb einen neuen Weg zu gehen. Sie hat sich an Österreich gewandt, wo bekanntlich ein großer Überfluß an Eisenbahnangestellten herrscht. Österreich soll sich bereit erklärt haben, 500 Eisenbahner Rumänien zu leihen. Die Verkehrsnot wirkt auf Lebensmittelverteilung und -Erzeugung ein. In den Städten Alt-Rumäniens herrscht Lebensmittelnot. Siebenbürgisches Getreide kommt nur langsam dorthin. Auf den Straßen nach Bukarest und anderen größeren Städten sieht man lange Züge von Bauernfuhrwerken, die den Güter- und Personentransport übernommen haben und die Eisenbahn ersetzen. An und für sich scheint es ja sehr erfreulich, daß man sich auf diese Weise hilft. Der Nutzen wird jedoch durch den Schaden nicht nur aufgewogen, sondern bei weitem überboten. Wenn die Bauern neben dem Transport ihre gewöhnliche Tätigkeit fortsetzten! In Rumänien liegen vier Fünftel des Bodens unbestellt. Die Aussaat des Wintergetreides ist unterblieben. Die Bauern haben nur soviel Sommergetreide angebaut, um ihren eigenen Bedarf zu decken. Der Herbst wird für Alt-Rumänien eine geradezu furchtbare Ernährungskrise mit sich bringen, wenn bis dahin nicht umfassende Gegenmaßnahmen getroffen sind. Ein Schicksal, das Rumänien schon jetzt hätte erleiden müssen, wenn nicht deutsche Soldaten vor ihrem Rückzuge 1918 den Boden bestellt hätten. Diese Erscheinung beschränkt sich glücklicherweise auf Alt-Rumänien. In Siebenbürgen und den übrigen neugewonnenen Landesteilen ist das Land wie gewöhnlich bebaut.

¹⁾ Siehe Rumänien von Menenius, Grenzboten Nr. 48 vom 28. Mai 1919.

Unter der Regierung Baida Woevods wurde in Altrumänien wie in Siebenbürgen und Bekarabien die Demobilisierung der Truppen nicht durchgeführt, wodurch viele Bauern ihrer Arbeit entzogen wurden. Hier wie dort hat der Staat die landwirtschaftlichen Erzeugnisse vielfach ohne ausreichende Entschädigung requiriert. Hier wie dort sind die Rechts- und Besitzverhältnisse auf dem Lande ungeklärt. Eine Agrarreform ist zwar mit geringen Abweichungen für alle Gebiete votiert. Der Widerstand der Bojaren hat jedoch ihre Durchführung unter der Regierung Baida Woevods verhindert. Sogar ihr Inhalt stand in Frage. Abänderungen waren geplant. So kann man verstehen, daß der bisher geknechtete halbfreie Bauer Altrumaniens seine Arbeit liegen läßt. Der alte Druck der Großgrundbesitzer ist beseitigt, die Freude an der eigenen Scholle kann nicht aufkommen, denn keiner weiß, ob und wann das Land ihm gehört, das er bisher unter Knechtschleien bestellt hat. Das Mißtrauen des Altrumänen ist wohl berechtigt. Die bisherigen Regierungsparteien haben ihm gegenüber sich große Fehler zu schulden kommen lassen. Die Agrarreform wurde jahrzehntelang im Wahlkampf verheißt, nach den Wahlen vergessen.

Die Bevölkerung Siebenbürgens setzte mehr Vertrauen in die Regierung Baidas, der ja ihr Vertrauensmann war. In Bekarabien ist die Durchführung der Agrarreform ebenfalls erleichtert, da die Großgrundbesitzer hier nicht den Einfluß auf die rumänische Verwaltung ausüben wie in Altrumänien. So geht in den neuen Provinzen die Landarbeit ruhig weiter.

Die traurige innerpolitische Lage hat ihren Eindruck auf das kulturell höher stehende Siebenbürgen nicht verfehlt. Die Unzufriedenheit der Siebenbürger-Rumänen mit der bufairesten Verwaltung, die Gegenfälschlichkeiten gegen die Rumänen des Königreiches haben zugenommen. Autonomistische Wünsche und Pläne tauchen in Siebenbürgen auf. Ungarische Nachrichten wollen hieraus den Wunsch Siebenbürgens nach Wiedervereinigung mit Ungarn herauskonstruieren. Dies ist vollkommen irrig. Es müßte schon sehr weit kommen, wenn die Maßnahmen Dufarests die Rumänen Siebenbürgens in die Arme Ungarns zurück trieben.

Baida Woevod ist diesen Schwierigkeiten schließlich zum Opfer gefallen. Er vermochte die Zersekung nicht einzudämmen. Immerhin hat er einige positive Erfolge während seiner Ministerpräsidentenschaft aufzuweisen. In Paris und London hatte er die Anerkennung der Zugehörigkeit Bekarabiens zum großrumänischen Reich durchgesetzt. Die Westmächte haben sich nicht länger der Erkenntnis verschließen können, daß durch ihre bisherige Haltung die Stellung Rumaniens gegenüber dem Bolschewismus bedeutend erschwert wurde. Baida Woevod ist es ferner gelungen, die Volschasterkonferenz dahin zu bringen, die anmaßenden ungarischen Gegenvorschläge zum Frieden von Neuilly für haltlos und unberechtigt zu halten. Es scheint ihm ferner gelungen zu sein, für die ungarischen Ersatzansprüche für die rumänischen Requisitionen in Ungarn eine befriedigende Lösung zu finden. Er hat auch die bolschewistische Gefahr für den Augenblick gebannt. Er hat Friedensverhandlungen mit Moskau aufgenommen, die allerdings noch zu keinem Abschluß gekommen sind. Damit hat er den Bolschewistenfreunden in Rumänien ein gutes Agitationsmittel entzogen. Er hat erreicht, daß die Verunruhigung der bekarabischen Grenze durch rote Truppen aufgehört hat. Dies ist um so wichtiger, als das rumänische Heer immer unzuverlässiger wird. Die Soldaten, die zum Teil schon über sechs Jahre ihrem Beruf entzogen sind, wollen entlassen werden. Die Disziplin läßt nach, viele Offiziere haben ihre Autorität verloren.

An Baida Woevods Stelle ist General Averescu getreten. Er scheint der beliebteste Politiker im heutigen Rumänien zu sein. Seine Berufung hat begeisterte Zustimmung besonders bei den kleinen Bauern gefunden. Er ist der Führer der erst vor kurzem gegründeten Volksliga. Sein provisorisches Kabinett besteht aus Männern seiner Partei. Sein Programm ist demokratisch. Er erkannte die Novemberwahlen und damit das bisherige Parlament nicht an. Seine erste Regierungstat war deshalb die Auflösung des Parlaments.

Die Neuwahlen werden voraussichtlich im Mai stattfinden. Ob er dann über eine Parlamentsmehrheit verfügen wird, hängt davon ab, ob er seine Volkstümlichkeit erhält, mehrt und auch in den neuen Provinzen Anhänger gewinnt. General Averescus Lage ist dadurch schwierig, daß er mit den historischen Parteien zusammengehen muß. Gelingt es ihm nicht, einen scharfen Trennungsschritt gegen die alten Parteien, insbesondere gegen die stark kompromittierte Partei Take Jonescus zu ziehen, so kann sich die Volksgunst leicht von ihm ab und Männern wie Lupu und Jorga, den Feinden der alten Parteien, zuwenden. Wichtig ist es, welche Erfolge er bis zu den Wahlen mit seiner Politik hat. Die politische Erbschaft, die er übernommen hat, ist nicht beneidenswert. Er muß scharf durchgreifen und energisch seinen Willen durchsetzen. Daß er dazu entschlossen ist, beweist die sofortige Demobilisierung der Armee. Dadurch werden die großen Ausgaben eingeschränkt, Tausende von Bauern werden der Arbeit wieder zugeführt. Die Macht der Militärpartei, die Vaida Voevod unendliche Schwierigkeiten gemacht hat, wird vielleicht gebrochen. Doch damit ist erst der erste Schritt getan. Die endgültige Regelung der Agrarfrage, die Behebung der Korruption, die Sanierung der Finanzen, Wiederaufbau des Wirtschaftslebens, Amnestie für die zahlreichen von der Militärdiktatur Verurteilten usw. sind die nächsten dringenden Aufgaben der inneren Politik. Hierbei kommt es auf schnelle Lösung an, denn jeder Tag des Zögerns vermehrt die Schwierigkeiten, vermindert die Möglichkeit, eine Lösung zu finden.

In der Außenpolitik gilt es, Frieden mit Rußland und Ungarn zu schließen und die allgemeine außenpolitische Stellung Rumäniens neu zu orientieren. Rußland gegenüber wird er sich beeilen, zum Abschluß des Friedens zu kommen. „Friede mit Rußland“ ist nicht nur sein altes Lösungswort, sondern auch die Sehnsucht der Menge. Rußlands Bedingungen lauten nach unverbürgten Pressenachrichten: Anerkennung der Sowjetrepublik, Begnadigung aller rumänischen Deserteure, die sich in Rußland aufhalten, Bezahlung aller russischen Heeresgüter in Bessarabien. Hierfür will Rußland den rumänischen Goldschatz ausliefern und die Rechte Rumäniens auf Bessarabien anerkennen. Daß die Verhandlungen gemeinsam mit Polen geführt werden, wie es ursprünglich geplant war, ist fraglich. Der russisch-polnische Gegensatz erscheint tiefer als der russisch-rumänische. Nach einem etwaigen Abschluß des Friedens ist die bolschewistische Gefahr keineswegs überwunden. Bolschewistische Gedanken haben über Bessarabien genug Einlaß ins Innere Rumäniens finden können.

Der Friede mit Rußland ist eng verknüpft mit der zukünftigen Stellung Rumäniens zu den Westmächten. Besonders Frankreich steht den Friedensverhandlungen entgegen. Es wird sich zeigen, ob die alten Fäden nach Paris noch halten, ob Frankreich den rumänischen „kleinen Bruder“ im Osten noch bevorzugen kann. Die Ereignisse der letzten Jahre haben in Rumänien das alte französische Freundschaftsgefühl zum mindesten erheblich abgetüftelt. Frankreich hat allzu oft im Verein mit seinen Verbündeten die rumänischen Wünsche enttäuscht. Selbst Bratianu, der während des Krieges mit der Entente durch dick und dünn ging, wendet sich jetzt sehr scharf gegen die Westmächte. Er hat den Vertrag vom 6. August 1916 abgeschlossen, der Rumäniens Geschick fest an das Kriegsglück der Entente band. Rumänien hat jedoch vergeblich auf die versprochene Hilfe der Saloniki-Armee, auf die Unterstützung Rußlands gewartet. Zum Dank dafür, daß Rumänien 800 000 seiner Soldaten opferte, ist der Vertrag vom 6. August 1916 durch die Friedensverträge von Neuilly und St. Germain gebrochen. Die früheren Verbündeten erschlehen die versprochene Grenze gegen Ungarn durch die sogenannte Clemenceau-Linie, die für Rumänien erheblich ungünstiger ist. Sie teilten das Banat und schufen einen latenten Gegensatz zu Jugoslawien. Die versprochene Wirtschaftshilfe ist ausgeblieben. Statt dessen wurde die wirtschaftliche Lage Rumäniens geschädigt. Der Artikel 14 des St. Germainer Friedensvertrages beschränkte die Freiheit Rumäniens, Handelsverträge abzuschließen. Die Friedenskonferenz regelte die Donaufrage zuun-

gunſten Rumäniens. Die Kontrolle über die Donauſchiffahrt wurde einer Donaukommiſſion übertragen, in der die Großmächte das entſcheidende Wort ſprechen. Rumänien wird als Nation „mit begrenzten Interereſſen“ betrachtet und bleibt in der Donauverwaltung ohne Einfluß. Da es in ſeiner wiſchaftlichen Entwicklung von dieſem Fluß in hohem Grade abhängig iſt, ſo iſt es in wiſchaftliche Abhängigkeit von den Großmächten geraten.

Ohne in den Fehler übermäßiger politiſcher Kombinatorik zu verfallen, läßt ſich das Bild der außerpolitiſchen Lage dahin zuſammenfaſſen: Rumänien wird den Standpunkt einer splendid isolation, den es in den Herbiſimonaten vorigen Jahres einnahm, nicht aufrechterhalten. Es ſtellt nicht mehr die unbeſtrittene Militärvormacht Südöſtropaſ dar. Ungarns kleine Armee iſt jetzt ſehr tüchtig und kann unter Umſtänden eine Gefahr für Rumänien bedeuten. Deſhalb muß und wird Rumänien ſich mit den Mächtekonſtellationen auſeinanderſetzen, die ſich auſ dem europäiſchen Wirrwarr herausbilden. Je mehr Rumänien von den Weſtmächten ſich abwendet, umſomehr muß die Stimmung für Deutſchland an Boden gewinnen. Die Gründe ſind einmal wiſchaftlicher Art. Die Kaufmannſchaft ſtrebt Handelsbeziehungen mit Deutſchland an. Die ſchwache deutſche Valuta ſcheint dieſes Bemühen zu begünſtigen. Im Volke werden die Kriegsgefangenen, die auſ Deutſchland zurückgekehrt ſind, für die deutſche Sache. Sie haben in Deutſchland zuerſt erfahren, was es heißt, Menſch zu ſein und nicht nur mit Prügel zur Arbeit getrieben zu werden. Schließlich hat auch die energiſch durchgreifende deutſche Militärverwaltung gerade bei den Bauern den Eindruck gerechter Sachlichkeit und Unbeſtechlichkeit zurückgelaſſen; kleine Anſätze, dem Deutſchen auch gefühlsmäßige Sympathien zu erwerben.

Gerhard Merrem



Drinne und drauſen

Der „Bund der Auslandsdeutſchen E. B.“ Auf ſich ſelbſt geſtellt war früher jeder Deutſche, der ins Ausland ging. Des Reiches Schutz war gering, ja ſein Interereſſe war ſo gering, daß es all den Deutſchen die Staatsangehörigkeit abſprach, welche die Erfüllung einer beſtimmten Formalität unterließen. Auch beſtanden oft genug, zum Schaden beider Teile, Gegenſätze zwiſchen den Auslandsdeutſchen und den Vertretern des Reiches im Ausland.

Auf ſich ſelbſt geſtellt blieben die Auslandsdeutſchen. Kraftvoll, eigenwillig, oft eigenbrödlereiſch von Natur, neigten ſie wenig zum Zuſammenschluß. Wohl gab es im Ausland Vereine und Klubs der Deutſchen an den einzelnen Orten; aber ſelten, daß eine Organiſation ſich über ein Land ſpannte; und niemals beſtand eine, die ſich über die ganze Erde erſtredete. Zu ſehr

waren die Blicke auf die eigenen, zu wenig auf die gemeinſamen Interereſſen gerichtet; das ſelbſt bei eben den Auslandsdeutſchen, die doch Anſpruch machten auf freieren Wiſ und weiteren Horizont. So kam es, daß die allgemeinen Fragen, die alle Reichsdeutſchen im Ausland angingen, nicht von dieſen ſelbſt in Gemeinſamkeit erfaßt und behandelt wurden; vielmehr waren es Heimatsorganiſationen, die ſich dieſer Fragen annahmen. Von der Heimat aus wurden die Auslandsdeutſchen betreut, vor allem von dem „Verein für das Deutſchtum im Ausland.“ Beſchämend zu ſehen: die kraftvollen, ſelbſtändigen Auslandsdeutſchen, — ſie ſtanden nicht als Herren zur Behandlung ihrer eigenen Fragen, waren Gegenſtand der Fürſorge der Heimat, waren nicht Subjekt einer eigenen, waren Objekt heimatiſcher Organiſationen.

Bis der Krieg kam. Bis der Krieg, und auch nur weil er ein Weltkrieg, ein Welt-handelskrieg war, eine gemeinsame Not der Auslandsdeutschen schuf. Die gemeinsame Not erst weckte den Willen zur gemeinsamen Tat. Nicht länger mehr wollen die Auslandsdeutschen Gegenstand der Sorge sein; sie wollen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Um das zu können, legten sie den Grundstein zu ihrer ersten eigenen, umfassenden Organisation, dem „Bund der Auslandsdeutschen“. Aus bestimmten sachlichen Gründen und zu Zwecken einer notwendigen Abgrenzung seiner Organisation hat sich der Bund entschieden, als ordentliche Mitglieder nur deutsche Reichsangehörige aufzunehmen.

Das Wort „Auslandsdeutscher“ hat im Sprachgebrauch einen guten Klang. „Deutscher im Ausland“ und „Auslandsdeutscher“, — das sind zwei sehr verschiedene Typen. Man wird als Auslandsdeutschen ebensowenig einen Deutschen bezeichnen, der nur zu seinem Vergnügen im Ausland lebt oder gar aus Gründen der Steuerflucht und dergleichen, wie einen, der im Ausland sein Deutschtum verleugnet und in einer anderen Nation aufgeht. Für unsere Wahl- und Steuergesetze genügt allerdings deutsche Reichsangehörigkeit und Aufenthalt oder Wohnsitz im Ausland, um aus dem „Reichsdeutschen im Ausland“ einen „Auslandsdeutschen“ zu machen. Aber von einem Auslandsdeutschen im Sinne des Sprachgebrauchs erwartet man, daß er mit dem Ausland in gewisse Beziehungen tritt, daß er sich materiell oder geistig mit ihm verflücht, und daß er das alles in einer Weise tut, die ihn als einen würdigen Vertreter deutscher Art, deutschen Volkstums, deutscher Gestattung erscheinen läßt. Wille zum Ausland und Wille zum Deutschtum ist nötig, um sich die Bezeichnung „Auslandsdeutscher“ zu verdienen, — eine ehrende Bezeichnung, die deshalb auch Geltung behält, wenn ihr Träger, gleichgültig aus welchem Grunde, auf welche Zeit und unter welchen Bedingungen, wieder ins Vaterland zurückkehrt.

So möchte der Bund alle unbefehlten deutschen Reichsangehörigen im In- und

Ausland umfassen, die sowohl das Ausland aus eigener Anschauung kennen und geistig oder materiell mit ihm verflochten sind, wie auch den Willen haben, als Auslandsdeutsche zu gelten und an den gemeinsamen großen Aufgaben mitzuarbeiten.

Diese Aufgaben sind ideeller und materieller Natur. Die materiellen Bestrebungen gehen im Augenblick vor allem darauf aus, den infolge des Krieges zu Schaden gekommenen Auslandsdeutschen zu einem Ersatz ihrer verlorenen Werte zu verhelfen. Die Methode der Feinde, Hand zu legen auf allen erreichbaren deutschen Privatbesitz im Ausland und ihn zu verschleudern à conto der staatlichen Kriegsschädigung, die Internierung der Zivilisten im Ausland, kurz die Vergewaltigung der kriegerisch unbeteiligten Einzelexistenzen ist eine der völkerrechtswidrigen Ungeheuerlichkeiten dieses Krieges. Die Entschädigungspflicht des Reiches gegenüber den Auslandsdeutschen ist durch Friedensvertrag und Reichsgesetz festgelegt; fraglich ist nur noch die Höhe der Entschädigung.

Da ein Pfund Sterling vor dem Kriege rund 20 Mark wert war, so könnte, wer damals 10 000 Pfund Sterling besaß, heute vom Reiche 200 000 Mark bekommen. Nimmt aber ein Auslandsdeutscher diese Summe, um nach England zurückzukehren, dann bekommt er dafür heute nur rund 600 Pfund Sterling. Es bedarf keines weiteren Wortes um zu zeigen, daß damit die Rückkehr ins Ausland unmöglich wird. Sie ist aber nicht nur Wunsch und Wille des überwiegenden Teils der Auslandsdeutschen, sie ist eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit zur Wiederbelebung unseres Außenhandels und damit unseres Wirtschaftslebens. Die Auslandsdeutschen fordern daher, ohne Zweifel mit Recht, Ersatz nach fremder Währung oder nach Goldmark, was auf das gleiche hinauskommt. Die Umrechnung in Papiermark mit ihren großen Zahlen spielt für den Auslandsdeutschen, der in fremder Währung denkt, überhaupt gar keine Rolle. Von einem „Valutagewinn“ eines Auslandsdeutschen zu sprechen, der wieder ins Ausland geht, ist unsinnig, denn die Valuta hängt ausschließlich ab von dem

Markkurs in dem Lande, in dem das Geld verbraucht oder angelegt wird. Nur für den sehr kleinen Teil der Auslandsdeutschen, der im Inland bleiben will, würde bei vollem Erfas der Valutaunterschied in Frage kommen, und kein gerecht Denkender wird es ablehnen, diesen Unterschied angemessen durch Steuern erfassen zu lassen.

Der Bund der Auslandsdeutschen formuliert seine augenblicklichen materiellen Aufgaben wie folgt: „Voller Erfas der uns durch feindliche Maßnahmen erwachsenen Schäden an Hab und Gut; — sofortige Unterstützung der durch den Krieg in Not geratenen Auslandsdeutschen und ehemaligen Zivilgefangenen; — angemessene Berücksichtigung in den Steuergesetzen; — Entschädigung für die Internierung; — Hilfe beim Umzug nach und von unseren alten Wohnstätten.“

Der Bund hat auch bereits erreicht, daß den geschädigten Auslandsdeutschen zunächst ein Vorschuß auf die Entschädigung ausbezahlt wird. Früher war die Prüfung vermögensrechtlicher Ansprüche sowie die Festsetzung und Auszahlung staatlicher Entschädigungen ausschließlich den amtlichen Organen vorbehalten. Aber die auf allen Gebieten eingetretene Verschiebung der Verhältnisse hat auch den eben genannten Grundsatz durchbrochen, und es wurde das Vorschußverfahren dem Bunde anvertraut, der von der Regierung als Selbstverwaltungskörper und Interessenvertretung der Auslandsdeutschen anerkannt ist.

Noch in bezug auf die Steuergesetzgebung hatte der Bund einen gewissen Erfolg, insofern den Auslandsdeutschen Erleichterungen im Reichsnotopfergesetz zugestanden wurden. Diese Erleichterungen sind allerdings so, daß ein Fachmann*) dazu sagt: „Man wird hier mit Bedauern feststellen müssen, daß den Auslandsdeutschen . . . mit der einen Hand ein wesentlicher Teil dessen genommen

worden ist, was ihnen die andere Hand gegeben hat . . . Wenn man die Auslandsdeutschen — und zwar nicht nur aus Billigkeitserwägungen, sondern aus wohlverstandenen nationalen Rücksichten — steuerlich begünstigen wollte, so wäre es richtiger gewesen, die Entschädigungen . . . vom Notopfer frei zu lassen.“ Durch die Kürzung der Entschädigungssumme wird „die Absicht, die Auslandsdeutschen draußen wieder Fuß fassen zu lassen und ihnen eine ausschließliche Konkurrenz mit Ausländer-Unternehmungen zu ermöglichen, praktisch stark gehemmt . . . Anscheinend ist der wirtschaftspolitische Gedanke hinter der ein wenig fiskalischen Idee zurückgetreten, daß eine aus Reichsmitteln geleistete Entschädigung jedenfalls von der Abgabe ergriffen werden müsse . . .“

Und warum ist der wirtschaftspolitische Gedanke bei den Verhandlungen in der Nationalversammlung hinter der fiskalischen Idee zurückgetreten? Weil die Auslandsdeutschen in der Nationalversammlung zu wenig durch Abgeordnete vertreten sind, welche — möglichst selbst Auslandsdeutsche — die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge stärker betont hätten, als die innerfiskalischen. Mit größter Spannung verfolgen daher die Auslandsdeutschen jetzt die Verhandlungen zum Reichstagswahlrecht, an dem sie teilhaben wollen und sollen.

Die idealen Bestrebungen des Bundes gehen darauf aus, im Gegensatz zu früher eine engere Verbindung der Auslandsdeutschen mit der Heimat herbeizuführen. Der Bund formuliert wie folgt: „Gewähr für freie Rückkehr ins Ausland; — Unterstützung in unserer Absicht, die zerrissenen Bande zu den gegnerischen Fremdländern neu zu knüpfen; — Wiederaufbau und Pflege der deutschen Schulen, Missionen, Hospitälern, Kirchen und wissenschaftlichen Institute im Ausland; — Heranziehung von Auslandsdeutschen zur Bearbeitung der sie berührenden Fragen; — aktives und passives Reichstagswahlrecht für die Auslandsdeutschen.“

Burzeit steht die Wahlrechtsfrage im Mittelpunkt des Interesses; über sie enthält dieses Heft daher noch einen besonderen Artikel.

*) Dr. Richard Brzezinski, Rechtsanwalt und Notar in Berlin: „Die Auslandsdeutschen und das Reichsnotopfer“, Berlin und Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, (Walter de Gruyter u. Co.

Der „Bund der Auslandsdeutschen E. V.“ gliedert sich in Landesverbände und Ortsgruppen; so vorderhand innerhalb Deutschlands, so demnächst auch im Ausland. Der Sitz der Bundeszentrale ist Berlin W. 10, Rauchstraße 23. Bei der Bundeszentrale bestehen zurzeit 13 Referate (Ägypten, Amerika, Belgien, Bulgarien, England, Frankreich, Italien, Marokko, Ostasien, Rumänien, Rußland, Türkei und eines für alle bisher nicht genannten Länder), in denen die Angelegenheiten jedes Fremdlandes und seiner Kolonien bearbeitet werden. Die Bundeszentrale bearbeitet Fragen allgemeiner Art, zum Beispiel die Organisation (Abt. A), allgemeine Rechtsfragen (Abt. B), Presse und Propaganda (Abt. C), Entschädigungsfragen (Abt. E) und gibt allgemeine Auskünfte.

Die Entstehung des Bundes war kein willkürlicher, sondern ein durchaus natürlicher Vorgang. Die aus allen Ländern nach Deutschland zurückgekehrten Auslands-

deutschen schlossen sich zuerst zu lokalen Gruppen und Vereinen, dann zu Ausschüssen, Räten, Verbänden, schließlich zu dem Bunde aller zusammen.

Landesverbände des Bundes im Ausland sind in Gründung begriffen. Der Bund rechnet darauf, daß alle Reichsdeutschen im Ausland und ihre Vereinigungen willens sind, sich zu einer umfassenden und machtvollen Organisation zusammenzuschließen.

Denn mehr als vor dem Kriege ist heute der Deutsche, der ins Ausland geht, auf sich selbst gestellt; schwerer als früher ist sein Weg; des Reiches Schutz fällt fort. Um so näher liegt der Zusammenschluß aller derer, die ins Ausland streben, aller derer, die noch im Ausland sind, zu einem Bunde, der dem einzelnen, ohne ihn einzuschränken, die Vorteile verschafft, die ein geschlossenes Auftreten Gleichgesinnter in ideeller und materieller Hinsicht herbeiführt. C.

Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Bürow 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteuung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 86/87.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesondere Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis



Wie es wirklich um uns steht

Von Konteradmiral a. D. Vollerthun



och nie in der Geschichte der Menschheit ist ein Volk, nachdem es in törichter Verblendung sein scharfes, gutes Schwert selbst zerbrochen und dem Feinde zu Füßen gelegt hatte, zu einem Frieden gezwungen worden, wie es der Deutschland aufgezwungene Friede von Versailles ist. Wohl weiß die Geschichte zu erzählen von tiefer Demütigung und Entehrung des Besiegten, von Raub, Knechtung und Sklaverei. Rom zeigt uns an Karthago, wie der Nebenbuhler auszulöschen ist. Die Germanen geben uns ein Beispiel von der Aufsaugung greifenhafter durch junge Kulturen. Wie ein in strotzender Mannesfülle stehendes, aber in unheilvoller Selbsttäuschung befangenes Volk von dem Augenblick, da es, sich selbst verrätend, treuherzig die vom Fehdehandschuh befreite Rechte dem Sieger bietet, langsam und in schadenfroher Wollust zu Tode zu martern sei, das sollte uns erst das 20. Jahrhundert, sollte uns das Friedensinstrument von Versailles zeigen. Ist es doch zum Verwechseln ähnlich jenen mittelalterlichen Folterwerkzeugen, die, anfangend mit den peripheren Nerven, in sanftem Fortschritt allmählich vordringen bis zum zentralen Nervenapparat. Aber heileibe durften die Pausen nicht vergessen werden. Ohne sie wären die Henker um einen großen Teil ihres Genusses gekommen. Nun soll es freilich zähe Opfer gegeben haben, die auch diese Marter überstanden und, wenn auch verstümmelt, doch noch lebensfähig blieben. Aber sie waren selten, und der Schaden an Leib und Seele war nicht wieder gut zu machen.

Als man uns durch die Daumenschrauben der wiederholten Waffenstillstandsverlängerungen genügend müde gemacht zu haben glaubte, kam endlich jener mit dem geriebensten Advokatenwitz ersonnene Unterwerfungspakt, in dem nur das Tempo unseres nationalen Absterbens zweifelhaft blieb. Er ließ selbst die um Herrn Scheidemann stehenden Männer erleichen; und die Verbrüderungsfanatiker und internationalen Schwärmer unserer heutigen Mehrheitskoalition bekamen ihren ersten Stoß. Wenn so der herzlich gemeinte Bruderkuß erwidert wurde, wie wollte man denn der deutschen Volksseele das Dogma des kosmo-

politischen Schwärmertums glaubhaft machen! Wie sollte selbst die sanfte Seele Michels davon überzeugt werden, daß die nationale Schranke nur ein künstliches Gebilde industrieller und militaristischer Klassen sei! daß es Pflicht jedes die wahre Freiheit schätzenden Mannes wäre, sie niederzureißen und Herrn Wilsons gnädiger Einladung zu folgen, sich endlich loszumachen aus dem Bann des preußischen Militärkiefels!

Es war gewiß ein saures Stück Arbeit, die Widersprüche zu versöhnen, das Problem von der allein seligmachenden Volksdemokratie angesichts des tödlichen Folterinstrumentes restlos zu lösen. Den Leidensweg mußten wir antreten, aber von Etappe zu Etappe suchte man sich und das Volk durch Schlagworte, Beschönigungen und Trostsprüche zu beruhigen. Die Entente hatte ja versprochen, die Folter milde zu gebrauchen, wenn wir nur den Sphondscheim unterzeichneten. Zudem, wer würde denn dafür, daß die Fenster beieinander blieben, und wenn schon, daß wir nicht in kürzester Frist bei geziemender Wohlstandigkeit in den großen Völkerrareopag mit aufgenommen würden. Freundlos seien wir keinesfalls; im Hintergrunde stände ja das große, unbezwungene Rußland. Die Zeit des Kampfes mittels der physischen Kraft sei endgültig vorüber, entspräche nicht mehr der heutigen Entwicklungsstufe der Menschheit. Mit deutschem Geist müßten wir die Welt erobern. Welch ein herrlich großer und — ungefährlicher Ausblick in die Zukunft!

Alles trostreiche Perspektiven, wenn sie nur wenigstens den Ansatz eines Hoffnungsschimmers in sich trügen, und wenn sie nicht in mittelbarer Wirkung, schon jetzt erkennbar, das Schlimmste, für unsere Widerstandskraft Verderblichste auslande gebracht hätten: die Vertiefung des Klassen- und Parteikampfes, die Zermürbung des einzigen, letzten Instrumentes der Ordnung, der Armee.

Wie die Entente die Milde rung ihrer undurchführbaren Friedensbedingungen verstanden wissen will, das hat uns der April gelehrt. Schlaglichtartig wurde unsere Lage beleuchtet durch das Einrücken der Franzosen in Frankfurt, Darmstadt, Hanau. Daß wir zurzeit ein Knechtsvolk sind, das jeden noch so grausamen Willkürakt seiner Herren hinnehmen muß, ohne zu murren, weil für jeden Appell an das Recht der Resonanzboden fehlt, ist hoffentlich auch den breitesten Volksschichten klar geworden. Nur war es bisher üblich, daß diese Herren, um vor sich das Gesicht zu wahren, Gründe, wenn auch fadenscheinige, für Übergriffe über den Friedenspakt zu finden suchten.

Greuelvolle, seit langem vorbereitete Aufrührbewegung verheßter Arbeitermassen hatte die neutrale Zone des Ruhrgebietes in Flammen gesetzt. Noch nie war der kommunistische und bolschewistische Terror mit solcher organisierter Wucht über weite Strecken unseres Landes getragen worden. Ins Vogtland sprang der Funke über, nach Mecklenburg; in Leipzig wurde mit höchster Erbitterung gekämpft. Es schien, als bliese der Aufruf zum Generalstreik noch einmal die erste Revolutionswoge in spartakistischer Färbung über das Land, alles verschlingend, was wir noch an sittlichen, staatsverhaltenden Werten besitzen. Dem Rest unseres Industriegebietes drohte Vernichtung. Verzweifelt rief das schwer betroffene Westfalen, aller Ordnung erhaltenden Nachtmittel har, um Hilfe bei der Berliner Zentralregierung. Sie wurde, wenn auch zögernd und unter weitgehendster Schonung der „Roten Armee“ gewährt. 44 000 Mann Reichswehrruppen standen

schließlich einer aufs beste bewaffneten, 30 000 Mann starken Arbeiterarmee gegenüber. Alles hatte die Regierung getan, um nicht mißverstanden zu werden. Paris war um Erlaubnis gebeten, den Obersten Rat hatte man angefleht.

Daß England, Amerika und Italien die Absicht der Franzosen, als Re-pressalie deutsche Städte zu besetzen, nicht gebilligt haben, kann heute wohl als erwiesen gelten. Der französische Ministerpräsident Millerand handelte, getreu der traditionellen französischen Politik und unter dem Druck der immer stärker werdenden Militaristen vom Schlage Fochs, auf eigene Verantwortung. Er wollte nach dem Muster Clemenceaus die Alliierten vor ein fait accompli stellen. Und bezeichnend für die verschiedenartigen Strömungen in England und die Wirkungen dieses plötzlichen Altes auf die englische Presse ist die schroffe Parteinahme der Northcliffe-Blätter gegen Deutschland und für Frankreich. War es doch eigentlich nur die liberale „Westminster Gazette“, die zunächst nur schüchtern die Verechtigung Deutschlands anerkannte, in seinen Grenzen, und sei es auch in der neutralen Zone, dem Anarchismus zu steuern. Bald aber änderte sich das Bild, als Lloyd Georges scharfe Absage und sein Veto an Frankreich erging.

Was bedeutete das? Die Trennung der beiden eng verbundenen Glieder des im übrigen nur erst auf dem Papier stehenden Völkerbundes? Unsere demokratische Presse wählte es triumphierend. Nie noch hat sie ein Verständnis gehabt für die traditionelle englische Politik dem europäischen Festlande gegenüber, nie noch hat sie aus dem historischen Faden des balance of power und des Festlandbrogens in englischem Solde Lehren für die Gegenwart und Zukunft gezogen. Daß England sich mit Frankreich darin einig ist, nie wieder das besiegte Deutschland zu Atem kommen zu lassen, solange es die Macht hat, das zu verhindern; daß es anderseits aber auch nicht ein willkürlich schaltendes Frankreich und eine deutsche Leiche haben will, ist leider dem deutschen Publikum noch immer nicht genügend in Fleisch und Blut übergegangen. Erst Lloyd George mußte das kürzlich nach der Verkittung des scheinbaren Risses von neuem verkünden. Ob wir den Bolschewismus in unseren durchlöchernten Mauern haben, ist dem Inselvolk völlig gleichgültig, vorausgesetzt daß er uns nicht gänzlich und bleibend zur Ohnmacht verdammt. So aber schägt man trotz aller Vorgänge der letzten Wochen die deutsche Volkspsyche nicht ein. Man reicht uns Nahrung, wenn wir die uns aufgedrungene Fronarbeit vor Entkräftung nicht mehr zu leisten vermögen, aber eben auch nicht ein Gränchen mehr. Der von ausländischen Bankhäusern, unabhängig von allen zersetzenden Vorgängen der letzten Wochen, in die Höhe getriebene Markkurs deutet diese Richtung an, und zum Ueberfluß sprachen es klar die Bedingungen aus, die am 16. April die nun wieder vereinten Freunde an die Bewilligung von Krediten und Rohstofflieferung geknüpft hatten. Sie laufen auf völlige Entwaffnung des Reichs nach dem Versailler Abkommen bis zu dem Grade hinaus, daß selbst der örtliche Schutz uns versagt sein soll.

Was denn aber führte England zu der scharfen Mißbilligung des vor-eiligen Schrittes der Franzosen? England ist ein Weltvolk und will die Hände frei haben nach außen; Frankreich als Kontinentalland möchte für immer seine politische und wirtschaftliche Vorherrschaft im westlichen Europa als Frucht seines Sieges verbrieft sehen. Es will seine geringere Bevölkerungszahl ausgleichen

durch völlige Zertrümmerung des Einheitsstaates Deutschland, will seine wirtschaftliche Misere aufbessern durch nachträglichen Raub auch noch des letzten, Deutschland noch verbliebenen rheinischen Industriegebietes, des rechten Rheinufers. Die aus Mainz bekanntgewordene Besprechung höherer französischer Offiziere hat das in zynischer Weise offenbart. Frankreich will eine deutsche Leiche, auch wenn dann die doch chimärenhaften Versailler Verpflichtungen nicht eingelöst werden; England wünscht einen siechen Mann mit künstlicher Ernährung. Nur ein Gradunterschied besteht also eigentlich in der Auffassung der beiden Entente-freunde bezüglich Deutschlands. Daher die überaus schnelle Verfleisterung des scheinbar klaffenden Spaltes.

Wie aber die Wiedergutmachungskommission die in Aussicht gestellten Milderungen des Versailler Vertrages aufgefaßt wissen will, dafür haben ein weithin leuchtendes Beispiel die Entscheidungen über den Rest der deutschen Handelsflotte in diesen Tagen gegeben. Kein noch so berebtes Zahlenmaterial der deutschen Regierung zum Beweise, daß Deutschland bei seiner Valuta zusammenbrechen müsse, wenn ihm auch der kümmerliche Rest aller Schiffe über 1600 Tonnen und der Hälfte derer zwischen 1600 und 1000 Tonnen genommen würde, vermochte die steinernen Herzen zu erweichen.

Inzwischen ringen schwer unsere hartbedrängten Volksgenossen in Malmédy, Oberschlesien und dem polonisierten Westpreußen gegen weitere Abbrückelung und willkürliche Vergewaltigung seitens unserer Feinde. Auch hier also keine Spur gerechter Handhabung des Friedensinstrumentes, geschweige denn von wohlwollendem Entgegenkommen, wie es einst dem Delinquenten auf seinem Foltergange in Aussicht gestellt war. Auch hier konsequente Durchführung jener französisch-englischen Tendenz, wie sie oben geschildert ist.

Amerika hält sich wie vom Völkerbunde, so auch von dieser ganzen Druck- und Ausraubungspolitik Englands und Frankreichs fern. Kein besonnener deutscher Politiker aber wird in dieser Haltung Anzeichen größeren Wohlwollens für Deutschland erblicken, so gerne er auch manche Symptome erwachender englisch-amerikanischer Rivalität zur Kenntnis nimmt. Die historische Weltbankrottstellung, die nebst vielem anderen das britische Reich an die Vereinigten Staaten hat abtreten müssen, gibt den Schlüssel für Amerikas Haltung in der europäischen Politik. Von seiner zentralen Weltlage aus mit gleicher Energie seine wirtschaftlichen und politischen Spinnfäden nach Westen und Osten webend, überläßt es die Ausräumung des europäischen Schutzes den zunächst interessierten Freunden Frankreich und England. Und nur, soweit sein Geldbeutel daraus Vorteil ziehen kann, mischt es sich hinein. In diesem rein wirtschaftlichen Sinne ist gewiß das scheinbar mit Erfolg gekrönte Mühen der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd, mit dem amerikanischen Schiffsamt zu einer Einigung hinsichtlich der Zukunft dieser deutschen Gesellschaften zu kommen, mit Freuden zu begrüßen. Mag in dem neu zu knüpfenden Bande die amerikanische Farbe noch so sehr überwiegen, in unserer heutigen Lage müssen wir alle Erinnerungen an unsere einstige maritime Stellung in den Hintergrund drängen, so peinvoll schmerzlich das auch ist. Für unseren Außenhandel wie für die Wiederbelebung unserer Schifffahrt aber kann das Abkommen, wenn es zustande kommt, von allergrößter Bedeutung sein. Ob und was es uns in politischer Hinsicht einmal werden könnte, liegt in der dunklen Zukunft Schoß.

Schauen wir weiter aus nach Freunden, die uns Erleichterung zu bringen vermöchten von dem furchtbaren äußeren Druck, so ist da zunächst die russische Sphinx. Gewiß bot sie einst, als unser Völkergang seinen Anfang nahm, manche trostreichen Hoffnungen, und wir wähen auch heute noch, daß in einer fernen Zukunft unser Anlehnungsbedürfnis an dieses fast autarkische Riesenland befriedigt werden könnte. Daß es aber in der Gegenwart mit seinem bolschewistischen Terror, seiner völlig erschöpften Wirtschaftskraft unserm haltlosen Staatsgefüge weit mehr als andern eine furchtbare Gefahr bedeutet, ist eine platte Wahrheit. Ja, man könnte sogar zweifelhaft darüber sein, ob bei uns überhaupt ein Gesundungsprozeß möglich ist, ehe nicht zuvor in Rußland deutliche Anzeichen sich dafür bemerkbar machen.

So bleibt denn von europäischen Ländern nur noch Italien, das uns in unserm außenpolitischen Elend beibringen könnte. Und in der Tat scheint die kluge Politik des italienischen Ministerpräsidenten Ritti darauf hinzuzielen. Italien befindet sich ja in keiner wirtschaftlich wesentlich besseren Lage als wir. Es hat den Krieg zwar aufseiten unserer Gegner mitgewinnen helfen. Wenn es heute aber eine Bilanz zieht, so ist das Verlustkonto erheblich mehr belastet als die Gewinnseite. Der verhältnismäßig geringen Ausdehnung nach Nordosten steht die Tatsache gegenüber, daß die Adria nach wie vor kein italienisches Meer geworden ist, daß vielmehr das junge Jugoslawenreich weit aktivere Bestrebungen zeigt, hier eine Hegemonie zu begründen als das alternde, gesättigte Österreich. Im Mittelmeer beherrscht England alle Brückenköpfe bis herauf nach Konstantinopel, und Kleinasien bleibt endgültig für Italien verloren. Nur in den kleinen Küstenstrich von Adana und Adalia darf es sich mit Frankreich teilen. Italien ist heute mehr denn je als Mittelmeermacht in der englisch-französischen Zange. Kein Wunder also, daß über die stolzen Erben des alten Rom eine gründliche Ernüchterung und eine grundsätzliche Abkehr von ihrer bisherigen Politik gekommen ist.¹⁾ Vermehrt wird dieses Gefühl der Animosität gegen seine starken Freunde, das heute übrigens die ganze öffentliche Meinung von rechts bis zur äußersten Linken teilt, durch die geradezu trostlose Lage im Innern. Die italienische Lira steht nur noch etwas über doppelt so hoch als die deutsche Mark. Die Balutasperre drückt also praktisch genau so empfindlich auf das rohstoff- und getreidearme Land wie auf Deutschland. In Hungerrevolten löst sich die gärende Stimmung aus. Seine Handelsbilanz hatte 1919 ein Passivum von 11 Milliarden. Mit vielem Geschick propagiert Ritti, um dieser Misere ein Ende zu machen, die Solidarität der europäischen Staaten. Er will die hinterhältige Zusammenarbeit Frankreichs, Italiens, Deutschlands und Rußlands auf internationalem Kreditfundament. Nur so meint er die beiden großen europäischen Gegenpole, das industrielle Deutschland und das rohstoffreiche Rußland, zum Nutzen aller aus ihrer Erstarrung lösen zu können. Bisher sind aber alle seine Bemühungen an der Starrköpfigkeit seiner romanischen Schwester gescheitert.

Auch in San Remo, wo ja soeben wiederum der hohe Weltareopag über das sündige Deutschland zu Gericht gesessen hat, vermochte sich Ritti mit seinen

¹⁾ Vgl. dazu die Bemerkungen von Carnevali über „Stimmungswechsel in Italien“ in diesem Heft.

Ideen nicht durchzusetzen. Völlige Entwaffnung nach dem Versailler Vertrag und schleunige Einlösung seiner Wiedergutmachungs-Versprechungen, so lautet das Urteil über Deutschland, mit dem man Frankreichs Rückzug aus den voreilig besetzten Gebieten zu decken sucht. Wiederum hat, wenn auch nach langem Kampf, die französische Diplomatie gesiegt. Man ist sich von neuem einig geworden. Mag auch in untergeordneten Punkten Ritti einige Milderungen für Deutschland erreicht haben, England bleibt der Schiedsrichter über Europa. Und nur soweit ihm Frankreich diese Rolle herabzudrücken sucht, läßt es auch dieses seine Macht fühlen. Mit tiefen Krachfüßen aber quitiert die würdelose demokratische Presse in Deutschland die Einladung deutscher Vertreter nach Spa zur Entgegennahme des Ententeswillens. Im Geiste steht sie darin den ersten Schritt zur Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, jenes Gehirnprodukt Wilsons, das allen Mitgliedern, die nicht zum herrschenden Triumvirat gehören, tödliche Fesseln für immer schlagen sollte.

Unter immer neuen Püffen und Vergewaltigungen seiner Feinde taumelt das führerlose deutsche Volk am Abgrund entlang. Anstatt aber unter so gewaltigem äußeren Druck alle nationalen Instinkte zusammenfließen zu lassen zu einer einzigen Woge, auf deren Kamm allein es sich noch retten kann zu dem Genesung versprechenden Hafen; anstatt alle egoistischen Wünsche der Individuen zurücktreten zu lassen vor der einen großen Pflicht, der Pflicht gegen das Vaterland, den Staat, der in Gefahr ist auseinander zu bersten und alles unter seinen Trümmern zu begraben; anstatt jedes persönliche Opfer, selbst das des Leibes und Lebens für selbstverständlich zu erachten, wenn es das Allgemeinwohl gilt, in dem wir doch alle aufgehen: bleibt es auch in diesem Augenblicke höchster Gefahr seiner historischen Eigenart treu.

Geschichtliche Analogien sind immer cum grano salis zu nehmen, weil die menschliche Entwicklung, selbst unter wiederkehrenden äußeren Ähnlichkeitszuständen, in den einzelnen Zeitepochen verschieden ist. Unter dieser Beschränkung läßt sich unsere heutige Lage wohl in mancher Hinsicht vergleichen mit der unseres Vaterlandes beim und nach dem Frieden von Münster und Osnabrück. Und wie damals schon partikuläre Eigensucht kleiner Fürsten und Fürstchen die Axt an die Wurzel des ehrwürdigen deutschen Reiches legte und Ludwig XIV. leichtes Spiel gab, mit unserer westlichen Grenze zu schalten, wie ihm beliebte, so sind heute künstlich gezüchteter Klassengeizismus, unverantwortliche Klassenverhetzung, schemenhafte Dogmenreiterei auf dem besten Wege daselbe zu tun.

Konnte das Ungeheuerliche geschehen, der Pakt von Versailles gezeichnet werden, so durften nicht gleichzeitig Freiheitslieder gesungen und die Dogmen von unbegrenzten Menschenrechten und pathetischer Menschenwürde verkündet werden. Es mußte dem Volke klar gemacht werden: nun sind wir gänzlich arm und können nur dann wieder hoffen, uns emporzuarbeiten, wenn jeder die größten Opfer an Wünschen und Forderungen bringt, jeder seine Arbeitskraft, seine Arbeitszeit vervielfacht im Interesse der Allgemeinheit, durch die allein er selbst gestützt und getragen wird.

In einem Augenblicke wie diesem, in starrer Parteidoktrin phantastische Sozialisierungspläne zu unternehmen, ist ein Widerspruch gegen die Naturgesetze, der unweigerlich zum Ruin führen muß. Die ungeheuren Lohnsteigerungen bei

wesentlich eingeschränkter Arbeitszeit machen uns auf dem Weltmarkt Konkurrenz-unfähig, geschweige daß sie das gigantische Plus herauszuwirtschaften gestatten, das uns der Friedenspakt auferlegt. Selbst bei dem niedrigen Stande unserer heutigen Valuta können wir kaum noch über die Grenze mit unseren Produkten. An diesem Verhältnis wird wenig oder nichts die leichtere Zugänglichmachung der Rohstoffe ändern, die uns versprochen ist. Anstatt zu sparen für jenes Plus an Fronarbeit, das von uns gefordert wird, bezahlen wir die Arbeitslosen, bezahlen wir ein Beamtenheer, wie es nie zuvor gesehen ist im deutschen Lande. Eisenbahnen und Post, unsere einstmalig einträglichsten Geldquellen, weisen trotz exorbitantester Verkehrsabgaben Milliardendefizits auf, lediglich infolge ganz unmöglicher Gehälter und Löhne. Liegt in diesem durchsichtigen und einfachen Beispiel allein nicht schon die wirkungsvollste Illustration der Unmöglichkeit, auf dem Wege fortzuschreiten, auf dem wir uns heute befinden? Ein anderes weniger sichtbares, aber in seinen Folgen umso verhängnisvolleres Exempel für die Wirkung so einseitig und starr verfolgter Sozialisierungstendenzen ist die gänzliche Entwertung der geistigen Arbeit gegenüber der Handarbeit. Muß ein Organismus nicht schließlich zugrunde gehen, der in falscher Säftezirkulation die Glieder auf Kosten des Hirns überfüttert?

In ihrem Wahlausruf weist die demokratische Partei stolz auf die aufbauende Arbeit hin, die unsere Regierungskoalition bisher geleistet hätte. Wo denn ist er zu finden, dieser Aufbau? Nicht nur den Oberbau des einst so stolzen Staatsgebäudes hat man in Trümmer gelegt, sondern auch die Fundamente sind unterwühlt.

Die nationale Pflicht fürs Vaterland über den engherzigen Parteigedanken zu stellen, zu allen Opfern im Sinne dieser Pflicht bereit zu sein, ist heute die einzige Medizin, die das schwerkrante Volk noch einmal zur Gesundheit zurückführen kann. Als vor Jahren die Frage der Abschaffung der Drahtkanonen in England und ihr Ersatz durch die haltbareren Mantelringrohre Kruppschen Systems diskutiert wurde, lehnte die englische Admiralität eine Systemänderung ab. Auf seine Frage nach dem Grunde dieser Ablehnung erhielt unser Marineattaché vom englischen Artilleriedirektor etwa folgende Antwort: „Bei allen Vorzügen Ihres Systems ist es für uns ein Unding, etwas zu wollen, was wir nicht können. Es gehört die ganze lange Tradition und Erziehung Ihrer allgemeinen Wehrpflicht dazu, um diese schwierige Konstruktion durchzuführen. Der englische Arbeiter, der diesen Pflichtgedanken nicht mit der Muttermilch eingesogen hat, ist viel zu unzuverlässig, um das zu leisten.“ Enthält dieser Ausspruch nicht ein weit über den Rahmen jenes Einzelfalles gehendes Geständnis?

Unser diszipliniertes, durch die allgemeine Wehrpflicht dem ganzen Volke eingepflanztes Pflichtgefühl, für das Vaterland mit dem ganzen Menschen einzutreten, hat uns groß und stark gemacht. So war es noch vor wenigen Jahren. Ist es denn denkbar, daß die vor zwei Jahrhunderten von großen preußischen Königen gesäte und so liebevoll gepflegte Saat in unserer Volksseele gänzlich verdorrt sein soll? Das kann unmöglich sein. Es spräche gegen alle Erfahrung, die wir mit der Entwicklung unserer Volkspsyche gemacht haben.

Wann aber werden wir aus unserer Blindheit erwachen? Wann wird unserer schlummernden Drunhildenseele ein Siegfried erstehen, der sie erweckt, eine

Führerpersönlichkeit, die das Vertrauen des Volkes genießt? Wann kommt endlich der Tag, an dem nicht mehr Mißtrauen, Willkür und Knebelung durch eine Klasse das ganze Volksleben zur Erstarrung bringen, sondern freudige und vertrauensvolle Zusammenarbeit aller zum Heile des Ganzen uns wieder beseelen wird?

Wir stehen heute vor den Wahlen. Eine ungeheure Verantwortung ruht auf jedem Wähler. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein unseres Volkes, unseres Landes. Möchte sich das jeder sagen in jener Schicksalsstunde! Möchte jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau den Ausweg aus den Nebelschwaden von Parteiphrasen und Klassenvorurteilen, den Mut zum inneren Eingeständnis dessen finden, wie furchtbar es wirklich um uns steht.



Stimmungswechsel in Italien

Von Dalmio Carnevali

Die folgenden interessanten Ausführungen zeigen, wie sich in Italien nach der Ernüchterung ein Stimmungsumschwung vollzogen hat, dem selbst die früher streng ententefreundlichen Richtungen sich nicht entziehen können. Der Verfasser des Artikels ist ein bekannter römischer politischer Schriftsteller.



ie Welt erscheint uns jetzt als ein Truist, in dem England und Amerika die Meere beherrschen, die eine Hälfte der bewohnten Länder besigen und die andere Hälfte kontrollieren. Von jetzt ab gelten nur noch Macht und Reichtum. Italien hat das Protokoll dieses riesenhaften Raubzuges unterschrieben, obwohl man ihm nicht einmal die Brosamen gönnt, die von der Festtafel abfallen, und hat so einer Lebensanschauung beigeistimmt, welche seinem Geist und seiner sonstigen Veranlagung widerspricht und sie verrät. Italien, das man immer die Proletarier-nation nannte, hat nichts mit dieser Galeerenstrafe zu tun. Es fehlen ihm Minen, Kohlen, Silber, Schiffe, der leidenschaftliche Geschäftseifer, alles das, was für den heutigen Sieger den Reichtum und die Kraft seines Landes ausmacht. Die Italiener aller Klassen und aller Parteien fühlen sich angewidert, wenn sie die Folgen der diplomatischen und finanziellen Machenschaften sehen, die die Zeitungen „Pariser Konferenz“ nennen. Jedermann ist bei uns unzufrieden. Das arme aufgeopferte Italien rebelliert gegen die Ungerechtigkeiten des blinden Nationalismus und des unwürdigen Merkantilismus. Es ist in den Augen der heutigen Herren der arme Verwandte, den man ruft, wenn man ihn nötig hat, und den man gern aus dem Festsaal wieder hinausflößt, da er nicht genug reich ist, um mit so hohen Persönlichkeiten zu verkehren. Italien hätte gleich in den ersten Tagen den Konferenzsaal verlassen müssen und hätte nicht dahin zurückkehren sollen. Es hat nichts bei solchen reichen und ehrgeizigen Freunden zu gewinnen, welche in ihm nur einen lästigen Bettler sehen. Es hat auch nichts zu gewinnen, wenn es ein politisches System annimmt, das den Triumph des Geldes feiert.

Die reichen Länder, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, haben noch keinen Begriff davon, was der Krieg Italien eigentlich gekostet hat an Menschen und Geldverlusten und Opfern aller Art. Man hat vielleicht die offiziellen Ziffern gelesen, aber man hat nicht verstanden, was diese Ziffern bedeuten, verglichen mit der wirtschaftlichen Macht unseres Landes. Wir meinen nicht nur die Kohlen-, Getreide- und Fleischnot, die unglaubliche Preissteigerung der Lebensmittel, die höher ist als in allen anderen verbündeten Ländern, auch nicht die erzwungene Einschränkung der Eisenbahnen und des Verkehrs und all die täglichen ungezählten Opfer, die das italienische Volk in größerem Maße als die anderen Völker gebracht hat. Wir verlangen, daß man an das Verhältnis denken möge, das zwischen der Kraft und dem Reichtum Italiens und seinen Verlusten und Ausgaben besteht. Wenn man die Ziffern abrundet und die statistischen Listen vergleicht, hat Italien ein Fünftel seiner Soldaten verloren. Es hat Schulden gemacht, die acht Zehntel seines Reichtums decken, der vor dem Kriege nach optimistischen Berechnungen fast 100 Milliarden betrug, es muß sieben Achtel seines jährlichen Einkommens für die Zinszahlungen seiner Schulden hergeben, und es hat sieben Zehntel seiner Handelsmarine verloren. Die Alliierten müßten sich bemühen, zu verstehen, was über diese Ziffern hinaus der Stoß bedeutet, der gegen den Reichtum des armen kleinen Landes Italien geführt wurde. Wir glauben, daß kein anderes Land, wenn wir die Verhältnisse beibehalten, einen solchen Schlag erlitten hat. Als Entschädigung für seine Opfer verlangte Italien keine Dankbarkeit, sondern nur das Mindestmaß von Gerechtigkeit. Die italienische Regierung hat einer Aufteilung von drei Vierteln der bewohnten Welt mit zugeesehen, während man ihm sogar den größten Teil dessen verweigert, was man ihm im Jahre 1915 versprochen hatte, um es zu veranlassen, den Mittelmächten den Krieg zu erklären. Die aufrichtigen Demokraten, die Republikaner und Sozialisten und selbst die Katholiken (Volkspartei) sind unzufrieden, da die Friedensbedingungen in keiner Weise den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Gleichheit der Völker und der Freiheit entsprechen, die die Anführer der Alliierten tausendmal in ihren Reden verkündigt hatten. Es ist einfach das Ungeheuerliche geschehen, daß dieses italienische Volk, das schwerer geprüft war als alle andern, im Augenblick des Sieges verleugnet, beleidigt, unverstanden, betrogen und verlassen worden ist, und zwar von denen, denen es geholfen hat und die es errettet hat von einer unentrinnbaren Niederlage und vom Tode. Es ist nun so gekommen, daß heute, in dem Augenblick, wo man sich enger verbünden mußte, um das Friedenswert einzuweihen, Italien verächtlich beiseite geschoben wird und vereinsamt dasteht. Man hat wohl viele Reden gehalten, um uns zu zeigen, daß wir uns irren und daß die Verbündeten mit uns und auf unser Wohl bedacht sind. Die Alliierten sind noch mit Italien, das ist eine dieser dummen Phrasen, die Journalisten und Parlamentarier gebrauchen und die man sicherlich immer in der französischen Presse finden wird, wenn die Rede von den Beziehungen zwischen Italien und den Ländern der Entente ist. Gerade Frankreich, England und Amerika haben uns durch ihre Undankbarkeit, ihre Brutalität, ihren Egoismus zu diesem Gefühl der Vereinsamung gebracht, in dem die Italiener jetzt leben. Das ist recht traurig. Aber es ist auch ganz gut, daß ein so junges Land wie Italien,

gerade in dem Augenblick, wo es sich anschickte, seine wirkliche Rolle in der Welt zu spielen, einen solchen Schlag erfahren hat und sich so hart vor die grausame Wirklichkeit gestellt sieht. Das auf sich selbst angewiesene, von allen Illusionen geheilte Italien wird nun diese Welt, die die Maske abgelegt hat, betrachten und wird zum erstenmal seinen Weg wählen und ihn aus eigener Kraft gehen und so erst die richtige Kenntnis seiner eigenen Größe erlangen.

In der französischen Presse äußert sich fast allgemein Bitterkeit und Erstaunen darüber, daß die italienischen Blätter die Verantwortung für unser italienisches Mißgeschick auf der Friedenskonferenz der französischen Regierung zuschieben, aber die französischen Blätterstimmen ziehen offenbar den Umstand nicht in Betracht, daß die Tätigkeit des Quai d'Orsay vom Waffenstillstand an eine Richtung eingeschlagen hat, die den italienischen Interessen nahezu überall zuwiderläuft. Wir müssen es mit ansehen, wie die Franzosen in der Adria mit unserem kroatischen Erbfeinde fraternisieren und im östlichen Mittelmeer die Griechen, unsere Konkurrenten, ermutigen und unterstützen. Sogar Smyrna, das doch uns in einem von den Alliierten unterzeichneten Abkommen garantiert wurde, soll den Griechen in die Hände gespielt werden. In Afrika waren unsere Bemühungen, gegenüber der Vergrößerung des französischen Kolonialreichs unbedingt notwendige Kompensationen zu erlangen, bisher erfolglos, und in Tunis sind Maßnahmen getroffen worden, die sich gegen unsere dortigen Landsleute kehren. Kurz, überall stoßen wir bei der Verwirklichung unseres Programms auf den hartnäckigen Widerstand Frankreichs.

Die französische Politik ist einzig und allein durchdrungen von dem geradezu monomanischen Bestreben, die größtmögliche Menge von Vasallenstaaten gegen Deutschland aufmarschieren zu lassen, ohne Italien gegenüber die schuldigen Rücksichten zu üben. Im Osten, in den Donau- und Balkanländern wie in der Türkei arbeitet Frankreich ständig dem italienischen Einfluß entgegen. Die Haltung der französischen Presse Italien gegenüber ist zwar sehr korrekt, und es wird auch nicht mit schönen Worten geknausert, aber was wir brauchen, sind Taten und nicht schön gebrechelte Phrasen. Aber unglücklicherweise sind die Taten derart, daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern immer schwieriger werden. Die Regierung des Herrn Clemenceau hat uns gegenüber, was auch zahlreiche angesehenen Parlamentarier und Politiker in Frankreich zugeflickt, eine Haltung eingenommen, die uns tief verwundet, schwer betrübt und viel geschadet hat.

Die Franzosen fragen, warum wir uns nur über sie beklagen und nicht auch über die Engländer und Amerikaner. Die Wahrheit ist, daß unsere Beschwerden über die Nichterfüllung unserer Wünsche durch die Friedenskonferenz sich gegen alle alliierten und assoziierten Mächte richten, während aber in der für die italienischen Interessen schädlichen Politik auf allen Gebieten offenbar die Regierung in Paris in erster Linie die Hand im Spiele hat. Man darf nur an das Offensiv- und Defensivbündnis denken, das zwischen Jugoslawien und Frankreich abgeschlossen worden ist und das dem neuen slawischen Reich Territorien garantiert, die Italien bereits im Londoner Vertrag zugestanden wurden, und andere Gebiete zusichert, die nicht an Italien fallen sollen. Mögen die Männer der Feder in Frankreich mit ihrem eleganten Stil, der so viele Nuancen enthält,

und so viel zwischen den Zeilen lesen läßt, schreiben, was sie wollen, die Tatsache bleibt doch bestehen, daß das französisch-jugoslawische Bündnis notwendigerweise gegen Italien gerichtet ist. Der Konflikt zwischen Jugoslawien und Italien ist unvermeidlich und unheilbar wie früher zwischen Österreich und Italien. Der Kampf zwischen dem Slaventum und den Italienern um die Vorherrschaft in der Adria wird nie aufhören, möge er auch zeitweilig aussetzen. Eine Versöhnung der Gegensätze ist nicht möglich. Wer sich in diesem Interessentkonflikt als Bundesgenosse auf die Seite der Südslawen stellt, tritt mit Noturnotwendigkeit feindlich gegen Italien auf.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als aus diesem politischen Irrtum, um nicht zu sagen dieser Verblendung Frankreichs in voller Gemütsruhe, aber mit männlicher Festigkeit die Schlußfolgerungen zu ziehen. Bis gestern konnten wir annehmen, daß uns zwei Wege offen stehen: ein Bündnis mit Frankreich oder eine selbstständige Politik. Heute ist dies nicht mehr so. Wollten wir heute noch unsere Freundschaft dem anbieten, der bereits seinen Weg gewählt und seine Solidarität mit unseren Feinden von gestern und morgen bekundet hat, so wäre das eine unwürdige Unterwerfung. Es kann daher nicht mehr von einem französisch-italienischen Bündnis die Rede sein, das höchstens in den diplomatischen Akten, aber nicht in den Herzen der Italiener bestünde. Die Zeiten jener Politik sind vorüber, die uns bisher alle Lasten aufgebürdet hat, jene Völker zu begünstigen, deren Expansion den Wünschen Frankreichs entsprach, und jene Völker zu bekämpfen oder über die Achsel anzusehen, deren Konsolidierung mit unseren eigenen Interessen in Einklang steht. Senen Italienern, die eine Isolierung fürchten, entgegnen wir, daß ein Volk von 40 Millionen im Herzen Europas und des Mittelmeers nicht isoliert werden kann. Wir sind durchaus imstande, auf die serben- und griechenfreundliche Politik, die Frankreich zu unserem Nachteil einzuschlagen im Begriffe ist, mit einer Politik der Verständigung mit jenen Völkern zu antworten, die mit uns gemeinsame Interessen haben. So schmerzlich auch das französisch-jugoslawische Bündnis für uns ist, so hat es doch auch seine Vorteile: Es läßt uns klar sehen und gestattet uns, endlich in voller Freiheit unsere Wege zu gehen.



Weiße und farbige Franzosen am Rhein

Von Linksrheiner



ie und mit welchen Mitteln die französische Kulturpropaganda an Mosel, Rhein und Main tätig ist, darüber berichtet schon kürzlich hier ein kleiner Ausschnitt aus Wünschen und Klagen, die das besetzte Gebiet seit Monaten erfüllen. Die „Sprachkurse“, die im Gefolge der französischen Besatzungstruppen überall eingerichtet werden, sind damals gar nicht erwähnt worden: so selbstverständlich erscheint uns unter Schutz und Schirm der Rheinlandordonnanzen diese Begleitererscheinung der westlichen Invasion, trotzdem gerade diese langsam vordringende Verwestlichung unserer Jugend heute bereits zu schwersten Bedenken Anlaß bietet. Nicht anders als früher in Elsaß und Lothringen senden jetzt wieder gutdeutsche Kreise, insbesondere des kleinen Mittelstandes, nur zu gern und willig ihre Kinder in diese Schulen der Doppelkultur hinein. Die große Prüfung, die kürzlich im Kreise Königstein im Taunus für die von der französischen Besatzung eingerichteten Sprachkurse stattfand, wurde ganz nach gutem Brauch Frankreichs zur prunkvollen Feier, an der jung und alt teilnahm. Wie in der französischen Provinz bei solcher Gelegenheit die Herren maires, mit blau-weiß-roter Schärpe geschmückt, dem Präsekten und zugleich dem Vertreter des ruhmreichen Heeres ihre Aufwartung zu machen pflegen, so wohnten hier im Herzen des Deutschen Reiches Landrat, Bürgermeister und Lehrer der beteiligten elf Gemeinden der Prüfung bei: im deutschen Schulzimmer vollzog sich in gleicher Form dieselbe Feierlichkeit, die in französischen Klassen gang und gäbe ist. Acht Kinder erhielten erste Preise, so durfte frohlockend die Lokalpresse melden, Mädchen und Knaben ein Dreimonatsabonnement auf französische Zeitschriften, ferner das Lexikon Larousse, Jules Verne-Bücher, beide in Goldschnitt, und fünfzig bis hundert Mark in bar. Die beiden besten Schüler erhielten zudem noch Bleistiftzeichnungen eines französischen Hauptmanns (!), sodann bekamen sämmtliche anderen Kinder Robinson, Grimms und Bechsteins Märchen in französischer Übersetzung und endlich ein Sechsmonatsabonnement auf die bekannte deutsch-französische Zeitschrift: Der Rhein im Bild. Eindrucksvoller und umfassender noch setzt diese Werbung in den Großstädten ein. „Hunderte von Mitbürgern jedes Geschlechts, Alters und Standes,“ schreibt ebenfalls höchst entzückt der „Trierer Volksfreund“, „meldeten sich zu den bei der Besatzungsbehörde eingerichteten Sprachkursen.“ Von der Trierer Stadtverwaltung wurden deutsche Schulzimmer bereitwillig zur Verfügung gestellt, ja, sogar deutsche Lehrer und Lehrerinnen leisten unter sanftem Druck von oben auf Kosten Frankreichs hilfreiche Dienste unter der kläglichen Ausrede, daß die Franzosen sonst französische Lehrkräfte nach Trier legen würden.

Naturgemäß bilden solche Elementarkurse nur den Grundstock zum Aufbau eines vollständigen Schulsystems. Fünfzehn Jahre lang wollen ja die Besatzungstruppen mit all ihrem Anhang im Lande bleiben, fünfzehn Jahre lang müssen also Erwachsene und Kinder in französischer Sprache und französischem Geiste geschult werden, „um den Verkehr zwischen Soldaten und Bürgern möglichst

angenehm und reibungslos zu gestalten". Fünfzehn Jahre lang müssen deutsche Kinder nicht nur französische Posten vor den öffentlichen Gebäuden stehen sehen, die französische Fahne grüßen: fünfzehn Jahre lang werden Stipendien und Preise sowie unentgeltlicher Unterricht nicht wenige der treuesten Volksgenossen auch zur Benutzung der mannigfachen Bildungsmöglichkeiten locken, die die Franzosen den „zurückgebliebenen“ Nachbarn bieten, um das Rheinland endlich zur „Völkerbrücke“ zwischen germanischen und romanischen Nationen zu machen, die Rheinländer selbst aufs neue zur Weltbürgerlichkeit zu erziehen, die wie vor fünfviertel Jahrhunderten kein sehnlicheres Ziel mehr kennt, als den Anschluß an den Einheitsstaat Frankreich. Neben und über den Elementarschulen erheben sich daher bereits in den Hauptorten, in Wiesbaden und Aachen, in Saarbrücken und Trier, Mittelschulen, die ursprünglich für die Kinder der französischen Offiziere und Beamten bestimmt waren, die aber bereitwillig ihre Pforten auch den Sprößlingen „gutgesinnter“ deutscher Familien öffnen. Die Universität Bonn soll im nächsten Semester von französischen Studenten geradezu überschwemmt werden, die hier auf die wohlfeilste Art ihr Studium fortsetzen können. Französische Professoren und conférenciers sind bereits angesagt, denen die Universität Hörsäle und Räumlichkeiten in genügender Zahl zur Verfügung zu stellen hat. Langsam und sicher werden die Kinder des aufstrebenden Arbeiters, vor allem des Mittelstandes, hineingeführt in das Verständnis französischer Sprache, französischer Art und Kunst, das die neuen Reichen mit besonderer Lust und Liebe zu erfassen gewillt sind.

In seltsamer „Arbeitsgemeinschaft“ mit dieser weißen „Kulturpropaganda“, mit dem Zuderbrot „überlegener Bildung“ das aufstrebende deutsche Bürgertum in Geist, Sprache und „Mentalität“ der weißen Franzosen hineinzuzwingen, senden dieselben Pariser Machthaber ihre schwarzen Sklaven zur völligen sittlichen und körperlichen Verwüstung unserer Nation aus. Auch hier vermessen wir nur zu stark den immer erneuten Einspruch einer Regierung, hinter der sich das ganze deutsche Volk in Angriff und Abwehr zu sammeln vermag. Der Einbruch Frankreichs ins Maingebiet erst hat zum wenigsten die Engländer zu einem eifersüchtigen Protest veranlaßt. Jetzt erst, nachdem drei Jahr und Tag schon in der Pfalz und am Mainzer Brückenkopf die Horden der farbigen Franzosen ihr Wesen treiben durften, wirft auch Großbritannien als Wortführer der weißen Rasse dem übereifrigen Bundesgenossen alle die Schandthaten vor, die im Namen und Geist der französischen Zivilisation die „Waffenehre der Alliierten“ beslecken.

Zwanzigtausend Schwarze, Marokkaner vor allem, so wissen englische Zeitungen zu melden, rückten in den unseligen Wochen, in denen der Generalstreik die Fesseln des Bürgerkrieges löste, in das gesegnete Land am Main ein, das Goethes Genius heiligte. Eine englische Zeitung schreibt:

„Die französischen Militaristen verüben eine verabscheuungswürdige Schmach gegen das Frauentum, gegen die weiße Rasse und gegen die Zivilisation, und nicht zufrieden damit, daß sie Hunderttausende tiefstehender afrikanischer Barbaren im Kriege verwendeten, die ihre Tornister mit Augäpfeln, Ehren und Köpfen der Feinde füllten, überrennen sie jetzt Europa mit ihnen, achtzehn

Monate nach Beendigung des Krieges. Sie haben sich ihrer bedient, um die russischen Bauern zu massakrieren. Sie haben sie nach der Türkei und nach Bulgarien gebracht. Aber gerade in der Pfalz verwenden sie dieselben in größtem Maßstabe, nämlich in einer Menge von 30 000 bis 40 000 Mann.

Dort sind sie der Schrecken und namenlose Schauder geworden. Sie bemächtigen sich der Frauen und Mädchen — aus bekannten physiologischen Gründen ist die Vergewaltigung einer weißen Frau durch einen Neger beinahe immer mit schwerer gesundheitlicher Schädigung verbunden und hat häufig die schlimmsten Folgen. Die Neger verbreiten die Syphilis, sie morden harmlose Bürger und werden oft nicht im geringsten kontrolliert, sie sind die schreckliche barbarische Verkörperung einer barbarischen Politik, die durch einen sogenannten Friedensvertrag dargestellt ist, der die Uhr um zweitausend Jahre zurückstellt.“

Wie furchtbar diese Schrecken aber selbst in Frankreich, zum wenigsten von den Intellektuellen empfunden werden, die als Sieger großmütig die weltbürgerlichen Fäden der Kunst und Wissenschaft auch mit den „Boches“ wieder anzuknüpfen streben, zeigt der Widerhall, den diese englischen Nachrichten in der Pariser „Clarté“ finden:

„Abgesehen von der kaum zu bändigenden Bestialität der schwarzen Truppen richtet die Syphilis überall da, wo sie stationiert sind, schreckliche Verwüstungen an. Viele gefährlich angesteckte Prostituierte sind von Frankreich nach Wiesbaden und Mainz geschickt worden. Die Hospitäler reichen nicht mehr aus, große Gebäude haben für die Kranken (Männer und Frauen) requiriert werden müssen. Viele junge deutsche Mädchen von kaum heiratsfähigem Alter, einige nicht älter als vierzehn oder fünfzehn Jahre, werden in die Hospitäler gebracht. Sie verkaufen sich, weil 20 Franken 150 Mark wert sind und 50 Franken 400 Mark.

Und dies ist nur die eine Seite der Sache. Ich habe vor mir eine Reihe von Aussagen von Verwandten, von Opfern, von Doktoren, von Rechtsanwälten über Fälle von Vergewaltigung — einige von ihnen ganz furchtbarer Art — gegen junge Mädchen, die von der Arbeit vom Felde zurückkehrten, und von armen Arbeiterinnen, die auf der Straße nach Einbruch der Dunkelheit ergriffen wurden; Berichte von beständigen und immer häufiger werdenden Fällen des Verschwindens junger Mädchen aus den Städten und Dörfern des Saartales, von Leichen junger Frauen, die unter Düngerhaufen entdeckt worden sind und so weiter.

Aus Mainz, Ems, Wiesbaden, Ludwigshafen kommen Anweisungen, daß die Stadtverwaltungen eine wachsende Anzahl von maisons tolérées (öffentlichen Häusern) für die schwarzen Truppen einrichten müssen, für sie bezahlen und für Feuerung sorgen müssen. In Saarbrücken belaufen sich die Kosten dieser Einrichtungen auf nicht weniger als 700 000 Mark. Es ist mir berichtet worden, daß dem Bürgermeister einer gewissen Stadt (aus naheliegenden Gründen nenne ich seinen Namen nicht) mitgeteilt wurde, daß sein Zögern, dem Ersuchen für solche Zwecke nachzukommen, ihn schuldig mache, vor ein Kriegsgesicht gestellt zu werden. Man erklärte ihm mit Nachdruck, daß solche Ein-

richtungen speziell notwendig für schwarze Truppen seien, und wenn man sie nicht träfe, so würden deutsche Frauen, Mädchen „und Knaben“ es büßen.

Die furchtbarsten Dinge werden niemals öffentlich bekannt — die Angriffe von Regersoldaten auf Damen, die sich nicht an die Öffentlichkeit wenden können und Selbstmord begangen haben —, diese Dinge sind derart, daß Außenstehende sie als reine Erfindung betrachten würden, wenn man sie erzählte oder druckte.

Die wirtschaftliche Armut, in welche der Vertrag die arbeitenden und mittleren Klassen in Deutschland stürzt, ist ein Anreiz zur Prostitution. Das alles ist ein Teil einer vorbedachten Politik. Die Männer, welche die Urheber dieser Dinge sind, wissen, was sie tun und warum sie es tun. Die Zukunft wird nur zu klar zeigen, welch ein unauslöschliches Feuer des Hasses sich über dem Haupt des französischen Volkes sammelt — des Volkes, obgleich es als solches unschuldig hieran ist. Ein hervorragender Soldat sagte mir neulich: „Wäre ich ein Deutscher, ich würde alles vergehen. Dieses aber — niemals!“ . . .

Das rücksichtslosere Frankreich ist direkt mit dem schmutzigsten Teile dieses Werkes verbunden. Die französischen Militaristen freuen sich daran. Wir aber sind Partner dieser Politik, deren krasstes Symbol jene Greuel sind. Unser Volk läßt es zu, teils weil es nicht begreift, teils weil man es glauben gelehrt hat, die Beherrscher Deutschlands allein seien für die Hölle verantwortlich, welche auf die Welt losgelassen wurde. Das ist eine Lüge; wäre es aber die Wahrheit, so würde es nicht die Tortur des deutschen Volkes rechtfertigen. . . .

Für die arbeitenden Klassen ist der Import von Regersöldnern zu Hunderttausenden aus dem Herzen Afrikas, um Schlachten zu schlagen und die Gelüste kapitalistischer Regierungen im Herzen Europas zur Durchführung zu bringen, ein erschreckendes Vorzeichen. Die Arbeiter Großbritanniens, Frankreichs und Italiens werden schlecht beraten sein, wenn sie zugeben, daß alles dieses in Schweigen gehüllt bleibt, weil heute zufällig Deutsche die Opfer sind.“

So schreibt heute schon ein Franzose über die schwarze Kulturpropaganda seines Landes, während in Wiesbaden und Mainz, in Königstein und Trier die „besten“ Kreise Deutschlands der weißen Kulturpropaganda willig Tür und Tor öffnen, die sich nur in Form und Farbe, nicht aber ihrem Inhalt nach von ihrer farbigen Schwester unterscheidet. Russen und Polen, die die alten Bundesgenossen Frankreich und England nicht nur aus dem eigenen Lande, sondern auch aus dem besetzten Gebiet ausweisen, nimmt das Deutsche Reich mit offenen Armen auf: warum sollte es nicht eine Ehre darin finden, daß weiße und farbige Franzosen am deutschen Rhein deutsche Jugend und deutsche Frauen zur Blüte Pariser Sprache und Literatur, Pariser Sitte und Sittlichkeit emporziehen?



Der elsäß-lothringische und der französische Regionalismus

Von Fritz König



Im Kampf gegen den französischen Unitarismus und Zentralismus flüchtete sich der elsäß-lothringische Partikularismus schon in den ersten Monaten nach dem Einmarsch der Franzosen zum regionalistischen Gedanken, der auch in Innerfrankreich eine beträchtliche Anhängerschaft hat. Dieser Gedanke erschien als der Strohalm, an den man sich anklammern könne, um nicht ganz unter die Räder der zentralistischen Verwaltungsmaschine Frankreichs zu geraten, die einen einfach zu drei Departements zurechtgewalzt hätte. In denen die elsäßische Eigenart ersicht worden wäre, und so wurde denn unter der Flagge des Regionalismus vor allem von der „Republikanischen Volkspartei“, dem ehemaligen Zentrum, ein Programm entwickelt, das zwar der Liebesbeleuerungen gegenüber Frankreich voll war, im übrigen aber einen Strauß von Forderungen erhielt, die im Grunde genommen auf nichts anderes hinausliefen als auf die Forderung der Autonomie im Rahmen Frankreichs.

Die französischen Herren waren mit der Überzeugung ins Land gekommen, den elsäß-lothringischen Staat, der unter deutscher Herrschaft entstanden war, einfach von seinem Fundamente abheben zu können, indem sie den deutschen Verwaltungsapparat zerstörten und den „Nationalrat“, den legitimen Erben des alten Landtages, stillschweigend erdrosselten. Immerhin hat dieser sich beim Einrücken der Franzosen, die auch er als „Befreier“ begrüßte, dazu aufgeschwungen, die Achtung vor den Eigenrechten des elsäß-lothringischen Volkes zu fordern, und hat so die Welt vor die bedeutsame Tatsache gestellt, daß der elsäß-lothringische Partikularismus sich schon während der Feste des Einzuges auch den Franzosen gegenüber zum Worte meldete.

Im Überschwang ihres Siegestaumels achteten die Franzosen darauf nicht, sondern versuchten, ihrer nationalistischen Legende von der Sehnsucht der unterdrückten elsäßischen und lothringischen Brüder nach restloser Rückkehr zum Mutterlande gemäß einfach da wieder anzuknüpfen, wo sie 1870 aufgehört hatten. Die Folge aber war, daß sie den empfindlichen Nerv des elsäßischen Selbstgefühls berührten; sie stießen daher bald auf einen Widerstand, den sie nicht brechen konnten, ohne noch vor Friedensschluß die Aufmerksamkeit erneut auf die elsäß-lothringische Frage zu lenken.

So mußten sie denn sehr schnell zu dem System der Verwaltungsautonomie in Elsäß-Lothringen zurückkehren. Herr Millerand wurde als „Commissaire général de la République“ der erste „Statthalter“ Frankreichs in Elsäß-Lothringen. Die Tatsache seiner Ernennung schloß das widerwillig gegebene Zugeständnis ein, daß Elsäß-Lothringen seiner ganzen staatlichen und wirtschaftlichen Struktur nach ein in sich geschlossenes Gebilde ist, das der Eingliederung in Frankreich die größten Schwierigkeiten bereitet.

Das war aber nicht das einzige Zugeständnis, das die „république une et indivisible“ machen mußte. In jenen Tagen der ersten Enttäuschung — es war

im Dezember 1918 — hatte sich der „Nationalrat“, der noch immer hinter den Kulissen vegetierte, mit einer Denkschrift an die Regierung gewandt, in der er nicht nur die Schaffung des Oberkommissariats verlangte, sondern auch die Notwendigkeit betonte, daß er zur Mitarbeit herangezogen werde. Es könnten sich sonst Einflüsse geltend machen, „die die Sinnesart und Bedürfnisse des Landes nicht genügend berücksichtigten“. Da es den Franzosen auf die Zertrümmerung des elsäß-lothringischen Staates ankam, da sie infolgedessen eine Körperschaft, die auch nur von weitem als eine Volksvertretung eigenen Rechtes hätte gedeutet werden können, unmöglich am Leben lassen konnten, so wurde diese Bitte nicht erfüllt. Immerhin glaubten sie in Anbetracht der Mißstimmung im Lande der Bevölkerung eine Beruhigungsspiße geben zu müssen. Sie schufen daher den „Conseil Supérieur d'Alsace et de Lorraine“, einen Beirat von der Regierung ernannter Notabeln aus Elsaß-Lothringen und Innerfrankreich rein konsultativen Charakters. Sie hofften, die Elsaß-Lothringer auf diese Weise über den Verlust ihrer Volksvertretung hinwegtäuschen zu können, bis die Wahlen zu Kammer und Senat sie in den Besitz von Vertretern gesetzt hätten, die der zentralen Volksvertretung in Paris eingegliedert wären. Als ein „von Schlafkrankheit“ befallenes Gebilde fristete dieser Conseil Supérieur sein Leben, ohne sich auch nur des geringsten Ansehens in den Augen der Bevölkerung zu erfreuen, um dann sang- und klanglos zu verschwinden, da die Kammern in Paris inzwischen neugewählt sind.

Die Wahlen waren trotz der Gärung im Lande „nationale“ Wahlen. Elsaß-Lothringen verstand sich dazu, weil es einen offenen Kampf mit Frankreich nicht wagen konnte und als Gegengabe die grundsätzliche Anerkennung der regionalistischen Sonderstellung des Landes erlangte. Herr Millerand mußte sich sogar dazu verstehen, die Schaffung eines Regionalrats für Elsaß und Lothringen zuzusagen, in dem Vertreter der Bevölkerung der Regierung mit Rat und Tat zur Seite stünden. Da der Gesetzentwurf, den er am 3. Februar der Kammer zugehen ließ, diesem Rat wieder nicht den Charakter einer — demokratischen Grundsätzen entsprechenden — Volksvertretung mit beschließender Gewalt, sondern den Charakter einer regierungsfrommen, rein beratenden Notabelnkörperschaft ohne jede politische Kompetenz geben will, so erfährt er im Lande allgemeine Ablehnung. Man fordert für die Erledigung der lokalen Angelegenheiten des Landes auf Grund des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker“, daß auch „die freiheitsstolzen Söhne des Elsasses“ für sich in Anspruch nehmen, eine Vertretung, die organisch aus dem Lande hervorstache und mit eigenem Beschlußrechte der Regierung des Generalkommissars gegenüberstehe; man fordert mit einem Worte, daß nicht da wieder angeknüpft werde, wo die Franzosen im Jahre 1870, sondern da, wo die Deutschen im Jahre 1918 aufhörten; man fordert den Wiederaufbau des elsäß-lothringischen Staates, ohne sich viel Kopfschmerzen darüber zu machen, wie Frankreich sich zu diesem den Grundsätzen der bisherigen französischen Verfassung ins Gesicht schlagenden Verlangen stellt.

Der elsäß-lothringische Regionalismus ist daher etwas ganz anderes als der innerfranzösische. In Frankreich wird von zahlreichen politischen Intellektuellen der Untergang des „Provinzialismus“, den die französische Revolution und Napoleon dem imperialistischen Gedanken der „république une et indivisible“

zum Opfer brachten, bitter empfunden, weil der übertriebene Zentralismus mit seiner Perfektenwirtschaft eine vernünftige Selbstverwaltung unmöglich macht. Die Vertreter des Regionalismus in Innerfrankreich wollen dem Geist der provinziellen Selbstverwaltung — von dem sie hoffen, daß er trotz der zentralistischen Knebelung von vier Menschenaltern noch unter der Asche glimme — durch eine entsprechende Gesetzgebung wieder zum Leben verhelfen. Es ist für Frankreich, wie der „Elsässer Kurier“ in seiner Nummer 40 vom 17. Februar sagt, „eine mehr prinzipielle und theoretische Frage“.

In Elsaß-Lothringen aber handelt es sich um eine praktische Frage von größter aktueller Bedeutung, „um eine Forderung des Volksempfindens“. „Wir sind an ein gewisses Maß von Selbstbewegung gewöhnt aus der Zeit des elsäß-lothringischen Freiheitsstrebens, wo alles Ringen darauf hinauszging, den Rahmen dieser Bewegungsfreiheit zu erweitern.“ („Els. Kurier“ ebenda.) Und so fordern denn die Vertreter des partikularistischen Gedankens in Elsaß-Lothringen eine „demokratische Reform“: „Die Bevölkerung muß die Fragen der Neuordnung entscheiden.“ Dem Generalkommissar sei Vollmacht gegeben, durch Verordnung die französische Gesetzgebung stückweise in Elsaß-Lothringen einzuführen unter Abschaffung des Bestehenden. Das sei ein weitgehendes Vorrecht, „wie es die freiere Diktatur in Elsaß-Lothringen nicht darstellte“. Es legt ein großes Stück legislativer Gewalt in die Hand eines Mannes. Wir wüßten nicht, wo sonst irgendwo dergleichen noch zu finden wäre. Dieser Stand der Dinge ist sehr ansehnlich. Er erscheint als moderner, demokratischer und republikanischer Gesinnung widersprechend und dem Gedanken der Volkssouveränität zuwiderlaufend.“ („Els. Kurier“ ebenda.)

Es handelt sich also in Elsaß-Lothringen um die Selbstbehauptung eigenartig entwickelten, vom Gedanken eigenstaatlichen Lebens erfaßten, kulturell nicht französischen Volkstums gegen den Zentralismus des bisherigen Frankreich, nicht um die Einführung einer provinziellen Verfassung, die den Geist der Selbstverwaltung erst wieder zur rechten Entfaltung bringen soll.

Die Frage des Regionalismus für Innerfrankreich und die Frage der Autonomie Elsaß-Lothringens sind daher zwei grundverschiedene Probleme. Deshalb auch wird vom Elsaß aus die Verkopplung der beiden abgelehnt. Jean Genneff, der Präsident der Regionalistengruppe in der Kammer, hat seinen Kollegen, gleichzeitig mit Millerands Vorlage über die regionalistische Ausgestaltung Elsaß-Lothringens, einen Entwurf für die entsprechende Umformung des französischen Staates zugehen lassen. Der „Elsässer Kurier“ bemerkt dazu: „Es liegt nahe, daß die beiden Entwürfe in der Kammer auf gleichem Fuße behandelt werden könnten, und dies erscheint uns als nicht wünschenswert. Es würde die Gefahr der Verschleppung unserer elsäß-lothringischen Forderungen mit sich bringen und zugleich die Gefahr einer gleichen Behandlung von zwei Problemen, die ein sehr verschiedenes Gesicht zeigen.“



Die Ärzteschaft unter der Macht der Krankenkassen

Von Dr. G. Ritter (Berlin)



ie überstürzte und übertriebene, von der Nationalversammlung wieder aufgehobene Verordnung über Ausdehnung der Versicherungspflicht in der Krankenversicherung bis zu 20 000 Mark Einkommen hat infolge der lebhaften Gegenbewegung unter den davon betroffenen höheren Angestellten und den Ärzten die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Krankenversicherung gelenkt. Die Öffentlichkeit hat dabei zum Teil mit Erstaunen Kenntnis davon erhalten, wie bedrückend großenteils die Lage der Ärzte unter der Wirkung des Versicherungsgesetzes geworden ist. Die Probleme, welche die soziale Gesetzgebung für die Ärzte als Stand und als Einzelpersonen birgt und die zu ihrer Lösung drängen, wenn nicht die ganze Krankenversicherung selbst gefährdet werden soll, seien nachstehend dargelegt.

Schon vor der Einführung der Zwangsversicherung bestanden in vielen Teilen Deutschlands seit Jahrzehnten Krankenkassen. Ihre Mitglieder wurden von den Ärzten im wesentlichen als Unbemittelte angesehen; dementsprechend beanspruchten die Ärzte auch nur ein sehr geringes Entgelt für ihre Bemühungen. Im Jahre 1848 waren bei dem neubegründeten „Gesundheitspflegeverein der deutschen Arbeiterverbrüderung“ in Berlin zur Bestreitung der ärztlichen und wundärztlichen Pflege, der kleineren chirurgischen Hilfsleistungen, Kosten der Heilmittel und Verwaltungskosten des Vereins pro Mitglied monatlich 15 Pfennig zu zahlen. „Um an dem Geldpunkt die Verwirklichung der Idee nicht scheitern zu lassen, haben die Ärzte die Richtigkeit der Rechnung mit der Möglichkeit, vorläufig ohne einen ihrer Arbeit entsprechenden Lohn zu bleiben, verbürgt.“

Die Einrichtungen dieser ungenügend fundierten Kassen wurden bei Einführung der gesetzlichen Zwangsversicherung nach Möglichkeit geschont. Auch später wurde bei der Erweiterung des Versicherungszwanges unterlassen, den Krankenkassen eine breite finanzielle Basis zu geben. Bei ihren demgemäß beschränkten Mitteln und bei dem Bestreben, neben der Aufbringung der vorgeschriebenen Reserven unter möglichst geringer Belastung ihrer Mitglieder für diese möglichst viel zu leisten, suchten die Kassen begreiflicherweise soviel als möglich an Ausgaben zu sparen; einen dieser Ausgabeposten bildete das Arzthonorar. Später kamen jedoch Zeiten, in denen die Kassen über reichliche Mittel verfügten und stellenweise Verwaltungspaläste nach Art der Großbanken erbauten, aber trotz gelegentlicher platonischer Erklärungen für eine ausreichende Bezahlung der Ärzte ist es zu einer solchen überwiegend nicht gekommen.

Von Anfang an ist dabei nicht berücksichtigt worden, daß die Krankenversicherung nur dann das Beste leisten kann, wenn die Ärzte an ihr so interessiert sind, daß sie freudig daran mitarbeiten. Nachdem der Staatssekretär von Boetticher seinerzeit den Kassen empfohlen hatte, die ärztliche Versorgung im Submissionswege zu vergeben, ist es für diese zum Grundsatz geworden, die ärztliche Hilfe, mit ihre wesentlichste Leistung, nicht so gut wie möglich, sondern so billig wie möglich zu beschaffen. Dies hindert sie jedoch nicht, auf der anderen Seite von den Ärzten den höchsten Berufs-Idealismus zu fordern und die Schuld an den Mängeln des

Systeme einseitig den Ärzten zuzuschieben. Solange neben der kassenärztlichen Tätigkeit die freie Berufsausübung in der Privatpraxis eine auskömmliche Existenz ermöglichte, konnte von den Ärzten das geringe Einkommen aus der kassenärztlichen Tätigkeit ertragen werden. Je mehr diese aber zur Hauptsache wird und je mehr bei der Gewährung kostenloser ärztlicher Behandlung die Inanspruchnahme der Ärzte zunimmt, während gleichzeitig durch die fortwährende Verfeinerung der ärztlichen Untersuchungs- und Behandlungsverfahren die Mühsverwaltung bei dem einzelnen Kranken wächst, umsoweniger kann den Ärzten auf die Dauer zugemutet werden, für mindertwertige Bezahlung unentwegt hochwertige Berufsarbeit zu leisten und dabei zuzusehen, wie immer weitere Kreise ihrer Berufsgenossen in Not geraten, weil größtenteils die Krankenkassen nur eine begrenzte Zahl von Ärzten zur Behandlung der Kassenmitglieder zulassen. Daß die Ärzte, die diese Gefahr erst zu spät erkannt hatten, hiergegen organisiert ankämpfen, hat ihnen seit langem von seiten der Kassen den Vorwurf der „Profitgier“ und „inhumaner“, „unsozialer“ Gesinnung eingetragen. Der Kampf zwischen Kassen und Ärzten hat von beiden Seiten bisweilen scharfe Formen angenommen. Es handelt sich jedoch für die Ärzte nicht lediglich um ihre materiellen Arbeitsbedingungen; aber selbst wenn dem so wäre, so dürfte man ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Für die Ärzte handelt es sich gleichzeitig darum, ihre berufliche Leistung auf wissenschaftlicher Höhe zu erhalten und ihren Stand vor Proletarisierung und moralischem Verfall zu schützen, damit er seine Aufgaben erfüllen kann.

Dem Wesen des ärztlichen Berufes entspricht eine individualisierende Einzelbehandlung des Kranken, wie sie in der Privatpraxis die Regel ist. Für viele Fälle, namentlich für schwere, langwierige, nervöse Erkrankungen und ganz besonders für die Familienbehandlung ist das Bestehen gewisser seelischer Wechselwirkungen zwischen dem Kranken und dem Arzt seines Vertrauens geradezu die Voraussetzung einer erfolgreichen Behandlung. Dazu muß der Arzt aber sich dem einzelnen Patienten genügend widmen können. Grundbedingung dafür ist eine Bezahlung, die dem Arzt auch bei einer nicht zu hohen Zahl von Patienten und einer nicht übermäßigen Arbeitszeit eine auskömmliche Existenz ermöglicht. Soweit diese Bedingungen in der Kassenpraxis erfüllt sind, werden auch dort weder von den Ärzten noch von den Kassen Klagen laut. Kautsky sagt zutreffend („Neue Zeit“ 1904 Nr. 16): „Es liegt im Interesse der Krankenkassen selbst, daß ihre Ärzte eine Honorierung erhalten, die Berufsfreudigkeit und Gewissenhaftigkeit ermöglicht.“

Die Höhe des Entgeltes für die ärztliche Tätigkeit hängt aber nicht nur von der absoluten Höhe der Aufwendungen einer Kasse pro Jahr und Kopf ihrer Mitglieder ab, sondern auch von den besonderen Verhältnissen derselben, nämlich ob es sich dabei um Angehörige gesundheitlich günstiger Betriebe und so weiter bzw. Landbevölkerung mit gutem gesundheitlichen Risiko und dementsprechend geringerer Inanspruchnahme der Ärzte handelt oder um großstädtische Industriebevölkerung mit schlechtem Gesundheits-Risiko und starker Inanspruchnahme der Ärzte. Bei gleichen durchschnittlichen Aufwendungen pro Kassenmitglied und Jahr wird die ärztliche Entlohnung daher in dem einen Falle gut, in

dem anderen unzureichend sein. Im letzteren Falle ist gleichzeitig zur Bewältigung der Arbeit eine größere Zahl von Ärzten nötig, und durch die stärkere Verteilung des an sich unzureichenden Honorars gestalten sich die Verhältnisse für die Ärzte dabei noch ungünstiger. Die Aufwendungen für ärztliche Hilfe müßten also bei den einzelnen Kassen diesen Verhältnissen besser angepaßt sein als jetzt.

Großenteils war für die meisten Ärzte eine auskömmliche Existenz mit Rücksicht auf die Verhältnisse in der Kassenpraxis schon seit Jahren sehr schwierig. Sie wird in Zukunft mit fortschreitender Ausdehnung der Krankenversicherung unter Einbeziehung der Familienangehörigen bei vermehrter Arbeit noch schwieriger werden. Bei der Höhe des ärztlichen Einkommens ist abgesehen von dem zeitlichen Geldwert stets zu berücksichtigen, daß der Arzt eine sehr lange und kostspielige Ausbildungszeit braucht, an deren Verpflichtungen er oft jahrelang in der Praxis zu tragen hat; vielfach wird er nicht vor dem dreißigsten Jahre wirtschaftlich selbständig; er hat hohe Unkosten für die Ausübung seines Berufes an Wohnung, Fuhrkosten, Telephon, Instrumentarium, Büchern, Zeitschriften, Fortbildungskursen, Vertretung, Assistenz, Hilfspersonal usw. Gegenwärtig betragen allein die Berufsunkosten für eine mittlere Praxis in Berlin 13—14 000 Mark jährlich. Für Krankheits- und Todesfall muß er mangels anderer Versorgung Versicherungen eingehen, seine durchschnittliche Lebensdauer ist infolge der Gefahren des Berufes und der mit ihm verbundenen starken Abnutzung kürzer als die anderer akademischer Berufe; der Landarzt muß seine Kinder im Interesse ihrer Erziehung und Ausbildung vielfach von Hause fortgeben und hat dadurch erhöhte Kosten usw. Dieses Abgeschnittensein von Bildungsmöglichkeiten und vom Umgang mit Gebildeten ist abgesehen davon, daß die Landpraxis an die körperliche Rüstigkeit des Arztes ganz besondere Anforderungen stellt, mit ein Grund für die dem allgemeinen Zuge entsprechende Landflucht der Ärzte. Im übrigen aber sind auch hier vorwiegend wirtschaftliche Verhältnisse maßgebend. Es ist nachzuweisen, daß an bestimmten Orten im Osten von Zeit zu Zeit immer wieder ein Arzt sich niederläßt, aber nach ein bis zwei Jahren wieder fortzieht, weil er dort nicht existieren kann. Der Bezirk, der dazu nötig ist, muß um so größer sein, je dünner eine Gegend bevölkert ist. Hierbei sind aber der Ausdehnung der ärztlichen Tätigkeit durch die Entfernungen natürliche Grenzen gezogen. Würden für solche dünn bevölkerten Gegenden dem Arzte eine angemessene Wohnung geboten, ein ausreichendes Einkommen garantiert und ihm vor allen Dingen die erforderlichen Transportmittel (Auto) gestellt, so wäre auch die Arztfrage für diese Gebiete gelöst. Kurzzeit bezahlen jedoch auf dem Lande die Kassen dem Arzte für Fuhrkosten teilweise weniger, als seine hohen Selbstkosten betragen; der Arzt setzt also bei solchen Besuchen Geld zu. Je schlechter aber die Bezahlung und damit die Existenzmöglichkeit wird, desto größer muß gerade auf dem Lande in gewissen Gegenden der Arztmangel werden. Wenn man statistisch nach Städten und Kreisen die Zahl der Ärzte, die Dichte der Bevölkerung, ihre finanzielle Leistungsfähigkeit, etwa als Steuerertrag pro tausend Köpfe und gleichzeitig das Verhältnis von Versicherten und Nichtversicherten zusammenstellen würde, so würden die wirtschaftlichen Zusammenhänge deutlich werden.

Bisher bleibt die Entlohnung für kassenärztliche Arbeit vielfach unter der eines ungelerten Arbeiters. In Berlin betrug die Bezahlung für die einzelne

kassenärztliche Leistung bis ungefähr 1892 15 Pfennig, in den folgenden Jahren etwa 30 Pfennig, zurzeit etwa 1,20 Mark. Unter Berücksichtigung des Geldwertes ist sie also jetzt ungefähr halb so hoch wie bei der kümmerlichen Bezahlung vor 25 Jahren, nur mit dem Unterschied, daß damals die Kassen bei weitem nicht den jetzigen Umfang hatten und die ärztlichen Untersuchungs- und Behandlungsmethoden viel weniger entwickelt waren. Bei dieser Bezahlung betragen oft die Unkosten für die Behandlung eines Kassenmitgliedes ein Vielfaches des auf ihn entfallenden Honorars. Man überlege einmal, wieviele Kranke ein Arzt bei solcher Behandlung täglich abfertigen muß, um mit seiner Familie in einer teuren Großstadt leben zu können, und man wird alle Folgen begreifen. Klinische Operationen, die qualifizierteste, verantwortungsvollste, zeitraubendste und kostspieligste Arbeit, die nur denkbar ist, werden den Kassenärzten fast durchweg überhaupt nicht von der Kasse bezahlt. Da nun einmal die Entlohnung den Wertmesser der Arbeit darstellt, haben diese Verhältnisse für den ärztlichen Stand etwas Entwürdigendes und lähmen die Berufsfreudigkeit. Klagen über mangelhafte Massen-Verarztung werden unter diesen Umständen erst recht laut werden, je größer der Kreis der Versicherten wird. Der Fehler liegt eben in dem System. Der Berufsidealismus des jugendlichen Arztes zerreißt sich meist mit der Zeit bis zu einem gewissen Grade an den harten Tatsachen der bestehenden Verhältnisse. Nur wenn der Arzt an dem einzelnen Kassenmitglied ein ähnliches wirtschaftliches Interesse haben kann wie an dem Privatpatienten, und dabei freier Wettbewerb besteht, wird auch die Behandlung beider Gruppen von Kranken auf gleicher Höhe gehalten werden können. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die kassenärztliche Tätigkeit vielerlei Sonderbelastungen mit sich bringt. Bei den Verordnungen muß jedes Mittel, das ein Nichtkassenmitglied sich freihändig beschafft (sogenannte Handverkaufsmittel, wie Tee, Gurgelwasser, Watte und ähnliche einfache Mittel), besonders verschrieben werden unter Angabe der Kasse und Mitgliedsnummer des Kranken, die dazu oftmals erst aus dem betreffenden Kranken-Journal herausgesucht werden muß. Die umfangreichen, bei den einzelnen Kassen und Kassenverbänden teilweise ganz abweichenden Bestimmungen über die von der Kasse gewährten Mittel erfordern ebenfalls häufig ein zeitraubendes Nachschlagen, da bei Versehen der Arzt für die Kosten der Verordnung haftbar gemacht wird. Weiter erschwerend wirkt hierbei die Verschiedenheit der Formulare; das Herausfinden der Vordrucke erfordert ebenfalls Zeit; bei Irrtümern droht wieder die Haftung. Der Verschiedenheit der Kassen und Kassenverbände entspricht außer der Ungleichheit der Formulare und Geschäftsanweisungen auch die der Krankenscheine bzw. Krankenbücher, der Kranken-Journale, die für jede Kasse oder Kassenverband getrennt geführt werden müssen, der Rechnungs- und Liquidationsbestimmungen usw. Die Ausstellung der Krankenscheine muß wöchentlich erfolgen, auch bei Krankheiten, die durch die Art des Leidens zweifellos mehrere Wochen Arbeitsunfähigkeit bedingen, zum Beispiel Lungenentzündung. Außerdem sind häufig Auskünfte an die Kassenvorstände über kranke Kassenmitglieder, Gutachten, Aufnahme-Atteste für Heilanstalten und ähnliche Zwecke sowie Angaben für kassenstatistische Zwecke vom Kassenarzt unentgeltlich zu leisten. Aus all diesen Belastungen erwachsen dem

beschäftigten Kassenarzt eine ungeheure mechanische Arbeit und Zeitverlust. Das ganze Verhältnis zwischen Arzt und Kassenmitglied ist durch die Zwischenhaltung der bürokratisch-fiskalischen Kasse entpersönlicht.

Die rein fiskalische Honorarpolitik der Kassen hat sich am klarsten während und nach dem Kriege mit der steigenden Teuerung gezeigt. Von dem Führer des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen Frähdorf, der durch seine langjährige scharfmacherische Unterdrückungspolitik gegenüber den Ärzten einen kaum wieder gut zu machenden Schaden in den Beziehungen zwischen Ärzten und Kassen gestiftet hat, wurde die Parole ausgegeben, Erhöhungen des kassenärztlichen Honorars nur bei Notlagen zuzugestehen. Die Notwendigkeit zeitgemäßer Anpassung der Honorare wurde also geleugnet. In Berlin zum Beispiel zahlte die Allgemeine Ortskrankenkasse der Stadt Berlin 1914 pro Jahr und Kopf ihrer Mitglieder für kassenärztliche Behandlung 5 Mark = 11 Prozent ihrer Einnahmen von 49,16 Mark pro Mitglied. 1917 war durch die Steigerung der Löhne der Versicherten die Einnahme der Kasse pro Kopf auf 57,28 Mark gestiegen, der Anteil des unverändert gebliebenen kassenärztlichen Honorars auf 8,7 Prozent gesunken. 1918 hatte die Kasse pro Kopf 72,37 Mark Einnahmen, also gegen 1914 ein Mehr von 23,21 Mark. Hier von wurde nun endlich trotz der vorgeschrittenen Kriegsteuerung den Ärzten eine Teuerungszulage von 25 Prozent = 1,25 Mark pro Jahr und Kassenmitglied bewilligt; der Anteil des kassenärztlichen Honorars sank trotzdem weiter auf 8,6 Prozent. Die Mehraufwendungen für die Gehälter der Kassenbeamten betrugen zu gleicher Zeit 85 Prozent. Das Vermögen der Kasse stieg in der gleichen Zeit von 11,48 Millionen im Jahre 1914 auf 31,57 Millionen im Jahre 1918.

Durch die Verordnung des Rates der Volksbeauftragten vom 23. Dezember 1918 über die Sicherung der ärztlichen Versorgung bei den Krankenkassen, — herausgegeben von dem damaligen Staatssekretär des Reichsarbeitsamtes, späteren Reichskanzler Bauer, vorher Vorsitzender der größten deutschen Krankenkasse — wurde bei Verlängerung der 1913 (!) abgeschlossenen, mit Ende 1918 abgelaufenen Verträge den Kassenärzten für das Jahr 1919 (!) nur eine Erhöhung des kassenärztlichen Honorars von 10 bis höchstens 33 1/2 Prozent, im allgemeinen von 20 Prozent als angemessen zugestanden. Als Vergleich sei unter anderem darauf hingewiesen, daß von demselben Reichsarbeitsamt schon damals für die Angestellten eine Erhöhung ihrer Gehälter um 150 bis 200 Prozent gegenüber der Vorkriegszeit als angemessen anerkannt wurde. Die Stellungnahme der Kassen und namentlich der Leitungen ihrer großen Verbände den Ärzten gegenüber entspricht dem alten Unternehmerstandpunkt; denn sie sind bemüht, nicht nur die ärztliche Entlohnung möglichst niedrig zu halten, sondern bis vor kurzem auch die ärztlichen Organisationen nach Möglichkeit auszuschalten oder zu lähmen. Aus beiden Gründen ist es für die Kassen von Nutzen, stets eine Reserve-Armee von Ärzten zu erhalten, die nicht zur Kassenpraxis zugelassen sind, und ihre Führer sehen die freie Arztwahl, das heißt die Zulassung aller dazu bereiten Ärzte zur Behandlung der Kassenmitglieder, selbst dort ungern, wo sie eingeführt und bewährt ist; sie besteht übrigens bereits bei über 50 Prozent der Kassen, ohne zu ihrem immer wieder als unvermeidliche Folge hingestellten Bankrott geführt zu

haben; für diese angebliche Ursache eines solchen ist aber noch niemals ein Nachweis geführt worden, der einer kritischen Nachprüfung standgehalten hätte. Es muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Ärzte aller Richtungen für die Familienbehandlung einmütig die freie Arztwahl fordern, und zwar nicht nur im Interesse des eigenen Standes, sondern ebenso sehr in dem der Versicherten. Demgegenüber ist es bemerkenswert, daß von dem Vorsitzenden des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen Fräßdorf den Ärzten ein Recht auf Arbeit nicht zuerkannt wird. Seine Neigung geht dahin, möglichst eine beschränkte Zahl von festgestellten Kassenärzten zu schaffen, die dann natürlich ganz von ihren Arbeitgebern, den Kassen, abhängig sein würden. Man scheut sich also nicht, von einer Verminderung der Kassenärzte zu sprechen in einer Zeit, in der die ärztliche Arbeit als solche in ständigem Wachsen ist, in der mit jeder Erweiterung der Versicherung die Inanspruchnahme des Arztes zunimmt und zugleich die Einführung der Familienversicherung in Aussicht steht, die eine ungeheure Steigerung der Inanspruchnahme der Ärzte mit sich bringen wird. Und das zu einer Zeit, wo man Arbeiter und Angestellte überall gegen Entlassung und Erwerbslosigkeit zu sichern sucht und ihnen auch in den Betrieben besondere Rechte gesetzlich zuerkannt hat! In einer Eingabe des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen an die Nationalversammlung wird sogar die Forderung eines *Zwangsgesetzes gegen die Ärzte* aufgestellt, indem „der ärztliche Beruf den Bedürfnissen der Krankenversicherung (das heißt der Kassen!) angepaßt werden soll. Die Bemühungen der ärztlichen Hauptorganisation, des wirtschaftlichen Verbandes der Ärzte Deutschlands in Leipzig, mit den großen Krankenkassenverbänden durch Tarifabkommen zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit im Interesse der Sozialversicherung zu gelangen, vermochten es nicht zu verhindern, daß die Kassen gerade in allerjüngster Zeit den berechtigten Wünschen der Ärzte gegenüber in herausfordernder Weise ihren alten Herrenstandpunkt hervorkehrten.

Im November 1918 war die Versicherungsgrenze von 2500 auf 5000 Mark heraufgesetzt worden. Diese Versicherungsgrenze gilt übrigens nur für die Angestellten und einige andere Gruppen von Versicherten, während die Arbeiter ohne jede Einkommensgrenze versicherungspflichtig sind; tatsächlich sind unter den letzteren heute nicht wenige mit 20 000 und mehr Mark Einkommen Kassenmitglieder, zweifellos eine Überspannung des Versicherungsgedankens; denn die Versicherung soll nur denjenigen schützen, der im Krankheitsfall sich nicht selbst das Nötige beschaffen kann. Völlig sinnlos ist daher auch die im November 1918 ebenfalls durch Verordnung erfolgte Aufhebung jeder Einkommensgrenze für die freiwillige Weiterversicherung früherer Kassenmitglieder. Schon dadurch, daß für die Versicherungspflicht nur das Einkommen aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung, nicht aber das Gesamteinkommen maßgebend ist, waren immer mehr Angehörige gutsituerter Kreise in die Krankenkassen gekommen. Dies hatte sich noch durch die unsinnigen Bestimmungen des Hilfsdienstgesetzes gesteigert. Nun können sogar alle Versicherten freiwillige Kassenmitglieder bleiben oder wieder werden, ohne Rücksicht auf die Art ihres Berufes, ihre soziale Stellung und die Höhe ihres Gesamteinkommens. Bei Einführung der Familienversicherung würden auch ihre Angehörigen Kassenmitglieder werden können. Der Kriegsgewinnler, der gestern noch

in einem Büro tätig war und durch Schiebergeschäfte zu Wohlstand gelangt ist, ist überdies nun berechtigt, für sich und eventuell seine Familie freie ärztliche Behandlung zu beanspruchen; Gutsbesitzer, selbständige Kaufleute, Leiter großer Unternehmungen, Bankiers, Großindustrielle, Minister, Reichspräsidenten — alle können aufgrund früherer, wenn auch noch so kurzer Tätigkeit als Volontäre oder Angestellte, eventuell später samt ihren Familien, für immer Kassenmitglieder sein. Tatsächlich sind Fälle mißbräuchlicher Ausnutzung der Versicherungsberechtigung nichts Vereinzelter. Auf die Ärzte, die ihre Privatpraxis immer weiter zerbröckeln sehen, wirken sie natürlich aufreizend. Überhaupt hat sich im Laufe der Jahre durch den aufreibenden vergeblichen Kampf gegen Krankenkassen und Kurzsichtigkeit der verantwortlichen Stellen der gesamten Ärzteschaft eine tiefe Verbitterung und eine steigende Empörung über die Verständnis- und Rücksichtslosigkeit bemächtigt, mit der man immer weiter über ihre wirtschaftlichen und beruflichen Lebensnotwendigkeiten hinweggeht und nicht erkennt oder nicht anerkennen will, daß eine wirtschaftliche Verelendung der Ärzte auch einen sittlichen und wissenschaftlichen Niedergang des Ärztestandes und dadurch eine Schädigung der Volksgesundheit zur Folge haben muß.

Der soziale Grundgedanke der Krankenversicherung ist längst keinem verständigen Arzte mehr fremd; nicht gegen die Sozialversicherung und ihren Ausbau kämpfen die Ärzte an, wie ihnen gern zu Unrecht vorgeworfen wird, sondern dagegen, daß sie ungehört die Opfer und Leidtragenden sein sollen. Jahrzehntelang hatten sie ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit unter wachsenden Schwierigkeiten durch die Tat bewiesen. Nun aber war für sie die Grenze des Möglichen und Erträglichen erreicht. Da kam wie ein Blitz aus heilerem Himmel die Erhöhung der Versicherungsgrenze auf 20 000 Mark und entfachte die lange verhaltene Erregung überall zur hellen Empörung. Durch die zweite Auflage der Verordnung ist die Versicherungsgrenze auf 15 000 Mark festgesetzt worden. Für die Zukunft hat allerdings auch diese Grenze schwerste Bedenken; denn wenn bei wirtschaftlicher Wiedererstarbung Deutschlands der Geldwert steigt und die Gehälter wieder sinken, so werden automatisch immer mehr Leute in die Kassen kommen, die jetzt nicht versicherungspflichtig sind. Aber ein Gutes haben beide Verordnungen für die Ärzte gebracht: den Willen und die Möglichkeit, von den alten, unhaltbar gewordenen Kassenverträgen loszukommen und ihr Verhältnis zu den Trägern der Krankenversicherung neu aufzubauen. Der „wichtige Grund“ im Sinne des § 626 B. G. B. für die vorzeitige Lösung der Verträge ist die Heraussetzung des Grundlohnes durch die Verordnung. Unter Grundlohn versteht man den durchschnittlichen Tagesverdienst des Versicherten, auf Grund dessen die Kassenbeiträge erhoben werden. Die Erhebung erfolgt weder nach dem Gesamteinkommen, noch nach dem wirklichen Arbeitseinkommen, sondern nach Grundlohnstufen. Diese betrugen früher sechs und waren während des Krieges auf zehn erhöht worden, entsprechend einem täglichen Arbeitsverdienst von 1 bis 10 Mark. Selbst ein Arbeiter mit einem Tagesverdienst von 30 und mehr Mark, wie es schon während des Krieges und namentlich jetzt nicht zu den Seltenheiten gehört, zahlte dabei seinen Beitrag zur Kasse nur nach einem fingierten Höchsterverdienst von 10 Mark. Es ist genau das umgekehrte Verhältnis wie bei der Einkommensteuer. Der Staat verlangt von dem Steuerzahler Abgaben von seinem Gesamt-

einkommen, ohne Rücksicht auf die Herkunft desselben, und zwar mit steigendem Einkommen in steigendem Verhältnis. Die Kassenmitglieder dagegen werden nicht nur nicht mit ihrem Gesamteinkommen, sondern gerade die bestbezahlten noch nicht einmal mit ihrem vollen Arbeitsverdienst zu dem Beitrag herangezogen. Dort muß der wirtschaftlich Stärkere größere Lasten tragen, hier leistet der bestbezahlte Arbeiter im Verhältnis geringere Beiträge als der schlecht bezahlte. Die alten Verträge mit den Kassen sind sämtlich unter der Voraussetzung eines Höchstgrundlohnes von 10 Mark abgeschlossen worden und die Kassen haben — ob mit Recht, bleibe dahingestellt — immer erklärt, sie seien deswegen zu besserer Bezahlung der Ärzte nicht imstande. Nun wird der Grundlohn bis zu 30 Mark hinaufgesetzt. Die soziale Ungerechtigkeit bleibt; denn das Einkommen kann nur bis zu 9000 Mark für die Beiträge erfasst werden. Aber auch so steigen die Einnahmen der Kassen erheblich, da sie bisher das Einkommen ihrer Mitglieder nur bis zu 3000 Mark zu den Beiträgen heranziehen konnten. Dadurch sind wesentliche Voraussetzungen der alten Verträge und damit diese selbst hinfällig. Herr Fräghdorf erhebt zwar bereits in der „Ortskrankenkasse“ das übliche Geschrei über Vertragsbruch, aber das wird die Erwägungen und Beschlüsse der Ärzte nicht stören. Man darf der nächsten Zeit mit Spannung entgegensehen. In Berlin, das in der jetzigen Bewegung vorangegangen ist, haben die Kassen sich zu Verhandlungen bereit erklärt. Die Berliner Ärzte fordern eine vollkommene Neuordnung ihrer Beziehungen zu den Kassen, Zulassung aller dazu bereiten Ärzte zur Kassenpraxis und zeitgemäße Bezahlung. Von dem Verständnis der Kassen wird es hier wie im Reich abhängen, ob Verständigung oder Kampf, Aufbau oder Zerstörung folgen wird. Kommt es zum Kampf, so wird er schwer und erbittert sein. Denn die Ärzte wissen, daß sie vielleicht zum letzten Male die Möglichkeit haben, sich gegen die drohende Verelendung und Versklavung zu wehren. Es wird in solchem Falle in der Öffentlichkeit gern von Ärztestreik gesprochen. Das ist falsch. Streik heißt Arbeitsverweigerung. Die ärztliche Arbeit ist die Krankenbehandlung. Diese ist bei Konflikten mit Kassen noch nie abgelehnt worden. Verweigert wird in solchen Fällen nur der Abschluß von Verträgen mit den Kassen und die Behandlung ihrer Mitglieder als Kassenpatienten. Ich kann mir nur einen Fall denken, in dem es dabei zu einem Streik, dann aber zu einem Generalsstreik der Ärzte kommen könnte: wenn man versuchen wollte, ihnen in solchem Existenzkampfe durch gesetzliche Zwangsmaßnahmen die Hände zu binden.



Reichs Spiegel

Der Aufmarsch der Koalitionsparteien. Unter süddeutscher Sonne wird ohne Zweifel Rathias Erzberger mit besonderer Rührung derjenigen beiden Gewalten gedenken, die in den Märztagen von rechts und links aufeinanderprallten und seinen eigenen Taten ein nahezu völliges Vergessen brachten. Doch nicht nur der entthronte Führer, sondern nicht minder die dreigliedrige Gefolgschaft der in der Nationalversammlung gebietenden Koalitionsparteien begleitet die Geste einer wohlgespielten Entrüstung mit dem innerlichen Gefühl einer gewissen Dankbarkeit gegen Kapp und seine bolschewistischen Antipoden.

Einer der besten Köpfe der Linken betonte am Sonnabend des Kapp-Putschs, daß er den Ereignissen um so verständnisloser gegenüberstehe, weil die Rechte alle Aussichten des Erfolges, die sie auf verfassungsmäßigem Wege gehabt hätte, gefährde. Inzwischen dürfte sich aber die Lage für die Rechtsparteien schon wieder erheblich gebessert haben. Die deutschen Wahlen sind in ihren Ergebnissen technisch darum so schwierig vorauszusagen, weil im Gegensatz vor allem zu England unser Verhältniswahlsystem die Nachwahlen als Wahrzeichen einer sich ändernden Volkskunst ausschaltet. Gemeinde-, Kreis- und Provinzwahlen können in Deutschland nur ein gewisses Surrogat des Stimmungswechsels bieten, weil die Wählermassen im Reiche und in den engeren Kreisen des Gemeinwesens nicht immer unter denselben Voraussetzungen stimmen.

Die Wahlauftrufe der drei Koalitionsparteien sind in der Reihenfolge: Zentrum, Mehrheitssozialdemokratie und Demokratie erschienen. Wenn sie auch gewiß von einer brüderlichen Einmütigkeit weit entfernt sind, so muß doch zugestanden werden, daß sie sich im gemeinsamen Kampf nach rechts und links und in Anerkennung derjenigen Notwendigkeiten, die eben nach der Auffassung dieser Parteien zu der Koalition geführt haben, zusammenfinden. Bedinglich die christliche Volkspartei macht den Eintritt in eine ihr günstige Koalition von dem Ergebnis der Wahlen abhängig.

Wenn auch der unbefangene Beobachter zugestehen muß, daß die Kapp-Bewegung diesen drei Parteien eine gewisse Erleichterung verschafft habe, so werden wohl selbst die Führer der drei Parteien kaum annehmen, daß sie auch nur annähernd mit derselben stolzen Zahl der Sitze in dem ersten Reichstag erscheinen werden, die sie in den Januarwahlen zur Nationalversammlung erfassen konnten. Auf jeden Fall ist die Schwächung sicher, daß zwei der Koalitionsparteien aus eigener Kraft, also wie wir es erlebt haben, Zentrum und Mehrheitssozialdemokratie allein nicht mehr die Parlamentsmehrheit erreichen werden. Selbst die drei verbundenen Parteien werden nur mühselig eine tragfähige Majorität zusammenbringen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Erscheinung, daß von den gegenwärtigen Koalitionsparteien, sei es nach rechts oder nach links eine gewisse Verbreiterung der Basis angestrebt wird, für den unparteiischen Beobachter überaus erklärlich.

Von links rüstet sich ohne Zweifel die Unabhängige Sozialdemokratie zur Regierungsfähigkeit. Die merkwürdigen letzten Ereignisse, das Aufzüngeln des Nationalbolschewismus in seiner unklaren Verbindung junger Offiziere und Arbeiterführer zweiten Ranges gaben der Unabhängigen Partei die besten Grundlagen, um auch in agitatorisch wirksamer Form ihre bedingte Treue zur Verfassung öffentlich zu dokumentieren. Auf der anderen Seite sieht sich die Unabhängige Partei aus ihrer bisher einheitlichen Front nach rechts durch den Wahlauftritt der kommunistischen Partei Deutschlands so beschränkt, daß sie schon durch den Zweifrontentrieg wohl ober übel hin und wieder besonnene Töne in ihr Kampfschrei einmischen muß. Immerhin werden die Führer der Mehrheitssozialdemokratie aus eigener Erfahrung zur Genüge wissen, daß die Unabhängigen Führer, vor allem die Theoretiker dieser Gruppe, nur überaus schweren Herzens sich zu einer Interessensvereinigung mit bürgerlichen Gruppen, sei es auch nur auf Zeit, zusammenfinden werden. Daß Mehrheitssozialdemokratie und Unabhängige bei

den Reichstagswahlen die Mehrheit erringen könnten, die sie in der Novemberrevolution antizipieren wollten, die ihnen aber am Wahltag der Nationalversammlung versagt blieb, ist wohl für alle Beurteiler der politischen Lage, sei es innerhalb oder außerhalb der Sozialdemokratischen Partei, ausgeschlossen.

Damit ergibt sich für aufmerksame Beobachter die merkwürdige Erscheinung, daß die wirklich leitenden Führer der drei Koalitionsparteien wohl oder übel ihre Hauptführer nach rechts hinaus leiten. Die gegebene Trägerin ihrer Reichs-entwicklung ist selbstverständlich das Zentrum, das als ein Parlament aller Schattierungen in sich stets die Möglichkeit birgt, durch interne Verschiebungen sich eine andere dem Augenblick angepasste Nuancierung zu geben. Während daher Mehrheitssozialdemokratie und Demokratie in ihren Wahlaufufen mehr oder weniger nur stilistische Verwässerungen aufzuweisen haben, erfordert das gegenwärtige taktische Verhalten des Zentrums das größte politische Interesse. Der Sturz Erzbergers, der wohl von keiner Partei herzlich begrüßt worden ist als eben vom Zentrum selbst, gibt der Christlichen Volkspartei die volle Freiheit jedweder Entwicklung wieder. Eine Entwicklung freilich, die das Zentrum seit seinen Gründungstagen und mit besonderem Nachdruck in dem Aufsteigen Erzbergers stets als dankbare Rolle zu spielen mußte, die Abwehrstellung gegen eine bürokratisch-parteilose Regierung wird nunmehr nach Menschenmessen der Partei für absehbare Zeiten versagt bleiben. Das Zentrum des neuen Reiches bildet, wenn man den unwahrscheinlichen Fall einer rein sozialistischen Regierung annimmt, wohl oder übel die Regierungspartei sans phrase. Sie wäre, sofern sie nur über ein genügendes Maß von Führerpersönlichkeiten verfügt, jederzeit frei, sich ihre Gefährten zu wählen. Das Zentrum selbst läßt auch seine ergeren Bundesgenossen innerhalb der Koalitionsregierung keineswegs über diejenige Rolle im Zweifel, die das Zentrum nach der strategischen Gunst seiner politischen Stellung und der Zuverlässigkeit seiner Anhängerschaft fordern kann. Während Demokratie und Mehrheitssozialdemokratie zur Stunde über die wirkliche Masse ihrer Anhänger völlig im Dunkeln tappen, kann das Zentrum wieder wie seit einem Menschenalter auch in diesen Wahlen auf seine alte Gefolgschaft zählen. Die Ereignisse des letzten Jahres, insbesondere der bolschewistische Krieg an der Ruhr, trafen die altbeliebte Verbindung mit der Mehrheitssozialistischen und Unabhängigen Gefolgschaft in das Herz.

Das wertvollste Barometer für die kommenden Wahlen sind die Betriebsrätewahlen, die kürzlich stattfanden. Der Prozentsatz der Arbeiter, die für die christlich-sozialen Gewerkschaften stimmten, hat sich gegen früher nicht verändert. Er beträgt 25 Prozent. Dagegen sind die freien sozialistischen Gewerkschaften auf 35 Prozent zurückgegangen, während die Syndikalisten (Unionisten), die ihnen die Massen größtenteils abspenstig gemacht haben, 40 Prozent erreichten.

Die drei Parteien, die heute in der Regierung beisammen sitzen, hatten sich im alten Reich in der dankbaren Rolle der Opposition zusammengefunden. Viele ihrer Führer hatten nie daran gedacht, selbst regieren zu dürfen oder zu müssen. Einzelne von ihnen, die den Weg von der Ohnmacht zur Macht lieber nicht so rasch zurückgelegt hätten, empfanden bei dem Eintritt in die Regierung nicht viel anders als Michaelis und Hertling: sie sprangen in die Bresche. Wieder andere griffen fireberhaft nach der Macht. Beide Typen werden als Regierung faute de mieux empfunden. Jetzt bindet sie nicht mehr gemeinsame Opposition, sondern die mehr oder weniger angenehme Gewohnheit des Regierens zusammen und überbrückt ihre großen inneren Gegensätze. Erzberger und Scheidemann überwachen die Raststellen zwischen den Regierungsparteien, die sich als Inbegriff der Demokratie, auch in steigendem Maß als Mittelparteien fühlten. Wie aber, wenn zweien der drei verbundenen Parteien jetzt die Wählermassen entgleiten? Die Mehrheitssozialisten sind ihrer ganzen Struktur nach nur als Oppositionspartei zugkräftig, den Demokraten schwimmen die vielen Elemente weg, die sich nach der Revolution bei ihnen als der vermeintlich einzigen und großen Bürgerpartei sammelten. Welchen Grund aber sollte das Zentrum haben, jene von Erzberger

1906 herbeigeführte Kameradschaft mit der Sozialdemokratie zu verewigen, die ihm heute für Machterringung und -ausübung nicht mehr nötig, zeitweilig sogar störend ist? Wie schon vor den Wahlen zur Nationalversammlung arbeitet das Zentrum auch angesichts der jetzt bevorstehenden Wahlen mit den Rechtsneigungen seiner Wähler. Die Rede Trimborns gab hierzu das äußere Signal. Nach den Wahlen zur Nationalversammlung hat Erzberger die Partei wieder links gesteuert. „Vor den Wahlen rechts, weil die Opposition im Wahlgeschäft gewinnbringender, nach den Wahlen links, weil dort die Regierungstrikke“, so hieß es damals bei manchen enttäuschten Wählern. Wir wollen nicht prophezeien, wie es diesmal auslaufen wird.

Die Koalitionsparteien teilen mit den Parteien rechts und links den Mangel an Führern von wirklicher Suggestivkraft, ein Mangel, der natürlich bei Regierungsparteien noch viel mehr hervorleuchtet, weil sie die Vertreter der Staatsautorität sein müßten, während die Kritik als solche immer eine werdende Kraft hat, besonders in Zeiten, die zur Unzufriedenheit so großen Anlaß geben wie die unsrigen; wo können die Mehrheitsparteien also fortreisende Lösungsworte finden? Bei ihren aktiven Ministern und Beamten und solchen, die es werden wollen, ist ja das Interesse an einer positiven Weiterführung der Macht begreiflich, aber es fehlt ihnen die volle Übersicht der entsetzlichen Lage des Gemeinwesens, die allein die Grundlage von wirklich rettenden Ideen sein könnte; es fehlt die Verantwortungsfreudigkeit, die in Ministertkollegien und Parteiausschüssen erstickt. Ein Überblick über den gesamten Wirrwarr von Problemen, in den Deutschland eingeschnürt liegt, ist vielleicht auch bei den Oppositionsparteien nirgends zu finden. Aber das Zusammenfassen ist eben in erster Linie Sache derjenigen, die sich zur Regierung berufen fühlen. Die Berufung zur Regierung liegt aber bei der jetzigen Koalition nicht in einer hohen Erfahrung oder in einer großen Geschicklichkeit, sondern ausschließlich in der Zahl der Stimmzettel, in der Psychologie des derzeitigen Stimmrechtes.

Das Verhältniswahlrecht, gleichgültig welche Vorzüge es sonst haben mag, führt ja nun alle Möglichkeiten der Zersplitterung mit sich. Während das englische Wahlrecht die Parteien in sich zusammenzwingt, da sie sich sonst der Aussicht auf jedweden Erfolg begeben, schafft das proportionale Wahlrecht des Deutschen Reiches die Grundlage auch für die kleinsten Splitterbewegungen. Neben dieser Gefahr böte es allerdings, falls der Gedanke der Wirtschaftskammer wirklich reif wäre, auch durchaus die Möglichkeit, daß sich schon im Reichstag selbst die Berufe kraft eigenen Willens zusammenfinden. In dieser Beziehung verdient es Aufmerksamkeit, daß in Bayern als dem zweitgrößten Bundesstaat sich frei von allen Parteien auf rein beruflicher Grundlage ein Block der Festbesoldeten eingeschaltet hat. So wäre es theoretisch durchaus möglich, daß sich die Berufe auf diese Weise aus dem Reichstage eine Kammer der Arbeit schaffen, eine Aufgabe, die um so leichter erscheint, weil in den deutschen Parteien im Gegensatz zu ihren französischen, englischen und amerikanischen Vorbildern sich je bereits keine bestimmter Berufe erkennen lassen. Praktisch muß jedoch angenommen werden, daß diese Erwägungen bei den Reichstagswahlen im Juni keine Rolle spielen werden, da die wenigen Wochen, die uns von den Wahlen trennen, für die Gesamtheit des Reiches zu derartig weitausschauenden Maßnahmen nicht mehr genügen. So darf man annehmen, daß die Hauptschlacht zwischen der Koalition und ihren Feinden rechts und links ausgefochten wird.

K. K.



Drinnen und draußen

Ein Arbeiterbrief aus dem Elsaß. Von einem vertriebenen Elsaß-Lothringer erhalten wir die folgende interessante Zuschrift:

Ich lebe vor dem Kriege in einem oberelsässischen Fabrikstädtchen. Die kommunale Arbeiterpflege, in der meine Frau tätig war, brachte uns in Beziehungen zu einer Proletarierfamilie, die ihren herzlichen persönlichen Charakter auch über den Krieg und seinen unglücklichen Ausgang hinweg bewahrt haben. Ein Brief, den wir kürzlich von diesem elsässischen Arbeiter, dem Vater einer vielköpfigen Familie, erhielten, scheint mir das Interesse weiterer Kreise beanspruchen zu dürfen. Der Schreiber war vor dem Kriege politisch uninteressiert, seine Ausführungen sprechen dafür, daß mit der Politisierung durch die umwälzenden Ereignisse zugleich ein schüchternes Erwachen bewußter nationaler Instinkte im elsässischen Proletariat bemerkbar ist. Einige Stellen aus dem Briefe, die als Stimmungssymptome von Interesse sind, gebe ich im Wortlaut wieder, ohne an der ungeschickten Diktion Änderungen vorzunehmen: „Nun will ich Ihnen erzählen, wie es bei uns aussieht, alles teuer, sodaß man es kaum erschwingen kann, und vom 15. März ab wird die Steuerung infolge der hohen Steuern noch größer werden, z. B. das Brot kostet 5 Pfund 2,50 Fr., das Fleisch das Pfund 2,10 Fr., Butter 8 Fr., Eier 6,25 bis 7 Fr., verkaufe eben selbst Eier zu 6,25 das Duzend, habe schon über 200 Duzend verkauft in 14 Tagen, dies nebenbei. Es werden vom 15. März ab auch bei uns wieder Brotarten eingeführt. Sie sehen, daß es auch bei uns nicht so glänzend ist, bloß daß man alles haben kann, natürlich wer Geld hat, der arme Teufel ist halt auch schlecht daran. Ich kann Ihnen versichern, eine gesunde Weltfinanzpolitik wäre viel notwendiger wie die Auslieferungsfrage der Schulbigen. Denn ich als armer Proletarier frage mich, wo soll das hinführen? Antwort: zum Staatsbankrott verschiedener Länder, wenn der Franken wie die Mark so weiter sinkt, ich verfolge nämlich auch den Kurs und Sie werden sehen, daß ich recht

habe. Wir haben eine sozialdemokratische Gemeinderatmehrheit . . . Unsere Stadt hat auch schöne Schulden gemacht während dem Kriege, die wir jetzt durch Zuschlagpfennige decken müssen. Einen Blick in die Schule: Es wird nur noch französisch gelernt, wogegen schon mehrmals Protest erhoben worden ist, da wir als Grenzland auch die deutsche Sprache verlangen und nur mit Recht. Ich muß selbst die jüngsten Kinder deutsch lesen und schreiben lehren . . .“

Man wird die Anzeichen nicht überschätzen dürfen. Gerade die soziale Abhängigkeit des rückständigen oberelsässischen Proletariats von der gänzlich französisierten Fabrikantennique hat gerade dort von jeher auch national verheerend gewirkt. Von dem nationalen Selbsterhaltungstrieb der gesunden Elemente des Volkes, den die satte Bourgeoisie nicht kennt, geben aber doch auch die angeführten Zeilen Zeugnis. Erschütternder noch wirkte eine Stelle in einem früheren Briefe desselben Schreibers, wo er in väterlichem Stolz von den französischen Sprachserfolgen seiner Kinder erzählte und mit der schlichten Bemerkung schloß: „Ich und meine Frau lernen es nicht mehr. Wir verstehen einander auch so.“

Die deutsche Einwanderung in Südamerika. Der „Temps“ vom 4. Februar läßt sich aus Brasilien berichten: „Die Auswanderung der Deutschen nach Südamerika, besonders nach Argentinien nimmt zu. Kaum ein holländisches Schiff, das nicht dreihundert deutsche Einwanderer in Rio de la Plata absetzt, und zwar keineswegs solche aus den unteren Volksklassen, sondern aus der Aristokratie und aus dem Bürgerium. Viele frühere Offiziere sind darunter, Ingenieure usw. mit ihren Familien und mit Kapital, das hinreicht, landwirtschaftliche und industrielle Anlagen zu gründen. Auch sind Persönlichkeiten darunter, die die Möglichkeiten großer Unternehmungen, die der deutschen Tätigkeit Absatzgebiete schaffen wollen, studieren. Es scheint, daß alle Expansionskräfte Deutschlands sich jetzt, da Deutschland durch den Versailler Vertrag seiner Kolonien beraubt

ist, nach Süd-Amerika wenden, wobei es den Anschein hat, als seien die gegenwärtig ankommenden Einwanderer nur die Vorhut einer richtigen Invasion. Die österreichische Einwanderung nimmt denselben Weg. Mehrere Auswanderungsgesellschaften haben Abgesandte nach Argentinien geschickt, um mehreren Tausend österreichischer Familien, die in das Missionsland im Süden von Brasilien gesandt werden, wo bereits seit langer Zeit beträchtliche deutsche Ansiedlungen bestehen, oder nach Neuquen an die Grenze von Chile gesandt werden sollen, den Weg zu bereiten. Ohne den Wert dieser arbeitsamen und sehr, sogar allzu sehr disziplinierten Elemente zu verkennen, können die Republikaner Süd-Amerikas jedoch die künftigen politischen Folgen dieses germanischen Zustusses und seiner Konzentration an gewissen Punkten nicht ohne Sorge mit ansehen. Das Beispiel der Schaffung wirklicher Staaten im Staat, die von den deutschen Ansiedlungen in den Vereinigten Staaten und in Kanada gebildet werden, die in Südbrasilien hervorgetretene Tatsache, daß die germanischen Elemente sich innerhalb der lateinischen Masse und Kultur als noch in höherem Grade unangleichbar und unantastbar erweisen, endlich die Lehren des Krieges haben die Regierungen Süd-Amerikas auf die eventuellen Gefahren dieser für den Augenblick arbeitsamen und friedlichen Invasion aufmerksam gemacht. Die Besprechungen, die zwischen Brasilien, Argentinien, Chile, Uruguay und Paraguay über gemeinsame Maßnahmen zur Sicherheit nicht nur gegen unerwünschte

russische, türkische usw. Völkergewissen, die noch kürzlich schwere Unruhen in Buenos-Aires hervorgerufen haben, sondern auch gegen alle fremden Elemente, die zur Ansiedelung kommen, sind an diesen Problemen nicht vorüber gegangen. Ohne Zweifel sind diese Länder auf den Zustrom fremder Arbeiter angewiesen. Schon sucht Argentinien Brasilien die deutschen Auswanderer streitig zu machen und ist daran, sogar die bereits in Südbrasilien ansässigen Deutschen auf sein eigenes Gebiet nach Corrientes und nach dem Missionsland hinüber zu ziehen. Vielleicht mit Erfolg, da die brasilianische Regierung neben anderen Maßregeln auch die getroffen hat, die Wiedereröffnung der während des Krieges geschlossenen deutschen Schulen von der Bedingung abhängig zu machen, daß Portugiesisch und Geschichte und Geographie von Brasilien obligatorische Lehrfächer seien. Die Brasilier können, durch Erfahrung belehrt, nicht mehr mit der früheren Vertrauensseligkeit dulden, daß sich auf ihrem Boden durchaus deutsche Städte wie Blumenau und Joinville und andere im Staate Santa Catharina bilden, deren Stadtverwaltung ausschließlich deutsch war und deren Schulen die Sprache des Landes völlig unbeachtet ließen, und den neuen Generationen eine rein germanische Kultur vermittelten. Brasilien will nicht auf die deutsche Einwanderung verzichten, aber verhindern, daß dieses Element einen immer wachsenden Fremdkörper bilde, der zur gegebenen Zeit wiederum zu einer Gefahr für die brasilianische Nation werden könnte. Die argentinische Presse warnt vor derselben Gefahr. III.

Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36a. Fernruf: Südpow 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Weltkriegsrevolution

Vorträge von Dr. E. Stadler

Preis 10.— Mark

Inhalt

Die Ursachen der russischen Märzrevolution 1917. — Der Bolschewismus und seine Überwindung. — Bolschewismus und Wirtschaftsleben. — Der kommende Krieg. Bolschewistische Weltrevolutionspläne. — Ist Spartakus besiegt? — Weltkrieg — Welttragödie — Weltbolschewismus. — Die Revolution und das alte Parteiwesen. — Der einzige Weg zum Weltfrieden. — Mein Aktionsprogramm. — Anarchischer Zusammenbruch oder solidarischer Wiederaufbau.

Eduard Stadler, der geistige Führer der antibolschewistischen Bewegung und Vorkämpfer gegen Parteigegensatz in Deutschland, ist durch seine überaus erfolgreiche Vortragstätigkeit seit der Revolution in weitesten Kreisen bekannt geworden. Das vorliegende Buch bietet eine zeitgemäße überarbeitete Ausgabe seiner wichtigsten Vorträge und bildet ein treffliches geistiges Rüstzeug zur Bekämpfung des Radikalismus, zur Erneuerung unseres Volkes und damit zur Lösung der europäischen Heirfragen.

K. F. Koehler, Verlag
Leipzig

Bertlings Kanzlerkass Ein Jahr in d. Reichskanzlei.

Erinnerungen an die Kanzlerkass
schaft meines Vaters. Von
R. Graf v. Bertling. 8. bis
10. Aufl. Kart. M. 12.—

„Jedenfalls ist das Buch zur
Abrechnung des Vides, das sich
auch eingeweihte Leute von den
Notizen und Aulissen machen
mühten, die gewissen Vorkomm-
nissen zwischen Sommer 1917
und Herbst 1918 die Richtung
gegeben haben, nicht zu ent-
behren. Will man das auf einen
Nenner bringen, was es an
Wichtigem behält, so trifft man
seinen Charakter am sichersten,
wenn man es eine unentbehrliche
Ergänzung zu Ludenbüch, Kriegs-
erinnerungen“ tauft. ... Wertvoll
ist das Buch durch eine vielfache
Bereicherung unfr. Kenntnisse.“
(Das literar. Echo 1920, Heft 9.)

Die Römische Frage

Dokumente u. Stimmen. Von
Dr. H. B. S. n. 3 Bde. I Bb.
M. 18.50 — II Bb. M. 22.50
— III Bb. M. 26.— gebunden.

... Dieses Monumentalwerk
ist sojungen das offizielle Jahr-
buch des Papstt. Einleitet, der
mit der ungeheuren Macht dieser
Dokumente aus vielen Jahrh.
sich an das politische Weltge-
wissen wendet, überzeugt davon,
daß jetzt die Stunde der Wieder-
entdeckung der Röm. Frage ge-
kommen ist. ... (Konfervative
Monatsschrift, 1919, 2. Heft.)

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchh., Freiburg i. Br.

Der christl. Sozialismus

die Wirtschaftsverfassung der
Zukunft. Von H. Schtawe.
Nach H. Reich S. J. dargestellt.
Broch. M. 1.50.

„Das Heftchen ist grundsätz-
licher Art und stellt die christliche
Auffassung d. Wirtschaftslebens
auf katholisch-sozialer Grund-
lage sehr treffend dar. Für die
Führer der Arbeiterbewegung,
insbesondere aber für den ein-
fachen katholischen Arbeiter
selbst, der sich nicht mit groben
Werten über Nationalökonomie
befassen kann, bietet es eine sehr
wertvolle u. sichere Aufklärung.“
(Der Arbeiter, München 1919,
Nr. 51.)

Der Apokalyptische Stuhl

v. der Wiederaufbau des
Völkerrechts und Völker-
friedens.

Von Dr. J. B. S. S. S. S. S.
Broch. M. 3.80.

„Nach sei hingewiesen auf die
meritvolle Schrift S. S. S. S. S.
Hier wird die große Bedeutung
des Papsttums für beide Pro-
bleme klar zur Darstellung ge-
bracht; es wird gezeigt, was in
dieser Hinsicht die Päpste ge-
tan, deren völkerrechtliche An-
erkennung in der Staatenwelt
bei allen theoretischen Bedenken
ein so überaus wichtiges Völker-
bündnisproblem darstellt.“

(Frankf. Zeitung, 1919, 8. Arg.)

Der Kronzeuge der Marne Schlacht 1914

Generaloberst Freiherr von Hausen Erinnerungen an den Marnefeldzug

Mit dem Bildnis des Verfassers, verschiedenen Karten und
Gefechtsflizzen und einer einleitenden historischen Studie von

Preis M. 15.—

Friedrich M. Kirchhausen

Gebunden M. 20.—

Generaloberst von Hausen war zu Beginn des Krieges Führer der 3. Armee, die
dem Gegner an der Marne solche kraftvolle Schläge versetzte, daß Joffre und Joch
jeden Augenblick glaubten, das französische Zentrum würde durchbrochen werden.

Hausen hat die Operationen seiner Armee meisterhaft geleitet, trotzdem er an Typhus
erkrankt war. Seine Erkrankung war tatsächlich der Grund, daß er vom Kaiser
seines Kommandos enthoben wurde, während die Legende sich bildete, daß Hausen
an der nichtgewonnenen Schlacht schuld sei. Hausens Erinnerungen bedeuten eine

Ehrenrettung der 3. Armee und ihres Führers,
sie sind untermischt mit höchst lebenswarmen persönlichen Eindrücken, so daß nicht
etwa ein militärtechnisches oder polemisches Buch entstanden ist, sondern außerst
spannende, fließend geschriebene Feldzugsaufzeichnungen.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig



Gedanken eines Monarchisten

Von Graf E. Reventlow



Am Mitte November 1918 gab ich öffentlich meiner Überzeugung Ausdruck, daß es mit der Monarchie, wie sie in Deutschland bestanden hatte, ein Ende genommen habe und zwar definitiv. So könne es nie mehr wieder kommen. Was gewesen sei, das sei eben vorbei. Aus den Kreisen der Rechten habe ich damals viele mißbilligende Bemerkungen einzustreichen gehabt. Das „Berliner Tageblatt“ aber überschrieb einen Artikel: „Reventlow Republikaner“. Daß dieses Organ meine Ausführungen zu seinen kleinen schmutzigen Taktiken benutzte, war zu erwarten. Dagegen frage ich mich noch heute, wie es möglich gewesen ist, daß nach der Novemberkatastrophe gerade deutsche Monarchisten glauben konnten, die Monarchien in Deutschland könnten auch nur annähernd, wie sie früher gewesen waren, wiederhergestellt werden, sei es durch ein Wunder, einen Stimmungsumschlag oder durch ein von der Front zurückgekehrtes Armeekorps plus Stimmungsumschlag. Gerade die Monarchisten in Deutschland verfügen zum großen Teile über ein gewisses Maß geschichtlicher Bildung, sie haben vielfach in ihren eigenen Familien eine geschichtliche und damit politische Tradition, und man hätte deshalb vielleicht die Berechtigung gehabt, auf ein höheres Maß von nüchterner Urteilskraft zu schließen. Ich gestehe, durch wenige Dinge mehr enttäuscht worden zu sein, als durch den Mangel solcher Urteilsfähigkeit bei dieser Gelegenheit. Beiläufig bemerkt, stand und steht es auch heute noch auf dem militärischen Gebiete ähnlich: man habe die Flotte verloren, in ein paar Jahren baue man eine neue und organisiere man eine neue Marine. Nur den richtigen Mann brauche man, um in jedem Augenblicke eine große Armee aus dem Boden zu stampfen, auszurüsten und gegen die verschiedenen Feinde zu führen.

Was gewesen ist, kommt, so wie es gewesen ist, niemals wieder. Das gilt für den einzelnen Menschen innerlich und nach außen und genau so für das Volk in allen seinen Lebensbetätigungen und Schicksalen und in allen staatlichen Institutionen. Deshalb muß es auch für die Wünsche und Ziele und aus eben demselben Grunde für die politische Strategie und Taktik gelten und maßgebend sein.

Sich „auf den Boden der vollzogenen Tatsachen stellen“, ist im Laufe der vergangenen anderthalb Jahre zur ironischen Charakteristik charakterloser Menschen geworden, die sich nach einer Änderung der politischen Machtverhältnisse, welche für sie in irgend einem Sinne Gewinnverhältnisse bedeuten, sofort auf die Seite legen, welche sie für die stärkere halten. Die Erklärung ihres Stellungswechsels pflegt mit jener Wendung begründet zu werden. Die Berechtigung des ironischen Gepräges dieser Charakteristik ist unzweifelhaft und in traurig hohem Maße vorhanden, in der Hauptsache aber für die Richtungen, welche man früher unter der „bürgerlichen Linken“ verstand, einschließlich eines Teiles des Zentrums, außerdem eines erheblichen Teiles der deutschen Diplomatie, der Beamtenschaft und auch der Offiziere. Im allgemeinen kann man der Rechten den Vorwurf, sich charakterlos auf den Boden der Tatsachen gestellt zu haben, nicht machen, sondern vielsach den entgegengesetzten, der freilich weniger den Charakter als die politische Urteilskraft betrifft: den tatsächlichen Stand der Dinge nicht genügend und nicht schnell genug erkannt zu haben und noch heute zu einem großen Teile in einer Stellung zu verharren, die kein tatsächliches, wirkliches Fundament mehr besitzt, also Dogmatiker, ja Doktrinäre zu werden, jedenfalls sich als solche zu betätigen. Man kann und muß auch vollkommen begreifen, wenn ein Mann, sagen wir ein Monarchist der alten Schule, die innere Notwendigkeit empfindet, den Standpunkt einzunehmen: ich kann von meinen früheren Ansichten und Überzeugungen nicht lassen. Die frühere Monarchie entsprach meinen Idealen, ich sehe mich auch nicht imstande, heute für eine Halbschheit, für ein Surrogat der Monarchie einzutreten, welches ich, als diese noch bestand, unbedingt verwarf und als verhängnisvoll für Deutschland betrachtete! — Ein solcher Mann kann sicher sehr achtungswert sein, aber er setzt sich, wie die Dinge in Deutschland liegen und liegen werden, in die Unmöglichkeit positiven politischen Wirkens, ja er wirkt in der politischen Praxis negativ, er mag wollen oder nicht. Für diese Behauptung liefern besonders auch die Urteile der politischen Gegner des monarchischen Gedankens interessante Beweise. Sie haben seit dem November 1918 in ihrer Presse unaufhörlich ihre Achtung, ihren Respekt allen den Monarchisten in Deutschland gegenüber öffentlich zum Ausdruck gebracht, welche erklärten: Kaiser Wilhelm muß wiederkommen, alles muß wieder werden, wie es war, sonst ist kein Heil für Deutschland möglich. Wo die gleiche Presse eine andere Auffassung und eine Fähigkeit zur Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse witterte, fand sie nicht Worte genug, um solches Verhalten als „bewundernswerte Wandlungsfähigkeit“, als Untreue und ähnliches zu kennzeichnen. Die Antimonarchisten kennen die Werbekraft des monarchischen Gedankens und fürchten sie. Ungefährlich scheint er ihnen nur in einer Gestalt, wie sie nach Lage der tatsächlichen Verhältnisse von einer Verwirklichung völlig ausgeschlossen ist. Deshalb erkennt man lobend die Charakterfestigkeit monarchischer Utopisten an und macht größtes Aufsehen von ihren Äußerungen, während man monarchische Realisten schmäht und angreift: der beste Beweis, daß man sie, ihre Mittel und Ziele für Werbekräfte, also für gefährlich hält.

Das verfloffene monarchische System in Deutschland war nicht, wie die Antimonarchisten behaupten, verrottet, sondern es war fest und in der Haupt-

sache gut. Das System hat nicht versagt, es ist ungeheuerlichen Beanspruchungen gerecht geworden und hätte als System noch viel mehr tragen können. Versagt hat nicht das System, sondern die Personen haben versagt, vor allem die Monarchen und ihre unmittelbaren, ersten Diener und Berater. Es hätte keinen Sinn, das als Vorwurf, zum Zwecke des Vorwurfs oder im Tone des Vorwurfs zu sagen. Es handelt sich aber um eine politische und geschichtliche Tatsache von maßgebender Bedeutung. Man kann die Aussichten des monarchischen Gedankens in Deutschland nur dann einigermaßen richtig einschätzen, wenn diese Tatsachen des persönlichen Versagens der Fürsten und ihrer Berater in die Zukunftsberechnung eingestellt werden.

Man mag wie auch immer über die persönlichen Beweggründe urteilen: es war politisch von verhängnisvoller Tragweite, daß der Kaiser und König von Preußen und der Kronprinz das Land verließen, und die Art, wie sie es verließen. Kaum etwas hat dem monarchischen Gedanken im Volke so geschadet — für die damalige Gegenwart und noch eine nicht absehbare Zukunft —, wie das Verschwinden des Kaisers und des Kronprinzen ins Ausland. Das Verschwinden der anderen deutschen Fürsten ohne Widerstand in irgend einer Form war vielleicht teils eine Folge des Verhaltens des Kaisers, machte aber auch den Eindruck trübseliger, persönlicher Schwäche. Es ist möglich, daß Kaiser Wilhelm und der Kronprinz, wenn sie im Bewußtsein ihrer Pflicht um ihr Recht auf deutschem Boden gekämpft hätten, nachher durch die Feinde auf irgend eine Art und Weise direkt oder indirekt beseitigt worden wären. Es ist auch möglich, daß die Träger der Revolution es getan hätten. Wie anders würde es dann aber um den monarchischen Gedanken und dessen Zukunft gestanden haben. Wie anders würde wahrscheinlich die Revolution verlaufen sein. Denn dann wären die auf die Monarchen eingeschworenen Offiziere, Soldaten und Beamten nicht mit einem Male directionslos, verwirrt und hilflos geworden, sondern hätten gewußt, was ihre Pflicht von ihnen verlangte. Kurz der Kaiser hat durch sein Verschwinden ins Ausland dem monarchischen Gedanken den schlimmsten Dienst erwiesen, den er erweisen konnte. Den Tatbeweis hierfür bietet wiederum die Taktik der Antimonarchisten, welche mit der Behauptung von der Fahnenflucht des Kaisers und des Kronprinzen eine dauernd höchst werbefräftige Propaganda treiben.

Die Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten hat im Zeichen der Schwäche und der unüberwindlichen Scheu vor der Anerkennung und vor dem Angreifen unangenehmer Tatsachen gestanden. Dabei sollen die persönlichen sonstigen Fähigkeiten und Verdienste des Kaisers nicht in Abrede gestellt werden. Sie sind vorhanden und sein Herrschen war in manchem besser, als es vielfach jetzt hingestellt wird, auch wenn wir von der ausgezeichneten Qualität des Systems absehen. Während der langen Friedenszeit ließ sich das Gesicht wahren. In dem langen Kriege verschwand es mit jedem Monat mehr. Ich habe im Sommer 1916 in Verfolg eines Gespräches mit dem damaligen Chef des Admiralstabes meine Beforgnis über die Tatsache schriftlich zum Ausdruck gebracht, daß der Kaiser und die Fürsten immer mehr im Hintergrunde verschwanden. Das müsse den monarchischen Gedanken schwer schädigen. In den

Friedenszeiten waren die Fürsten, war besonders der Kaiser stets und überall sichtbar, stets war er in der Leute Mund, sprach selbst und ließ von sich sprechen. Im Kriege verschwanden er und die Fürsten immer vollständiger. Welch eine beispiellose Volkstümmlichkeit hat sich dagegen im Kriege der König der Belgier erworben, der immer sichtbar, immer im engsten Kontakt mit seinem Volke war, besonders auch in der Front. Die deutschen Fürsten und ihre Ratgeber haben die monarchische Sache auch durch ihr Verhalten während des Krieges schwer geschädigt. Dazu kam die Politik der Schwäche und Furchtsamkeit gegenüber den antimonarchischen Parteien und Strömungen. Es ist so merkwürdig, wie gerade die Monarchen aus der Geschichte nie die einfache, immer wiederkehrende Wahrheit lernen, jedenfalls keinen praktischen Gebrauch von ihr machen, daß man durch Nachgiebigkeit und durch Aufgeben der eigenen Stellung eine Monarchie nicht rettet, sondern sie mit unfehlbarer Sicherheit zugrunde richtet. Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, welches diese Wahrheit nicht bewiesen hätte. In einem solchen Gedankengange schrieb ich 1913 in einem Buche „Der Kaiser und die Monarchisten“: „Und die Träger der Kronen in Deutschland müßten bedenken, ein wie großer Zauber von der Kraft ausgeht und wieviel verbende Kraft von dem starken und selbstbewußten Willen. . . . Sowie auch nur der leiseste Schein dafür angeführt werden kann, daß der Monarch selbst nicht felsenfest von seinem Rechte überzeugt sei, nicht gewillt sei, unentwegt seinen Standpunkt zu verteidigen, dann ist seine Position, zum mindesten die seines Nachfolgers, im selben Augenblick verloren. . . . Der langsamen Revolution gegenüber, wie bei der kurzen blutigen, ist tätige furchtlose und vertrauende Kraft das einzige Mittel für die Monarchie, f ü h r e n d zu bleiben.“

Ich wollte weder noch will ich unnachgiebige bornierte Starrheit wirklicher neuzeitlicher Entwicklung gegenüber vertreten. Eine solche ist vielfach in den monarchistischen Parteien vorhanden gewesen. Sie war, abgesehen von allem andern, politisch kurzsichtig. Der springende Punkt aber war stets, daß der Monarch, ob er Wünschen der Masse folgte oder nicht, doch f ü h r e n d b l i e b und f ü h r e n konnte und den Antimonarchisten immer politisch an der Klinge blieb, sich niemals durch Manöver täuschen ließ. Das ist aber bekanntlich im äußersten Maße geschehen. Der Kaiser glaubte noch im Augenblicke, als er Ludendorff den Abschied gab, er könne nunmehr im Verein mit der Sozialdemokratie ein neues Deutschland bilden. Wer so die Wirklichkeit verkannte, der Tatkraft entbehrte, tatkräftige, aufrechte Ratgeber nie um sich hatte dulden können, in schwierigen Lagen zu Entschlüssen unfähig war und sich durch jahrelange Abgeschlossenheit zu eigener Beobachtung außerstande gesetzt hatte und hatte sehen lassen, — dieser Monarch war verloren. Auf der anderen Seite stand die seit Jahrzehnten zielbewußt geleitete antimonarchische Strömung verschiedener Art. Auf ihre Zusammensetzung kann in dem heutigen Zusammenhange nicht eingegangen werden. Sie war äußerst tatkräftig, geduldig und geschickt in der Benutzung der Gelegenheiten und vor allem in einer skrupellosen Agitation gegen die Monarchie und den Monarchen. Die Massen wollten die Herrschaft ergreifen und ihre Führer ordneten diesem Ziele alles unter. Die monarchischen Parteien, das Bürgertum, das Offizierkorps, sie alle versagten oder waren, soweit es einzelne Persönlichkeiten anlangte, außerstande, sich geltend zu machen. Sa

wurde dann der Krieg benutzt und, als die Lage reif erschien, der große Schlag ausgeführt. Und das Bürgertum ebenso wie die seit Jahren eindringlich gewarnten Monarchen und Fürsten in Deutschland rieben sich erschreckt die Augen.

Wohl selten in der Geschichte hat ein ähnlicher Vorgang ein schmähtlicheres Schauspiel geboten und an sich ein Bild, das lächerlicher in seiner Miserabilität gewesen wäre. Gleichwohl hätte sich während der ersten Zeit nach den Novembertagen durch einen entschlossenen Führer rückkehrender Truppen, der über politisches Verständnis und Zivilcourage verfügte, außerordentlich viel wiederherstellen und der Grund für eine spätere, den Verhältnissen angemessene und praktisch mögliche Monarchie legen lassen. Damals hätte vielleicht die Überraschung vom November durch eine zweite Überraschung erfolgreich auch auf die Dauer abgelöst werden können. Freilich hätte es großer Weisheit und Kraft bedurft, den neuen Zustand festzuhalten und auszubauen. Ihn durch Überraschung und Gewalt herzustellen, erschien aber seit dem Frühjahr 1919 mir jedenfalls immer aussichtsloser und ich glaube, daß diese Auffassung richtig war und ist. Seit einer langen Reihe von Monaten konnte man sich nicht mehr darüber täuschen, daß der weit überwiegende Teil der Massen einer Restauration feindlich gegenüberstehe und diejenigen der ihren, welche es nicht taten, durch Zwang und Terror an sich binden würde. Auf der anderen Seite stand und steht ein in der Hauptsache indolentes, des moralischen und politischen Mutes bares Konglomerat der „gebildeten Stände“. Und schließlich: wo war der Napoleon?

Es ist keine nachträgliche Weisheit, sondern ich habe seit dem Sommer 1919 bei jeder Gelegenheit die Ansicht vertreten: zur Regierung zu gelangen durch einen geschickten Handstreich, sei wahrscheinlich leicht. Zu regieren sei aber unmöglich, ohne daß man einen wesentlichen Teil der Massen auf seiner Seite habe oder sofort gewinnen könne. Wo waren hierzu die Mittel? Das ist die Frage, die ich im Laufe jener vielen Monate immer wieder gestellt und auf die ich nie eine ausreichende Antwort erhalten habe. So ist es auch kein taktischer Kniff, sondern Überzeugung gewesen, wenn ich publizistisch den Standpunkt verfochten habe, Ersatz des gegenwärtigen Zustandes durch eine Monarchie sei nur möglich und heilsam, wenn nicht allein der Boden dazu im eigenen Volke ausreichend bereit sei, sondern auch die Initiative mit aus dem Volke komme.

Daß die Monarchie gerade für die Deutschen die beste und einzig erspriessliche Form ist, scheint mir ebenso unzweifelhaft wie vor dem Kriege. Der Hinweis auf andere Völker ist töricht, denn es gibt kein Volk, das so geartet wäre, wie die Deutschen. Je geringer das Nationalgefühl und die nationale Energie sind, desto notwendiger ist die Monarchie für die Deutschen, als Kristallisationspunkt, als Garantie für stetige, über den Parteien befindliche Führung, als ein Hort schließlich des deutschen Idealismus im nationalen Sinne verstanden. Einen solchen brauchen die Deutschen nach wie vor, wenn sie sich zum Volk bilden wollen. Sie sind keines. Das Gefühl hierfür ist gewiß weithin vorhanden. Ob die innere Energie im Laufe der Zeit entwickelt werden wird, das Gefühl in die Tat umzusetzen und sich der falschen Propheten zu entledigen, muß die Zukunft zeigen. Hier aber liegt das Arbeitsfeld für den Monarchisten. Es muß von vorne angefangen werden und man soll sich nicht einbilden, nach

allein, was geschehen ist, mit einem Sprunge oder durch einen Kniff aus Ziel kommen zu können. Man muß lernen, auf weite Sicht politisch zu arbeiten, was dem Deutschen besonders schwer wird. Nur die Sozialdemokratie hat es gekonnt. Generationen ihres Nachwuchses sind von Jugend auf im Geiste der Revolution zur Herstellung der Republik erzogen und gebildet worden. Wo ist aber bis jetzt eine zielbewußte monarchische, systematisch geleitete Energie, welche bestrebt wäre, überall auf allen Lebensgebieten den monarchischen Gedanken zu vertreten, zu entwickeln, zu vertiefen und zu propagieren? Mit ein paar Deklamationen und mit Putzgedanken wird nichts erreicht, höchstens das Gegenteil des Gewollten. Gewiß kann unter den augenblicklichen Weltverhältnissen keine Überraschung, keine Veränderung als unmöglich abgetan werden, aber man darf mit solchen Dingen politisch nicht rechnen, am allerwenigsten darf es derjenige, welcher darauf hofft. Die Wandlung muß von innen heraus kommen und dazu gehört auch das Verschwinden, zum mindesten die Möglichkeit einer Überbrückung der jetzigen Kluft zwischen den Arbeitermassen und den sogenannten bürgerlichen Schichten. Die bis jetzt nach links gehende Entwicklung der Massen beziehungsweise deren Führung denkt sich die Sache derart, daß das Bürgertum proletariisiert werden soll und will damit gleichzeitig die Republik verewigen. Wir unsererseits wollen keine „Unterdrückung“ der Massen und keine Partei, überhaupt keine Parteien im bisherigen Sinne, sondern eine organisch gegliederte Einheit auf dem Boden des wirtschaftlichen, des berufsständischen Gedankens. Aus diesem Prozeß heraus kann einmal auch der monarchische Gedanke wieder zur Blüte und zu genügender Kraft gelangen. Ohne stille Arbeit, zu der ich ganz besonders die wissenschaftliche rechnen möchte, die bis jetzt so gut wie ganz fehlt, wird es aber nicht möglich sein. Kämen aber irgendwelche nicht zu berechnende, grundstürzende Ereignisse, so wäre das Volk um so besser bereit, je fleißiger und weit ausschauender man vorher die stille Arbeit geleistet hätte. Sich in diesen Zeiten, und wie die Dinge heute liegen, darüber zu streiten, welcher Fürst als Monarch in Betracht käme, ist kindlich, außerdem sehr schädlich. Das Gleiche gilt von Streitereien über die Form einer späteren deutschen Monarchie. Andererseits ist für die rein politische Propaganda auch ohne dem an wirklichem Material genügend vorhanden. Man braucht sich nur die „junge deutsche Republik“ anzusehen.

Alles muß getan werden, um die wirksame Tendenzlüge zu zerstören, daß der monarchische Gedanke ein Parteigedanke, und ebenso daß die Monarchie etwas Rückständiges sei. Beides läßt sich gerade am deutschen Volke leicht erweisen und vielleicht wird es mir gestattet werden, das hier einmal zu tun.

Ein wesentlicher Teil der Arbeit und nicht der leichteste wird in der Aufklärung der deutschen Monarchisten zu bestehen haben darüber, daß eine so besetzte und diskreditierte Monarchie nicht wieder aufgerichtet werden kann wie ein umgefallener Stuhl, ferner darüber, daß der deutsche Volkscharakter — wenn es überhaupt erlaubt ist, diese einheitliche Bezeichnung auf die Deutschen anzuwenden — nicht durch die deutsche Geschichte geworden ist, sondern daß die Geschichte sich gerade bei den Deutschen vorwiegend aus ihrem Charakter ergeben hat. Sollte antimonarchische Hybris zur Gesundung helfen, — um so besser.

Studentischer Standesgeist und Demagogenverfolgung

Von Dr. Karl Hoffmann



In meiner Arbeit „Die akademische Jugend und die Parteien“*) hatte ich auf die Gründung der organisierten „Deutschen Studentenschaft“ hingewiesen, die im Juli vorigen Jahres auf dem Würzburger allgemeinen Studententage vor sich gegangen war, und die mittelbare politische Bedeutung dieses Ereignisses hinzustellen gesucht. Schon seit einigen Wochen wird die junge Organisation von einer Bewegung durchhebt, die hauptsächlich von Erlangen ausgeht und von der man sagen muß, daß die Entwicklung damit frühzeitig in ein neues Stadium gerät. Dieses neue Entwicklungsstadium des studentischen Standesgeistes ist zweiseitig. Es wird hervorgerufen von dem Trieb zu einem schöpferischen Vorstoß nach vorwärts und bedeutet gleichzeitig eine innere Krisis, die zunächst und jedenfalls zum Teil eben darauf beruht, ob der schöpferische Vorstoß gelingt oder nicht.

Der allgemeine Studentenausschuß der Universität Erlangen hat den Antrag gestellt, für Mitte Mai einen außerordentlichen allgemeinen Studententag einzuberufen zu dem anfänglichen Zweck, daß die deutsche Studentenschaft als Ganzes, kurz herausgesagt, zur politischen Gesamtlage nach Maßgabe ihres eigentümlichen Lebensgefühls Stellung nehmen möge. Nicht nur soll die Frage einer studentischen Beeinflussung der Hochschulreform auf die Tagesordnung gesetzt werden, sondern ebenso Fragen politischen Charakters, wie Auflösung der Einwohnerwehren oder ihre Abwandlung in Arbeiterwehren und die langsame Umbildung der Reichswehr in eine Arbeiterarmee. Das heißt: die akademische Kriegsgeneration greift mutig und unerschrocken in den Gesamtbereich jener Probleme hinein, die irgendwie zusammenhängen mit der aktiven und als aktiv auch staatlich genehmigten Teilhaberschaft aller verfassungstreuen Bevölkerungsklassen an den handelnden Lebensfunktionen des Staates. Das Wichtigste aber ist dies, daß die deutsche Studentenschaft versuchen soll, bei der Aufstellung der Parteikandidaturen für die bevorstehenden Reichstagswahlen ihre Wünsche geltend zu machen. Am 25. April hat bereits eine Kreistagung der bayerischen Studentenausschüsse stattgefunden, wo ein besonderer Ausschuß — einstweilen eben für die bayerischen Wahlgebiete — eingesetzt wurde, der den Reichstagsparteien die Bedingungen der Studentenschaft sowie die Namen derjenigen Parteiangehörigen, die in auffallendem Maße das Vertrauen der bayerischen Studentenschaft genießen, mitzuteilen hat.

Was bedeutet das alles? Es bedeutet, daß vorwiegend und in ausschlaggebender Weise durch die noch unverletzte Daseinsenergie des akademischen Nachwuchses nun endlich auch der „Stand der Bildung“ sich bereit macht, mit dem Streben nach einer gewissen Geschlossenheit in den politisch-sozialen Kampf einzutreten. Wohlverstanden: nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten, sondern getrieben von einer ständischen Lebenserfülltheit, deren Geist von sich aus auf den schnurrenden Mechanismus des Parteiwesens mitbestimmend und gleichsam regulativ einwirken will. Dies darf neben vielen anderen Dingen unter keinen

*) In Nr. 46 und 47 der Grenzboten, Jahrgang 1919. Seitdem bei R. F. Köhler in Leipzig als Broschüre erschienen.

Umständen als Symptom dafür übersehen werden, wie die inneren Schwerpunkte der politischen Kräfte bei uns sich mehr und mehr aus den bloß parlamentarisch begründeten Parteigebildeten herauslösen, um angezogen zu werden von berufständischen Gefühlen und den Instinkten für organisch gegliederte Schichtung und körperschaftliche Macht, die aus „Arbeitsgemeinschaft“ hervorgeht.

In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, ist es noch nicht ganz gewiß, ob der außerordentliche Studententag überhaupt zustande kommt. Die Frage, ob er zustande kommt oder nicht, ist also einigermaßen entscheidend. Weiterhin jedoch ist es entscheidend, ob der Studententag, falls er zusammentritt, nun mit seiner Aufgabe, die eine geistig-kulturelle Einigung der bisher nur wirtschaftlich geeinten Studentenschaft und somit produktive seelische Leistungen bezweckt, auch wirklich fertig wird und wie er verläuft. Daneben und außerdem hätte aber diese ungewöhnliche studentische Tagung über das innere Geschick ihrer eigenen Zukunft und sogar über das bloße nackte Dasein der deutschen Studentenschaft eine Entscheidung zu fällen. Die Lage ist so: es soll nicht nur offenbar werden, ob die Studentenschaft eine Fähigkeit zu schaffenden Entwicklungen aufbringt, sondern gleichsam noch vorher muß es sich zeigen, ob es bei uns überhaupt eine Studentenschaft gibt, die den Mut zu sich selbst hat und die Kraft sich zu wehren. Erst hiermit öffnet sich völlig jene innere Krisis, von der ich vorhin sprach. Diese Krisis besteht nicht nur aus einer Probe auf organisatorische Festigkeit, sondern sie ist eine Frage der ursprünglichsten Selbstbehauptung von schauerlicher Tragweite. Denn ein gefährliches Attentat auf die Fortpflanzung der deutschen Geistigkeit bereitet sich vor.

Der Gedanke der Selbstverwaltung ist der Grundgedanke aller jener studentischen Organisationen, die mit der „Deutschen Studentenschaft“ einen zusammenfassenden Ausdruck bekamen. Im zweiten Teil meiner eingangs erwähnten Arbeit hatte ich mich um den Nachweis bemüht, wie die eigentlichen Träger dieser Selbstverwaltung die allgemeinen Studentenausschüsse (Asta) der einzelnen Hochschulen sind. Nun hat sich das Bildungsministerium des Herrn Gänisch über diese von selber entstandene Einrichtung hergemacht, um sie für die preußischen Universitäten und Hochschulen behördlich zu regeln. Es gibt einen ministeriellen Entwurf einer „Verordnung über die Bildung von Studentenschaften an den Universitäten und Technischen Hochschulen“. Seine 16 Paragraphen sind sehr interessant.

Es ist nicht das Wesentliche, daß hiernach der Asta zu einem bloßen „Vorstande“ vereinfacht wird, dem unmittelbar die allgemeine „Studentenversammlung“ also eine Art ungegliederter Volksversammlung sämtlicher studierenden akademischen Bürger, gegenübergestellt werden soll. Das Wesentliche ist es vielmehr, daß der Entwurf des ministeriellen Erlasses die studentische Selbstverwaltung, die nach § 2, Artikel a des Entwurfs „auf dem Gebiete allgemeiner sozialer Fürsorge für die Studentenschaft“ ausdrücklich anerkannt wird, in schlauer und berechnender Weise wieder aufhebt, indem er in § 6 „zur Unterstützung der Studentenschaft“ eben dieser Studentenschaft und ihrem Vorstande eine außerstudentische Aufsichtsbehörde in der Form eines besonderen „Verwaltungsrates“ überordnet. Denn dieser fünfsgliedrige Verwaltungsrat würde nur zu zwei Mitgliedern aus Studenten, deren einer der Vorsitzende der Studentenschaft beziehungsweise des Vor-

standes sein müßte, und zu drei Mitgliedern aus Nichtstudenten bestehen. Einer von diesen dreien wäre ein Vertreter des Lehrkörpers, der zweite ein sogenannter Alt-Akademiker, der allerdings von der Studentenschaft gewählt werden dürfte, und der dritte der Vorsitzende. Dieser Verwaltungsratsvorsitzende aber ist das Unglaubliche und ganz Unerhörte. Denn er wird vom Herrn Minister einfach ernannt, und bei der Auswahl der betreffenden Person ist der Herr Minister nach § 6, Artikel e, „nicht auf die Zugehörigkeit derselben zu dem Lehrkörper oder der Beamtenerschaft der Hochschule beschränkt“. Das heißt: er kann jeden Beliebigen dazu ernennen. Das heißt: der jeweilige Herr Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung im „Freistaate“ Preußen beansprucht das gesetzliche Recht, das studentische Leben an den Höheren Schulen durch einen Regierungskommissar beziehungsweise durch einen Bevollmächtigten der Parlamentsregierung beziehungsweise durch einen Vertreter der Interessen der Koalitionsmehrheit oder der maßgebenden Regierungspartei beziehungsweise durch einen parteiamtlichen Regierungsfunktionär oder regierungsamtlichen Parteifunktionär beziehungsweise durch irgend einen Günstling, der das private Vertrauen jenes Herrn Ministers genießt, kontrollieren und bevormunden zu lassen.

In der Tagespresse, besonders soweit sie auf akademische Leser zu rechnen pflegt, blieb dieser Punkt — sozusagen als die feine Nüdnung einer Giftspitze — keineswegs unbemerkt. Aber die überaus weitreichenden Folgerichtigkeiten einer solchen Maßnahme wurden noch lange nicht ausgemessen. Man vermag sie nur zu erkennen, wenn man die Befugnisse des Verwaltungsrats und seines Vorsitzenden, dessen regierungsamtliche Autorität im Verwaltungsrat selbst nicht ohne sachlichen Personaleinfluß oder persönlichen Sacheinfluß sein dürfte, im einzelnen nachprüft.

Zunächst ist nach § 7, Absatz 1, §§ 9, 10, 12 und 13 das ganze Finanzgebaren der studentischen Organisation mit Beitragserhebungen, Kassenverwaltung und so weiter der Beaufsichtigung durch den Verwaltungsrat unterstellt. Man kann immerhin Zweifel hegen, ob ein preußischer Minister gegenwärtiger Zeit etwas Ähnliches einer parteimäßigen oder gewerkschaftlichen Jugendorganisation der Industriearbeiterkreise zumuten würde. Jedoch die Obergewalt jenes „Verwaltungsrat“ soll sich bis auf die Formung der Gedanken und seelischen Vorgänge erstrecken und die Autonomie des jugendlichen Geistes wissenschaftlicher Menschen zermürben. Denn § 7, Absatz 2, bestimmt folgendes:

„Der Vorstand und jedes andere Organ der Studentenschaft haben dem Verwaltungsrat jederzeit auf Verlangen über ihre Maßnahmen und Beschlüsse Auskunft zu geben. Die Anstellung oder Entlassung der Angestellten der Studentenschaft unterliegt der Genehmigung des Verwaltungsrates.“

„Angestellte der Studentenschaft“ könnten nur die besoldeten Studentensekretäre sein, Geschäftsführer zur Leistung der ständigen Verwaltungsarbeit, die damit von dem Wohlwollen des Verwaltungsrates und von dessen Vorsitzenden, also immer von der jeweiligen Parteilregierung, direkt abhängig gemacht werden. Das Höflichste indessen bringt § 14 zustande; er lautet:

„Verstoßen die Studentenschaft oder eines ihrer Organe gegen diese allgemeinen oder besonderen Satzungen, fassen sie Beschlüsse oder treffen sie Maßnahmen, die mit den Interessen der Hochschule nicht in Einklang stehen (!), so kann sowohl der Vorsitzende des Verwaltungsrates, wie der Rektor den Beschluß oder die Maßnahme durch schriftliche, an den Vorstand der Studentenschaft zu richtende Mitteilung beanstanden. Hierdurch wird der Beschluß oder die Maßnahme vorläufig außer Kraft gesetzt.“

Gegen die Beanstandung kann der Vorstand bei dem Minister Einspruch erheben. Vor der Entscheidung ist dem Verwaltungsrat Gelegenheit zur Äußerung zu geben. Fügt sich die Studentenschaft der Entscheidung des Ministers nicht, so kann der Minister den Vorstand seines Amtes für verlustig erklären. Die Geschäfte gehen dann bis zur Neuwahl auf den Verwaltungsrat über.“

(Der dritte Absatz von § 14 behandelt die gleichen Voraussetzungen für eine Beanstandung der Beschlüsse oder Maßnahmen des Verwaltungsrates durch den Rektor oder den Verwaltungsratsvorsitzenden.) Es leuchtet ein, daß die Möglichkeit eines Einspruches beim Herrn Minister nichts weiter ist als eine Art Vorspiegelung, da ja eben der Verwaltungsratsvorsitzende gerade den Vertrauensmann und Handlanger der ministeriellen Willensabsichten darzustellen hat. Jede Selbständigkeit in der Beschlußfassung der „Studentenschaft oder eines ihrer Organe“ wird glattweg illusorisch und letzteres verboten.

Eine derartige Bestimmung würde dem ministeriellen Überwachungskommissar im etwaigen Falle alle Handhaben geben, um gewisse studentische Zusammenschlüsse, wie zum Beispiel den Hochschulring deutscher Art oder die nationalen Studentenbünde, wieder aufzulösen. Selbst die überlieferte Lebensführung besonders einflußreicher Gruppen, Verbindungen oder Vereine könnte wesentlich behindert und unnötig gemacht werden. Wahrscheinlich ist das sogar das Endziel, worauf es der geplanten Verfügung des Ministeriums hauptsächlich ankommt. Denn bestimmte Einzelheiten des Entwurfes lassen darauf schließen, daß die vaterländische Haltung und Gesinnungsart, die in den maßgebenden Teilen der Studentenschaft immer noch stark überwiegt, am höheren Orte sehr unerwünscht sei. Der Schluß des § 2, der von den „Zwecken“ der Studentenorganisation handelt, befiehlt zuletzt: „ausgeschlossen sind politische und religiöse Zwecke“, wobei daran zu erinnern wäre, daß die Würzburger Verfassung nur „parteipolitische“ Gesichtspunkte ausgeschaltet wissen wollte. Nun berühren allgemeine politisch-soziale und vaterländische Gedankengänge oder Bestrebungen am Ende auch „politische Zwecke“, und es scheint beinahe, daß es dem deutschen Studenten wirklich verwehrt werden soll, sich um das Schicksal der Nation ernstere Sorgen zu machen und sein Gemütsleben auf nationale Werte einzustellen. Aber es scheint nicht bloß so. Schon § 1 entschleierte die Grundlinie. In Würzburg hatte man nach eingehender Beratung und nicht ohne Gewissensschwere beschlossen, daß die „Deutsche Studentenschaft“ eben tatsächlich nur aus

deutschen Studenten bestehen dürfe, aus Reichsangehörigen und solchen Ausländern, die von deutscher Sprache und Abstammung sind. Dagegen gebietet der ministerielle Entwurf in § 1, Absatz 2: „Den Studierenden deutscher Staatsangehörigkeit stehen die vollimmatriculierten Ausländer gleich, denen das Ministerium diese Gleichstellung ausdrücklich einräumt.“ Alles weitere erledigt sich.

Sagen wir ohne Umschweife, worum es sich handelt. Die Regierung, das heißt die Energie der lebendigen Kräfte, die durch die Regierung und hinter ihr wirken, das heißt die mit parlamentarischen Scheinformen verhüllte Gewerkschaftsdiktatur der proletarischen Klassenbewegung schickt sich zusehends an, die akademische Kultur der nationalen Werte auszujaßen und einzustampfen. Mit der Studentenschaft will man gewissermaßen die inneren Vererbungsbedingungen des vaterländischen Wertempfindens treffen. Man will diejenige Schicht oder Klasse, die der geschichtliche Träger unserer geistbewußten Nationalkultur in ihrer von der angeborenen Art begründeten Eigentümlichkeit ist, nämlich das geistig lebende Bürgertum, nicht mehr bloß wirtschaftlich kalt stellen und zu Grunde richten, sondern auch seelisch ausrotten, indem man der nachwachsenden Jugend dieser Schicht die Selbständigkeit der Seele zernichtet. Man versucht es jetzt mit einer Nachahmung der Karlsbader Beschlüsse. Weidemale, damals wie heute, ist es derselbe Polizeigeist eines in nationalem Bezug gleichgültigen und ihm im tiefsten feindseligen Regierungsgebankens, der sich an der jugendklaren Reinheit stolzer Volkstumsgefühle vergreift. Und weidemale wird dasselbe Mittel verwendet: der Aufsichtsbeamte oder amliche Spion an den Universitäten und Hochschulen. Es muß jedoch anerkannt werden, daß das gegenwärtige Ministerium ehrlicher und weniger unaufrichtig vorgehen möchte, als es die Kabinettspolitik Metternichs tat. Damals hatte man einen Umweg über die wissenschaftlichen Erziehungsmethoden eingeschlagen und sich hinter die Professoren gestedt. Denn nach den alten Karlsbader Beschlüssen sollten Regierungsbevollmächtigte ernannt werden, um „den Geist, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen und Privatvorträgen verfahren, sorgfältig zu beobachten und demselben, jedoch ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethoden, eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der studierenden Jugend berechnete Richtung zu geben.“ Heute macht man nicht erst lange Redereien von Adel und Freiheit der Wissenschaft und Erziehungsgrundsätzen. Das Proletariat oder der ministerielle Angestellte des Proletariats ist brutal und packt geradezu. Und wir wissen nun wenigstens, daß es um Kopf und Kragen geht.

Es geht um Kopf und Kragen. Das muß auch die Studentenschaft wissen. Sie scheint sich darüber klar zu werden. Und es ist vielleicht ein Zeichen der Zeit, daß diese Klärung der Geister, die erste Erkenntnis und der festeste Wille nicht aus Preußen, sondern aus Bayern herkommen. Durch die neue preukische Demagogenverfolgung, die dreist darauf ausgeht, eine Patriotenverfolgung zu sein erhält die Erlanger Bewegung einen anderen und größeren Sinn: die Studentenschaft wird dessen inne, daß man ihr — wie ihr das sittliche Recht auf Waffenführung für die Daseinsnotwendigkeiten des Volksganzen geraubt werden soll — zugleich das sittliche Recht nehmen will, auch weiterhin im seelischen Umkreis eines Standes zu leben, dem sie entsprossen ist und zu dem sie gehört, und so für das

Volksganze geistige Leistungen und Willenstaten zu vollbringen, die andere nicht leisten können. Im gegenwärtigen Augenblick ist die deutsche Studentenschaft dazu verurteilt, einen Kampf um ihre Existenz als Stand austragen zu müssen, den sie mit Aussicht auf Erfolg nur aufzunehmen vermag, wenn sie sich mit Bewußtsein zu dem ständischen Charakter ihres organisierten Lebens bekennt. Die feinste Gewähr für eine innere Ablehnung der preußischen Anschläge läge in jener positiven Richtung, in der die Erlanger Anträge auf tätige Einstimmung und Auswertung der bereits vorhandenen eigenen Macht laufen.

Vom 15. a. Erlangen wurde die äußere Abwehr ebenfalls vorbereitet, indem er dem Verordnungsentwurf des preußischen Ministers einen selbständigen Entwurf „über die Bildung von Studentenschaften an den deutschen Hochschulen“ entgegengesetzt hat. Dieser Erlanger Entwurf bewahrt im wesentlichen die bisherigen Einrichtungen, erkennt aber die Autorität der Staatsgewalt an und kommt mit seiner Ausdrucksweise dem behördlichen Regelungsbedürfnis des „Obrigkeitsstaates“ derzeitigen Stiles entgegen. Vom Verhalten des außerordentlichen Studententages hierzu, falls dieser stattfindet, hängt die erste Entscheidung ab. Es würde sich dabei zu bekunden haben, wieweit in der Studentenschaft überhaupt ständisches Lebensempfinden und geistig-nationales Solidaritätsgefühl reichen.

Jene vaterländisch gearteten Kreise, gegen die sich der ministerielle Erlaß dem Anschein nach richten möchte, lagern sich freilich weit genug. Es geht nicht mehr allein um die Burschenschaft, wie zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse. Neben der Burschenschaft sind es heute die Vereine Deutscher Studenten, der Wingolf und der evangelische Schwarzbund, die Turner, Sängerverbände und jungdeutschen Wandervogel, kurz alles, was sich im „Hochschulring deutscher Art“ zu sammeln pflegt, ferner der große „Waffenring“ der schlagenden Korporationen, die Mehrzahl der wissenschaftlichen Vereine und die katholischen Verbindungen, ja wohl, auch die katholischen Verbindungen, denen der Ekel vor der Erzbergerei längst bis an den Hals gestiegen ist. Herr Hänisch hat sich viel vorgenommen. Nun gewiß, außerdem gibt es eine sozialistisch-jüdisch-demokratische Minderheit, deren Gewicht je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden stark sein mag. Man darf gespannt sein, was in dem Verhalten dieser Minderheiten den Ausschlag hervorrufen wird, ob die regierungstreue Parteigesinnung oder eine akademische LebensEinstellung und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Kommilitonen.



„Kardinalfehler unserer Politik“

Don * * *

Von geschätzter gutunterrichteter Seite gehen uns die nachfolgenden interessanten Ausführungen zu, die sich auf Grund guter Einblicke in die deutsch-russischen Beziehungen in den letzten Jahrzehnten mit der Anklage auseinandersetzen, die vielfach gegen unsere offizielle Rußlandspolitik erhoben werden. Wir geben ihnen gern Raum, ohne uns im einzelnen auf den Standpunkt des Verfassers festlegen zu wollen.



Unter diesem Titel ist im „Staatspolitischen Verlage“ ein Buch Dr. W. Spidernagels erschienen. Jeder, der an der Politik Deutschlands in der Zeit vor dem Kriege und während des Krieges Anteil nimmt, wird es, wenn er ihm auch nicht in allem beistimmen kann, mit großem Interesse lesen. Der Verfasser ist aufmerksam den verschlungenen Wegen der Beziehungen Deutschlands zu Rußland nachgegangen, das von ihm entworfene Bild gibt Anregung zu den hochwichtigen Fragen, warum das alte Bundesverhältnis Rußlands zu Deutschland sich lockerte und warum, nachdem der Krieg ausgebrochen, der von militärischer Seite heißersehnte Sonderfrieden mit dem Gegner im Osten nicht erreicht wurde.

Spidernagel sieht im Verhältnis Deutschlands zu Rußland den ersten Kardinalfehler der deutschen Politik: Die „Abkehr von Bismarck, die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages trieben den alten Bundesgenossen in die Arme der Westmächte, die Proklamierung des polnischen Staates erschwerte den Sonderfrieden aufs äußerste, ungeschickte Behandlung Rußlands erstickte dessen Friedenswillen!“ Da wir mit dem Verfasser in diesen Fragen nicht übereinstimmen, so werden sie weiter unten einer genaueren Besprechung unterzogen. Mit Recht wird in dem lebendig geschriebenen Buche hervorgehoben, wie die deutsche Demokratie, die die Niederwerfung des zarischen Rußlands als Kampfziel propagiert hatte, später zu Unrecht den Brest-Litowsker Frieden als einen „Gewaltfrieden“ verurteilte: war doch der Frieden mit Einwilligung der Mehrheitsparteien des Reichstages geschlossen, von führenden Demokraten, dem „Berliner Tageblatt“ und der „Frankfurter Zeitung“ noch im Februar und März 1918 in warmen Worten anerkannt worden! „Dennoch“, fährt der Verfasser fort, „war der Friede von Brest-Litowsk ein Fehler! Er stellte die Bolschewisten nicht zufrieden, wie denn eine friedliche Verständigung mit diesen nach der Weltrevolution strebenden Gewaltpolitikern überhaupt unmöglich war. Andererseits festigte aber das Verhandeln der Mittelmächte mit der Sowjetregierung als einer gleichberechtigten Partnerin ungewollt deren Stellung in ihrem Lande und brachte uns bei allen russischen Vaterlandsfreunden in schweren Mißkredit. Das Beste wäre wohl gewesen, mit den Bolschewisten überhaupt keinen Frieden zu schließen, sondern lediglich Vorkehrungen zu treffen, die den militärischen Bedürfnissen der noch vor schweren Entscheidungskämpfen stehenden Mittelmächte in geeigneter Weise Rechnung tragen und ein Einbringen der bolschewistischen Propaganda in Meer und Heimat nach Möglichkeit verhüten konnten.“

In den angeführten Sätzen ist eine so treffende Kritik der verfehlten deutschen Friedenspolitik den Bolschewisten gegenüber ausgesprochen, wie wir sie weder in der politischen Literatur noch in der Tagespresse gefunden haben. Kenner Rußlands haben allerdings schon vor dem Abschluß des Waffenstillstandes in Brest-Litowsk diese Gesichtspunkte erfolglos geltend gemacht. Es muß Spidernagel auch darin unbedingt recht gegeben werden, daß vom politischen Standpunkt aus eine energischere Führung des Krieges gegen Rußland im Sommer 1915 von außerordentlichem Erfolge für den Ausgang des Gesamtkrieges hätte sein können. Der an die Oberste Heeresleitung von Hindenburg und Ludendorff gerichtete Antrag, sogleich Romno durch die 10. Armee von Westen her bei gleichzeitiger Umfassung von Norden durch die Njemenarmee zu nehmen, hätte, wenn er ausgeführt worden wäre, einen großen politischen Erfolg bedeutet, da zu jener Zeit, als die zarische Macht noch nicht erschüttert war und die Proklamierung des selbständigen Polens noch keinen Hinderungsgrund für den Sonderfrieden bildete, eine Katastrophe des russischen Heeres wohl geeignet gewesen wäre, den günstigen Boden für Verhandlungen zu schaffen. Nach dem Zitat Spidernagels hieß es im Antrage des damaligen Oberbefehlshabers Ost: „War diese Festung (Romno), der Eckpfeiler der russischen Njemenverteidigung, gefallen, so war der Weg auf Wilna und in den Rücken der Hauptkräfte des russischen Heeres geöffnet. Es müßte daraufhin einen gewaltigen Sprung nach rückwärts ausführen. Konnten die Njemen- und die 10. Armee auch nur geringe Verstärkungen rechtzeitig erhalten und mit Kolonnen und Trains reichhaltig ausgestattet werden, so war zu hoffen, diesen Sprung derart von Norden über Wilna in der Flanke zu fassen, daß der Sommerfeldzug 1915 mit einer entscheidenden Einbuße des russischen Heeres endigen würde“ Dieser großzügige Plan hat die Billigung des damaligen Chefs des Generalstabes nicht gefunden. Ohne über die militärischen Gründe der Ablehnung urteilen zu wollen, muß dem Verfasser darin zugestimmt werden, daß im Sommer 1915 Friedensaussichten nur unter der Voraussetzung starker militärischer Niederlagen Rußlands bestanden. Auf Grund der Kenntnis der russischen Psyche, die sich von Stimmungen leiten läßt und sich immer in Extremen bewegt, möchten wir unsererseits hinzufügen, daß ein Friedensangebot an Rußland nie — selbst nicht nach der schlimmsten Katastrophe — Erfolg hätte haben können: eine geschickte Politik hätte Rußland zum Hervortreten mit eigenen Vorschlägen veranlassen müssen!

In der hochwichtigen Frage, inwieweit die deutsche Regierung schuld an der Erkaltung der traditionellen Beziehungen zu Rußland ist, geht Spidernagel die Wege der meisten rechtsstehenden Politiker und Schriftsteller. Er beruft sich häufig auf die Ausführungen des Großadmirals von Tirpitz, der „den Krieg mit Rußland als den Kardinalfehler unserer Politik“ bezeichnet und bekennet, er wisse nicht, „ob die Weltgeschichte ein Beispiel größerer Verblendung kennt, als die gegenseitige Vernichtung der Deutschen und der Russen in maiorem gloriam der Angelsachsen.“ Es ist seit der scharfen Kritik, die Fürst Bismarck in seinen letzten Lebensjahren der Politik seiner Nachfolger widmete, zum Axiom geworden, daß Deutschland an der Zerreißung des „Drahts nach Petersburg“ die alleinige Schuld trage, — ja selbst die Teilnahme Rußlands am

Kriege wird Deutschland zur Last gelegt. Uns will es scheinen, daß Spickernagel, wenn er sich diesem Gedankengang anschließt, historisch einseitig urteilt, in politischer Beziehung aber Deutschland ein Unrecht antut, das angesichts des großen Gewichtes der Schuldfrage am Kriege nicht gering zu bewerten ist. Sollte hier nicht ein Fall der „Selbstzerfleischung“ vorliegen, die Spickernagel bei den Demokraten rügt, die aber auch rechtsorientierten Politikern und Schriftstellern — es scheint sich hier um ein deutsches Erbübel zu handeln — nicht fern zu liegen scheint?

Als geschichtlich feststehend ist die Tatsache anzusehen, daß, nachdem Graf Schadow eine Verlängerung des „Rückversicherungsvertrages“ im Jahre 1890 beantragt hatte, die deutsche Regierung sie zurückwies. Die Mitteilungen des Alt-Reichskanzlers führten diese Zurückweisung auf Graf Caprivis Meinung zurück, daß die Durchführung des Doppelverhältnisses zu Rußland und Österreich ihm „zu kompliziert“ sei. Der schwere Tadel des Fürsten Bismarck dem Aufgeben seiner Politik gegenüber ist zweifellos berechtigt, — etwas anderes ist es aber, in der Nichterneuerung des Vertrages im Jahre 1890 eine Veranlassung für die Teilnahme Rußlands im Jahre 1914 am Kriege gegen Deutschland zu sehen!

Da der „Rückversicherungsvertrag“ erst kürzlich in seinem genauen Inhalt bekannt gegeben worden ist, früher aber alle Beteiligten zum Stillschweigen über seine Tragweite und somit auch die tieferen Gründe seiner Nichterneuerung gezwungen waren, sind wir auf Kombinationen angewiesen, für die uns die Geschichte jedoch einige Hinweise bietet. Was die früheren offiziellen Äußerungen betrifft, so erklärte Fürst Hohenlohe, als Caprivis Nachfolger im Reichstag, die Gründe der Ablehnung für „vollwichtig“. Der Staatssekretär des Äußern Freiherr von Marschall führte dieses Urteil weiter aus, ohne jedoch die volle Wahrheit, die das Verhältnis Rußlands zu Österreich in den Fragen des Balkans und der Meerengen bedeutet hätte, aussprechen zu können.

Wir sind gewöhnt, die Beziehungen Deutschlands zu Rußland nur einseitig vom deutschen Standpunkt behandelt und alle Störungen der traditionellen guten Beziehungen auf das deutsche Schuldkonto gesetzt zu sehen. Wichtig wäre es, die Frage vom russischen Standpunkt zu untersuchen. Da ist es zunächst auffallend, daß weder durch die russische offizielle Politik noch in der russischen Literatur Deutschland der Vorwurf gemacht wird, daß es in den achtziger Jahren Rußland gezwungen hätte, sich von seinem alten Bundesgenossen zu trennen und neue Wege zu gehen. Die vielfachen Vorwürfe, die Deutschland von den Russen gemacht wurden, bezogen sich vielmehr auf den Berliner Kongreß, auf angebliche Machinationen in Bulgarien, auf die Widerstände, die Deutschland durch den Schutz Österreichs den russischen Balkaninteressen entgegensetze und auf die Handelsverträge.

Der wichtigste Grund dafür, daß Zar Alexander der Dritte keinen ernstlichen Willen zur Fortsetzung des Vertrages Ende der achtziger Jahre hegte, lag in den innerrussischen Verhältnissen. Infolge des starken Anwachsens des Nihilismus, nach dem Attentat im Winterpalais 1879 und nach der Ermordung Alexanders des Zweiten glaubte sich der neue Zar gezwungen, eine Ablenkung der Volksleidenschaften im Panславismus zu suchen. Er fand sie auch in

weitestem Maße! Der Panlawismus ist trotz seinem Eintreten für die Selbstherrschaft, also einer angeblich echtlawischen Staatsform, der Natur des russischen Volkes entsprechend durch und durch demokratisch orientiert. Er war stets deutschfeindlich und erwartete von dem Zusammengehen mit den Westmächten den Anfall der österreichischen Erbschaft für Rußland und das gesamte Slawentum. Diesen Strömungen wollte und konnte sich Alexander der Dritte nicht entziehen, — er hoffte vielmehr in ihren inneren Wirkungen Rettung für sich und seine Dynastie zu finden. Ihren Ausdruck fand diese sich allmählich anbahnende Wandlung der zarischen Politik in der Ernennung panlawistisch gesinnter Minister, wie des Grafen Ignatjew, des Oberprokureurs Pobedonoszew, des späteren Innenministers Grafen Tolstoj und in dem wachsenden Einfluß des hervorragenden Journalisten Katkow. Daß es Bismarck trotz dieser folgerichtigen Entwicklung der russischen Politik 1884 gelang, den Neutralitätsvertrag abzuschließen, war eine außerordentliche Tat! Nicht wenig wird zu diesem Erfolge die hervorragende Persönlichkeit des Volschasters von Schweinitz beigetragen haben.

Nicht zu unterschätzen in ihrer Bedeutung für die Neuorientierung der russischen Politik sind die Einflüsse der dänischen Prinzessin als Zarin und der montenegrinischen Prinzessinnen als Großfürstinnen. Zar Alexander hegte persönlich eine unüberwindliche Abneigung gegen das neue Deutsche Reich und gegen alles Deutsche, — seine Antipathien vereinigten sich daher mit allen maßgebenden Einflüssen, um ihn zu einer Verbindung mit dem Revanche verlangenden Frankreich zu bestimmen. Es ist somit historisch falsch, daß Rußland 1890 durch die Nichterneuerung des Vertrages in die Arme Frankreichs getrieben worden sei, — bereits 1887 während des Bestehens des Vertrages fanden entscheidende Schritte zur Annäherung an Frankreich statt.

Mit dieser Auffassung steht der 1890 dem Grafen Schuwalow erteilte Auftrag, den Vertrag mit Deutschland zu erneuern, nur in scheinbarem Widerspruch: Graf Schuwalow, Giers und die wenigen noch in den Traditionen der Vergangenheit lebenden Politiker hatten den Zaren dahin zu beeinflussen vermocht, daß er seine Einwilligung, wenn auch widerwillig, erteilte. Da er Österreich einen Angriff nicht zutraute, der Friedlichkeit Deutschlands sicher zu sein glaubte, da die Gewinnung der Meerengen ohne eine aktive Politik gegen Österreich und auf dem Balkan nicht möglich erschien, die deutsche Zustimmung zu ihrem Erwerbe somit nur einen theoretischen Wert besaß, hatte er das Interesse am Neutralitätsvertrage verloren. Es mag der Umstand hinzugetreten sein, daß die den Erwerb der Dardanellen betreffende Geheimklausel auf dem Wege über Kopenhagen in England bekannt geworden sein dürfte: man wird mit einiger Sicherheit annehmen können, daß England seinerseits Rußland zu fühlen gab, daß es durch das Einverständnis mit Deutschland nicht in den Besitz der Dardanellen gelangen werde! Da das Streben Alexanders und des von ihm begünstigten Panlawismus auf den Zerfall Österreichs und den selbständigen Erwerb der Dardanellen gerichtet war, so konnte ihm Deutschland in der Tat nichts bieten, denn daß die Erhaltung seiner Monarchie mit dem Bestehen der beiden Kaiserdynastien aufs engste verbunden war, verstand er nicht. Die ablehnende Stimmung des Zaren war der deutschen Politik bekannt und konnte sie

schwankend machen, Bindungen einzugehen, für die die Gegenleistung bei mangelndem guten Willen des Partners fraglich bleiben mußte, und die den notwendigsten Bundesgenossen verstimmen konnten. Die russische Politik hatte sich soweit fest kristallisiert, daß für Deutschland die Notwendigkeit einer Option zwischen Österreich und Rußland eintrat.

Spidernagel führt das 1916 erschienene Buch Nikolai Suchanows „Warum kämpfen wir?“ als Beweis dafür an, daß auch unter den russischen Linken eine englandfeindliche Stimmung während des Krieges bestand. Suchanow bezeichnet die Verbindung Rußlands mit England als perverse. Die Bedeutung des Suchanowschen Buches besteht jedoch weniger in seiner Darstellung der russischen Empfindungen gegenüber den wechselnden Kriegseignissen, als im zahlenmäßigen und dokumentarischen Nachweis über die Machinationen, durch die Frankreich und das hinter ihm stehende England Rußland allmählich in die Koalition gegen die Mittelmächte hineinzogen. Es wäre richtig gewesen, das interessante Buch im Sinne der Entlastung Deutschlands von der Beschuldigung, daß es den Krieg mit Rußland herbeigeführt habe, zu verwerten!

Ohne die deutsche Diplomatie unbedingt verteidigen zu wollen, muß man gerechterweise feststellen, daß die Nichterneuerung des Neutralitätsvertrages im Jahre 1890 durchaus in keinem Zusammenhang mit der Teilnahme Rußlands am Weltkriege gegen Deutschland steht. Selbst daß es einem Fürsten Bismarck möglich gewesen wäre, das elementare Verlangen des panslawistischen Rußland nach dem beherrschenden Einfluß auf dem Balkan, das Streben nach Zurückdrängung und Auflösung Österreichs, ferner den Haß und das Mißtrauen gegen Deutschland dauernd zu besiegen, — muß von einem jeden Kenner der damaligen und der späteren Verhältnisse in Rußland geleugnet werden! Vergewärtigt man sich ferner, daß noch anderthalb Jahrzehnte nach der Aufhebung des Neutralitätsvertrages der russisch-japanische Krieg spielte, daß während dieser für Rußland so kritischen Periode Deutschland ihm durch die Zusage seiner schützenden Neutralität überaus wertvolle Dienste leistete, daß die Vereinbarungen von Björkö und Potsdam ein weitgehendes Entgegenkommen bedeuteten, zieht man die im Briefwechsel Kaiser Wilhelms mit dem Zaren Nikolaus Rußland bewiesene Sympathie in Betracht, so kann von einer Schuld Deutschlands Rußland gegenüber nicht die Rede sein! Wenn Rußland sich in den Netzen der Entente fangen ließ, so geschah es, weil es seinen panslawistischen Zielen nur im Gegensatz zu Österreich folgen zu können glaubte und weil es nicht zur Klarheit darüber gelangte, daß England seine beiden natürlichen Feinde — Rußland und Deutschland — vernichten wollte, indem es sie gegen einander ausspielte. Die Verblendung, von der Großadmiral von Tirpitz im oben angeführten Zitat spricht, lag nur aufseiten Rußlands vor, — Deutschland muß von ihr freigesprochen werden.

Die Verblendung in den russischen maßgebenden politischen und Hofkreisen war so groß, daß sie uns Deutschen unglaublich erscheint: wir geben uns eher selbst eine Schuld, ehe wir unserem Gegner den Vorwurf der Blindheit und des Unverständes machen! Blindheit und Unverstand waren es aber, die Rußland in den Krieg gegen Deutschland getrieben haben. Die einfache, nüchterne Beurteilung der aus den Folgen eines Weltkrieges sich ergebenden Aussichten hätte

den Ratgebern des Zaren sagen sollen, daß die Dynastie Romanow unter allen Umständen vernichtet werden würde: im Falle eines Sieges der Entente mußte der Sturz der Monarchie in Deutschland und Österreich die Herrschaft in Rußland jeden Faltes berauben, der Sieg der Mittelmächte dagegen mußte die Revolution in Rußland und den Fall der Dynastie zur unmittelbaren Folge haben! Unverstand war es, von England zu erwarten, daß es seinen Erbfeind Rußland aus dem Kriege werde gestärkt hervorgehen lassen. Zum Unverstand gesellte sich die moralische Schwäche, wie sie Zar Nikolaus allen Einflüssen und Strömungen gegenüber übte. Wenn Großadmiral v. Tirpitz, nach seinem Werke, das von hervorragender Bedeutung für die Kenntnis der politischen Geschichte während des Krieges ist, im Zaren einen Mann von Charakter und Zuverlässigkeit zu kennen glaubt, so liegt hier ein Irrtum vor, da alle, die die Regierungstätigkeit Nikolaus' des Zweiten genauer haben beobachten können, ihm Willenskraft und Festigkeit der Überzeugung absprechen. Als historischer Beweis für den Mangel an Charakter und Aufrichtigkeit dürfte das Verhalten des Zaren in den letzten Wochen vor dem Kriegsausbruch genügen: die Ablehnung der seit dem Frühjahr 1914 begonnenen Mobilisation, die Duldung des von Suchomlinow Deutschland gegenüber geübten Betruges, die an Kaiser Wilhelm gerichtete Bitte um „Rettung“, als das gegen ihn gerichtete Intrigenspiel langer Jahre sich der Verwirklichung seiner Ziele sichert! Wir Deutsche werden gut tun, nicht außer den Fehlern, die wir begangen haben und tragen müssen, noch die fremden auf uns zu nehmen: unsere Fehler Rußland gegenüber bestehen in der Einräumung eines beherrschenden Einflusses auf die Politik der verbündeten Mittelmächte an die österreichische Diplomatie! Als in Buchlau der russische Vertreter Iswolski eine Absage auf die von Deutschland als legitim anerkannten Ansprüche auf die Meerengen erfuhr, wurden die letzten noch günstig orientierten Staatsmänner Rußlands zu Feinden Deutschlands gemacht: Iswolski wurde einer unserer heftigsten Gegner und gehört zu denen, die die größte Schuld an der Entstehung des Weltkrieges tragen! Die Abhängigkeit, in der unsere Politik in der Folgezeit bis in die Tage des Friedensschlusses Österreich gegenüber stand, hat das schwerste Unglück für Deutschland gezeitigt!

Der „cauchemar des coalitions“ Bismarcks ist eine Vorahnung der kommenden Katastrophe gewesen, eine auf reale Verhältnisse sich gründende Befürchtung für das Bestehen des Deutschen Reiches: wir tun dem großen Manne unrecht, wenn wir die Caprivi gegenüber geübte Kritik so auslegen wollten, als hätte er gemeint, mit der bloßen Verlängerung des Neutralitätsvertrages dauernd die Gefahren der Zukunft bannen zu können.

In der Frage eines Separatfriedens mit Rußland vertritt Spidernagel den Standpunkt, daß er bei eifrigem Bemühen und geschickterem Verfahren der deutschen Diplomatie 1916 erreichbar gewesen wäre. Die Unterhaltung zwischen Wassburg, Protopopow und Graf Olsufjew in Stockholm im Juli jenes Jahres gibt ihm Anlaß zu schreiben: „ohne ihr Zutun war der deutschen Politik die inoffizielle Fühlungnahme mit hervorragenden Vertretern des Zarenreichs ebenso wie die bald fühlbar werdende Kursänderung der russischen Politik gleichsam als ein unverdientes Geschenk vom Himmel in den Schoß gefallen. Was taten die Politiker und Diplomaten, um die günstigen Umstände auszunützen?“

Hierauf läßt sich eine Antwort nicht geben, weil die hier und da im neutralen Auslande versuchten Anknüpfungen, da sie resultatlos blieben, der Öffentlichkeit nicht bekannt gegeben worden sind. Dagegen muß darauf hingewiesen werden, daß die Stockholmer Besprechung durchaus keinen günstigen Boden für den Sonderfrieden schuf, sondern im Gegenteil den Beweis erbrachte, daß die russischen offiziellen Kreise — vielleicht mit Ausschluß des Zaren und eines Teiles seiner Familie — an einen Friedensschluß nicht dachten. Bei dem ersten Bekanntwerden jener Zusammenkunft erhob sich ein Sturm der Entrüstung nicht nur in allen Blättern, sondern auch in den politischen Kreisen Petersburgs. Es hängt diese Erscheinung mit dem russischen Charakter zusammen, der, wie schon erwähnt, sich immer in extremen Stimmungen bewegt. Eine von weiten Kreisen getragene Friedensaktion wäre in Rußland nur nach einer allerschwersten Katastrophe — nicht etwa infolge bloßer Niederlagen oder wegen der Gefahr großer Gebietsverluste — möglich gewesen. Wenn der Zar zur Rettung seiner Dynastie einen Frieden zu schließen versucht hätte, so wäre er seiner Krone noch früher verlustig gegangen! Die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland bestand im Juli 1916 tatsächlich nicht, — auch hier wird Deutschland ein „Kardinalfehler“ zur Last gelegt, der in Wirklichkeit nicht von ihm begangen worden ist.

Der Verfasser dieser Zeilen ist sich dessen bewußt, daß er sich mit seiner Auffassung vielfach in Gegensatz zu dem hergebrachten Urteil über das Verhalten der deutschen Politik zu Rußland setzt. Es scheint ihm jedoch ein Gebot der Pflicht zu sein, Beschuldigungen Deutschlands, die ihm eine Verantwortung für die Entstehung des Weltkrieges und an dessen Verlängerung und unglücklichem Ausgange aufzubürden geeignet sind, entgegenzutreten.



Nachdichtungen aus Hafiz und Askeri

Von Georg Jacob

Zur Einführung



Es ist uns eine große Freude, nachstehend eine Reihe von Nachbildungen orientalischer Dichtungen bringen zu dürfen, die wir dem Vertreter der islamischen Sprach- und Kulturwissenschaft an der Kieler Universität verdanken. Sie stehen in der langen Reihe der durch Jahrzehnte systematisch durchgeführten Arbeiten dieses Gelehrten, die auf die Herstellung eines Gesamtbildes der islamischen Kultur, und zwar sowohl der materiellen wie der geistigen, hingen, und durch die eine Fülle von vorher kaum beachteten Einzelzügen ins Licht gestellt wurde. Wenn die von Georg Jacob begründete und herausgegebene „Türkische Bibliothek“ uns durch die in ihr erschienenen Textausgaben, Übersetzungen und Abhandlungen reiche Schätze folkloristischer, besonders auch religionsgeschichtlicher Überlieferung erschloß, so rundet sich aus den Erträgen der Bearbeitung türkischer Urkunden, die seit

Jahren und unablässig fortschreitend von ihm und einem Stabe von Mitarbeitern geleistet wird, mehr und mehr ein Bild der türkischen Wirtschaftspolitik und Organisationstechnik in den Jahrhunderten des türkisch-habsburgischen Kampfes. Im Verfolg dieser Arbeiten ergeben sich immer neue Gesichtspunkte und Materialien für das große politisch- und kulturgeschichtliche Problem der Beziehungen zwischen Morgen- und Abendland. Es ergibt sich vor allem die Einsicht, daß die Erarbeitung eines historisch fundierten Traditionsbewußtseins, die der Ertrag aller lebenszugewandten Geschichtswissenschaft sein muß, sich nie mit der Erforschung von Einzelkulturen und ihrer Erneuerung für das heutige Bewußtsein begnügen darf, sondern das Ganze der geschichtlichen Geisteswelt ins Auge fassen muß. So muß auch etwa der Versuch, die griechisch-römische Antike und die Renaissance neu zu beleben und die aus ihnen zu schöpfenden idealen Werte unserer Zeit erneut zu vermitteln, einseitig und irreführend sein, wenn daneben nicht auch die gewaltige, unübersehbare Leistung der orientalischen Kulturen und ihre Bedeutung für uns erkannt wird — eine Erkenntnis, die bei uns allzu lange und zu unserm größten Schaden für unwichtig gehalten wurde. Freilich sind die Schwierigkeiten, wo es sich um die Erschließung morgenländischer Kulturzeugnisse für unsere Gegenwart handelt, ungeheuer, denn sie müssen zu diesem Zwecke in ein zwar urverwandtes, aber durch getrennte Entwicklung in allen Einzeläußerungen fremdes Element übertragen werden. Daß diese Schwierigkeiten überwindbar sind, dessen sind die nachstehenden Neugestaltungen ein gültiger Beweis; sie schließen sich zwei Veröffentlichungen desselben Verfassers an, deren erste eine der berühmtesten und schönsten altarabischen Dichtungen in deutsche Verse überträgt und deren zweite eine Reihe türkischer und anderer morgenländischer Dichtungen bietet.¹⁾ Die beiden leicht zugänglichen Hefte seien jedem Freunde orientalischer Poesie und jedem, der es durch die hier gebotenen Stücke wird, empfohlen.

Die Bedeutung der letzteren liegt vor allem darin, daß sie zugleich den poetischen Charakter wie auch den tiefen, mystischen Gehalt der Originale vermitteln. Beides, die dichterische Freude an der Buntheit und Fülle der sinnlichen Welt und die sich selbst und die Welt vergessende Inbrunst der mystischen Versenkung, scheinbar unvereinbar gegensätzliche Haltungen, sind in der persischen und türkischen Poesie, der diese Dichtungen entstammen, unauflöslich ineinander aufgegangen. Das wird dadurch möglich, daß die sinnlichen Erscheinungen zwar in ihrer unmittelbaren, lebendigen Bedeutung erhalten bleiben, zugleich aber als Symbole der mystischen Zustände und Schauungen auftreten, ohne doch zu frostigen Allegorien, wie so oft in abendländischer Poesie, erniedrigt zu werden. Vor allem wird das Weinhaus und alles, was es umschließt, in diesem Sinne symbolisch verwertet. So sind im folgenden die immer wiederkehrenden Bilder des Zechgelages und der Schenken zu verstehen. Ganz deutlich offenbart sich dieser Sinn in den Versen eines anderen persischen Dichters, Mahmud Schebisteri:

Weinhaus ist die ganze Welt,
Jedes Ding ein Becher,
Unser Freund (d. i. Gott) den Becher hält,
Und wir sind die Zecher.

¹⁾ Schanfaras Kamijät al-Arab, auf Grund neuer Studien übertragen (Preis 1,20 Mark), Türkische und andere morgenländische Dichtungen in deutschen Übertragungen und Nachbildungen (Preis 1,80 Mark). Beide im Verlage Walter G. Mählau, Kiel.

Zum Verständniß einiger Einzelheiten sei noch bemerkt: Sufi (in 4 und 10), ist die allgemeine Bezeichnung des islamischen Mystikers (wörtlich „Kultenträger“, also ungefähr „Mönch“). Doch erscheint er nicht nur in der wundervollen geistigen Freiheit, von der der Dichter dieser Lieder erfüllt ist, sondern auch als enger, frömmelnder Asket. So ist es zu erklären, daß der Dichter einmal (in 10) den Freund als Sufi anredet, zum andernmal (in 4) sich gegen den tugendstolzen Sufi, der ganz dem „Frömmeler“ in 3 und dem „Bedanten“ in Askeris Gedicht entspricht, wendet. — Oschemschéd (7) ist ursprünglich der indoiranische Todesgott, in Persien von der epischen Sage zu einem Herrscher der Vorzeit umgewandelt. — Der Magier in demselben Gedicht ist der Schenkwirt; da der Islam den Weingenuß streng verbietet, so lag in Persien der Verkauf und Ausschank des Weins vielfach in Händen von unbelehrten Anhängern der alten Zarathustra-Religion. — Der Lubabaum (9) ist der Paradiesesbaum, der in der islamischen Mythologie der germanischen Weltesche entspricht. — Die rein sinnliche Auffassung des Hafiz, die neuerdings wieder im Abendland Anhänger gefunden hat, wird Jedem, der das erste der von Jacob wiedergegebenen Lieder, Nr. 510 der Brodhaus'schen Ausgabe, im Original liest, unmöglich erscheinen. H. H. Sch.

* * *

Vorbemerkung des Bearbeiters.

Die folgenden Nachbildungen aus zwei großen Dichtern der islamischen Kulturwelt einem Perser und einem Türken, sind lediglich Versuche, deren poetische Werte einem deutschen Publikum zu vermitteln. Eine slavische Nachahmung hätte das zerstört, um dessentwillen das Ganze da ist; einerseits muß das Symbolische, da uns die dem Orientalen geläufige Tradition für den mystischen Sinn der Worte und Bilder fehlt, in der deutschen Wiedergabe verdeutlicht werden, andererseits darf das musikalische Element nicht unter pedantischer Wahrung einer der deutschen Sprache heterogenen Form durch Nichttönendes ersetzt werden. Es ist mir bisher nicht gelungen, die kühneren erotischen Bilder erträglich in unser Empfinden umzusetzen, und ich habe auf diese verzichtet. G. J.

Hafiz

1

Dring, o Jünger, unverdrossen in des Wissens Werte ein,
— Nur auf Pfaden, selbsterflossen, kannst du andern Führer sein, —
Dort, wo in der Wahrheit Hallen als Verater Liebe lehrt,
Bis der Schüler einst von allen als ein Vater wird verehrt.
Zu dem höchsten Ziel gelange, niedern Trieben abgewandt,
Ist um Brot und Schlaf dir hange, hast du Liebe nie gekannt.
Wenn der Gottesminne Bonne Herz und Seele dir erfüllt,
Ist's, als ob im Glanz die Sonne aller Welten Sein enthüllt.
Wasch den Körper von der Erde gleich dem Wanderderwisch rein,
Durch den Stein der Weisen werde wie des Goldes lauter Schein.
Mit der Schar der Gottvertrauten leuchte dir das ew'ge Licht
Der Verkärten, die erschauten hier der Gottheit Angezicht.

2

Ich harre auf den Morgenwind in Wüsten pfadverloren.
Wann endlich wird des Ostens Kind, der neue Tag, geboren?
An heil'ger Stätte steh' ich hie, im gottgeweihten Tale,
Doch lobern nicht vom Sinai die flammenden Fanale.

Der Erdenwaller ward verflucht, am Denken zu verzagen,
 Drum, wer im Werden Klarheit sucht, soll in den Schenken fragen.
 Ein Lied ertönt, die Rose blüht, die Sonne glänzt im Becher.
 Wo weilt der Freund, daß Wonne glüht, daß Frohsinn kränzt den Zecher?

3

Forde nicht, daß sich mit Sorgen frommer Sägung der beschwert,
 Welchem Gott am Schöpfungsmorgen seines Bechers Guß gewährt.
 Nicht von finst'rer Pflicht betrogen, die des Frömmers Triebe bannet,
 Hab die Waschung ich vollzogen, wo der Liebe Quell ich fand.
 Reiche mir den Becher wieder, seine Klarheit zu ergründen:
 Vom Erwecker meiner Lieder will ich Wahrheit dir verkünden.
 Wo dem Sünder, der verloren irrt vom Pfade, winkt das Heil,
 An des Allerbarmers Thoren wird auch Gnade dir zuteil.

4

Am Festtagsmorgen hat sich weit der Rose Kelch erschlossen,
 Steht beim Pokal zur Rosenzeit der Wein uneingegossen?
 Dies frömmelnde Entsagen schafft mir Schmerz und Unbehagen, —
 Auf, Schenke, spende Nebenlast, daß froh die Herzen schlagen!
 Ich hör' den Suß gestern noch ob unsrer Laster toben,
 Und sah ihn heute trunken doch, die Tugend war zerstoßen.
 Und weißt du, wann die Wonne hier verweilt beim Freudenmahl?
 Wann sich der Gottheit Sonne dir hell spiegelt im Pokal.
 Und falls dein Festgelag verschönt ein Spielmann auf der Fahrt,
 Verlange, daß sein Lied ertönt nach Haßz' Liederart!

5

Wer zu meines Sultans Bohnstz will mir diese Bittschrift tragen?
 Laßt von seiner Gnade Thronstz einen Bettler nicht verjagen!
 Will er denn ob des Rivalen nicht vernehmen meine Klagen,
 Ihn mit Sternen, die erstrahlen als Geschosse, niederzuschlagen?
 Nach dem Wind der Morgenstunde späht' ich aus die langen Nächte,
 Ob er eine frohe Kunde nicht dem Freund vom Freunde brächte;
 Laß mich nach der Nacht voll Sorgen auf der Frühe Labtrunk hoffen,
 Stehn doch dem Gebet am Morgen stets des Himmels Tore offen.¹⁾

6

Den Becher, Schenke, laß erglänzn vom Purpurlicht der Wonne.
 Stim an ein Lied, o Spielmann, denn nach Wunsch kreist uns die Sonne:
 Ich schaut' ein göttlich Spiegelbild tief unten im Pokale —
 Tor, dessen Sehnen nie gestillt der Wein aus unsrer Schale;
 Ich fürchte, bricht der Morgen an am Tag der Auferstehung,
 Verlagt statt meines Zechens man dein Fasten als Vergehung.
 Ein lebend Herz, das liebend schlug, kann nimmermehr ersterben,
 Uns ist bestimmt im Weltenbuch, die Ewigkeit zu erben.

¹⁾ Der naive Glaube der Völker kennt ja zunächst nur ein Morgen- und Abendgebet, denn zu diesen Zeiten sind die Tore des Himmels geöffnet, um die Sonne aus- und einzulassen, so daß das Gebet dann seinen Weg zu Gottes Thron findet. Abend- und Morgenrot wird von orientalischen Dichtern gelegentlich als ein Abglanz der Rosenpracht des himmlischen Paradieses aufgefaßt.

7

Dir ist die Kunde wohlvertraut von Dschemscheds Zauberfahle,
Wie aller Welten Bild geschaut der Schah in dem Pokale.
Du hättest selber den Kristall des Kleinods gern besessen,
Doch ob du fragtest überall, dein Herz hast du vergessen.
Wo ich den greisen Magier fand, holt ich mir frohe Kunde,
Er rief, den Becher in der Hand, mir zu mit heiterm Kunde:
„Seit schmücket die lazurne Bier des Himmelsdomes Bläue,
Befragen Dschemscheds Becher wir mit jedem Tag aufs neue.
Die Gottheit thront in deiner Brust, in deines Hauses Träumen,
Du suchst sie, ihrer unbewußt, in welkenlegnen Räumen.
Dein Denken war dem wahren Ziel verloren abgewendet
Und treibt sein altes Gaukelspiel, das Toren-Augen blendet.“

8

Die Schenke und das Gotteshaus vermag ich nicht zu scheiden,
Nachsinnend bring ich nicht heraus, warum man trennt die beiden:
Es kündet ja jedwede Spur Sein Walten der Erfahrung,
Wo hin ich schaue, seh ich nur des Freundes Offenbarung!

9

Nur kurz bemessen ist die Zeit, in diesem Tal zu rasten,
Dum suche der Vergänglichkeit als Glücksgut abzuhaften,
Was munterer Wellen Freudentanz dir spült an das Gestade, —
Wie bei Gebet und Rosenkranz fühl' ich den Hauch der Gnade;
Nicht frag ich, ob ein sel'ger Traum dort oben sich vollendet,
Ob einst des Himmels Tuba Baum mir seinen Schatten spendet. —
Des Lebens Zielen hat die Zeit die Zirkel eng gezogen,
Vom Meere der Vergänglichkeit umbranden uns die Bogen.
Der Welten Webstuhl wirkt zur Qual dem Denker Truggewebe,
Auf, Schenke, fülle den Pokal mir mit dem Blut der Nebel
Mir ist die Gottheit zugesellt als Freund des Festgelages,
Bei ihrem Scheiden stürzt die Welt ins Nichts des jüngsten Tages.

10

An des Dichters Freund, Schech Ahmed Namiki

Herbei, o Sufi, sieh, wie rein des Bechers Spiegel glänzen,
Laß dir in dem Rubinwein die Lauterkeit kredenzen!
Nach jenem Vorhang frage nicht den grambersunk'nen Frommen,
Du wirst weit besseren Bericht vom Trunkenen bekommen.
Und ist denn mehr als eitle Qual dein Mühen, zu erjagen
Den Phönix, den zum Sternensaal die Geisterschwinge tragen?
Um Lebenssonne frohgemut dein Bargeld eingetauschet!
Hat Edens Sonne Adams Blut mit Wasser wohl berauschet?
Du hast die Rose nicht begehrt in Tagen, die nun ferne,
Jetzt, da die Rose bleicht, belehrt des Lebens Werte lerne.

Uskeri

Er, der sprengt der Tore Riegel,
Welten rings erfüllt mit Licht,
Des Pedanten Herzenspiegel
Spiegelt nicht sein Angeficht.

Dem nie Schönheit die Bosale
Mit der Liebe Trunk kredenz,
Dessen Auge von dem Strahle
Heitern Großsinns nie erglänzt,

Allerwärts von kleiner Geister
Leeren Sätzen beschwert,
Hätte doch dein Herz als Meister
Gott verehren dich gelehrt!

Nimmer wirst du sie verstehen
Des Propheten Himmelfahrt,
Spürtest nie des Geistes Behen,
Der die Himmel offenbart.

Dem des Herzens Triebe schliefen
In der Seele Al-Lorän,
Tauch, ein Taucher, in die Tiefen,
In der Liebe Ozean!



Reichs Spiegel

Die Aufgaben der größeren Rechten. Der Instinkt zum Regieren, der jeden Augenblick erfährt, wenn die Machtmittel des Staates eingesetzt werden müssen, weil sein Bestand bedroht wird, ist, allen demokratischen Prinzipien zum Trotz, angeboren und ist meist das Erzeugnis einer Vererbung von Generationen. So ist der Rapp-Butsch nur möglich gewesen, weil den Regierungsmännern der Instinkt fehlte. Deshalb sollte eine vernünftige Regierung bemüht sein, Persönlichkeiten, welche diese Fähigkeit besitzen, heranzuziehen und sie nicht mit dem Mißtrauen des kleinen Mannes fern halten. Man verfällt so in den umgekehrten Fehler wie im vorigen Jahrhundert, als sich eine reaktionäre Regierung mit der Zeit den Weg zum Verständnis des Volkes verbaute; schließlich, als es zum Weltkriege kam, schieden sich im vierjährigen Ringen um die Existenz die Führer von den Geführten, weil sie grundverschiedene Ziele verfolgten und sich gegenseitig nicht verstanden. Sorge man dafür, daß jetzt nicht eine führerlose Masse in blindem Fanatismus Wege geht, die uns ins Verderben stürzen. Es kommt darauf an, das Vertrauen zwischen Volk und den zum Führen Geborenen und Erzogenen wieder herzustellen, die Voraussetzung des Vertrauens aber ist die Wahrheit. Es an dieser Aufrichtigkeit bei wichtigen Entscheidungen aber fehlen zu lassen, ist wohl der schwerste Vorwurf, den man der Koalitionsregierung machen muß. Ein Beispiel: bei der Abstimmung über Reichsnotopfer und Betriebsrätegesetz enthielt sich ein großer Teil der Demokraten der Stimme, offenbar, weil er die Gesetze nicht billigte, aber nicht dagegen zu stimmen wagte. Ferner: als jüngst der Reichsfinanzminister Dr. Wirth die haarsträubende Finanzlage des Reiches dem Ausschuß auseinanderlegte, meinte der mehrheitssozialistische Hebner, dann müsse eben der Besitz noch mehr herangezogen werden. Daß die Deckung des Defizits aus dem Besitz nicht mehr herauszuholen ist, wußte er natürlich, aber das Schlagwort sollte im Hinblick auf die Wahlen seine Wirkung bei den Massen tun. Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, dem Volke zu sagen, daß weitere Lohnerhöhungen ohne Arbeitssteigerung zur Katastrophe führen müssen und daß äußerste Sparsamkeit das dringende Gebot der Stunde ist, daß nicht

nur der unerhörte Luxus der Kriegsgewinner, sondern, in der Wirkung sogar noch gefährlicher, der Massenkonsum an Luxusartikeln wie Zigaretten und Vergnügungen aller Art die Volkswirtschaft bedrohen. Wie heilsam die Wahrheit wirkt, haben die verschiedenen Reden Noskes in der Nationalversammlung gezeigt, in denen er den Unabhängigen seine Meinung sagte. Das Zentrum hat sich das Verdienst erworben, der Sozialdemokratie auf ihrem Wege zur Radikalisierung ein „bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen (Abg. Trimborn am 18. April). Die Demokraten sind dagegen immer mehr ins Schlepptau der sozialistischen Politik geraten, ihr Einfluß ist dadurch gesunken; sie geben selbst zu, daß sie Konzessionen hätten machen müssen, um den Bestand der Koalition nicht zu gefährden. Das kann unter Umständen dem drohenden Chaos gegenüber notwendig sein, es fragt sich aber eben, ob man nicht durch große neue Ideen die Massen mitreißen und dadurch dem Zusammenbruch sicherer hätte vorbeugen können.

Sieht man sich daraufhin das demokratische Wahlprogramm an, so findet man statt solcher Ideen eigentlich nur Phrasen, denen die bisherige Regierungspraxis wenig entsprochen hat. Wie steht es zum Beispiel mit der „Auslese der fähigsten Fachleute“ in den Regierungsstellen? Wo blieb bisher das „volle Recht der Arbeitgeber“, die in der Sozialisierungskommission nicht einmal vertreten waren?

„Wir dulden keine kapitalistische Ausbeuter!“ aber die diesjährigen Abschlässe der unter Beteiligung der Regierung syndizierten Kaliwerte weisen beispielsweise Gewinne von 25 und 30 Prozent auf bei einer Erhöhung der Inlandpreise um 50 bis 60 Prozent.

„Die Durchführung der reinen Demokratie in der Verwaltung unter strenger Bekämpfung von Krippenjägerei und Korruption, Verminderung der Steuerlast durch äußerste Sparsamkeit in der Verwaltung“: es ist gewiß nicht zu verlangen, daß in einem Jahr unter den schwersten Bedingungen, die je einem Volk gestellt sind, der Regierungsapparat in vollkommener Weise wieder hergestellt wird, aber es scheint, wenn man die dauernde Beamtenvermehrung, das Hinüberretten von Kriegsgesellschaften in Außenhandelsstellen und Kontrollkommissionen, die immer mehr sich ausbreitende Korruption sieht, eher schlimmer als besser zu werden.

Waren es nicht alteingewurzelte freihändlerische Neigungen, welche die Wissell-Möllendorfschen Gedanken einer planmäßigen Wirtschaft zu Fall brachten und den freien Handel in einer Periode äußerster Warenknappheit auf die Konsumenten losließen? Hat dieser verhängnisvolle Schritt nicht dem Zwischenhandel, vor allem dem Schiebertum ungeheure Gewinne in den Schoß geworfen und dieses geradezu großgezogen? Gewinne zudem, die sich strupellos dem steuerlichen Zugriff zu entziehen versuchten und sich meist garnicht kontrollieren lassen? Wer büßt dafür? Der ehrliche Kaufmann und der Konsument. Man spricht immer von Sozialisierung und nimmt dadurch der Industrie, die vielfach ohnehin schon über die Grenze der Konkurrenzfähigkeit belastet ist, den Rest von Unternehmungslust, aber den Zwischenhandel, der wie beim Leder und vielen Bedarfsartikeln die Hauptschuld an der Verteuerung trägt, läßt man gewähren. Der Verteuerung aber folgen höhere Löhne, weitere Geldentwertung, wiederum höhere Preise und so fort.

Die Sozialdemokratie, welche dieses alles in erster Linie angeht und welche dem Volke durch Taten und nicht durch Schlagworte helfen müßte, kommt in ihrem Wahlauftritt ebenfalls über die allgemeine Phrase nicht hinaus: „Befreiung der Arbeiterschaft von Ausbeutung und Unternehmerwillkür, Kampf gegen das volksauswuchernde Schiebertum.“ Aber wie? Man beachte auch, daß die „Unternehmerwillkür“ dem „Schiebertum“ vorangestellt wird. Der klassenkämpferische Gedanke wird weiter gehegt, trotzdem die Unternehmer lange vor der Revolution den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft in die Praxis umgesetzt haben und neben die Unternehmerwillkür längst die Streikwillkür der Arbeiterschaft getreten ist.

Das alles beweist, daß die Führer, welche die Massen sich selbst gegeben haben oder welche — meist durch demagogische Rednertalente — Einfluß erlangt haben, nicht die Charaktere sind, welche das Volk wirklich zu führen vermögen.

Die welche ihm unter den alten System zu Führern gesetzt waren, waren allerdings nicht genügend mit der Zeit mitgegangen und hatten nicht begriffen, daß die neue Zeit neuere Aufgaben stellte, als sie mit einem bloßen Traditionalismus zu lösen waren. Die konservativen Parteien, zu welchen sie größtenteils gehörten, und welche Jahrzehnte lang durch ihren Einfluß in Preußen und bei Hofe die Regierung tatsächlich in Händen hatten, zeigten schon gegen des Jahrhundertende nicht mehr die geistige Beweglichkeit, die ihre Programme noch bis in die Mitte des Jahrhunderts aufwiesen. Schon Bismarck hatte oft mit konservativen Widerständen zu kämpfen, so sehr er doch in seiner Person die besten konservativen Überlieferungen verkörperte. Sein großes Werk der sozialen Gesetzgebung, das den Anstoß zu einer Versöhnung konservativer und sozialistischer Gedanken bedeutete und einer Verjüngung durch den modernen Rätegedanken durchaus fähig ist, wurde in seiner ungeheuren weltgeschichtlichen Tragweite von den führenden Schichten nicht genügend erkannt. Auch von der maßvollen und gerade dadurch so überlegenen Führungskraft der englischen Tories ließ sich der deutsche Konservatismus nur zu oft beschämen. Gerade durch einseitige Einstellung auf Parteitaktik und parlamentarische Bedenklichkeiten, die sich infolge der freisinnigen Opposition zunehmend durchsetzte, verpaßte der Konservatismus die Möglichkeiten, die sein alter berufsständischer Gedanke in den neuen Verhältnissen und im Zusammenhange mit den staatssozialistischen Reformen bot. Trotz deren großen organisatorischen Leistungen gelang es deshalb nicht, auch in der Arbeiterschaft die parlamentarische Einstellung zurückzudrängen und etwa durch eine Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften den Arbeiter mit dem Staate, seinen Einrichtungen und Zielen auszuöhnen. Die Fehler liegen auf beiden Seiten, aber wenn man die internationalistische Verheerung der Arbeiterschaft durch den Marxismus verurteilt, dürfte ehrliche Selbsterkenntnis von rechts her nicht an der provokatorischen Haltung gewisser reaktionärer Heißejorne vorübergehen. Auch im Krieg hat der Konservatismus über der Abwehr des aufwuchernden westlichen Demokratismus die positive Neuschöpfung des Staatsganzen vernachlässigt. Er hat zum Beispiel nicht die Möglichkeiten ausgenützt, die das preußische Herrenhaus für eine zeitgemäße Reform auf berufsständischer Grundlage bot. Nach den Novemberereignissen freilich mußte die äußerste Rechte naturgemäß in eine scharfe Opposition gedrängt werden, und so sehr auch im einzelnen ihr Verhalten der Kritik noch Blößen gibt, soll ihr heute nicht allzu feinfühlig nachgerechnet werden, daß sie die Chancen in der Opposition ebenso strupellos ausgenutzt hat, wie es nun einmal dem allgemeinen trüben Zustand unseres Parteilebens entspricht. Auch seither hat die Rechte der Versuchung allzusehr nachgegeben, sich in leerer Opposition gegen die herrschende Mißwirtschaft zu erschöpfen und die vorbereitende Kleinarbeit an einem zukünftigen organischen Umbau auf verfassungsmäßiger Grundlage zu vernachlässigen. Unbegreiflicherweise haben zum Beispiel die Deutschnationalen in der Auswertung ihres ureigenen Gedankens einer berufsständischen Gliederung und einer Kammer der schaffenden Stände der Deutschen Volkspartei den Vortritt gelassen und erst Helfferich hat in seiner Rede in Hannover das Versäumte nachgeholt. Nicht der gewaltsame Sturz des Parlamentarismus durch unüberlegte Putzversuche, sondern die organische körperschaftliche Durchgestaltung der nationalen Arbeitsgemeinschaft wäre die wichtigste und zukunftsreichste Aufgabe der Rechten gewesen. Auch die unschöpferische Kritik am Rätegedanken liegt in derselben abwegigen Richtung. Wir glauben aus neuerlichen Anzeichen schließen zu dürfen, daß sich hier eine Umkehr anbahnt. Wenn der Rechten auch im Rahmen des Parlamentarismus auf lange hin die Möglichkeit positiver Führung entglitten ist, so läßt sich das verschmerzen, wenn in den neuentstehenden ständischen Organismen der ererbte Führerinstinkt und die gewaltige wirtschaftstechnische Überlegenheit der Rechten sich wenigstens innerlich die Führung und damit die unerläßliche Möglichkeit positiver Wirksamkeit zu sichern weiß. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Rechte allein imstande ist, gegen den überwuchernden großstädtischen Geist das unveräußerliche Recht des Landes und seiner Sonderart im Staatsganzen zur Geltung zu bringen.

Die Deutsche Volkspartei fordert in ihrem Wahlausruf am klarsten und entschiedensten den Weg gemeinsamer, sachlicher Arbeit auf neuen Wegen und zieht daraus ohne Rücksicht darauf, daß die parlamentarische Vertretung sich eines Teils der Regierungsgewalt begibt, die Konsequenz mit der Forderung einer Kammer der Arbeit als berufsständische Ergänzung des Parlaments. In ihr sind führende Köpfe der Industrie vorhanden, mit den Grundbedingungen des Wirtschaftslebens, vertraut und erfahren in der Behandlung der Arbeiterschaft. Aber auch die Deutsche Volkspartei muß sich das Vertrauen der letzteren erst wieder erwerben und kann das nur durch sachliche Mitarbeit, bei welcher sie ihr Können beweist, durch praktische Betätigung sozialer Gesinnung und Opferwilligkeit und durch gutes Beispiel in einfacher Lebensführung. Gelingt ihr das, so wird sie vielleicht im Verein mit dem Zentrum, das über ein großes Kapital politischer Einsicht und sozialen Geistes verfügt, wieder an der Führung der Nation Anteil gewinnen, wenn sie in unverdrossener, aufbauender Arbeit und unermüdlichem Betonen der einigenden statt der trennenden Momente die Brücke zu schlagen versteht über die Kluft, welche immer noch zu unserem Unglück unser Volk trennt.

Höchst beachtlich sind in diesem Zusammenhang die Erscheinungen, die etwas wie eine größere, die Parteiverengung überwindende Rechte anbahnen. Ganz automatisch muß die Verstärkung der radikalen Linken durch den kommenden Nachtzuzuwachs der Unabhängigen im Zentrum die Rechtsentwicklung befördern. Sehr bezeichnend sind die Klageklänge, die Hellmuth von Gerlach hinter dem gestürzten Erzberger herandte und herseudet. Beim Zentrum liegt in der Tat die Entscheidung, und deshalb ist die innere Kräftelagerung des Zentrums für die Gesamtentwicklung von höchster Bedeutung. Wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen, glauben aber doch nicht den Hinweis unterlassen zu sollen, daß kürzlich im Rheinland der rechte Flügel der Partei mit einer Kundgebung hervorgetreten ist, die die Rückkehr zu Mallinckrodt und Windthorst, christliche Kulturpolitik, berufsständische Gliederung, Überwindung von Klassen- und Parteiherrschaft fordert. Hier sind Ansatzpunkte zu finden, die ein gemeinsames Arbeiten einer größeren Mehrheit an zukunftsreichen politischen Zielsetzungen ermöglichen.

Von dieser verbreiterten Grundlage allein ist dann auch ein Zusammenarbeiten mit den positiven Kräften der Linken möglich, soweit sie von Demagogie und Terrorismus den Weg zu solidarischem politischen Arbeitswillen zurüdfinden. Der Gefahr der Verhärtung einer reaktionär-individualistischen „bürgerlichen Einheitsfront“ beugt der Widerstand der koalitierten Mitte vor, immerhin darf diese Gefahr nicht aus dem Auge verloren werden. Wir brauchen überhaupt keine fanatisierten inneren Fronten, sondern Aufbau, der nur aus den Gemeinschaftskräften des Volkes in seiner Gesamtheit kommen kann. Dieser Arbeit sollte sich die Rechte nicht durch leeren Protest entziehen, sie sollte sich, soweit sich ihr irgend die Gelegenheit gibt, darin durch überlegene Leistung bewähren und durchsetzen. Denn nicht die Kritik und auch nicht der Ausspruch: die Tat allein erweist den geborenen Führer.

H. Regmann



Drinnen und draußen

Zur Frage der Kabinettspolitik. Von einem früheren hohen Beamten, der Einblick in die Verhältnisse hatte, erhalten wir eine Zuschrift zu den in Nummer 11 veröffentlichten Ausführungen des Admirals v. Müller, die wir unserer Ankündigung entsprechend veröffentlichen, ohne auch hier zu ihnen sachlich Stellung zu nehmen.

Admiral v. Müller hat sich in letzter Zeit mehrfach an die Öffentlichkeit gewendet, um eine Rechtfertigung seiner Amtsführung und Politik zu führen. In einer früheren Veröffentlichung in der „Deutschen Politik“ wendet sich der Admiral gegen die scharfen Angriffe des Tirpitz-Buches. Tirpitz hat in ihm sozusagen den bösen Geist der Marine geschildert. Wie das Tirpitz-Buch überhaupt durch seine rücksichtslose Sprache in den Kreisen der früheren Regierung viel persönliche Empfindlichkeit reizen mußte, so hat Admiral v. Müller unzweifelhaft das Recht und sogar die Pflicht, sich gegen die vernichtende Beurteilung seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen durch den Großadmiral v. Tirpitz zu verteidigen. Es ist auch zugegeben, daß Tirpitz in seinem Buch keine Notiz davon nimmt, daß Admiral v. Müller bis zum Jahr 1911 zu Tirpitz' eifrigsten Bewunderern und Befürwortern gezählt hat. Seit dem Jahr 1911 vollzog Müller seine Umstellung auf Bethmann Hollweg. Der Kanzler glaubte in seinem blinden Vertrauen auf Englands Bereitwilligkeit, Deutschland als Weltmacht zu dulden, die durch Tirpitz und Bülow folgerichtig eingeleitete Schaffung einer deutschen Seemacht beschneiden zu sollen. Er inaugurierte das System des halben Rückzuges und der passiven Schwäche, welches folgerichtig zum innen- und außenpolitischen Zusammenbruch des alten Reiches geführt hat. Müllers Einstellung auf Bethmann Hollweg entfremdete den Kabinettschef der Marine mehr und mehr seiner eigenen Waffe. Nicht weil Müller den unter Tirpitz' Führung eingeschlagenen Weg der Marinepolitik nicht für richtig gehalten hat, sondern einfach unter dem Einfluß des Kanzlers begann er sich seinen eigenen früheren Anschauungen zu ver-

schließen. Während des Krieges gelang es dem Kabinettschef, die Persönlichkeiten, welche das Vertrauen der Marine genossen und welche geeignet erschienen, durch kräftige Offensivverwendung unserer Seestreitkräfte die Marine zum Sieg und damit Deutschland zur Rettung zu führen, vom Kaiser mehr und mehr abzusperren. Dies Schicksal traf neben dem geistigen und materiellen Schöpfer und Vater der Marine, dem Großadmiral v. Tirpitz auch Männer wie zum Beispiel den Admiralstabschef Bachmann, und den stellvertretenden Chef des Admiralstabs Behne. Statt dessen brachte Müller persönlich untüchtige und in der Marine als durchaus unzulänglich bekannte Persönlichkeiten, wie den Admiral v. Holzkendorff und Admiral v. Capelle, an die leitenden Stellen. Er machte eigene Marinepolitik. Die Enttäufung in der Marine über die Personenauswahl und die einmütige Abneigung des Seeoffizierskorps gegen den Kabinettschef selbst, muß diesem an sich so wohlmeinenden, aber im Hauptquartier der Front mehr und mehr entfremdeten Mann verborgen geblieben sein. Sonst hätte er sich nicht während des Krieges so weit von dem allgemeinen Urteil der Marine entfernen können. Schließlich ist Müller doch durch die Stimmung in der Marine gezwungen worden, den von ihm aus der Versenkung gezogenen Admiral von Holzkendorff gehen zu lassen. Holzkendorff, der früher den größten Einfluß auf Müller gehabt hatte, richtete sich im Kriege ganz nach Müller, weil er dort die größere Macht sah.

Tirpitz überschätzt vielleicht die persönliche Feindseligkeit Müllers gegen ihn und hebt Müllers gute Beweggründe nicht genügend hervor. Man wird dies der Verzweiflung zugute halten, mit welcher dieser einzig große Mann der deutschen Marine die allmähliche Zerbröckelung und schließlich Vernichtung seines genialen Lebenswerkes durch einen Militär von Durchschnittswuchs, wie den Admiral v. Müller, mit ansehen mußte. Es war eben ein grundsätzlicher Fehler, daß die letzte Entscheidung über die Verwendung der Marine in der Hand eines wenig front-

geschulten Kabinettsbeamten lag, der selbst die Verantwortung für die gesamte Entwicklung der Marine nie geführt hat. Für die Armee mit ihren fester gefügten und historisch gegründeten Formen bedeutete ein Kabinettschef weniger als für die Marine in der alles neu war und die ihrer Art nach ein noch stärker gegliederter Organismus war als die Armee. Dazu kam das persönliche Eingreifen des Kaisers in sein Lieblingsgebiet, die Marine. In Wirklichkeit täuschte sich der Kaiser häufig: nicht er, sondern v. Müller hatte in Wirklichkeit das letzte Wort. Als der Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt die Marinebehörden spaltete, war das „Divide“ geschaffen. Der Versuchung des „Impera“ unterlag der Kabinettschef. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß bei den Verhältnissen, wie sie tatsächlich lagen, ein ungewöhnliches Maß von Selbstbeschränkung für den Kabinettschef erforderlich gewesen wäre, um auf das Impera zu verzichten. Um vorwärts zu kommen, waren die Marinebehörden also gezwungen, sich auf jedem Schritt des Einverständnisses des Kabinettschefs zu verlassen. Auch hierdurch wuchs dem Kabinettschef wieder ein Einfluß zu, der ihm die Rache für seine eigene Stellung vergessen ließ.

Der hierdurch entstehende Nachteil hätte natürlich abgeschwächt werden können durch eine besonders hervorragende Fähigkeit des Kabinettschefs, Dinge und Menschen zu beurteilen. Darin ist dem Admiral v. Müller zuzustimmen, daß bei Fehlgriffen in der Stellenbesetzung am wenigsten den Kaiser selbst die Schuld trifft. Die Mißgriffe sind überhaupt nicht immer zu vermeiden. So wissen wir z. B., daß auch Tirpitz selbst, der den Admiral v. Capelle als einen langjährigen Unterstaatssekretär mit Recht ungemein hochgeschätzt hatte, auch nicht vorher sah, wie vollständig Capelle versagen würde, nachdem dieser selbst auf den leitenden Posten gestellt war. Aber die Schuld daran, daß Capelle Staatssekretär wurde, liegt bei Admiral v. Müller, und dieser hat ihn auch nicht befördert, weil er ihm eine zureichende Vorbereitung des U-Bootkrieges zutraute, sondern, einfach weil Capelle sich zum eingetragenen Bethmannianer entwickelt hatte.

Tirpitz und wer mit Tirpitz zusammen für eine folgerichtige Einsetzung unserer Seestreitkräfte eintrat, wurde kaltgestellt und die schwachen Gegner einer energischen Seekriegsführung wurden aus dem Ruhestand herangeholt, weil sie politisch genehm waren, nicht weil sie militärisch das Beste versprachen. Wenn also Admiral von Müller heute noch die Ansicht vertritt, daß im allgemeinen in der Marine eine sehr sachliche, das heißt also doch eine richtige Stellenbesetzung geherrscht habe, so gibt er sich gerade in diesem Punkt einer außerordentlichen Täuschung hin, was zu erkennen ihm mit der Zeit wohl kaum erspart bleiben dürfte. Mit seiner Ansicht steht auch im Widerspruch die von ihm selbst geäußerte Klage über den starken Wechsel in den oberen Stellen der Marine in den Jahren der höchsten Gefahr. Dieser Wechsel wäre nicht so oft eingetreten, wenn die Stellenbesetzung eine richtige gewesen wäre. Von der tiefgehenden und auch der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Erregung im Offizierkorps bei der Ernennung Folkenborffs ist schon oben gesprochen worden. Es ist aber auch ein offenes Geheimnis, daß Müllers Abgang im wesentlichen durch die allgemeine Mißstimmung gegen ihn zuletzt bewirkt worden ist. Es soll hier kein Stein auf den Kabinettschef geworfen werden. Er glaubte sein Bestes zu tun. Er glaubte, daß ein gutes Kriegsende auch ohne einen Kampf auf Tod und Leben mit England erreicht werden könnte. Dementsprechend traf er alle seine Maßnahmen. Diese Täuschung hat er mit vielen anderen Deutschen geteilt, die gleich ihm Männer ohne überragenden politischen Blick gewesen und durch ein unseliges Schicksal trotzdem zu den entscheidenden Stellen emporgetragen worden waren.

Generalsstreik in Lothringen. Die Arbeiter, Angestellten und Beamten der Hüttenwerke, der Erz- und Kohlengruben in Lothringen stehen seit dem 1. April im Streik. Wie bei jedem Streik, so werden auch hier wirtschaftliche Forderungen erhoben. Die Bergarbeiter haben den als Ergebnis des vierzehntägigen Septemberausstands am 25. September abgeschlossenen Tarifvertrag, der

am 31. März abließ, gekündigt, Forderungen für einen neuen Vertrag aufgestellt und Verhandlungen verlangt. Die Grubenverwaltungen lehnten diese Forderungen ab. Sie wollten sich nicht nur nicht auf Lohnerhöhungen einlassen, sondern wollten überhaupt keinen Tarifvertrag mehr. In der Hüttenindustrie herrschen traurige Verhältnisse. Auf den meisten Werken mußten Feierschichten eingelegt, im Erzgebiet sogar eine ganze Anzahl Hochofen stillgelegt werden. Der von den Verwaltungen als Grund angegebene Kohlen- und Koks-mangel ist nur die unmittelbare Ursache der Einschränkungen. Die eigentlichen Gründe liegen tiefer. Sie sind in der Unfähigkeit der neuen, aus Frankreich gekommenen Direktoren und Beamten zu suchen, die die einst blühenden Betriebe binnen Jahresfrist völlig heruntergewirtschaftet haben. In dem von Herrn Mirman, dem früheren Präsesen von Lothringen, am 25. September persönlich aufgenommenen Protokoll war den Streikenden zugesichert worden, daß die Angestellten für ihre Tätigkeit befähigt sein, daß sie beide Sprachen beherrschten und daß die Elsäßer und Lothringer bei Neueinstellungen den Vorzug erhalten sollten. Diese Versprechungen sind von den Direktionen der Werke und Gruben nicht gehalten worden. Immer mehr Landeskinder drängen durch den tief eingegriffenen Mißbrauch persönlicher Beziehungen in die besten Stellen ein. Hier verknüpft sich das wirtschaftliche Motiv mit dem politischen, und hierin ist die letzte Ursache des jetzt ausgebrochenen Streiks zu erblicken. Auf die Spitze getriebene französische Unbekümmertheit um die Ansprüche der Einheimischen auf dem früheren Thyllenschen Stahlwerk in Hagendingen bot den äußeren Anlaß. Die Verwaltung entließ 254 Arbeiter, zum größten Teil Einheimische, darunter den elsässischen Direktor Berner und den bei den Arbeitern beliebten lothringischen Ingenieur Wilhelm, und forderte sie auf, sofort die Wohnungen zu räumen. Als Grund gab die Firma an, daß sie den Betrieb einschränken müsse. Dazu paßt es allerdings schlecht, daß etwa 300 Arbeiter mit verschiedenen Arbeiten im Werk beschäftigt werden, obwohl sie dem Betrieb gar nicht angehören. Die Beamten, Ange-

stellten und Arbeiter erklärten sich mit den Entlassenen solidarisch und legten die Arbeit nieder. Am 1. April wurde der Generalstreik für die Hüttenbetriebe und Gruben ganz Lothringens erklärt. Der Parole wurde überall Folge geleistet, die Zahl der Streikbrecher ist gering, ausgenommen die der Wendelschen Anlagen, wo die Forderungen der Arbeiter Entgegenkommen fanden. Mißlich ist die Lage der noch zahlreich im Lande verbliebenen deutschen Arbeiter, die verhaftet und wegen „revolutionärer Umtriebe“ ausgewiesen werden, wenn sie sich am Streik beteiligen, im andern Falle als Streikbrecher unter der Feindseligkeit ihrer einheimischen Kameraden zu leiden haben. Mit den allem Zureden sich verschließenden Vertretern des Kapitals verbündet sich das Militär, das zum Schutz der nirgends gestörten Ruhe und Ordnung auf die Werke gezogen wurde und der Bevölkerung in einer Weise gegenübertrat, wie sie der Elsäß-Lothringer von seinen französischen Landsleuten sicher nicht erwartet hatte. Die Zeitungen sind voll von Berichten über Beschimpfungen, Mißhandlungen, Übergriffe und willkürliche Verhaftungen, und zwar nicht nur etwa die sozialistische Diebshofener „Volkstribüne“ und das radikale „Neger Freie Journal“, sondern auch die katholische „Lothringer Volkszeitung“. Daß die in französischer Sprache erscheinenden Zeitungen in dem Streik wie bei allem Unangenehmen ein „mouvement boche“ sehen, ist nicht weiter verwunderlich, sind sie doch so regierungsfremd, daß sie, um ein Wort des „Neger Freien Journals“ zu gebrauchen, auf einen Wink der Regierung von strahlendem Sonnenschein reden würden, wenn ein Plagregen niederginge. Abbé Gaspill aber, der Direktor der „Volkszeitung“, stellt sich wie im September, als wegen der Behandlung der Elsäßer und Lothringer der Eisenbahnerstreik ausgebrochen war, auf die Seite der Streikenden und erschien am 9. April in Hagendingen in einer ihrer Versammlungen. Zwei Tage vorher hatte eine Kavallerieabteilung die nach einer Versammlung ruhig auseinandergehende Menge auseinandergepöngt und mehrere Personen verletzt. Das brutale Auftreten des Militärs bestärkt die Arbeiter in ihrer Haltung, und die mehrmonatigen Gefängnis-

strafen, die eine zu diesem Zweck besonders errichtete Strafkammer beim Landgericht in Metz täglich „wegen Störung Arbeitswilliger und verbotenen Waffentragens“ über streikende Arbeiter verhängt, rufen nur Erbitterung hervor, ohne ihren Zweck, die Einschüchterung zu erreichen. Durch Vermittlung des Präfecten Manceron eingeleitete Verhandlungen blieben ergebnislos, da die Industriellen nur einzeln mit der Arbeiterschaft ihrer Werke verhandeln wollen. Die Bevölkerung verfolgt den Kampf, der ihrem Heimatsrecht

gilt, mit Wohlwollen. Am 9. April beschloß die Gewerkschaft der Eisenbahner gelegentlich einer Tagung in Schleistadt, in den Sympathiestreik einzutreten, falls die Forderungen der Streikenden nicht erfüllt werden, acht Tage später faßte die Landesunion der elsass-lothringischen Gewerkschaften einen entsprechenden Beschluß. Dem Ausgang des Streiks darf wegen seines politischen Charakters mit Spannung entgegengeesehen werden.
Paul Reicher

Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 86a. Fernruf: Bismarck 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Der Kronzeuge der Marne Schlacht

Generaloberst Freiherr von

Hausen

Erinnerungen an den Marnefeldzug

Mit Bildnis des Verfassers, verschiedenen Karten und Gefechts-
skizzen und einer einleitenden vortrefflichen historischen Studie von

Friedrich M. Kirckseisen

Preis geheftet etwa M. 15.50, gebunden etwa M. 20.—

Der Führer der 3. Armee und vormalige sächsische Kriegsminister, der dem Gegner an der Marne solche kraftvolle Schläge versetzte, daß Joffre und Foch jeden Augenblick glaubten, das französische Zentrum würde durchbrochen, hat auf Grund der Unterlagen des Großen Generalstabes eine höchst spannende Schilderung der Marne-schlacht, untermischt mit lebenswahren persönlichen Eindrücken, niedergeschrieben, die eine prächtige Ehrenrettung der 3. Armee und ihres Führers geworden ist.

R. F. Koehler, Verlag / Leipzig

Der Auslanddeutsche

Halbmonatsschrift für Auslanddeutschtum und Auslandkunde

ist Mitteilungsblatt des Deutschen Aus-
land-Instituts in Stuttgart, sowie Organ
: des Bundes der Auslanddeutschen :

Wer in umfassendster und sachlichster Weise über alle für Handel und Industrie in Betracht kommenden Fragen unterrichtet sein will und wer sich nur dem berufensten Führer auf dem wichtigen Gebiete des Auslandsdeutschtums anvertrauen will, bestelle sofort unsere Halbmonatsschrift

Jedes Heft 32 Seiten Umfang — Preis
des Einzelheftes Mark 1.50, des Jahresabonne-
ments Mark 30.—. Für Mitglieder des
Deutschen Auslands-Instituts bei einem
Mindestbeitrag von Mark 20.— unentgeltlich.

Vorzügliche Verbreitung im In- und Ausland
Als Anzeigenblatt von bester Wirkung
Deutsches Auslands-Institut in Stuttgart

Sobald beginnt der XII. Jahrgang:

Die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

Vierteljahrspreis Mark 9.— / Einzelheft Mark 3.30

Die Tat ist die persönlichste deutsche Zeitschrift. Alle Kritik ist aufbauend gerichtet.

Die Tat ist die Zeitschrift aller jener, die trotz Zusammenbruch sich noch jung und elastisch genug fühlen, zu allen kommenden Räten ja zu sagen.

Die Tat unterscheidet sich deutlich von allen anderen deutschen Zeitschriften mit subjektiven Meinungen als Arbeitsgemeinschaft von Menschen, die über die Bedingtheit des verengenden Ich hinauskommen wollen dadurch, daß sie nach der Entfaltung ihrer Seele zum Unendlichen hinstreben.

Die Tat ist darum schlechthin die Zeitschrift des neuen religiösen Werdens, Religion ganz weit gefaßt als Lebensgestaltung zum Geistigen hin.

Die Tat beschäftigt sich ehrlich mit allen Fragen, die zur Gesundung uns. sozialen Verhältnisse, zur Einheit des Volksganges führt. Sie steht über jed. Parteipolitik.

Denn das Ziel der „Tat“ ist Ganzmenschentum!

Eugen Diederichs Verlag in Jena



Deutsche Grenzpolitik

Von Moeller van den Bruck



ir haben bis jetzt keine Grenzpolitik gehabt. Wir hatten noch nicht einmal eine Auslandspolitik, die auf Völker eingestellt gewesen wäre. Wir hatten nur eine Außenpolitik, die sich die Welt so vorstellte, wie sie gutgläubig wünschte, daß dieselbe sein möchte.

Es war die Politik eines groß aber ziemlich grob gearbeiteten Reichsschemas, das sich trotz der jungen Überlieferung des Reiches sehr bald herausbildete. Sie begnügte sich damit, den Dingen des Reiches den bestimmten Stempel aufzudrücken, der dann mehr und mehr zum wilhelminischen Stempel wurde. Sie verwendete diesen Stempel unterschiedslos, ohne die Besonderheit der jeweiligen Stelle zu beachten, an der sie ihn handhabte. Sie glaubte vielmehr von vornherein und ganz allgemein, daß sie des gründlichsten Eindruckes sicher sein werde, wenn den Vertretern dieser Politik nur gelang, das Reich als möglichst vollkommen hinzustellen.

Darin lag sehr viel Annäherung. Aber es lag auch sehr viel Verzicht darin. Die Annäherung wurde durch die Macht gerechtfertigt, die wir bis 1914 besaßen. Aber den Verzicht wurden wir uns erst klar, als es zu spät war — als sich während des Krieges herausstellte, wie falsch doch eine Außenpolitik gewesen sein mußte, die so völlig versäumte, die Völker aus ihrem eigenen Willen zu begreifen, und die ihnen dafür Vorstellungen aufzudrängen suchte, die als fremd und eher feindlich denn freundlich empfunden wurden. Schon der Ausbruch des Krieges brachte die Überraschung, daß es einen Deutschenhaß in der Welt gab, vor dessen Ausbrüchen kein Auslandsdeutscher, wohl aber unsere Außenpolitiker wie vor einem Rätsel standen, dessen seelische Grundlage sie niemals bemerkt zu haben glaubten. Und der Verlauf des Krieges ließ uns dann von einer Verrechnung in die andere geraten, die durchweg aufdeckten, daß es an Kenntnis auch der sachlichen Grundlage fehlte, auf der die Beziehungen der Völker beruhen — und zu deren Unbegreiflichkeiten etwa gehörte, daß man an entscheidender und verantwortlicher Stelle nicht wußte, von welcher Rasse oder Religion eigentlich die Bevölkerung eines Landes war, in das uns der Feldzug führte. Von der politischen Lehre, die Bismarck hinterlassen hatte, war der wichtigste Teil vergessen worden, der von den Unwägbarkeiten handelte. Es

fehlte an einer innigen Kenntnis, die nur aus einem langen und sehr nahen Erlebnis hätte hervorgehen können. Und es fehlte sogar an Kenntnis der Wägbarkeiten.

Die Revolution hat unter den mancherlei guten Vorsätzen, mit denen sie anrückte, auch den gehabt, die bürokratische Methode durch eine rationellere zu ersetzen. Aber es ist hier, wie überall, bei dem Versuche geblieben — wofür man nicht gerade als eine Tat anrechnen will, daß das eine Schema durch ein anderes Schema ersetzt wurde. Wir sollten doch wirklich nicht glauben, daß Deutschland irgendwie geholfen werden kann, wenn wir an die Stelle der sachlichen Gruppierung der außenpolitischen Arbeitsgebiete den Beschluß setzen, sie künftig geographisch und ethnographisch zu gruppieren. Es wird immer vorteilhaft sein, wenn ein Referent die Zeitungen des Landes zu lesen vermag, über das er zu referieren hat. Aber es ist selbstverständlich. Nein. Es kommt auf etwas anderes an. Es kommt auf eine Außenpolitik an, die ihre Methode aus den weltgeschichtlichen, den weltrevolutionären wie den weltkonservativen Problemen entwickelt, mit denen wir heute zu tun haben. Es kommt auf eine Politik an, die Geschichte schafft, auf eine Außenpolitik der Vorausschau, in der sich Politik auf nächste Sicht mit Politik auf weiteste Sicht verbindet und die durch eigenes Zutun dazu beiträgt, daß das, was in Deutschland heute ist, von Deutschland aus übergeht in das, was morgen in der Welt sein wird.

Von einer solchen Außenpolitik ist bis jetzt nichts zu verspüren gewesen. Der Versuch, den Krieg, der militärisch verloren war, sozialistisch zu gewinnen, wurde überhaupt nicht gemacht. Der Gedanke, die Verbindung mit Rußland aufzunehmen und den revolutionierten Osten gegen den kapitalistischen Westen auszuspielen, wurde weit abgewiesen. Die Möglichkeit, durch den Druck eines großen, drohenden und wäre es vorgetäuschten Ostblockes auf den Frieden mittelbar einzuwirken, ging in der Angst dieser Außenpolitik unter, das Wohlwollen der Verhandlungsgegner zu verlieren. Keine psychologische Methode löste jene unpsychologische ab — es sei denn, daß wir eine Außenpolitik bekamen, die sich auf Einfühlung bis zur Charakterlosigkeit beschränkte, statt vor allem den Standpunkt des Charakters zu wahren. Namentlich im Anfange der Revolution haben die außenpolitischen Neulinge, die damals deutsche Geschäfte führten, sich überaus bemüht, eine Beziehung zu den feindlichen Völkern durch Verleugnung des eigenen herzustellen. Die deutschen Revolutionäre hatten dem deutschen Volke gesagt, daß es nur einen Frieden der Demokratie zu schließen brauche, um einer gerechten Behandlung sicher zu sein. Und man hat wirklich geglaubt, daß die Entente, nachdem man ihr den Gefallen der deutschen Revolution getan hatte, dieses Versprechen erfüllen werde. Waren die Länder der Entente nicht die Heimat der Menschenrechte? War zu erwarten, daß die Staatsmänner dieser Länder uns die Völkerrechte vorenthalten würden? Hatten die Völker dieser Staatsmänner aus ihrer Unschuld, aus ihrer gekränkten Rechtllichkeit, aus ihrer unwandelbar friedlichen Gesinnung nicht eine Weltpropaganda gemacht, die, wie man meinte, unmöglich Papier bleiben konnte? Also setzte man alle Hoffnung in die Würdelosigkeit, mit der man dem Feinde entgegenging. Man gab ihm Recht, wo und wie und wann er nur hören wollte, daß man es tat. Und Narren dieser Vorurteilslosigkeit auf eigene Kosten warfen gar als höchsten außenpolitischen Trumpf aus, daß Deutschland vor allem die Schuld am Kriege auf sich nehmen

müsse. Diese Dummheit, in der sich Lüge und Demut zusammenfanden, hat dann zur Schuld am Frieden geführt. Die Außenpolitik, die ihn abschloß, blieb auch jetzt noch unbelehrbar. Sie wußte nachgerade, daß sie betrogen worden war. Aber sie gestand es nicht zu und verschwieg lieber, daß sie ohne Ergebnisse war, als daß sie von ihrer Seite nunmehr aus dem Betrüge an Deutschland eine Weltpropaganda gemacht hätte. Im Gegenteil, sie wagte noch nicht einmal, als in der Folge das Ansinnen der Auslieferung an sie kam, die Gegenrechnung aufzumachen und auch von dem Feinde eine Rechenschaft über seine Kriegsführung zu fordern. Aber sehr gerne nahm sie, kaum daß der Feind aus Sorge für diese ihm so gelegene Regierung zurückwich, für sich als einen Erfolg in Anspruch, was die Haltung der Nation bewirkt hatte. Unsere Außenpolitik blieb, was sie war. Sie blieb bei den kleinen Mitteln, an die sie sich gewöhnt hatte. Sie blieb bei der Anbiederung, die bald hier und bald dort von ihr versucht wurde. Erst den Franzosen über die Schweiz frankophil, dann wieder den Engländern in Berlin anglophil zu kommen, schließlich jedem Volke, mit dem wir nunmehr die Grenze teilten, und wäre es den Letzten, mit Nachgiebigkeiten entgegenzukommen, die allmählich zu Selbstverständlichkeiten wurden: das war die Weisheit dieser Außenpolitik. Sie bedeutete in der Summe: Verzicht auf Außenpolitik.

Aber Deutschland hat Grenzen. Deutschland ist auch jetzt noch vom Ausland umgeben. Deutschland braucht eine andere Außenpolitik, als diese geruhlsame ist, die alle benachbarten Staaten um Entschuldigung zu bitten scheint, daß die Deutschen nun einmal als Volk in der Welt sind. Wir sind freilich kein Weltvolk mehr, das sich Geltung durch die Mittel seiner Machtpolitik verschaffen könnte. Aber es ist sehr auffallend, wie wir auch jetzt noch ein Mittelpunkt geblieben sind, um den die Berechnungen unserer Gegner kreisen, durch den die Verbindungslinien ihrer Außenpolitik gehen, in dem sich alle ihre Projekte und Kombinationen schneiden. Das hat seine äußeren Gründe, die sich irgendwie auf die Ausbeutung beziehen, deren Gegenstand wir nach dem Wortlaute und Willensgeiste des Vertrags von Versailles werden sollen. Und schon dies fordert eine Außenpolitik zum mindesten der Abwehr. Es hat aber auch seine inneren Gründe. Von dem Augenblicke an, in dem wir die Macht verloren, sind wir der wirtschaftspolitische und geistespolitische Sammelpunkt aller Zeitideen geworden. Von Deutschland hängt der Verlauf der Revolution ab. In Deutschland entscheidet sich das Schicksal des Sozialismus. In Deutschland bereitet sich die Ablösung des Parlamentarismus durch gänzlich geänderte Volksvertretungsformen vor. Hier setzt sich der Kampf gegen ein Westlertum, das den Krieg noch gewann, durch Unterwühlung seiner formaldemokratischen Grundlagen fort. Hier findet die Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts das Ende ihrer innenpolitischen Mißbräuche, zu denen sie der Liberalismus des neunzehnten benutzte hat. Und hier erwartet den Kapitalismus, der sich der Wandlungen dieses Liberalismus zum Imperialismus bediente, eine Nachprüfung seiner weltpolitischen Daseinsberechtigung im zwanzigsten Jahrhundert, die nicht so sehr die Frage nach dem Besitzrechte des Einzelnen als nach dem der Nationen stellen wird. Der Westen weiß von seiner Weltpropaganda her, bis zu welchem Grade alle politische Wirkung von der Werbekraft abhängt, die Ideen bekommen — er weiß, daß sie unversehens das Gesicht der Welt ändern, indem sie die Meinung der Menschen ändern. Der Westen verspürt diese

Änderung schon heute im Osten, wo von Moskau eine Erschütterung ausgeht, die über den Himalaja hinweg und bis zum Zweistromlande verspürt wird. Der Westen ist mehr, als er wahrhaben möchte, obwohl seine Angst bereits seine Ahnung verrät, von der Entwicklung der Zeitideen in Deutschland abhängig. Er fürchtet zunächst nur ihre russische Form. Er wird mehr Grund haben, ihre deutsche Form zu fürchten, sobald sie am Rhein, an der Weichsel und an der Donau aus der ideologischen Vorbereitung in die politische Wirklichkeit übertritt und Werbekraft in Europa bekommt. Von ihr ausgehend ist eine deutsche Außenpolitik auch des Angriffes möglich.

Diese Außenpolitik beginnt an unseren Grenzen. Wenn ihr Ziel ist, Deutschland zu erhalten, auch jetzt noch Deutschtum zu behaupten und durch Ideen in der Welt durchzusetzen, dann ist ihre Voraussetzung, daß sie alles zusammenhält, was deutsch ist. Wir brauchen jeden Deutschen. Jeder Deutsche ist irgendwie ein Träger von Ideen. Und überall an den Grenzen setzen diese Ideen sich in die Wirkung auf andere Länder um. Es sind nicht die Grenzen der Landkarte. Sie besteht nur aus Farbe und ist eine Bemalung, die sich oft geändert hat und wieder ändern wird. Es sind die Grenzen des Volkstumes. Sie wird bestimmt von gleicher Sprache und Gesinnung. Der Ausgang des Krieges hat unserer Politik endlich die natürliche Richtung gewiesen. Der alldeutsche Gedanke ist zusammengebrochen, weil er das Deutschtum mehr noch in der Ferne als in der Nähe aufsuchte. Er war imperialistisch gedacht und nahm Zukunft vorweg, bevor noch Gegenwart gesichert war. An seine Stelle tritt jetzt der großdeutsche Gedanke, der die Planungen einer deutschen Politik an der Stelle aufnehmen läßt, die geschichtlich vor Bismarck liegt. Er bezieht sich nicht nur auf den Anschluß von Österreich. Er bezieht vielmehr alles deutsche Land und Volk ein, das rings um das Reich mit Einschluß von Österreich uns trotz geschichtlicher Zugehörigkeit abgesprochen oder das als besetztes Gebiet bedroht ist. Wohl aber wird dieser Anschluß und Entschluß von Österreich das erste Ziel sein, das unsere Außenpolitik zu erreichen suchen muß. Sie ist ihm im Anfange der Revolution ausgewichen, als er durch eine geschaffene Tatsache zu erreichen gewesen wäre. Sie kann jetzt nur nachholen, was damals versäumt wurde, und kann es nicht besser, als dadurch, daß sie bei der Behandlung der österreichischen Frage immer ihre Selbstverständlichkeit voranstellt und immer wieder auf die natürliche Ordnung der binneneuropäischen Angelegenheiten hinweist, die zunächst einmal an dieser Stelle geschaffen werden muß. Im anderen Falle wird die Selbsthilfe der Völker über die deutsche und übrigens auch die österreichische Außenpolitik hinweggehen, und vielleicht liegt in jenem Salzburger Gedanken, der einfach die selbstherrliche Aufhebung der Zollschranken empfahl, eine nächste Lösung des Problems, die von Niemandem rückgängig gemacht werden könnte. Erst Deutschland und Österreich zusammen werden mit dem Rückhalte des Blokes, den sie bilden, den Grenzkampf aufnehmen können, der vom Memelgau abwärts die polnisch-deutschen Abstimmungsgebiete entlang durch Böhmen, Mähren und Tirol bis an die bedrohte, nein eingedrückte und abgesplitterte Westfront reicht.

Die Methode einer Außenpolitik, die zu dieser Grenzpolitik geworden ist, wird sich je nach dem Gegner ändern, mit dem sie im Grenzkampfe zu tun hat. Sie wird anders im Osten, anders im Westen sein. Sie wird immer unterscheiden müssen, ob sie einer Nation gegenübersteht, die für sich in Anspruch nimmt, im

Besitz einer überlegenen, weil älteren Kultur zu sein, oder ob es sich um eine Rasse handelt, die von vornherein im Nachteil einer unterlegenen, weil jüngeren Kultur ist. Sie wird in dem einen Falle diese überlegene und ältere Kultur auf die Gültigkeit nachprüfen, die sie heute noch haben kann. Im Westen kann der Grenzkampf nur durch eine Auseinandersetzung der beiden Kulturen ausgetragen werden, die hier aufeinanderstoßen, und von denen die alte ruhmvolle, bis ins Mittelalter hinabreichende Stadtkultur, die das westliche Deutschland gleichfalls besitzt, schließlich die siegreiche sein wird, weil sie immer noch von dem jüngeren Volkstume getragen ist. Im deutschen Westen kann der mystische ebenso wie der humanistische Gehalt dieser Kultur noch in eine Übereinstimmung mit modernen Ideen gebracht werden. Die Westdeutschen müssen wissen, was sie längst und tief von sich aus fühlen: daß dagegen die französischen Dinge, mit denen man sie umwirbt, aus dem Auflösungs- vorgange einer Auflösung stammen, die heute entwertet, abgewirtschaftet und bloßgestellt ist, daß in der geistigen Leere, die von ihrer politischen Ideologie der Enttäuschung des Frankophilentums überall in der Welt, nur nicht in Deutschland hinterlassen wurde, keine neuen Gedanken mehr ansetzen können, und daß dieser parodierende Militarismus, der schließlich übrig blieb, das Ende von Frankreich sein wird. Im anderen Falle aber, in dem die deutsche Außenpolitik sich mit östlichen Völkern auseinanderzusetzen hat, wird sie deren unterlegene, weil jüngere Kultur auf ihre Aufnahmefähigkeit für die Dinge einer deutschen Kultur prüfen müssen, die an dieser Stelle die ältere ist, und zu denen hier die geschaffenen Dinge ebenso wie die erst zu schaffenden gehören. Ostdeutschum ist nach wie vor Pioniertum, und auch in der Verteidigungsstellung, in die es vorläufig zurückgedrängt wurde, hängt seine Behauptung ebenso von den Dingen ab, die es geben kann, wie von dem Geiste derer, denen es gibt. Auf der ganzen weiten ausgreifenden Grenzlinie, die unsere europäische Mittelstellung umschließt und gleichwohl zwischen Westen und Osten die größten deutschen Gegensätze verbindet, wird unsere Außenpolitik die Probleme nur lösen können, die an sie herandrängen, so unbequem sie ihr sein mögen, wenn sie von diesem Unterschiede der alten und der jungen Völker ausgeht. Auch eine zweitausend-jährige europäische Geschichte hat ihn nicht auszugleichen vermocht. Im Gegenteil, sie hat ihn erst geschaffen. Er ist der Schlüssel. Er öffnet die Widersprüche, zwischen denen wir in Europa leben. Und er wird am Ende, an einem noch fernem, immer wieder näherrückenden, aber auch immer wieder sich entfernenden Tage dieses Europa für Deutschland, Deutschland für dieses Europa erschließen.

Die deutsche Außenpolitik will davon nichts wissen. Sie möchte sich allen Dilemmen entziehen, obwohl sie Probleme enthalten, die von der Natur für sie gestellt wurden. Sie möchte sich bei der Republik begnügen und, wie sie es nennt, an den Ausbau einer Demokratie gehen, der die Deutschen künftig zu Hause beschäftigen soll.

Aber die Deutschen haben kein Haus. Eine ungeheuerere Diaspora, die nicht außerhalb, nein, die innerhalb der Grenzen ihres Landes beginnt, hat sie über die Erde zerstreut, um sie der Erde dienen zu lassen. Aber sie müssen haben wovon sie ausgehen und wohin sie zurückkehren können. Sie müssen ihr Land haben.

Wir wollen von unserer Außenpolitik den Auf hören, der an die Bauleute ergeht.

Vereinswesen und nationale Selbsthilfe

Von Dr. K. E. von Loesch



ölker sind lebendige Einheiten. Sie entstehen aus dem Dunkel oder aus Mischungen von Resten anderer Völker. Sie blühen auf, breiten sich aus und können untergehen wie Familien nach glanzvoller Geschichte. Was Völker an Leiden und Unterdrückungen ertragen können, ohne zu erlöschen, sehen wir an der Geschichte der Armenier, der Iren und vieler anderer. Man kann einem Volke die staatliche Einheit nehmen, überhaupt jede staatliche Form, wie den Weißrussen, man kann ihm das Land nehmen, die eigene Kultur, ja unter Umständen sogar die Sprache, ohne daß es unterzugehen braucht, wie die Juden, denen die gemeinsame Religion und eine Jahrtausende alte Geschichte inneren Halt und festen Zusammenhang gab.

Das deutsche Volk hat in seiner gesamten Geschichte niemals oder so gut wie niemals einen eigenen festgefügtten Staat besessen, der alle Glieder des Volkes, die im geschlossenen Sprachgebiet siedelten, umfaßte. Vielstaatlichkeit und Schwäche der Zentralmacht im Heiligen römischen Reich deutscher Nation gegenüber dem Landesherrn war immer ein Kennzeichen der Deutschen. Erst das Jahr 1871 schuf ein starkes Deutsches Reich, das freilich weite Gebiete im Südwesten, Süden und Südosten außerhalb der Reichsgrenze ließ.

Die Pariser Friedensschlüsse 1919 belassen von den über 80 Millionen des geschlossenen Sprachgebietes rund 30 Millionen außerhalb des Reiches. Weitere 10 Millionen sind durch die Abstimmungs- und Befatzungsbestimmungen bedroht. Dazu kommen 20 Millionen Auslandsdeutsche, Reichsdeutsche und Volksdeutsche, die außerhalb der geschlossenen Sprachgrenze in fremden Ländern leben. Von 100 Millionen Menschen also, die das gesamte Deutschtum umfaßt, sind nur 40 im reichsdeutschen Staat notdürftig geborgen. Für den Rest bilden Sprache und Kultur, da unser Volk konfessionell gespalten ist, den einzigen Halt. Er ist eben wegen der Schwäche des Reiches und des deutschösterreichischen Staates im wesentlichen auf Selbsthilfe angewiesen. Diese Selbsthilfe üben die sonst so viel und mit Recht gescholtenen Vereine aus, und so wird die Pflege, Kräftigung und Veredlung des Vereinswesens die erste Aufgabe für die nächste Zukunft.

Was Selbsthilfeorganisation leisten kann, haben die Polen bewiesen. Sie schreiben offen, daß ihre Turnvereine, die Sokols (Falken), der Grundstock ihrer militärischen Organisation waren, und heute noch versuchen sie, sich mit ihrer Hilfe in den Besitz Oberschlesiens, zu dessen Abstimmung sie kein Zutrauen haben, zu setzen. Die deutschen Turnvereine aber, denen solche Ziele völlig fern lagen, verfolgen die Polen, eben weil sie wissen, welchen Feind der preußische Staat in den polnischen Turnvereinen hatte groß werden lassen. Bezeichnend sind auch die Bestimmungen des Versailler Vertrages, die sich gegen Turn- und Sportvereine und alle militärischen Übungen wenden. Ebenso verstanden es die Polen, die kulturellen Notwendigkeiten eines eigener Staatlichkeit entbehrenden Volkes in vorbildlicher Weise auf dem Vereinswege zu lösen, wenigstens im preußischen Anteil. Was diese kulturellen Vereine, die Hand in Hand mit genossenschaftlichen

und berufsständischen Organisationen wirkten, geschaffen haben, ist sehr viel. Es entstand dank ihrer unermüdblichen Arbeit ein Mittelstand, der die Vorbedingung zur weiteren Entwicklung des polnischen Staatsgedankens war; weil er früher gefehlt hatte, war ja das alte polnische Reich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auseinandergefallen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß sich die gesamte deutsche Öffentlichkeit zur Frage des Vereinslebens neu einstellen. Die alten Vereine genügen nicht, wir müssen ihre Ziele und Arbeitsweisen ändern; Gruppen, über die ernsthaftere Politiker früher mit einem Achselzucken hinweggingen, gewinnen neue Bedeutung, ja unter Umständen wird bei ihnen der Schwerpunkt der Arbeit liegen müssen. In Zeiten scharfer Verfolgung werden nicht nur die politischen, sondern auch die kulturellen Vereine trotz aller Minderheitsschutzbestimmungen des Versailler Vertrages unterdrückt werden. Dann sind es neben den berufsständischen und wirtschaftlichen Organisationen die sportlichen und die geselligen, ja bisweilen auch solche mit rein sentimentaler Basis, wie Vereine zur Pflege von Kriegergräbern, denen die Pflicht obliegt, die Deutschen zusammenzuhalten und ihre Erinnerungen an das gesamte Volk und die große Kulturgemeinschaft zu pflegen. Je größer die Zahl der Deutschen ist, die an einem Ort und in einer Gegend wohnen, um so vielgestaltiger wird ihr Vereinsleben sein. Normen gibt es nicht, und was Bestand haben soll, muß aus dem Bedürfnis des Ortes selbst entstehen. Keine künstlichen Treibhausgewächse gilt es hochzuziehen, sondern harte, kräftige, bodenständige Triebe mit liebevoller Sorgfalt an Ort und Stelle zu pflegen und vom Reiche her zu befruchten und zu veredeln.

Die bindende Kraft des Vereinslebens kann gar nicht überschätzt werden. Waren es doch, als nach dem 9. November 1918 das schwer erschütterte Reich zeitweilig auseinanderzufallen drohte, in erster Linie die großen Parteien (man darf auch sie im gewissen Sinne als Vereinsorganisationen ansprechen), die als feste Klammern das Reich selbst zusammenhielten. So müssen heute die großen Vereine und Verbände, soweit es irgend die Geseze der Nachbarstaaten zulassen, über die Landesgrenze herüberreichen und eiserne, aber unsichtbare Bänder bilden. Es darf in Zukunft auf keinem Gebiete mehr, weder auf kulturellem und sportlichem, noch möglichst auch auf wirtschaftlich-genossenschaftlichem, „Reichs“-verbände geben, sondern nur noch Deutsche. Gilt es doch, das überwiegend staatliche Gefühl im Deutschen, besonders im Reichsdeutschen, zu überwinden zugunsten eines Gefühles für die Gesamtheit des Volkes, für das völkische. Schon vor dem Zusammenbruch reichten manche Organisationen über das Reich hinaus: der Deutschösterreichische Alpenverein, der Allgemeine deutsche Sprachverein, der Verein deutscher Studenten und andere mehr. Seither haben sich zum Beispiel die großen schlagenden Studentenverbände auf Deutschösterreich ausgedehnt. Aber das ist nicht genug. Es muß gefordert werden, daß sie alle ihre Grenzen höchstens dort finden, wo das geschlossene Sprachgebiet endet, wenn irgend möglich aber über dieses hinaus auch Verbindung halten mit den Brüdern in der Zerstreuung. Berufsliche und wirtschaftliche, wissenschaftliche und gesellige, turnerische und sportliche Verbände müssen und können am leichtesten die Schwierigkeiten der Grenzpfähle überwinden.

Noch ist sich die reichsdeutsche Öffentlichkeit, die Presse, noch sind sich die Leiter der zahllosen Vereine und Vereinchen nicht klar über die Aufgaben, die an sie gestellt sind. Welche Aufklärungsarbeit, welche Erweiterung des Horizontes im Reiche selbst zu leisten ist, zeigt zum Beispiel der Vorschlag der Neuordnung der Rechtschreibung. Daß von ernst zu nehmender Seite in den Tagen des staatlichen Zerfalls ein solch grundstürzender Vorschlag ausgehen konnte, zeigt, wie wenig leitende Staatsmänner sich bewußt sind, verantwortlich zu sein für das ganze deutsche Volk. Würde dieser Vorschlag durchgeführt, das Schicksal der abgesplitterten Deutschen wäre besiegelt, denn die Kultureinheit wäre zerissen. Man würde anders schreiben und lesen drinnen und draußen. Die Fremdstaaten, die heute Teile des deutschen Volkes an sich gerissen haben, würden in ihren deutschen Schulen der neuen Rechtsprechung Berliner Erfindung nicht folgen und es würde, aus Torheit und Fahrlässigkeit entstanden, ein neuer, vielleicht unheilbarer Riß das deutsche Volk spalten. Denn nicht so sehr die Sprech- als vielmehr die Schreibsprache ist das Bindende. Nicht die mundartliche Verschiedenheit, sondern die der Rechtschreibung ist es, die unsere Niederdeutschen längs der Küste der Ost- und Nordsee von den Holländern trennt. Jeder der Plattdeutsch lesen kann, würde auch holländische Bücher und Zeitungen ohne Schwierigkeiten verstehen, wenn wir dieselbe Rechtschreibung hätten wie die Holländer. Die Einführung der neuborgeschlagenen „phonetischen“ Rechtschreibung könnte der Anlaß werden, Elsaß-Lothringen, die Schweiz und das Deutschtum in Ost- und Südeuropa zu holländisieren; sie würde vielleicht den Gebrauch der Mundart als Schrift- und Amtssprache fördern, der der deutschen Einheit im kulturellen und völkischen Sinne den Todesstoß versetzen könnte.

Genug an diesem einen Beispiel. Unsere Forderung ist: Pfllegt das Vereinsleben planmäßig, befeelt es, hebt es auf eine höhere Warte. Weist ihm neue Aufgaben zu, die von einem kleinen deutschen Rumpfstaaate nicht geleistet werden können und dürfen, und ihr werdet dem deutschen Volke in seiner schwersten Stunde den Rettungsring zugeworfen haben.



Die jüngste Weltauffbau-Statistik und ihre Lehren

Von Dr. Rich. Hennig,

Professor an der Verkehrshochschule Düsseldorf



ürzlich ist wieder das alljährliche Lloyd-Register erschienen, das die Tätigkeit im Weltauffbau, nach Ländern geordnet, übersichtlich zusammenstellt. Ehedem, in den Vorkriegszeiten, fanden diese Statistiken außerhalb der Fachkreise verhältnismäßig wenig Beachtung, denn die Zahlen schwankten von einem Jahr zum anderen nur wenig auf und ab, und die Reihenfolge der Länder innerhalb der Liste blieb, wenn man sie nach der Größe ihrer Schiffbauleistungen ordnete, jahraus jahrein ungefähr dieselbe.

Jetzt, nach dem Kriege, liegen die Dinge wesentlich anders. Es herrscht ein wildes Auf- und Niedergang der Zahlen; von vielen Ländern läßt sich schwer oder gar nicht vorher abschätzen, wie ihr Schiffbau im Vergleich mit anderen Nationen abschneiden wird, und zum Teil hat sich geradezu ein Wettrennen um einen möglichst hohen Platz herausgebildet, wie man es ehedem nicht kannte. Den Schiffbauzahlen kommt heute auch eine unzweifelhaft politische Nebenbedeutung zu, denn der Kampf um den Seehandel weist nach dem Kriege unverkennbar ein intensiveres, man möchte sagen: fieberhafteres Gepräge auf als vorher, zum mindesten in dem Verhältnis des führenden europäischen Schiffbaulandes England zu seinen schärfsten Konkurrenten. Wie sehr England, das jahrzehntelang weit über die Hälfte aller Schiffe der Erde baute, und mit ihm ganz Europa durch den selbstmörderischen Krieg auch in bezug auf den Schiffbau gegenüber den führenden außereuropäischen Schiffbauländern ins Hintertreffen geraten ist, das lehrt am besten eine Gegenüberstellung der Reihenfolge der einzelnen Staaten nach den quantitativen Leistungen ihrer Werften im letzten Friedensjahr 1913 und im ersten Friedensjahr 1919. Diese Reihenfolgen ergeben dann nämlich folgendes Bild:

1913	1919
Großbritannien	Ver. Staaten
Deutschland	Großbritannien
Ver. Staaten	Japan
Frankreich	Brit. Kolonien
Niederlande	Niederlande
Österreich-Ungarn	Italien
Japan	Norwegen
Norwegen	Spanien
Italien	Schweden
Brit. Kolonien	Dänemark
Dänemark	Frankreich
Schweden	China
Belgien	Deutschland
Rußland	Portugal
China	Belgien
Spanien	
Griechenland	

Noch lehrreicher als diese bloße Reihenfolge ist ein zahlenmäßiger Vergleich der produzierten Tonnage. Man erkennt dann erst mit vollkommener Deutlichkeit, welchen furchtbar hohen Preis England für die geglückte Niederknüttelung des unbequemen deutschen Konkurrenten seinen Hilfsvölkern hat zahlen müssen: 1913 produzierte England noch fast viermal so viel Schiffsraum als Deutschland in seinem durch beste Leistungen ausgezeichneten Jahr — 1919 dagegen wird von den Vereinigten Staaten zweieinhalbmals so viel Tonnage hervorgebracht wie von England und noch mehr als doppelt so viel als von England einschließlich seiner sämtlichen Dominions!

Dabei ist Englands Rückgang der absoluten Zahl nach nicht einmal erheblich und kann leicht wieder ausgemerzt werden. Um so bedenklicher aber bleibt der ungeheure Aufschwung der außereuropäischen Schiffbauindustrie. 1913 brachten die Vereinigten Staaten und Japan zusammen nur 343 114 Tonnen neuen Schiffsraum hervor, 1919 dagegen — 4 687 268 Tonnen, also mehr als den dreizehnfachen Betrag! Wie soll da England daran denken können, diesen Vorsprung in absehbarer Zeit wieder einzuholen und seine führende Stellung zurückzugewinnen? Zwar lassen zurzeit gewisse Symptome darauf schließen, daß der Höhepunkt der Schiffsproduktion, offenbar im Hinblick auf die Gefahr der Übererzeugung und der alsdann bedrohten Frachttarife, sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Japan überschritten ist, aber Englands Stellung wird dadurch nur unwesentlich besser, denn zahlreiche Aufträge europäischer Staaten, die ehemals fast selbstverständlich den britischen Werften zufielen, wandern heute nach den Vereinigten Staaten und selbst nach Japan, ja, England selbst sieht sich genötigt, um der zahlenmäßigen Überflügelung seiner Handelsflotte durch die amerikanische vorzubeugen, Schiffbauaufträge an die Vereinigten Staaten zu vergeben („Times“, 26. Februar 1920), da seine eigenen Werften völlig überlastet sind, während andererseits amerikanische Reeder von der Westküste wieder in Japan Schiffe bauen lassen.

Schon innerhalb der drei heute führenden Schiffbauländer haben sich also die Verhältnisse auf den Werften gegenüber der Vorkriegszeit in sehr unerwarteter und für die europäische Vormachtstellung schwer bedrohlicher Weise verschoben. Noch gründlicher vielleicht sind die Zustände auf dem europäischen Kontinent verändert. Die neutral gebliebenen Seestaaten haben nahezu sämtlich ihren Schiffbau mehr oder weniger ansehnlich erhöhen können, während alle kriegsführenden Länder Kontinental-Europas, mit einziger Ausnahme Italiens (das sich um die geraubten österreichisch-ungarischen Werften bereichern konnte) eine meist sehr bedeutende Einbuße ihrer Schiffbaulätigkeit buchen müssen.

Österreich-Ungarn und Rußland sind als Schiffbautreibende Staaten natürlich gänzlich ausgefallen. Deutschland, das von 1911 bis 1914 unter den Schiffbauern an zweiter Stelle stand und auch während des Krieges noch sehr bedeutende Mengen, vornehmlich an Kriegsschiffen, erzeugte, ist nicht viel besser daran. Aber die Leistungen seiner Werften sind seit Kriegsausbruch keine Zahlen mehr bekannt gegeben worden. Man schätzte sie für die Kriegszeit auf jährlich 800 000 bis 900 000 Tonnen, für das Jahr 1919 dagegen nur noch auf etwas über 12 000 Tonnen, so daß wir heute mit China auf derselben Stufe stehen. Auch Frankreich, obwohl es sich zu den Siegern zählt, hat, aller Anstrengungen un-

geachtet, einen Rückschlag aufzuweisen, der kaum weniger beträchtlich als der deutsche ist. Im Kriege war die französische Schiffserzeugung fast zum völligen Erliegen gekommen, und ihre Wiederbelebung im ersten Friedensjahr 1919 erscheint so erschreckend dürftig, daß sie noch weniger als ein Fünftel der Vorkriegszeit beträgt und daß Frankreich heut erst den elften Platz unter den Schiffbauern einnimmt, während es ehemals an vierter Stelle stand. Italien schließlich weist auch nur eine scheinbare Zunahme auf. Seine 82 713 Tonnenraum, die es 1919 hervorbrachte, sind zwar rund doppelt so hoch als seine Produktion in seinem letzten Friedensjahr 1914 (41 792 Tonnen), aber wenn man die Leistungen der österreichisch-ungarischen Werften hinzunimmt, die jetzt auch für Italien arbeiten müssen, so betrug die Erzeugung des Jahres 1914 120 249 Tonnen, und es ist somit auch ein Rückgang um nahezu ein Drittel zu verzeichnen.

Eine Vergleichung der genauen Zahlen wird am deutlichsten die durch den Krieg eingetretenen gewaltigen Verschiebungen erkennen lassen. Von 1913 bis 1919 brachten die einzelnen wichtigsten Länder folgende Mengen an Handelschiffsraum hervor (in Tonnen):

	1913	1914	1915	1916
England	1 932 163	1 722 154	649 336	698 325
Deutschland	465 226	505 719	?	?
Ber. Staaten	276 448	270 962	270 124	504 247
Frankreich	176 095	196 540	41 438	rd. 3 000
Holland	104 296	279 584	217 599	rd. 114 000
Japan	64 664	136 309	98 213	145 625
Norwegen	50 637	54 108	61 477	44 902
Italien	50 366	41 792	20 230	60 472
Brit. Dominions	48 332	67 994	32 937	rd. 87 000
Welt-Handelschiffbau	3 332 882	rd. 3 490 000	1 633 673	1 919 096
	1917	1918	1919	Höchste Jahresmenge vor 1914
England	1 162 986	1 348 210	1 620 442	1 932 163
Deutschland	?	?	rd. 12 000	465 226
Ber. Staaten	997 929	3 033 030	4 075 385	474 675
Frankreich	rd. 2 000	18 715	32 663	176 095
Holland	rd. 167 000	74 026	137 066	118 053
Japan	350 141	489 924	611 883	85 861
Norwegen	47 975	47 723	57 578	57 556
Italien	38 800	60 791	82 713	67 522
Brit. Dominions	rd. 80 000	279 814	358 728	?
Welt-Handelschiffbau	2 937 786	5 447 444	7 144 549	3 332 882

Nach den jüngsten Statistiken vom 31. Dezember 1919 lagen zwar um diese Zeit auf den englischen Werften zum ersten Mal seit 1½ Jahren wieder etwas mehr Schiffe auf Stapel als auf den vereinsstaatlichen, und da England sich auch von den geraubten deutschen Schiffen den Löwenanteil gesichert hat, sind Englands Aussichten, mindestens in der Weltschiffahrt bis auf weiteres noch die führende Stellung zu behalten, einstweilen als nicht ungünstig zu bezeichnen. Freilich die überragende Rolle von ehemals in Schiffbau und Schiffahrt dürfte für England auf immer ausgespielt sein. — Am schwersten getroffen bleibt von den Siegern unzweifelhaft Frankreich, dessen Handelsflotte durch den Krieg

bejüngert worden ist und das die schlechtesten Aussichten hat, sie in absehbarer Zeit wieder aufzubauen. Man kann daher die in Frankreich gegen den englischen Bundesgenossen herrschende und trotz aller Vertuschungsversuche deutlich wahrnehmbare Erbitterung verstehen, weil England nach einem ad usum delphini konstruierten Schlüssel von den in feindlichen Häfen beschlagnahmten deutschen Schiffen für sich den weitaus größten Anteil fordert, während Frankreich mit ganzen 40 000 Tonnen abgespeist werden soll, obwohl Italien 150 000 und sogar für Brasilien und Portugal je 250 000, für die Vereinigten Staaten aber 620 000 Tonnen vorgesehen sind. Von den provisorisch an Frankreich zur Benutzung überwiesenen deutschen Schiffen fordert England jetzt 240 000 Tonnen zurück. Kein Wunder, wenn es über dieser Differenz zu einer empfindlichen Verstimmung zwischen den beiden führenden Ententegenossen gekommen ist! In Frankreich hat man die Empfindung, der das „Journal des Débats“ am 27. Februar 1920 Ausdrück gab: „Frankreich hätte Anspruch auf die Hälfte der Tonnage, weil es nach dem Wiedergutmachungsartikel des Friedensvertrages 55 Prozent der Ansprüche der Entente an Deutschland zu fordern hat: das würden 2 500 000 Tonnen sein.“ Die Zuweisung von ganzen 40 000 Tonnen empfindet man daher in Frankreich mit Recht wie einen Hohn und sieht darin einen bewußten Versuch der Briten, die französische Konkurrenz zur See ebenso wie die deutsche zu verkrüppeln.

Gegen die Vereinigten Staaten ebenso vorzugehen wie gegen das geschwächte Frankreich ist England natürlich, so brennend gern es auch möchte, nicht in der Lage. Man hat ihnen daher von der Schiffsbeute 620 000 Tonnen zuerkennen müssen, obwohl ihr gesamter Tonnageverlust im Kriege nur 354 000 Tonnen betrug, gegenüber einem französischen Verlust von 921 000 und einem britischen von 7 923 000 Tonnen! Mit Ingrimm sieht man in England die vereinsstaatlichen Fahrzeuge, die ehemals in der Europaschifffahrt vollständig konkurrenzunfähig waren, in einem europäischen Hafen nach dem andern auftauchen, ja, in manchen Häfen schon stärker als die englischen vertreten seien, so daß die mit großen Opfern erzwungene Ausschaltung Deutschlands aus der Weltschifffahrt sich, im Grunde genommen, zu einem recht schlechten Geschäft für England gestaltet hat, da ein anderer, ehemals mißachteter Konkurrent sich heute als viel gefährlicher erweist, als es der deutsche je gewesen ist.

Am unzufriedensten sind die Engländer, daß die Amerikaner, dank den zahlreichen erstklassigen deutschen Passagierdampfern, die ihnen in die Hände gefallen sind, jetzt im transatlantischen Personenverkehr eine führende Rolle zu spielen sich anschicken. Zwar hat es der Himmel wieder einmal gut mit den Engländern gemeint, denn es zeigt sich, daß das von Temperenz-Sanatikern durchgesetzte Verbot, auf amerikanischen Fahrzeugen Alkohol auszuschenken, die Reisenden von der Benutzung der vereinsstaatlichen Schiffe in überraschend großem Umfang abschreckt und den britischen und neutralen Dampferlinien zutreibt, auf denen sich die hochwohlwollenden Behörden weniger um das Seelenheil und die körperliche Gesundheit der Reisenden bekümmern und „freie Bürger“ in ihrem Tun und Lassen bevormunden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Wahrnehmung schließlich wieder zur Aufhebung des Alkoholverbots auf den amerikanischen Schiffen führen wird, denn wenn Dollarverdienenden und Temperenzler-Sanatismus in unvereinbaren Widerspruch zu einander geraten, wird beim ersten

Nantee das Dollarverdiensten stets in erster Linie Berücksichtigung verlangen. Zunächst aber hat die englische Schifffahrt erheblichen Vorteil von der Alkoholfreihandelschaft der Amerikaner.

Von den beiden berühmten Riesendampfern der Hapag, „Imperator“ und „Vaterland“, haben sich den ersteren die Engländer, den letzteren die Vereinigten Staaten angeeignet. Was man von ihren Leistungen unter der neuen Flagge vernimmt, kann allerdings uns Deutsche mit Vertrauen erfüllen, daß unsere Eiligkeit uns wieder in die Höhe bringen muß und wird. Wie nämlich der Syndikus der Hamburg-Amerika-Linie Dr. Hasselmann in einem Berliner Vortrag vor der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft am 13. Februar dieses Jahres mitteilte, hat der „Imperator“ für seine erste Reise von England nach den Vereinigten Staaten unter britischer Flagge nicht weniger als 13 Tage benötigt, während er ehemals unter deutscher die Fahrt in nur 4 Tagen zurücklegte! Eine derartige Nachricht läßt hoffen, daß der deutsche Mitbewerber zur See doch noch nicht für immer ausgeschaltet sein wird.

Zur gleichen Hoffnung berechtigt die soeben bekannt werdende Meldung, daß die Hamburg-Amerika-Linie und nach ihr anscheinend auch schon der Norddeutsche Lloyd ihre Organisationen amerikanischer Schifffahrtsunternehmungen zur Verfügung gestellt haben. Diese geradezu sensationelle Meldung stellt unzweifelhaft eines der großartigsten Ereignisse in der Geschichte des Welt-Neubereiwesens überhaupt dar und ist zugleich ein politischer Vorgang ersten Ranges, dessen Würdigung aber im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen würde.



Maurice Barrès und die Kriegsgefangenen

Von Dr. Hans W. Simon



ie Heimkehr der deutschen Kriegsgefangenen ist von den französischen Zeitungen im allgemeinen mit Bemerkungen begleitet worden, die auf der üblichen Höhe der Boulevardpresse-Leistungen standen. Es lohnt sich nicht, ein Wort darüber zu verlieren. Ein paar rühmliche Ausnahmen — verständnisvolle Beobachtungen in *L'érys* „Deuvre“ und ein wenig Teilnahme in der „Humanité“ — ändern kaum etwas an dem Gesamteindruck, daß die Pariser Journalistik auch bei dieser Gelegenheit mehr Witz als Verstand und mehr Hohn als Herz entwickelt hat. Indes darf ein Aufsatz doch nähere Achtung und größere Beachtung beanspruchen: der des „Echö de Paris“ vom 8. März. Hier wird die gewiß auch für uns wichtige Frage aufgeworfen, in welcher Stimmung und mit welcher Gesinnung wir aus der Gefangenschaft heimkehren, und der sie zu beantworten sucht, ist Maurice Barrès von der Akademie. Barrès ragt über den Durchschnitt der „Unsterblichen“ hervor; er ist ein selbständiger Denker, der den Ernst des Gelehrten mit seltener Meisterung der Form verbindet, einer der wenigen Charakterköpfe der französischen Deputiertenkammer, ein bestechender Redner, und als Präsident der stark chauvi-

nistisch angehauchten Patriotenliga wie als Abgeordneter der Rechten und als bedeutendster Mitarbeiter des nationalistischen „Echo de Paris“ einer von denen, auf den nicht nur seine näheren Anhänger hören. Schon um deswillen darf man sich seine Ausführungen ansehen.

Barrès hat sich bei einem jungen Jägerhauptmann, dem Sohne des Deputierten Engerand, über die Stimmung der Heimkehrer erkundigt. Herr Roland Engerand, der eine Kriegsgefangenen-Kompagnie im Wiederaufbauggebiet an der Aisne geführt und einen tausend Mann umfassenden Heimkehrertransport geleitet hat, erzählt nun folgendes:

„Die 1035 Deutschen, die ich heimführen sollte, traten am Morgen ihrer Abfahrt am Bahnhof tadellos an, in unvergleichlichem „Stillgestanden!“ ausgerichtet, die Hadden zusammengerissen, Hände an der Hosennaht, den Blick achtungsvoll in die Augen des französischen Kommandanten gerichtet, der ihre Verladung leitete. Und tags darauf sind dieselben Leute bei der Ankunft in Mannheim jammervoll an dem sie empfangenden und von zwei gescheiterten Leutnants flankierten stolzen deutschen Oberst vorbeigezogen. Sie zogen vorbei mit den Händen in der Tasche, mit der Pfeife im Mund, und viele von ihnen drehten ihrem Vorgesetzten den Rücken. — Sie können mir glauben, daß der eine böse Frage schnitt . . . Ja, sie sind schlecht auf ihre Offiziere zu sprechen, außer allenfalls auf Hindenburg, von dem sie sagen, daß er der erste sei, der sich um den deutschen Soldaten gekümmert habe. Was ich Ihnen im ganzen mit diesen Bildern zeigen will: sie sind vorgesetztenfeindlich, aber nicht antimilitaristisch. Sie bleiben sehr stark militärisch.

Auf der ganzen Fahrt blieb im Zuge alles stumm und eifrig. Vom Überfahren der Grenze bis zur Ankunft am Bestimmungsort wartete ich vergeblich auf die Kundgebungen, von denen ich geglaubt hatte, daß sie ihren Freudenrausch über die Heimkehr bekunden würden. Am ersten Bahnhof der neuen Grenze, in Saarbrücken, wo wir gegen Mitternacht ankamen, warteten ein paar Schwestern auf dem Bahnsteig, um sie zu bewillkommen. Als der Zug einfuhr, hob eine von ihnen die Arme und rief: „Ihr seid in Deutschland! Ihr seid im Vaterland! Hurra!“ Kein Ruf antwortete. Und doch waren Köpfe an fast allen Fenstern . . . Und so war's bis Mannheim . . . Langsames Winken der Taschentücher antwortete auf die Grüße . . . sonst nichts . . . Sogar bei der Ankunft auf der Endstation, wo eine Musikkapelle und ein paar Hundert Badener warteten, erklang kein Zuruf von ihren Lippen auf das Jauchzen, das sie empfing. Und übrigens streckten die, die ihre Arme ausstreckten, sie nicht aus, um sie zu umarmen, sondern um sie um das schöne französische Weißbrot zu bitten, das sie abends zuvor empfangen und von dem sie dicke Stücke aufbewahrt hatten. Und dies ungewöhnliche Schauspiel wiederholte sich hundertmal: Kriegsgefangene reichten ihr Brot den freien Bürgern, die sie erwarteten.

Ich habe bei uns gelesen und sagen hören, daß diese Deutschen Gefühle der Zuneigung zu Frankreich nach Hause mitbringen würden. Nein, bei Gott nicht! Ich habe sie gesehen und versichere, daß sie mit einem starken und dumpfen Haß zurückgekommen sind. Sie erheben gegen uns die Anklage, sie ungerechterweise festgehalten zu haben, und wollen anscheinend nicht glauben, daß ihre Regierung durch ihre Weigerungen und Unaufrichtigkeiten diese Maß-

nahme erforderlich gemacht hat. Sie sind uns böse darüber und werden sich zu rächen suchen.

Und doch war ihr Leben in Frankreich seit dem Waffenstillstand angenehm, sehr angenehm. Als Herr Clemenceau in einer seiner Reden versicherte, daß sie menschlich behandelt würden, hat er einen recht schwachen Ausdruck in Hinsicht auf ihre Verpflegung, ihre Unterkunft, ihre Freiheit — ja wohl, ihre Freiheit — gewählt.“

Herr Engerand erzählt dann dem Leser von unserer reichhaltigen und vorzüglichen Verpflegung, um die uns manche französische Arbeiterfamilie beneiden könnte, von unserer Unterbringung, wie er sie ähnlich den französischen Soldaten wünschen möchte, und von unserer Freiheit, die er als nahezu unbegrenzt hinzustellen sucht. Diese Bemerkungen macht sich Barrès zu eigen und fährt dann fort:

„Diese deutschen Gefangenen haben keinerlei Grund, uns zu hassen. Sie hassen uns trotzdem. Außer vielleicht den Rheinländern, die sich mehr zu einer Anpassung an Frankreich eignen und die, wenn man sie meinem so oft geäußerten Wunsch gemäß früher entlassen hätte, im besetzten Gebiet eine wahrhaft franzosenfreundliche Aktion hätten ausüben können.

Nur wenige Tage vor ihren rechtsrheinischen Landsleuten entlassen, haben die Rheinländer diese zu bescheidene Vergünstigung wenig gewürdigt. Und trotzdem traten zwei Tage nach ihrer Heimkehr siebenzehn von diesen Gefangenen, siebenzehn von den Tausend, die Engerand heimgeleitet hatte, freiwillig in unsere Fremdenlegion ein. Und diese siebenzehn waren alle Rheinländer. Ist das keine schöne Zahl? Kaum nach Hause zurückgekehrt, wollen sie wieder zu uns kommen und sich bei uns niederlassen. Sie kommen durch die hohe, offene Pforte. Aber die anderen?

Die anderen? Sie verabscheuen uns. Sie kommen zu den heimischen Penaten zurück, aufgebracht gegen ihre Regierenden, die seit dem Waffenstillstand nicht den genügenden Willen zu ihrer Heimkehr zu haben vermochten; erbittert gegen ihre Offiziere — denn sie sind sich über das herzliche Verhältnis klar geworden, das zwischen den Vorgesetzten und Mannschaften bei uns herrscht, und haben voll Bitterkeit ihre hündische Disziplin mit unserer verglichen; unzufrieden mit all ihren Landsleuten, weil die öffentliche Meinung nicht kraftvoll genug zu ihren Gunsten gedrängt hat, und weil man anscheinend gar nicht gemerkt hatte, daß sie noch nicht wieder da waren. Kurzum, sie kehren heim, die Seele mit revolutionärer Gärung vergiftet. Aber täuschen wir uns nicht; die germanische Rasse wird sie bald beruhigt und zur Disziplin gebracht haben. Erblich und gewohnheitsmäßig beugen sie sich jähren Winken, leben herdenweise und werden schnell wieder in die große soziale Maschine eingegliedert, schnell wieder assimiliert sein. Entrüstet über Frankreich, das sie so lange festhielt, werden sie wie ganz Deutschland auf jede etwaige Schwäche und Uneinigkeit bei uns lauern.“

Herrn Barrès glaubte ich antworten zu sollen. War Herr Engerand einige Wochen mit Kriegsgefangenen in Fühlung und hatte vierhundert von ihnen in einem Lager kennen gelernt, so leitete ich meine Aktivlegitimation daraus her, daß ich vierundvierzig Monate in zweiundzwanzig Lagern und Kommandos mit vielen Tausenden von Leidensgefährten drüben verbracht hatte. So richtete ich denn einen Brief an Herrn Barrès, der in deutscher Übersetzung lautet:

Herr Deputierter!

Mit lebhaftestem Interesse habe ich die Bemerkungen des Herrn Roland Engerand und Ihre eigenen im „Echo de Paris“ vom 8. März gelesen. Erlauben Sie einem ehemaligen Kriegsgefangenen, sie zu ergänzen. Denn Ihr Aussatz verallgemeinert anscheinend zu Unrecht die Eindrücke eines einzelnen, deren Richtigkeit ich nicht anzweifle, die aber trotzdem in träftem Widerspruch zu meinen eigenen Erfahrungen und denen der überwältigenden Mehrheit meiner Kameraden stehen.

Ich will nicht von der Verpflegung sprechen, die in den meisten Lagern, Arbeitskommandos und Gefangenekompagnien nicht genügte. Ich beschränke mich darauf zu versichern, daß ich niemals die von Herrn Engerand angeführten Rationen erhalten habe und daß mir niemals außer der Lagerverpflegung ein Simbiß vom Unternehmer angeboten wurde. (Nur einmal, in Blanchez-les-Mines, bot mir ein französischer Dolmetscher ein Glas Bier an: er wurde bestraft und abgesetzt. Auf demselben Kommando wurde mir freilich besondere Verpflegung angeboten; aber es versteht sich von selbst, daß ein deutscher Unteroffizier auf derartige Vergünstigungen verzichtet, die man den mitgefangenen Mannschaften verweigert.) Die Zahl meiner in Marokko, in Korsika, in Candor, in Orléans, in den Lazaretten ihren Entbehrungen erlegenen Kameraden spricht deutlich genug; möge doch der Kriegsgefangenen dienst Ihres Kriegsministeriums sie der Öffentlichkeit übergeben!

Ich spreche auch nicht von der Unterkunft. Es genügt, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß 1916 die Verdun-Gefangenen in Souilly auf blankem Boden unter freiem Himmel ohne Stroh und ohne Decken liegen mußten; und daß noch 1919 in Candor, in Gargicourt (Somme) und an anderen Orten selbst mitten im Winter keine Baracken vorhanden waren.

Aber sprechen will ich von der Behandlung. Das ist die Kernfrage. Denn die erlittene Behandlung erklärt die Gefühle der Kriegsgefangenen gegen Ihr Land. So hören Sie: Diese Behandlung widersprach dem Völkerrecht und den getroffenen Vereinbarungen; sie widersprach ebenso sehr den Gesetzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit.

Artikel 4 des Haager Abkommens zum Beispiel verlangt die Achtung vor dem Privateigentum. Nun erboten sich 90 Prozent der Gefangenen zum Eide, daß sie unmittelbar nach der Gefangennahme ausgeplündert worden sind; man stahl ihnen Uhren, Geld, Gegenstände aller Art, ohne daß die Offiziere eingeschritten wären. Sogar im Inneren Frankreichs beschlagnahmte man meine Wäsche (in La Lande), Gamaschen und Rucksäcke (Romorantin, Ruelle Romans), Geld (Ercheux, Guerbigny, Faverolles).

Artikel 5 wurde während unserer ganzen Gefangenschaft verletzt und wird es heute noch.

Daselbe gilt für Artikel 6. Viele Gefangene — beispielsweise die Tausende, die Monate hinter der Verdun-Front verbracht haben — wurden zu Arbeiten gezwungen, die dieser Artikel verbietet. Kameraden, die, entsprechend dem Abkommen und ihrer Soldatenpflicht, solche Arbeiten verweigerten, wurden kriegsgerichtlich wegen Gehorsamsverweigerung bestraft. Intellektuelle wurden zu härtester Arbeit in den Häfen, Bergwerken, Steinbrüchen von Monchamp

(Haute Saône), Montreau-les-Mines, Le Havre, La Pallice usw. herangezogen. Als Löhnung erhielten wir nur zwanzig Centimes im Innern, vierzig Centimes im besetzt gewesenen Gebiet. Bis heute warten wir vergeblich auf die Zahlung unseres Lohnes für die in Souilly, in Candor und anderorts im Kampfgebiet geleistete Arbeit.

Unnötig zu sagen, daß Artikel 7 ebensowenig befolgt wurde. Man mißte daselbe bei jedem Artikel des Haager Abkommens und der Berner Vereinbarung wiederholen. Sie wurden überall und systematisch verlegt.

Aber das schlimmste waren die Mißhandlungen, die wir erlitten haben und von denen man bei Ihnen fast nichts zu wissen scheint. Deshalb gebe ich Ihnen einige Beispiele, deren ich eine gewaltige Ziffer anführen könnte. Ich führe nur an: den Fall des Leutnants Herzog von Vendôme vom 24. Dragoner-Regiment, der die Gefangenen der Lager Sivry und Bodelaincourt in geradezu furchtbarer Weise mißhandelt, gepeinigt und gepeitscht hat; dann des Unterleutnants Ganot, Inspektions-Offizier des 7. Korpsbezirks, der gewohnheitsmäßig die deutschen Soldaten mit der Reitpeitsche schlug und ihnen Fußtritte verfehlte, und seines würdigen Jüngers, des Sergeanten Ericube, vom Lager Châtillon-le-Duc, der sich auf die grausamsten Roheiten verlegte; des Adjutanten de la Coste vom Arbeitskommando Bergerac (Dordogne), der zu wiederholten Malen seine Leute mit dem Revolver bedrohte und nach dem Rufter seines Vorgesetzten Leutnant Ymonet verprügelte; des Hauptmanns Le Rasle, des Kommandanten von Caen, der die Gefangenen beschimpfte und schlug, des Leutnants Filippis vom Lager Carpiagne, der durch seine rohen Mißhandlungen Gefangene schwer verletzte, Verwundete schlug, deutsche Soldaten mit Füßen und Peitsche bearbeitete; des Sergeanten Louis Louvené vom Lager Rom, den die Gefangenen beschuldigen, einen ihrer Kameraden getötet und sich dessen öffentlich gerühmt zu haben; des Leutnants Foubreville von den 7. Jägern zu Pferde, der (in Rouen-St. Aubin) in vielen festgestellten Fällen sich sogar an Kranken und Verwundeten durch Fußtritte, Peitschenhiebe, Stodschläge vergriff; und zahlreiche andere, deren noch nicht vollständiges Verzeichnis Sie in dem Buche „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtliches Material. Frankreich“ (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig) finden. Dies Buch fußt auf amtlichen Angaben, eiblichen Erklärungen, gewissenhafter Nachprüfung. Es enthält hunderte von Fällen, in denen wir die Opfer unerhörter Übergriffe, Marter und Gemeinheiten waren. Es liegen sogar Gefangenenumorde vor. Sowohl, Herr Abgeordneter, Gefangenenumorde. Davon finden sie weitere, nicht minder genau erwiesene Beispiele, in dem Heft „Die deutsche Kriegsführung und das Völkerrecht“ (Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1919), das im Auftrage des Kriegsministeriums und der Deutschen Obersten Seeresleitung herausgegeben worden ist. Diese Organe versichern, daß die deutsche Regierung über hunderte vertrauenswürdiger Zeugenaussagen, Zeugenaussagen hunderter deutscher Soldaten, französischer Soldaten, französischer Zivilisten verfügt, die bündig den Nachweis liefern, daß die Zahl der nach ihrer Gefangennahme getöteten deutschen Kriegsgefangenen 2000 — zweitausend! — weit übersteigt. Es mag genügen, drei Fälle anzuführen: den Massenmord von Suvincourt, wo am 14. September 1914 ein Dragoner-

offizier 21 Gefangene niederschießen ließ, den Massenmord von Somme-Py am 6. Oktober 1915, wo an die zwanzig Offiziere und Mannschaften auf Befehl des französischen Offiziers von Marokkanern niedergemacht wurden, und den Massenmord von Verdun, wo 25 Deutsche am 22. Februar 1916 auf Befehl eines französischen Offiziers niedergeknallt wurden.

Diese Morde, die Grausamkeiten, die Quälereien, die Zustände in El Dorondj, in Tander, in Souilly: all das erklärt die Stimmung der ehemaligen Kriegsgefangenen in Frankreich. Denn es gibt kaum einen Kriegsgefangenen in Frankreich, der nicht solche Behandlung erfahren oder zum wenigsten beobachtet hätte, und das gehört zu den Dingen, die man nicht vergißt.

Ich weiß wohl, daß man in Frankreich nicht glauben will, daß wir roh und grausam behandelt worden sind; aber Tatsache ist es trotzdem. Lesen Sie die angeführten Bücher, lesen Sie die Äußerungen eines Amerikaners in dem Buche „Das Elend in den deutschen Gefangenenlagern in Frankreich“ von Iskra-Permsky, Otto Wigand, Leipzig), lesen Sie die offensichtlich wahrheitsgemäßen Erklärungen Ihres Kollegen, des Herrn Baillant-Couturier, im „Populaire“ — lesen Sie, und Sie werden nicht mehr von unserem „angenehmen Leben“ in Frankreich reden; Sie werden nicht noch einmal sagen, daß wir keinerlei Grund haben, die Franzosen zu hassen. Man liebt nicht das Volk, das alle Arten von Schikanen und Mißhandlungen ruhig angesehen hat an wehrlosen Kriegsgefangenen, die nur ein Unrecht taten und einen Fehler hatten: sie waren deutsche Soldaten und hatten ihre Pflicht gegenüber ihrem Lande erfüllt, das sie lieben.

Herr Deputierter, Sie sprechen auch von den Rheinländern. Ich bin Rheinländer, und drüben in Frankreich habe ich viele Rheinländer kennen gelernt. Ich glaube erklären zu können, daß unsere frühere Entlassung in die Heimat und Freiheit nicht die von Ihnen gewünschte Wirkung gehabt hätte: eine franzosenfreundliche Bewegung oder eine franzosenfeindliche Stimmung. Selbst wenn zwischen Frankreich und Deutschland die Schranke des Versailler Vertrages stände. Man vergißt nicht jahrelanges Unrecht und Elend um einer kleinen, zu politischen Zwecken dargebotenen Vergünstigung willen; man vergißt nicht das Leid und den Jammer seiner Kameraden und Landsleute in dem Augenblick, in dem man selbst Gegenstand einer besonderen Politik wird. Ach, Herr Deputierter, Sie haben uns ja garnicht begriffen: wir haben um keine Vergünstigungen gebeten, wir haben nur unser Recht verlangt. Man hat es uns verweigert. Man hat uns geantwortet, daß ein Gefangener kein Recht habe, und daß die Abmachungen Papierfetzen seien. Wir haben gefordert, als deutsche Soldaten und als Menschen behandelt zu werden; man hat uns erwidert, daß wir nur Voches sein . . . Welch unfasslicher Irrtum, anzunehmen, daß nach alledem ein Rheinländer franzosenfreundlicher Werbetätigkeit zugänglich sei! Welch gewaltiger Irrtum, Unterschiede und Verschiedenheiten in den vaterländischen Empfindungen der Deutschen rechts und links des Rheines sehen und machen zu können! Man ist Deutscher oder man ist es nicht, die Rheinländer sind's und bleiben's.

Ich lege Wert darauf, Herr Abgeordneter, Ihnen ausdrücklich zu bemerken, daß ich nicht zu denen gehöre und gehörte, nach deren Ansicht die Siebe

zum eigenen Land den Haß gegen andere Länder bedeute. Ich war weder vor dem Kriege noch während des Feldzugs ein Franzosenfresser. Ich habe stets die Klarheit Ihrer Sprache und Ihres Denkens geliebt, Ihre großen Männer geschätzt, die guten Eigenschaften Ihres Stammes gewürdigt. Ich war einer von denen, die auf einen Tag hofften, an dem unsere beiden Völker sich gegenseitig verstehen, ihre alten Gegensätze vergessen, für ein gemeinsames Ideal von Frieden, Arbeit und Kultur, für gemeinsame Interessen zusammengehen würden. Die Erfahrungen meiner Gefangenschaft haben mich gelehrt, daß das eine Illusion war. Von all diesen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft bleiben nur Trümmer, die meinen Glauben an die Menschlichkeit, das Rechtsgefühl, die Zivilisation Ihres Volkes, das mir als eine ritterliche Nation vorgeschwebt hatte, begraben haben. Wenn Sie, Herr Professor, etwas aus diesem Trümmerhaufen retten wollen, dann bestehen Sie darauf, daß den Begehren jener Roheiten, von denen ich sprach und von denen jeder Heimkehrer eine Fülle im Gedächtnis trägt, klar gemacht wird, daß sie Verbrecher sind, die Frankreichs Namen schänden, so hoch sie auch stehen mögen; und sorgen Sie mit Ihrem bekannten Einfluß auf die öffentliche Meinung dafür, daß sofort die Unglücklichen freigegeben werden, die jetzt noch in Ihren Militärgefängnissen festgehalten werden, die Armsten, die Ihre Kriegsgerichte oft aus ganz nichtigen Gründen zu Gefängnis und Zuchthaus verurteilt haben. Vergessen Sie nicht, daß Deutschland alle französischen Kriegsgefangenen einschließlich der gemeinen Verbrecher, unter denen sogar Mörder waren, heimgesandt hat; die Gerechtigkeit verlangt Gegenseitigkeit. Vergessen Sie nicht, daß unter unseren zurückgehaltenen Kameraden viele sind, die wegen Ungehorsams, Arbeitsverweigerung, tätlicher Beleidigung bestraft wurden, Vergehen, die die besonderen Verhältnisse der Kriegsgefangenschaft wenn nicht verzeihlich, doch wenigstens erklärlich machen. Vergessen Sie nicht, daß die erlittenen Leiden der schlimmsten Strafe gleichkommen, und daß jeder dieser Unglücklichen durch sein Elend und seine seelischen Qualen etwa ein Vergehen schwer gebüßt hat. Vergessen Sie nicht, daß Artikel 20 des Haager Abkommens die Entlassung der Kriegsgefangenen „binnen kürzester Frist“ nach Friedensschluß festlegt und keine Vorbehalte zugunsten Bestrafter und Verurteilter macht. Die Bestrafung Ihrer Schuldigen und die Freilassung aller unserer Kameraden — das sind nur Gegenseitigkeits-Maßnahmen; sie sind berechtigt; wir sehen ihrer Anwendung entgegen. Weigert sich Frankreich, die erforderlichen Schritte gegen unsere Peiniger zu unternehmen, dann erklärt es sich mit ihnen solidarisch. Verweigert es die Entlassung der Zurückgehaltenen, dann schafft es einen Grund mehr für die Berechtigung unserer Stimmung. In beiden Fällen wird es die Bitterkeit und den Groll erhöhen, die Sie als die Gefühle der entlassenen Kriegsgefangenen festgestellt haben.“

So schrieb ich an Herrn Barrès.

Und nun noch wenige Worte über die Punkte, die ich in meinem Brief an den französischen Politiker nicht berühren zu müssen glaubte, die aber in Deutschland der Erörterung wert sein könnten: unsere Heimkehr, unsere Aufnahme, unsere Haltung.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Herr Engerand sich täuscht, wenn er die Freude der Rückkehrenden als allzu gedämpft, ihre Stimmung als frohig empfand. Er ist eben Franzose und hatte deshalb Ausbrüche erwartet, die dem ruhigen deutschen Temperament nicht gemäß sind. Wohl mag die Haltung der Wiedergekommenen zurückhaltender gewesen sein und ihr Jubel lautloser, als sie es selbst wünschten. Aber man darf vielleicht daran erinnern, daß wir bis zur Ankunft unter französischem Befehl standen und daß uns jede Kundgebung, sogar jeder Gesang bei Strafe der Rücksendung verboten war. Wie oft war uns diese Verfügung vorgelesen worden! Wer wollte sich der Gefahr aussetzen, kurz vorm Ziel umkehren zu müssen? Da nahm man sich eben zusammen und beherrschte seine Empfindungen, wie man es in all den Jahren hatte tun müssen. Wir unterdrückten die Rufe und die Lieder, die sich auf die Lippen drängten. Wir wußten ja: es bedurfte keiner Kundgebung, um zu zeigen, wie tief die Freude unser Herz packte, daß wir endlich, endlich in der Heimat, in der Freiheit waren. Es gibt eine Freude, die Jubeln und Jauchzen entwirft. Herr Engerand hat nur gelauscht; hätte er gesehen — er hätte Tränen sehen können bei Männern, denen aller Jammer und alles Elend keine Träne entlockt hatte. Man muß vielleicht Deutscher sein, um das zu verstehen. Man muß vielleicht selbst lange, bange Monate in der Verbannung und in der Knechtschaft gewesen sein, um sich so der Heimat und der Freiheit freuen zu können wie wir, auch wenn wir nicht Hurra brüllten und nicht „Madelon“ sangen, was die Franzosen sicherlich bei dieser (wie bei jeder) Gelegenheit getan hätten.

Und auch Herr Barrès irrt, wenn er uns als Träger revolutionärer Stimmungen entlarvt. Daß wir drüben bisweilen über Gott und die Welt geschimpft, alle Regierungen der Erde verwünscht und uns durch wilde Redensarten über unser brennendes Heimweh hinwegzutäuschen versucht haben: das ist gewiß richtig. Aber ebenso sicher ist, daß wir im innersten Winkel unserer gefangenschaftsverbärteten Herzen nie der Heimat die Schmach angetan haben zu glauben, sie habe uns vergessen. Wir haben damals, da uns nicht nur deutsche, sondern auch französische Zeitungen verboten waren, nicht gewußt, was wir heute wissen: wie alles daheim sich um uns gehärmt und für uns gekämpft hat. Aber gewußt haben wir doch, daß sie uns nicht vergessen hatten, unsere Lieben, denen unser Denken bei Tage und unser Träumen bei Nacht galt, unsere Heimat, von der wir in der Ferne so recht gemerkt haben, wie lieb wir sie eigentlich haben, das deutsche Volk und Vaterland, für das gekämpft und gelitten zu haben auch unser Trost und unser Stolz war. Und wenn es Schwache unter uns gegeben hat, die zweifeln und gar verzweifeln wollten: als Heimatlaute sie grüßten, als Heimatluft sie umwehte, da fühlten sie: man hat uns die Treue gehalten. Revolutionäre Stimmungen? Glaubt Herr Barrès im Ernst, daß wir uns nach der Heimat mit allen Fasern und Fibern des Seins gesehnt haben, um uns hier gegenseitig die Köpfe blutig zu schlagen? Dann geht er in der Irre. Wir haben da drüben in bitteren, in furchtbaren Stunden das eine wenigstens gelernt, daß es kein höheres Glück gibt, als Arbeit in der Freiheit und im Vaterland. Und auch das andere hat sich bei uns durchgerungen: die Erkenntnis, daß es keinen Gegensatz der Herkunft, der Partei, der Weltanschauung gibt, der stärker wäre als das Bewußtsein der nationalen Solidarität. Und als letztes bringen

wir aus der Gefangenschaft das Wissen von der Überwindbarkeit aller Hindernisse durch die Treue, die unser Volk und seine gefangenen Söhne sich in Fährden in Nöten gewahrt haben und von der man noch singen und sagen wird, wenn die Weltgeschichte längst über den Vertrag von Versailles zur Tagesordnung übergegangen sein wird. Das sind, denke ich, keine revolutionären Fermente, sondern Elemente des Wiederaufbaues. Man wird die begreiflichen und berechtigten Wünsche der Kriegsgefangenen, die aus der Anerkennung ihrer solidarisches Pflichterfüllung und ihres im Dienste des Vaterlandes erlittenen Unglücks auch die materiellen Folgen zum Zwecke ihrer schnelleren Wiedereingliederung in das heimische Wirtschaftsleben gezogen sehen möchten, sicherlich ohne Kleinlichkeit erfüllen und damit ihre Freude stärken, endlich in geordneten Verhältnissen für ihre Zukunft schaffen zu dürfen. So werden die, die nicht für ihr Volk fielen, für ihr Volk leben. Darüber kann Herr Barrès unbesorgt sein.



Weltspiegel

Die revolutionäre Bewegung in Frankreich. Die im Anschluß an die Maifeier ausgebrochenen Streiks in Frankreich sind keine Lohnstreiks, sondern ausgesprochenenmaßen politische, revolutionäre Streiks. Soviel steht fest. Weniger klar ist dagegen das Ziel dieser revolutionären Bewegung. Um dies zu verstehen, muß man sich stets gegenwärtig halten, daß in Frankreich Gewerkschaften und Sozialistenpartei viel stärker von einander getrennt sind als bei uns in Deutschland. Und daß die französische sogenannte unifizierte sozialistische Partei nur durch den Zwang der Not zusammengehalten wird, in Wirklichkeit aber viel stärkere Gegensätze aufweist, als bei uns zwischen Mehrheitssozialisten und Unabhängigen bestehen. Hinzu kommt, daß der Franzose, namentlich soweit er innerhalb der Oppositionsparteien steht, eine Parteidisziplin lange nicht in dem Maße anerkennt wie der Deutsche, ferner daß das natürliche Mißtrauen des Gewerkschaftsarbeiters gegen den parlamentarischen Genossen viel stärker ist als bei uns. Und endlich, daß die sozialistische Partei, die während des Krieges zwar viele Anhänger verloren, seit dem Waffenstillstand aber sehr bedeutend an Anhängern gewonnen hat, sich auf politisch gänzlich ungeschulte und daher leicht den Sirenenliedern der Extremisten verfallende Elemente stützen muß. Es kann daher kaum wundernehmen, daß die augenblickliche Bewegung außerordentlich verschiedene Programme zutage gefördert hat. So hat der allgemeine Arbeitsbund, die Confédération générale du Travail, abgekürzt C. G. T., gefordert: Bildung eines nationalen Wirtschaftsrates zur Reorganisation der Produktion, Bildung eines internationalen Konsortiums zur Verteilung der Rohstoffe, Bildung einer internationalen Flotte unter der Kontrolle des Völkerbundes zur Sicherung der gleichmäßigen Verpflegung aller Länder, Reorganisation der Eisenbahnen, Aufbau der zerstörten Gebiete nach einem einheitlich konzipierten Wirtschaftsplan, internationale Verteilung der Kriegslasten, wirtschaftliche Verständigung unter allen Mächten auf der Basis genossenschaftlicher Zusammenarbeit, Einstellung der kolonialen Expeditionen (in Kleinasien und Syrien). Das Programm der Sozialistenpartei dagegen enthält nur fünf Punkte: Volle Amnestie, Ausdehnung des Syndikatsrechtes auf alle Beamten, Friede mit Sowjetrußland, allgemeine Entwaffnung, Sozialisierung der Produktions- und Austauschmittel. Der Seine-Verband der Partei hat wiederum ein besonderes

Programm: Revision des Versailler Vertrages, Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die deutsche sozialistische Emanzipation (womit im wesentlichen die rote Aufrüstung gemeint ist), Abrüstung der Nationen, völlige Gleichstellung von Männern und Frauen vor dem Gesetz (Frauenwahlrecht), volle Amnestie für Militärverbrechen, auch für die Meuterer von 1917 und vom Frühjahr 1919 im Schwarzen Meer, Sozialisierung der Eisenbahnen, Bergwerke, Wasserkräfte usw. Der Landesverband der Eisenbahner dagegen stellt in die vorderste Linie die Forderung nach Nationalisierung der Eisenbahnen. Was unter Nationalisierung der Eisenbahnen zu verstehen und wie weit und in welcher Weise diese durchzuführen ist, das hat in Frankreich bis heute noch kein Mensch klar festzustellen vermocht. Die C. G. T. hat allerdings einschlägige Broschüren verbreitet, die aber selbst bei den Sozialisten nur geteilte Aufnahme gefunden haben und in sehr wesentlichen Punkten, zum Beispiel dem der Entschädigung der Privatinteressen sehr unbestimmt gehalten sind. Andererseits hat auch die Regierung ein entsprechendes Projekt ausarbeiten lassen, das aber die C. G. T., sei es aus Autorenehrgeiz, sei es aus Besorgnis überrumpelt zu werden, bisher noch nicht einmal hat prüfen wollen. Jedenfalls beweist diese Vielfältigkeit der Programme, daß es der ganzen Bewegung in hohem Maße an Einheitlichkeit fehlt, eine Beobachtung, die man bestätigt findet, wenn man den Verlauf des Streiks im Auge faßt. Es zeigt sich hier ein ähnliches Bild wie bei dem Eisenbahnerstreik im Februar. Einzelne radikale Elemente, die die Bewegung vom Zaune brachen, eine Bewegung die scheitert, eine Zentralleitung, die diese bereits abflauende Bewegung, aus Furcht, auf dem nächsten Kongreß überstimmt und verdrängt zu werden, unterstützt, Sympathiestreiks, Verhandlungen mit der Regierung, die auf Kompromisse hinauskommen, über deren Auslegung man sich dann bis zum nächsten Streit hin- und herstreitet. Es zeigt sich ferner, daß man in Frankreich trotz aller Sowjetlehren noch nicht die leiseste Ahnung davon hat, wie eigentlich eine Revolution einheitlich organisiert wird. Ganz abgesehen davon, daß sich die Eisenbahner nicht einmal die Zeit genommen haben, die Verpflegung der Städte zu sichern und die Tätigkeit der „Technischen Nothilfe“, die seit dem Januar in Frankreich so gut gebildet ist wie bei uns, lahmzulegen, die offenen und heimlichen Führer scheinen nicht einmal über einen sicheren, von Post und Zeitung unabhängigen Nachrichtendienst zu verfügen und daher nicht imstande zu sein, weder zu wissen, wie weit Streikbefehle usw. wirklich befolgt werden, noch Befehle und Anordnungen prompt weiterzugeben. Damit ist die ganze Bewegung natürlich von vornherein zum Scheitern verurteilt, auch wenn die Regierung nicht so überaus vorsichtig und geschickt, unter möglicher Vermeidung aller Provokationen vorginge.

Der Plan der C. G. T. ist offensichtlich darauf ausgegangen, Regierung und Bürgerium zu schwächen. Sie versuchte demnach, auf einen Schlag Handel und Wandel im Lande zu lähmen, dies aber (echt französisch!) unter möglicher Schonung der Streikkassen. So schlossen sich dem nur sehr teilweise durchgeführten Eisenbahnerstreik zunächst die Transport- und Bauarbeiter an, dann erst Metall- und Bergarbeiter. Der Streik der Bergarbeiter ist dabei natürlich ausschlaggebend, doch haben die Eisenbahngesellschaften vorgesorgt und unter Kohlenmangel scheint der Betrieb der Eisenbahnen vorderhand nicht leiden zu müssen. Wie unsicher die Eisenbahner selbst sich fühlen, geht aus ihrer am siebenten geäußerten Bereitwilligkeit hervor, die Arbeit wieder aufzunehmen, wenn die Regierung sich bereit erklärt, eine aus Arbeitern, Technikern, Industriellen, Konsumenten und Produzenten (schon die Unklarheit dieser Fixierung spricht Bände!) zusammengesetzte Kommission zur Prüfung des Nationalisierungsproblems einzusetzen.

Im Grunde geht der ganze Streit nicht um Nationalisierung oder Sozialisierung, noch um Amnestie oder den Achtstundentag (der in Frankreich noch immer heftig angefochten wird), sondern darum, ob die Regierung oder die sozialistischen Führer die Macht über die Arbeitermassen bekommen. Die Regierung ist alles andere als reaktionär. Sie hat zwar ihre (sachlich keineswegs ganz ungerechtfertigten) Zweifel über die Wirksamkeit der Steuergesetze „gegen“ Kriegsgewinnler

und Kapitalisten, ist aber, darin sogar von den Royalisten unterstützt, durchaus geneigt, zeitgemäße soziale Reformen einzuführen, allerdings nicht um vor der Arbeiterklasse Rotau zu machen, sondern im Interesse einer gedeihlichen Wiederaufbauarbeit. Sie wird auch diesmal versuchen, durch formale und in der Sache geringfügige Konzessionen die Bewegung zum Stillstand zu bringen und dann durch mehr oder minder weitgehende eigene Reformarbeit allen Sozialisten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Ob es ihr damit gelingen wird, sogleich jede Unruhe aus den Arbeiterkreisen zu bannen, muß freilich zweifelhaft erscheinen. Denn die Arbeiterbewegung ist heute in Frankreich auf einem Punkt angelangt, an dem die Arbeiter eigentlich nicht mehr wissen, warum sie streiken und was sie eigentlich fordern sollen: ein gefährliches Moment innerer Zersetzung, das wir uns jedoch hüten wollen, in seiner Bedeutung und Fortwirkung zu überschätzen.

Menenius



Wirtschafts Spiegel

Die Steigerung der Arbeitslöhne und die Lebensmittelpreise in Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach der Revolution. Mit dem Umsturz setzte in Deutschland ein Hochgang der Löhne ein, der in der Geschichte des Arbeitslohnes keinen Vorgang aufzuweisen hat. Nach einer Aufstellung im „Reichsarbeitsblatt“ vom 29. Januar 1920 („Zusammenfassung und Löhne der Arbeiterschaft sowie die Arbeitszeit im März 1919“) stieg beispielsweise der Durchschnittstagesverdienst eines Arbeiters in der Gesamtheit der erfaßten Betriebe aller Gewerbegruppen von 5,18 Mark im März 1914 auf 13,52 Mark im März 1919; in derselben Zeit stieg der entsprechende Tagesverdienst einer Arbeiterin von 2,28 auf 6 Mark. Nach Angaben des Verbandes der Schiffszimmerer Deutschlands vom 20. März 1919 wuchsen die durchschnittlichen Wochenverdienste der Schiffszimmerer in den deutschen Seestädten von 30,19 Mark im Oktober 1913 auf 60,46 Mark im Oktober 1918 und auf 102 Mark im Januar 1919. Dies bedeutet eine Lohnsteigerung vom Oktober 1913 bis Januar 1919 von 238,8 Prozent; in der kurzen Zeit vom Oktober 1918 bis Januar 1919 war hier schon eine Steigerung des Lohnes von 68,7 Prozent zu verzeichnen. Interessant ist die nachstehende Aufstellung der „Deutschen Straßen- und Kleinbahn-Zeitung“ über die Anfangslöhne bei den Berliner Städtischen Straßenbahnen von 1915–1919:

	monatliche Löhne in Mark				
	1915	1916	1917	30. 11. 1918	31. 8. 1919
Borarbeiter	177	200	281	328	541
Handwerker	154	177	257	304	489
Arbeiter	128	185	228	257	428
Kontrollleure	170	200	248	279	485
Fahrer	148	175	188	249	410
Schaffner	125	155	167	223	390

Draufschier noch tritt die Lohnsteigerung in Deutschland nach dem März 1919 zutage. Bekanntlich reihte sich vom Frühjahr bis zum Herbst des Jahres 1919 eine Lohnbewegung an die andere. Nach einer Untersuchung des Schreibers dieser Zeilen über die Entlohnung in den Hauptbezirken der deutschen Textilindustrie (Niederschlesien, Ober- und Niederlausitz, Mitteldeutschland, Rheinland-Westfalen, Sachsen und Bayern) stiegen die durchschnittlichen Stundenlöhne der Textilarbeiter, die sich im Oktober 1918 zwischen 0,51 und 0,68 Mark bewegten, auf 0,90 bis 1,20 Mark am 1. April 1919, auf 1,40 bis 1,80 Mark am 1. Oktober 1919 und auf 1,85 bis 2,40 Mark im Januar 1920. Von Interesse dürfte auch das nachstehende Beispiel sein. Nach Mitteilungen aus rheinischen Industrie-

freien stieg der Betrag des auf die Tonne erzeugten Rohstahls umgerechneten Lohnes der Arbeiter von 16 Mark vor dem Kriege (1914) auf 43,50 Mark im Oktober 1918, auf 128 Mark im Januar 1919 und auf 208 Mark im Dezember 1919. Die Tonne Rohstahl hat also allein an Löhnen im Dezember 1919 ungefähr das Zwölfwache der Summe erfordert, die im Jahre 1914 für die Herstellung der gleichen Einheit ausgegeben wurde. Obenan in puncto der Lohnsteigerung steht der Bergbau. Man nehme nur — um ein Beispiel herauszugreifen — den Hockgang der Arbeitslöhne im Steinkohlenbergbau in den erzgebirgischen Bezirken (Zwickauer und Lugau-Olsnitzer Revier). Hier stieg der Tagesverdienst eines Hauer's von 4—6 Mark im Jahre 1914 auf 6 bis 8 Mark im Jahre 1917, auf 10—12 Mark am 1. Oktober 1918, auf 14—16 Mark am 1. Januar 1919, auf 26—28 Mark am 1. Oktober 1919 und auf 40 bis 50 Mark am 5. Februar 1920. In den anderen bergbaulichen Bezirken liegt die Sache ebenso. Zufolge Essener Meldungen vom 3. März 1920 stellt sich nach der erst seit kurzer Zeit geltenden Lohnordnung das Jahreseinkommen eines Hauer's beim Verfahren von 300 Schichten jährlich und unter Berücksichtigung der gegenwärtig auf Grund der Vereinbarung in verfahrenen Oberschichten auf rund 16 000 Mark. Dieser Beispiele liegen sich noch viele auführen.

Betrachten wir demgegenüber die ausländischen Verhältnisse. Das *Waiheft* (1919) der „Labour Gazette“ enthält Lohnangaben für die wichtigsten Industriezweige Großbritanniens, die einen Vergleich der Löhne für die Zeit vor dem Kriege mit denen von Ende April 1919 ermöglichen. Hiernach wird die durchschnittliche Lohnsteigerung aller Arbeiterkategorien in Industrie, Handel und Gewerbe auf 100 bis 120 Prozent ausgesetzt. Die nachstehende Aufstellung zeigt die Lohnsteigerung in einzelnen Gewerbegruppen Englands verglichen mit den entsprechenden Zahlen Deutschlands. Zu beachten ist hier noch, daß die englischen Zahlen bis zu Ende April 1919 gehen, während die dem „Reichsarbeitsblatt“ vom 29. Januar 1920 entnommenen Zahlen schon mit März 1919 abschließen.

Gewerbegruppen:	Durchschnittliche Lohnsteigerung in:	
	England bis zu Ende April 1919	Deutschland bis zum März 1919
Rohlenbergbau	110—120 %	150—200 %
		Arbeiter: Arbeiterinnen:
Metallverarbeitung	113—117,5 %	155,1 % 178,9 %
Maschinenindustrie	98—158 %	175,4 % 176,8 %
Spinnstoffgewerbe	100—110 %	141,8 % 148,1 %
Bekleidungs-gewerbe	87—93 %	209,8 % 169,1 %
Baugewerbe	100 %	—

Nicht viel anders liegen die diesbezüglichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier ist unter anderem eine Aufstellung über die Löhne der Kohlenbergarbeiter von der Kohlenverwaltung der Vereinigten Staaten (United States Fuel Administration) veröffentlicht worden, welche die Sätze für den 1. April 1916, für den 1. Januar, 1. April und 1. November 1917 angibt. Bemerkenswert ist, daß nach Angabe der „Labour Gazette“ die Lohnsätze vom 1. November 1917 zu Ende April 1919 noch in Kraft waren. Für Hauer stellte sich der Lohnsatz am 1. April 1916 auf 3 s 1½ d für die Tonne, ein Jahr danach auf 3 s 9 d und am 1. November 1917 auf 4 s 2½ d, so daß eine Zunahme des Lohnsatzes um etwa 35 Prozent erfolgt ist. Nicht mit der Hand, sondern mit der Maschine arbeitende Hauer erzielten April 1916 für die Tonne einen Lohn von 2 s 3¼ d. Er ist bis zum November 1917 auf 3 s 4½ d gestiegen, so daß sich hier eine etwas lebhaftere Steigerung (um 45 Prozent) feststellen läßt. Für eine Reihe von Beschäftigungsarten betrugen die Steigerungen 100 Prozent (so für sealers, couplers, oilers, rock dumpers) bezw. 80 Prozent und darüber (so 98,2 Prozent: shiftlers, 80,5 Prozent: brakemen, tracklayers, timbermen, head carpenters und blacksmiths.) Geringer noch als in den Ländern der englischen Zunge war vielfach die Lohnsteigerung in den

romanischen Staaten. Nach Mitteilungen der „Metallarbeiter-Zeitung“ vom 17. Januar 1920 beispielsweise schwankte in Belgien, und zwar in Brüssel, im Maschinenbau der vertragliche Mindeststundenlohn der vollwertigen Arbeiter zwischen 1,25 und 1,60 Franken. Demgegenüber bewegten sich in Deutschland zu derselben Zeit die Löhne der entsprechenden Arbeiterkategorie schon zwischen 2,60 und 4,20 Mark.

Berweilen wir nun etwas bei den Lebensmittelpreisen. Die „Labour Gazette“ (Heft 12, 1919) veranschaulicht in einer interessanten Zusammenstellung die Teuerung in verschiedenen Ländern. Die Aufstellung gibt die Steigerung verglichen mit den Preisen im Juli 1914; doch ist weder der Endzeitpunkt noch die Berechnungsweise ganz einheitlich. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erreichten im Oktober 1919 eine Verteuerung um 84 Prozent, Kanada im November 1919 um 92 Prozent. Für Holland, und zwar für Amsterdam, ist im Oktober 1919 die Verdoppelung der Preise nur wenig überschritten (104 Prozent). In Dänemark stellte sich die Preiserhöhung gegen Juli 1914 im Juli 1919 auf 112 Prozent. Sie betrug in Italien, und zwar in Rom, im Oktober 1918 141 Prozent (zum Unterschied von Mailand im Oktober 1918 mit einer Verteuerung um 248 Prozent) und nach einer Feststellung für 43 italienische Städte für April 1919 181 Prozent. In Großbritannien stellte sich die Verteuerung im Dezember 1919 auf 134 Prozent, in der Schweiz im September 1919 auf 141 Prozent, in Paris auf 180 Prozent im November 1919 und in anderen Städten Frankreichs im September 1919 auf 188 Prozent. In Norwegen ist fast eine Verdreifachung der Preise festzustellen (im September 1919 um 198 Prozent). In Schweden stellt sich die Steigerung im Oktober 1918 schon auf 207 Prozent, in Belgien, und zwar in Brüssel, im August 1919 auf 261 Prozent, in Antwerpen im Oktober 1919 auf 306 Prozent. Die nachstehende — der „Deutschen Tageszeitung“ entnommene — Aufstellung zeigt eine Preissteigerung der wichtigsten Lebensmittel in Berlin bzw. in Brandenburg:

	Preise per Kilogramm in Pfennigen		
	Jahresdurchschnitt 1913	Oktober 1918	Januar 1920
Woggenbrot	28,9	53,8	117,5
Kartoffeln	7	20	50
Zucker	44	99	280
Rindfleisch (Brust)	173	440	950
Wich (pro Liter)	24	48	84
Butter	272	1200	2800

Diese Aufstellung zeigt u. a. die starke Preissteigerung nach der Revolution. In einem Revolutionsjahre sind die Preise erheblicher in die Höhe gegangen als im kaiserlichen Deutschland während der ganzen langen Kriegszeit. Dieser erneuten Preissteigerung steht nun in Deutschland der rapide Hochgang der Arbeitslöhne, der vielfach die Steigerung der Lebensmittelpreise noch übertrifft, gegenüber. Jede Preissteigerung erzeugte auf der Stelle eine neue Lohnbewegung. Man nehme nur beispielsweise die Lohnbewegung der Berliner Arbeiter vom Dezember 1919 und Januar 1920. Man hatte hier ausgerechnet, daß die Teuerung der rationierten Lebensmittel (Brot und Kartoffeln) pro Kopf und Woche ungefähr 1,50 Mark (genau 1,23 Mark) ausmachte. Die Hirsch-Dunderschen Gewerkvereine entschlossen sich darum, an die Arbeitgeber eine Forderung von 2 bis 3 Mark pro Kopf und Woche zu richten. Anders die freien Gewerkschaften von Groß-Berlin. Sie beschloßen am 2. Januar 1920, an die Arbeitgeber eine Forderung in Höhe von 25 Mark ab 1. Januar 1920 pro Kopf und Woche als Minimum zu stellen.

Die Folge der ständigen Lohntreibereien in Verbindung mit dem ebenfalls ständigen Rückgang der Arbeitsleistung ist der völlige Ruin Deutschlands und seines Wirtschaftslebens. An eine Konkurrenzfähigkeit der deutschen industriellen Produktion auf dem Weltmarkt ist heute gar nicht mehr zu denken. So stellten sich beispielsweise schon im Februar 1919 die englischen Eisen- und Stahlpreise, die

für Inlandlieferungen galten, beträchtlich niedriger als die deutschen Preise. Nach Mitteilungen aus Rotterdam bewegten sich im Juni 1919 die Preise für 1000 Ziegelsteine in Holland zwischen 25 und 31 Gulden; in Deutschland wurden für dasselbe Material zu dieser Zeit schon Preise bezahlt, die sich zwischen 80 und 150 Mark bewegten. Nach Angaben der „Westminster Gazette“ stieg in London der Preis eines Tuchanzuges von 5 Pfd. Sterling 10 Schilling am 1. Juli 1914 auf 8 Pfd. Sterling Mitte Juli 1919; in dieser Zeit war in Berlin schon der Preis für dasselbe Kleidungsstück von 60–100 Mark auf 600–700 Mark und mehr gestiegen. Wenn nun auch bei der enormen Verteuerung der deutschen Erzeugung noch andere Faktoren mitsprechen, wie beispielsweise die beträchtliche Verteuerung der Rohmaterialien, ferner die Einführung des achtsündigen Normalarbeitstages, die Abschaffung der Akkordarbeit usw., so spielt doch die rapide Steigerung der Arbeitslöhne keine unwesentliche Rolle. Heinrich Göhring



Drinnen und draußen

Zur Abstimmung in Ostpreußen. Das polnische Pressebureau in Paris entfaltet schon jetzt eine sehr rege und auffällige Tätigkeit, um die Abstimmung in Ostpreußen zu diskreditieren. So besagt eine im „Journal des Débats“ vom 12. April erschienene Mitteilung, daß die klare Haltung Frankreichs zur Ausführung des Friedensvertrages bei den Alliierten leider wenig Nachahmung finde, und daß ganz wie hinsichtlich des rechten Rheinufers Engländer und Italiener auch an der unteren Weichsel eine gefährliche Nachgiebigkeit gegen die Feinde von gestern an den Tag legten. Seit Ankunft der Kommission habe die deutsche Bedrückung nur zugenommen, und entgegen den Bestimmungen des Friedensvertrages sei die Zivilverwaltung immer noch in den Händen der preußischen Beamten geblieben. Unter diesen Bedingungen könne das Ergebnis der Volksabstimmung nur illusorisch sein. Nachdem dann „Liberté“ vom 15. April den Protest polnischer Blätter, darunter des Warschauer „Dziennik Powszechny“ gegen die angeblich zu frühe Festsetzung des Abstimmungsdatums, zitiert, und „Ordre Public“ vom gleichen Tage die Notwendigkeit auseinandergelegt hat, daß Polen sich dem europäischen Frieden zuliebe an den Masurischen Seen eine strategische Basis zur Deckung von Warschau verschaffen müsse, kommt „Journal des

Débats“ vom 16. April noch einmal ausführlich auf die Sache zurück, indem es ganz wie der im „Ordre Public“ zitierte Abgeordnete Alfred Hermann die Aufwühlbewegung im Ruhrgebiet mit der Lage in Ostpreußen in kausalen Zusammenhang bringt und nochmals Klage darüber führt, daß infolge der gänzlich unzureichenden Machtmittel der interalliierten Kommission die gesamte Verwaltung in deutscher Hand geblieben sei und natürlich in Fortsetzung der Bismarckschen und Bülow'schen Traditionen die Polen auch weiterhin bedrückt würden. Alle antipolnischen Maßnahmen gingen auf die Berliner Zentrale, den „Bund der heimattreuen Ostpreußen“, zurück. Man sei aber von seiten der Entente Polen eine loyale Haltung schuldig und habe ein gemeinsames Interesse daran, zu verhindern, daß der preußische Militarismus in seiner alten Hochburg wieder zu neuen Kräften komme. „Victoire“ vom 16. April wirft sogar den Engländern vor, daß sie ihre eigene, nur von Handelsrücksichten diktierte Politik in Ostpreußen verfolgen, und führt unberechtigterweise darüber Klage, daß keine französischen Truppen an der Befestigung teilnähmen. III.

Neues vom Deutschtum in Groß-Rumänien. Rudolf Brandsch, Abgeordneter im rumänischen Parlament und Vertreter

der Deutschen Siebenbürgens, erklärte in Unterredung mit einem Mitarbeiter des „Abeverul“: Die Sachsen Siebenbürgens sind mit der jetzigen Politik der Rumänen nicht zufrieden. Es läßt sich nicht leugnen, daß heute durch unser ganzes Volk ein Gefühl tiefer Unlust und verärgelter Unzufriedenheit geht. Daß eine solche Volksstimmung die Arbeit der Politiker hemmt und erschwert, liegt auf der Hand. Ihre Gründe müssen daher erkannt, und, wenn möglich, entfernt werden. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich als Hauptursache der Verdroßtheit unseres deutschen Volksteils in Rumänien die mangelnde Rechtssicherheit bezeichne. Unsere gesamte nationale Existenz entbehrt heute noch jedes gesetzlichen Bodens. Da sind die Beschlüsse von Karlsburg, deren Erfüllung in Form von Gesetzen wir erhoffen. Bis heute fehlen aber auch nur die Anlässe hierzu. Wir sehen, wie von verschiedenen Seiten Zusagen gegen die Erfüllung gemacht werden und gegen die Nationalitäten, also auch gegen uns Deutsche gehehrt wird. Wir wissen, daß untergeordnete Organe auf Schritt und Tritt den Geist von Karlsburg vermissen lassen. Wenn Verordnungen erscheinen, die uns die Angabe von Namen und Beruf in der Muttersprache auf dem Firmenschild verbieten wollen, so fragen wir uns, wo liegt hier System und Plan. Die allgemeine Unsicherheit greift auch auf das Privateigentum über. Kaum haben wir uns mit dem Gesetz über die Bodenreform abgefunden, spricht man von Abänderungen dieses Gesetzes. Dazu kommt, daß Zensur und Belagerungszustand fortbauern, auch in Gegenden, wo dies nicht notwendig ist. Man

hat den Militärbehörden gegenüber das Gefühl absoluter Schutzlosigkeit. Wenn diese Dinge nicht aufhören, werden die Deutschen mit dem rumänischen Staate nicht zufrieden sein.

Diese Äußerungen des bedeutenden Deutschenführers in Rumänien sind von außerordentlicher Wichtigkeit. Man erkennt, wie die Deutschen unter den verworrenen innerpolitischen Zuständen Großrumäniens zu leiden haben. Die Versprechungen, die von den Rumänen gemacht wurden, als sie die Siebenbürger Sachsen zu sich herüberziehen wollten, sind noch nicht erfüllt. Sollte Rumänien etwa dieselbe Politik gegenüber den Nationalitäten verfolgen wie Ungarn bis zu seinem Zusammenbruche? In den Zeiten der Not versprechen, die Erfüllung der Versprechen auf die lange Bank schieben und bei innerer Festigung des eigenen Staates die Deutschen aufs schwerste bedrücken? Das Schicksal Ungarns sollte doch eine Warnung sein. Man kann nicht ungestraft die Rechte der Minderheiten mit den Füßen treten. Die Hoffnung steht allerdings noch offen, daß die jetzigen Zustände nur vorübergehend sein werden, daß Rumänien aus dem Zusammenbruch Ungarns gelernt hat, daß es seine Versprechungen einlöst und die Minderheitsrechte der Deutschen gesetzmäßig festlegt. Der eigene Vorteil fordert es gebieterisch: die Deutschen bilden die intelligenteste, fleißigste und ordnungsliebendste Bevölkerungsschicht im jungen großrumänischen Staate. Nur aus dem Zusammenwirken aller Bevölkerungskreise kann ein Staat aufgebaut werden, dessen Existenz sichersteht. G. M.



Bücherschau

B. W. v. Bülow, Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Charlottenburg 1920.

Wir lernen allmählich die Ereignisse von 1914 geschichtlich betrachten. Sie liegen fast sechs Jahre zurück, entfernen sich täglich weiter und werden — erläutert und ergänzt durch allerhand neue Urkunden — immer sichtbarer. Es ist gut, daß im Beginn des Krieges seine Ursachen stehen und in dem Bestreben, Versailles zu begründen, das Trachten unserer Feinde, uns die alleinige Schuld an dem Weltunglück zuzudiktieren. Von der Schuldfrage mußte deshalb die Entente viel, etwas zu viel sprechen. Wir Deutschen können nicht genug davon reden. Wenn auch die feindlichen Akten der Welt wohlweislich vorbehalten bleiben — auch in der unglücklichen Lage des Spielers, der all seine Karten aufgedeckt hat, sind wir immer noch stark genug, an den Voraussetzungen von Versailles auf's stärkste zu rütteln. Das tut B. W. v. Bülow in der vorliegenden, soeben erschienenen Schrift.

Zwingend wird darin der sachliche, geschichtsklärende, wohl disponierte, fast zu unparteiische Nachweis geführt, daß zwar die Regierung 1914 Fehler begangen, aber nicht eine strafbare Schuld auf sich geladen hat. Der dolus war zweifellos gerade bei den leitenden Staatsmännern nicht vorhanden.

Nach einer ausführlichen, zwingenden Darstellung der diplomatischen Verhandlungen zwischen Österreich und Serbien, dem Verhalten der Mächte, den einsetzenden Kriegskrisen und dem Verhalten Englands, schreibt Bülow: „Wegen der Feindschaften, die sich Deutschland durch seinen natürlichen Ausdehnungsdrang zugezogen hatte, und angesichts der vollzogenen Einkreisung gab es für eine folgerichtige Politik nur zwei Wege:

Es galt entweder abzuwarten, sich ganz ruhig zu verhalten, bis sich die Koalition der Gegner loderte, und die Befundung der Beziehungen zu England, Rußland oder Frankreich durch große Opfer zu erkaufen.

Oder aber, es mußte zu einem selbstgewählten Zeitpunkt ein Präventivkrieg geführt werden, nachdem ein Höhepunkt politischer, wirtschaftlicher und militärischer Vorbereitung erreicht war. Dies wäre eine schlechte Politik gewesen, aber immerhin Politik.

Die deutsche Regierung suchte aber einen Mittelweg einzuschlagen, um eine dritte Lösung zu finden, die es nicht gab.“

Der erstvorgeschlagenen Möglichkeit kann ich nicht in vollem Umfange beipflichten: „uns ganz ruhig verhalten“, nein — wir mußten in aller Zurückhaltung aber auch mit aller Latkraft, mit allen Mitteln, die ein ehrlich denkender, furchtloser und freundlich werbender Geist ersinnen mag, für eine Sprengung der Koalition und nützliche Freundschaften sorgen. Gerade in unserer Ostasienpolitik scheinen mir in dieser Hinsicht schwere Unterlassungssünden begangen zu sein.

Sehr richtig hebt im Schlußsatz der Verfasser eins hervor, daß der Krieg vor allem seinen Ausbruch dem Willen zum Kriege verdankt. Wir konnten ihn nicht wollen, weil es uns nichts einzutragen vermochte. Die uns untergeschobenen Welteroberungspläne erscheinen bei unserer politischen Unvorbereitetheit und der unmittelbaren Gegnerschaft der stärksten Militärmächte mit sehr ausgesprochenen und eingestandenen Kriegsziele grotesk. Zu allem haben die Feinde eine vollendete magna charta ihrer Kriegsziele aufgestellt — den Versailler Vertrag. Bei ihm endet alle Erörterung. Er ist der beste Beweis der Stärke unserer Stellung. Wie er Kriegsziel der Feinde war, so ist seine Revision unser Friedensziel, das Friedensziel der Einsichtigen aller Lager und Länder.

W. O. v. H.

Verantwortlich: Dr. Max Silbertschek in Berlin-Friedenau.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Bülow 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 88/87.

Nachsendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigelegtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.



Finanzpolitik ist Wirtschaftspolitik

Von Ministerialdirektor z. D. Dr. H. Meydenbauer



us einer Rede des zeitigen Reichsfinanzministers Birtz ist zu schließen, daß man jetzt im Reichsfinanzministerium auf Pläne wieder zurückkommen will, die im früheren Reichsschatzamt im Frühjahr und Sommer 1917 auf ältere Anregungen der preußischen Finanzverwaltung bereits eingehend erwogen worden sind. Man war sich Ende 1915 im preußischen Finanzministerium ganz klar darüber, daß es völlig neuer Steuerformen bedürfen würde, um den Reichsbedarf zu decken, mochte der Krieg ausgehen, wie er wollte. Man erkannte deutlich, daß eine einfache Belastung des Einkommens oder des Verbrauchs — also ein Anziehen der Steuerschraube alten Stils — der Lage nie und nimmer werde gerecht werden können. Die Trennung der Finanzwirtschaft von der „Volkswirtschaft“, wie sie bislang auch in der Theorie als möglich galt und durch eifersüchtige Ressorts in Gesetzgebung und Verwaltung künstlich aufrecht erhalten wurde, sei nicht mehr durchführbar. Die Finanzverwaltung dürfe dem Staatsbürger nicht mehr als lediglich Steuern heischender Exekutor gegenüberstehen, sondern könne zu dem Thron nur kommen, wenn der Staat selbst in der Erzeugung, Verteilung und dem Verbrauch der Güter dahin wirke, daß die unabwendbaren Lasten durch zweckmäßigeres und sparsameres Arbeiten wieder weltgemacht würden. Aus diesem Grundgedanken flossen dann ausführliche Vorschläge für die Vereinheitlichung der Rohstoffeinfuhr und die Belastung der Rohstoffe, für den Zusammenschluß der Gewerbe zu Steuergesellschaften — kurz für eine planmäßige Gestaltung unserer Binnenwirtschaft zu dem Ende, sie tragfähig für die ungeheuren Lasten zu machen, die man schon damals voraussah.

So waren es finanzielle Überlegungen, die einen Neubau unserer Wirtschaft geraten erscheinen ließen schon zu einer Zeit, als man noch auf einen guten oder doch einen besseren Ausgang des Krieges hoffen durfte, als er uns später beschieden war. Diese preußischen Erwägungen trafen mit Arbeiten der Wiener Regierung auf gleichem Gebiet zeitlich zusammen, die in einer glänzenden Denkschrift von Dr. F. Gärtner dahin zusammengefaßt wurden, es wäre

möglich, nach dem Kriege zu einem mindestens alle großen Produktionszweige umfassenden Systeme organisierter Wirtschaft zu gelangen, das nicht nur die Erzeugung, sondern teilweise auch den Verbrauch regulieren könnte. Die Deduktion des Finanzbedarfs könnte zu einem großen Teil durch „branchenmäßig zusammengefaßte“ Verbände erfolgen, die auch die Sicherung eines gewissen realen Existenzminimums der Verbraucher durch eine Preisbindung bis hinunter zu den Detailpreisen zur Aufgabe hätten. Gingen diese österreichischen Arbeiten also schon auf das soziale Gebiet über, so beschränkte man sich in Berlin zunächst auf die finanziellen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte. Die Durcharbeitung erstreckte sich auf einzelne wichtige Gebiete, zum Beispiel auf die Baumwolle und das Brotgetreide. Man hielt es für nötig, daß die bestimmte Wirtschaftszweige umfassenden Organisationen nicht nur die Erzeuger, sondern auch die Verbraucher und den Handel in sich vereinten. Sie sollten auch die Einfuhr der fremden Grundstoffe unserer Wirtschaft zum Zweck größter Sparsamkeit nach einer Dringlichkeitsfolge hinsichtlich der Verwendung und Verarbeitung regeln. Sie sollten als Steuergesellschaften den Ausgleich der durch sie aufzubringenden Lasten durch organisatorische Vereinfachungen zur Aufgabe haben. Kurz viele Fragen, die später unter dem Begriff „Planwirtschaft“ öffentlich erörtert wurden, sind im Sommer 1917 aus finanziellen Gesichtspunkten bereits geprüft worden. Doch kam es nicht zu abschließenden Ergebnissen, die für eine amtliche Veröffentlichung reif gewesen wären.

Solches Verlaufen im Sande braucht niemanden zu wundern, der die Entwicklung der inzwischen verflossenen drei Jahre beobachtet hat. Die Bearbeiter der damaligen Finanzpläne schon waren sich ganz klar darüber, daß es den Kampf gegen alle diejenigen galt, die da meinten, der Krieg würde vorbeigehen wie ein Gewitter; die vom Sturm niedergebeugten Bäume würden sich wieder aufrichten und über kurz oder lang würde die Sonne eine unveränderte Welt wieder beschienen. Das war damals noch die fast allgemeine Auffassung, und es mag billig bezweifelt werden, ob die kaiserliche Regierung im Reichstag durchgedrungen wäre, wenn sie selbst versucht hätte, so umwälzende Pläne in die Tat umzusetzen. Denn nicht einmal bei den sozialdemokratischen Politikern fanden die Vorschläge die Zustimmung, auf die sie nach der historischen und offiziellen Auffassung der Partei hätte rechnen können. Daß die andern Parteien ihnen noch kühler gegenüberstanden, ist nicht zu verwundern. Man schilderte die ungeheuren Gefahren, die dem „Wirtschaftsleben“ erwachsen würden, in beängstigenden Worten — und hatte Erfolg. Aus der vom Reichskanzler Dr. Michaelis gelegentlich einmal als möglich angedeuteten Gesetzgebung wurde nichts. Rückblickend kann man diese Unterlassung der alten Regierung, ganz unabhängig davon, ob sie damals hätte Erfolg haben können, nur bedauern. Wäre im Sommer 1917 die Möglichkeit der planmäßigen Zusammenspannung der Erzeuger mit den Verbrauchern und der Übertragung der Steuerlast vom einzelnen auf Selbstverwaltungsverbände in die politische Debatte geworfen worden, so wäre das Verständnis für Ordnung und gegenseitige Anpassung in Dingen der Wirtschaft vielleicht gestärkt worden — eine Stärkung, doppelt nötig in einer Zeit, in der die unglückliche Durchführung des Hindenburgprogramms ihre zerstörenden Wirkungen bereits zu zeigen begann. Die Gegensätze hätten nicht die furchtbare Härte angenommen, die sie noch heute haben, wenn der Gedanke der autonomen Wirtschaftsverbände schon damals —

und sei es auch nur in der Form eines Ermächtigungsgesetzes — formulierten Ausdruck gefunden hätte.

Dann kam der Zusammenbruch, mit ihm die sozialistische Regierung und später das Koalitionskabinett. Die rein finanziellen Gesichtspunkte, die unter dem Kaiserreich noch Anlaß und Begrenzung der Erörterungen waren und bleiben konnten, traten hinter den umfassenderen wirtschaftlichen und sozialen zurück. Der Gedanke des planmäßigen Wiederaufbaus unserer inzwischen völlig zerrütteten Wirtschaft durch die Zusammenfassung ihrer größeren Zweige in Selbstverwaltungskörper, die ihren Oberbau und Interessenausgleich in einem Reichswirtschaftsrat zu finden hätten, mit all seinen Auswirkungen auf den äußeren und inneren Handel, auf Erzeugung und Verbrauch, drängt trotz allen Sträubens der Verwirklichung entgegen. Zugleich gilt es Stellung zu nehmen zu dem, was an dem Rätegedanken für uns verwendbar ist. Denn es ist klar, daß die Stellung der kapitallosen Arbeit im Produktionsprozeß eine andere werden muß, daß aber gleichzeitig die Gefahr der Lahmlegung des individuellen Wagemuts der Unternehmer ängstlich zu meiden ist. An diesen Dingen mühen sich Gesetzgebung und Verwaltung seit langen Monaten mit mäßigem Erfolg. Es ist ein Zerrren hin und her, ein Schritt zurück, einer nach vorwärts. Viele Leute nennen das praktische Politik, andere haben mehr herabsenkende Bezeichnungen. Der Unbeteiligte fragt nur, wie lange es die „Wirtschaft“ noch aushält. Daß aber muß ohne weiteres anerkannt werden: Man fühlt in den Wirtschaftsressorts deutlich, daß etwas Neues im Anzuge ist. Man ist sich nicht recht klar, was es ist und wie weit man mit ihm gehen soll. Man grübelt, ob es sich mit der demokratischen Staatsform von Weimar auch verträgt, ob es nicht dem souveränen Parlament irgendwie Abbruch tut — aber man hat doch Augen und Ohren dafür, daß es sich nicht um Wiederherstellung alter Zustände handelt.

Ganz anders im Reichsfinanzministerium Erzbergers: Hier hat man eine Gesetzgebung von unerhörtem Umfang ausgearbeitet, die in ihren wichtigsten Teilen die der Wirtschaft durch den Krieg aufgezwungenen Änderungen glatt und bewußt ignoriert. Die Erzbergersche Steuerregelung hätte den wirtschaftlichen Zuständen des Jahres 1891 vielleicht entsprochen, als Riquel die trefflichen Steuergesetze des preußischen Finanzministeriums herausgab. Kalt und ohne Mitverantwortung steht der Staat als Steuergläubiger gegenüber dem einzelnen: Mag er sehen, wie er sich mit der Einkommensteuer — oder Kapitalentziehung abfindet. Daß er die verwickelten Bestimmungen und die jeder wirtschaftlichen Erwägung oft stracks zuwiderlaufenden Grundgedanken peinlichst achtet, wird vorausgesetzt. Ein Staat, dessen Machtlosigkeit in ganz großen und sehr einfachen Dingen wir stöhnend täglich erleben, verlangt in ganz kleinen und sehr schwierigen Dingen der innersten Wirtschaftsführung des einzelnen eine Selbstentäußerung, die man sich heute nur schwer vorstellen kann. Es gehört ein frommer Glaube dazu, anzunehmen, das Ergebnis würde den Berechnungen entsprechen, auch wenn man den besten Willen aller Steuerzahler annimmt, wozu man keineswegs berechtigt ist. Aber die alte Wirtschafts- und Finanzform ist mal wieder gerettet. Auf wie lange noch? So liegen die Dinge jetzt umgekehrt wie zu Zeiten des Kanzlers Michaelis. Damals waren die Finanzpolitiker voran und die Wirtschaftspolitiker hingen am alten. Jetzt hat der „Reformator der Reichsfinanzen“

bewußt davon abgesehen, sich den Bestrebungen seines Kollegen vom Wirtschaftsministerium irgendwie anzunähern. Darin scheint es nun anders werden zu sollen oder richtiger zu müssen.

Die eingangs erwähnte Rede des neuen Reichsfinanzministers Birtz mutet erfrischend an. Wenn er das Wirtschafts- und Schatzministerium mit sich reißt und sie zu organischer Zusammenarbeit bringt, läßt sich viel erhoffen. Nur darf man sich darüber nicht im unklaren bleiben: Mit papiernen Vorschriften und wohlüberlegten Organisationen allein ist es jetzt nicht mehr getan. Die Zerstörung an ethischen und sachlichen Gütern ist so ungeheuerlich, die Verwirrung der Begriffe auch hinsichtlich des Werts und Zwecks der Arbeit so furchtbar, daß es einer harten Erziehungsarbeit bedarf, um die Menschen für die neuen Formen geeignet zu machen. Es bedarf der sittlichen „Ertüchtigung“, wie sie Dietrich Schäfer in zündenden Worten unlängst gefordert hat. Eine andere Einstellung zur Arbeit, ein Abreißen von der „unsozialistischen Konsumentengefinnung“, wie Peus sagt, ein Bekenntnis zu dem Gedanken, daß das deutsche Volk nur als Arbeitsgemeinschaft weiter bestehen kann, ist unerläßlich. Soweit eine finanz- und wirtschaftspolitische Gesetzgebung an diesen vorwiegend ethischen Problemen mitarbeiten kann, wird sie den Gesichtspunkt der Gleichstellung von Kapital und Arbeit in den obersten Stellen der neuen autonomen Wirtschaftsgebilde wahren müssen und dann nicht ängstlich sein dürfen mit der Uebertragung von Verantwortung, von Rechten, die man bis dahin als dem Staat allein zustehend angesehen gewohnt war. Die Abgaben werden die Wirtschaftsverbände weiter festigen wie jeder Druck Gegendruck erzeugt. So können sie das Verständnis für die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft fördern. Eine so in beruflichen Selbstverwaltungsverbänden neu aufgebaute Wirtschaft wird die uns aufgepackten Lasten vielleicht noch tragen können. Ohne den Neubau bleibt es bei der Finanzpolitik alten Stils und damit bei den Papierfluten unserer bedauernswerten Reichsbank. Hoffentlich kommt diese Erkenntnis nicht zu spät.



L'Avenir du Congo belge menacé

Von Ministerialrat Dr. Rudolf Usmis



'Avenir du Congo belge menacé', „die Zukunft des belgischen Kongo in Gefahr“, nicht durch irgend welchen imperialistischen Ehrgeiz des Deutschen Reiches, nicht durch die unersättliche Landergerier des allmächtigen England, wie es wohl vor dem Kriege von manchem Belgier angenommen wurde, sondern durch die gänzliche Unzulänglichkeit, durch die schweren Fehler der belgischen Kolonialverwaltung selbst. Das ist das Fazit eines vor Jahresfrist in Brüssel bei J. Lebègue erschienenen Buches von mehr als 700 Seiten, das in Deutschland bisher meines Wissens nicht beachtet wurde, in Belgien dagegen infolge seiner heftigen Angriffe gegen den ersten belgischen Kolonialminister Renkin und die von ihm im Kongo inaugurierte Politik umso mehr Staub aufwirbelte. Der Verfasser bezeichnet sein Werk selbst als „Bilan des dix premières années (1909—1918) d'administration coloniale gouvernementale“, das heißt als Bilanz der belgischen Kolonialverwaltung seit der Übernahme des unabhängigen Kongostaates durch Belgien bis zum Kriegsende, also der Periode, die gleichzeitig die Amtszeit des Kolonialministers Renkin darstellt.

Es ist für Deutsche in einem Augenblick, wo die Entente Deutschland seiner Kolonien beraubt hat, nicht uninteressant, sich diese Bilanz etwas näher anzusehen. Die Entente hat bekanntlich ihre mit den 14 Punkten Wilsons in Widerspruch stehende Entscheidung über den deutschen Kolonialbesitz unter anderem damit begründet, daß die bisherige deutsche Kolonialpraxis es unmöglich mache, dem Deutschen Reich die Verantwortung für die Ausbildung und Erziehung der eingeborenen Bevölkerung anzuvertrauen.

Auch Belgien hat sich aus der Teilung des Raubes bereichert, sich die Unwahrhaftigkeit der Ententeausführungen bezüglich deutscher kolonialer Verwaltungspraxis zu eigen gemacht und sich zum Richter über deutsche Kolonialmethoden aufgeworfen. Hatte es ein Recht hierzu, konnte es die Ergebnisse seiner eigenen kolonialen Tätigkeit mit den Erfolgen Deutschlands in seinen Kolonien auf eine gleiche Stufe oder gar über diese stellen? Wenn man das Werk liest, das uns hier beschäftigt, kann man füglich daran zweifeln.

Der Verfasser dieses Buches ist dabei nicht der erste Beste, nicht irgend ein verdächtigter Kolonialbeamter, der seinen Unmut an seinem früheren Chef in einer böswilligen Kritik an dessen Maßnahmen ausläßt, nicht irgend ein Augenblicksschriftsteller, der auf Grund eines flüchtigen Besuchs der Kolonie oberflächlich gesehene Dinge in mißverständlicher Form zur Darstellung bringt: Es ist der „Vétéran des coloniaux belges“, Alexandre Delcommune, einer der ältesten, erfahrensten und verdienstvollsten Kolonialpioniere Belgiens. Schon 1874, das heißt zwei Jahre bevor Leopold II. die Association internationale africaine ins Leben rief, elf Jahre vor der Proklamierung des unabhängigen Kongostaates fuhr Delcommune zum ersten Male nach dem Kongo. Damals schon durchwanderte er als Kaufmann das Mayumbegebiet, den unteren und den mittleren Kongobezirk, das nördliche Angola bis nach San Salvador. 1887—1889 erkundete er die wirtschaftlichen Verhältnisse der schiffbaren Nebenflüsse des Kongo und

entdeckte selbst neu die Flüsse Djuma und Lutenye. 1890—1892 half er mit seiner Expedition das Katangagebiet dem Unabhängigen Kongostaat sichern und besuchte später noch wiederholt den Kongo. Zwanzig Jahre hat er tatsächlich im Kongo verbracht. Auf seinen Reisen hat er, abgesehen vom Kongo in allen seinen Teilen, die englischen, französischen, spanischen und portugiesischen Kolonien der afrikanischen Westküste besucht. Er ist heute Generaldirektor des ältesten belgischen Großhandelsunternehmens im Kongo, der Société anonyme belge pour le commerce du Haut-Congo, und an der Leitung einer Reihe anderer wichtiger belgischer Kolonialunternehmen beteiligt.

Delcommune verfügt also über eine Kenntnis und Erfahrung in afrikanischen Dingen, wie nur wenig andere. Um so schwerer wiegt das, was er, der überzeugte belgische Imperialist, der begeisterte Kolonialfreund, über die Ergebnisse der belgischen Kolonialpolitik zu sagen hat. Mit Zug und Recht haben daher auch seine Ausführungen in Belgien die stärkste Beachtung gefunden. Nicht allein, daß die Tageszeitungen und Kolonialzeitschriften sich mit ihnen beschäftigten, sein Werk wurde auch der Literaturklasse der „Académie royale de Belgique“ mit einem ausführlichen Bericht überreicht. Unter dem Titel „Le Congo, la plus belle colonie du monde“ erschien eine kurze Zusammenfassung seines beschreibenden Inhalts als besonders für die Massenverbreitung bestimmtes Buch. Der Minister Renkin versuchte in der Kammer sich gegen die im Werk gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu verteidigen. Der Generaldirektor der landwirtschaftlichen Abteilung des belgischen Kolonialministeriums Deplae setzte sich einer Artikelserie in der „Tribune congolaise“ mit ihm auseinander.

Man zollt daher diesem Werk wohl nur die schulbige Achtung, wenn man seine Ausführungen ernst nimmt, wenn man die in ihm enthaltene Kritik als von einem großen Teil der berufenen belgischen Beurteiler geteilt ansieht. Daß sie sich in dem für die Allgemeinheit wichtigsten Punkte, in der Frage der Eingeborenenbehandlung und Eingeborenenpolitik, auch mit den vor Ausbruch des Krieges mehrfach veröffentlichten Beobachtungen des deutschen Konsuls im Kongo deckt, ja in einigen Fällen mit diesen so völlig übereinstimmt, daß man fast annehmen könnte, Delcommune habe, wäre er nicht über einen solchen „Verdacht“ erhaben, die deutschen Berichte mit benutzt, sei nur nebenbei bemerkt.

Das Werk zerfällt in zwölf Kapitel. Die ersten vier bilden eine Art erweiterter Einleitung. Nachdem sich Delcommune mit dem jetzigen belgischen Justizminister van der Velde, der während des Krieges bereit war, den belgischen Kongo an Deutschland abzutreten, auseinandergesetzt und auf die in weiten Kreisen der gebildeten Bevölkerung Belgiens noch immer vorhandene Unkenntnis über die Zustände im Kongo hingewiesen hat, beschäftigt er sich eingehend mit der sittlichen und wirtschaftlichen Verfassung des Eingeborenen im belgischen Kongo, insbesondere dem erzieherischen Einfluß des Europäers auf ihn. Ein reifes, vorurteilsloses Verständnis, ein warm für die Farbigen schlagendes Herz spricht aus diesen vielfach drastischen, aber doch so klaren und zutreffenden Ausführungen, die jeder, den die Eingeborenenfrage in Afrika interessiert, nur mit Genuß lesen wird. Delcommune rechnet ab mit allen denen, die von dem Eingeborenen nur mit Ekel oder Mitleid sprechen, in ihm nur das übelriechende Vieh, den Faulpelz, Dieb, den Wilden und den Menschenfresser sehen, und weißt

mit vollem Recht nach, wie die Intelligenz, der Mut und die Ausdauer, die Würde und die guten Formen im Umgang, der Verneiner der Eingeborenen relativ genommen durchaus den Vergleich mit den anderen Menschenrassen aushalten können. Die Seele des Negers weist Eigenschaften auf, die durchaus entwicklungsfähig sind, mögen in einzelnen Gegenden auch noch so grausame und unmenschliche Sitten bestanden oder bestanden haben, Sitten, hinter denen sich vielfach ein natürliches Bedürfnis der Allgemeinheit nach Beseitigung gewisser Personen verbirgt. Delcommune hat auch vollkommen recht, wenn er die mangelhaften Charaktereigenschaften vieler Neger in der Umgebung der Weißen auf deren falsche Erziehungsmethoden zurückführt. In einer großen Zahl der Fälle trifft es auch zu, wenn er, bei allem Respekt vor den Missionen im Kongo, deren Methoden ja so grundverschieden von der praktischen Lehrtätigkeit der deutschen Missionsgesellschaften z. B. in Togo sind, von diesen sagt (S. 49):

„Die hauptsächlichste Sorge der Missionare ist, den Eingeborenentindern die ersten Kenntnisse der Religion, die sie vertreten, einzubläuen, wobei ihr einziger Zweck ist, aus ihnen Katholiken oder Protestanten zu machen, und sie glauben, ihre Pflicht völlig erfüllt zu haben, und freuen sich daran, wenn sie eine neue Seele gerettet und sie dem Fetischismus entrißen haben. — Das ist sehr schön, aber unzureichend für die Erziehung eines ganzen Volkes.“¹⁾

Wenn Delcommune dann als These aufstellt, daß die Bildung der farbigen Rasse im Wege einer praktischen, ihren Bedürfnissen entsprechenden Erziehung erfolgen, daß dieses Erziehungswerk vornehmlich in den Händen des Gouvernements liegen und schließlich die Bildung eines Volkes schrittweise in Etappen zur höchsten Stufe fortschreiten muß, so sagt er damit auch nur das, was zum Beispiel in Togo, um nur diese deutsche Kolonie zu nennen, seit dem Dienstantritt des Grafen Jech als Gouverneur im Jahre 1905 die Grundlage für die ganze Schulpolitik der deutschen Verwaltung gewesen ist. Schade, daß Belgien vor dem Kriege nicht seine Beamten nach Togo schickte, um sie lernen zu lassen, wie praktische Eingeborenen-Schulpolitik getrieben wird.

Auch was Delcommune über die verschiedenen Kategorien, in welche die Europäer hinsichtlich ihres erzieherischen Einflusses auf die Eingeborenen zu teilen, über die Aufgaben und Richtlinien, die jedem zu geben, und die Grundsätze, die bei der Ausbildung der Kolonialbeamten zu beachten sind, schreibt, enthält, wenn man sich ihm auch nicht in allen Punkten anschließen kann, doch so viel Interessantes und Beachtenswertes, daß die Lektüre dieser Abschnitte nur jedem angehenden Kolonialpraktiker empfohlen werden kann. Aber auch bei diesen Ausführungen fällt manches harte Wort über belgische Kolonisationsstätigkeit. Delcommune hat sicherlich recht, wenn er sagt, daß die heutige Ansammlung einer erheblichen Anzahl von Verwaltungsbeamten in einzelnen großen Verwaltungszentren bei dem geringen Verständnis der belgischen Regierung für das Unterrichtswesen, für die praktische Erziehung der Eingeborenen bisher keinen Einfluß gehabt hat. Er beruft sich auf das Zeugnis des früheren Generalgouverneurs

¹⁾ Nach meinen eigenen Beobachtungen nehme ich von diesem allgemeinen Urteil die englische Missionsstation in Solobo, die amerikanische Mission in Luebo und das Missionswerk von Fr. L. de Pauli in Luanda aus, ohne damit die Reihe der Ausnahmen schließen zu wollen.

Juchß und des sehr angesehenen Mitgliedes des Kolonialrats Diederich, wenn er (Seite 63) schreibt: „que les indigènes du Bas-Congo sont dans la même situation matérielle et morale maintenant qu'en 1888“. Es ist dies genau die gleiche Erscheinung, wie ich sie 1913 in Vaudouinville am Tanganikasee, dem alten Sitz der Weißen Väter, gefunden habe. Hier wie dort in Boma war und ist der Eingeborene nur das Objekt, das Werkzeug im Leben und Streben des Europäers. Aber es überrascht doch bei der bekannten Kritik der Entente über die angebliche Schaulichkeit der in den deutschen Kolonien üblichen Prügelstrafe, wenn Delcommune zwar für ihre allmähliche Abschaffung eintritt, sie aber im übrigen ganz offen als zurzeit noch notwendig bezeichnet. Wer durch den Kongo mit offenen Augen reiste, wußte, daß die Prügelstrafe im Innern noch in einem recht erheblichen Umfange teils unter Umdeutung der gesetzlichen Vorschriften, teils unter deren direkter Außerachtlassung verhängt wurde. Das Anerkenntnis dieses Belgiers in so gehobener Stellung veranlaßt vielleicht auch die Entente zu einer Berichtigung ihres Urteils über die deutsche Praxis, die wesentlich humaner war und dem Delinquenten ganz andere Schutzmittel bot, als dies zum Beispiel bei der Verhängung der körperlichen Züchtigung in den englischen Kolonien oder bei jenen ungesetzlichen Züchtigungen im Kongo der Fall war. Auch folgende Stelle (Seite 90) wirft ein sehr charakteristisches Streiflicht auf die wahre Ansicht eines großen Teils der Belgier hinsichtlich der bei der Regierbehandlung zu beobachtenden Grundsätze:

„Ohne dem Europäer zu erlauben, den Eingeborenen zu placken, muß der Richter sein Urteil je nach den Umständen und der Geistesverfassung der Parteien anders gestalten. So sollte ein Europäer, der seinem Diener oder einem seiner Arbeiter für irgend ein Versehen — mehr in Form einer väterlichen Züchtigung — eine Ohrfeige gibt, nicht von Gerichtswegen verfolgt werden, wie es mit Zug und Recht der Schwarze würde, der angeklagt ist, einen Weißen geschlagen zu haben.“

Auch in den übrigen Ausführungen der ersten vier Kapitel findet sich noch manches Bedenkwerte, manche harte Kritik gegen belgische Verwaltungstätigkeit, insbesondere auch auf dem Gebiete des Gesundheitswesens. Wesentlich wichtiger und bedeutsamer sind jedoch die folgenden Kapitel, vornehmlich die Kapitel 5 und 6, in welchen Delcommune mit der Steuer- und Wirtschaftspolitik der belgischen Regierung abrechnet.

Delcommune bezeichnet selbst das Kapitel über die Wirtschaftspolitik als das wichtigste seines Buches. Er stellt der absoluten, lediglich auf zwangsweise Vertreibung der Naturalsteuern gerichteten Wirtschaftspolitik des Unabhängigen Kongostaates mit gleichzeitiger vollständiger Unterdrückung des freien Handels die Wirtschaftspolitik der belgischen Kolonie gegenüber, deren Hauptgrundsatz, die ungehemmte Handelsfreiheit, die von irgend welcher Aufsicht oder Verpflichtung zur Schaffung neuer Werte abieht, wieder ins andere Extrem verfallen ist. Der Vergleich fällt sogar nach Delcommune erheblich zugunsten des Leopoldinischen Systems aus. Delcommune bezeichnet die jetzige Politik als grundverkehrt und faßt sein Urteil über sie in folgende Sätze zusammen (Seite 200):

„Diese neue Wirtschaftspolitik saugt die Kolonie noch mehr aus als das alte Regime, sie liefert ihre Reichtümer dem ersten Besten aus, ohne den geringsten

Nutzen für ihre Bevölkerungen zu ziehen, ohne irgend etwas zu schaffen, ohne etwas zu säen, ohne etwas zu lehren. Anstatt zu versuchen, die eingeborene Bevölkerung durch Arbeit frei zu machen, geht sie nur darauf aus, sie mehr und mehr zu unterjochen."

Delcommune ist zweifellos bei diesem Urteil nicht völlig unbefangen. Er begründet seine Ansicht einmal mit den verfehlten Maßnahmen der belgischen Regierung gegenüber den belgischen Großhandelsunternehmen im Kongo, so dann mit ihren groben Fehlern und Unterlassungen auf dem Gebiet der eigentlichen Eingeborenenpolitik. Soweit Delcommune für die Großhandelsunternehmen eintritt, ist er selbst Partei. Das tritt bei allen seinen Ausführungen zu dieser Frage zutage. Das Abkommen des Kongofiskus mit der Compagnie du Kasai, auf Grund dessen letztere auf ihre Monopolstellung verzichtete und gegen Zahlung von 11 Mill. Franken die Anteile des Staates zwecks Vernichtung zurück erhielt, ist sicherlich bei der späteren Entwicklung des Kaufschutmarktes für den Fiskus sehr günstig. Es wurde aber zu einer Zeit der Hochkonjunktur für wilden Kaufschut abgeschlossen. Hätten die gleichen Bedingungen angehalten, so wäre das Abkommen für die Comp. du Kasai durchaus erträglich gewesen, mag heute auch bei objektiver Prüfung der Wunsch der Gesellschaft nach einer Erleichterung der ihr auferlegten Lasten als berechtigt anerkannt werden.

Ebenso einseitig fiskalisch ist nach Delcommunes Ansicht der Standpunkt des Fiskus gegenüber der Soc. agricole du Mayumbe, vor allem aber in der Behandlung der Kleinhändler gegenüber dem Großhändler in der Kolonie. Der Vorzug des Kleinhändlers besteht vom rein fiskalischen Standpunkt aus darin, daß er infolge seiner sehr geringen Geschäftskosten und allgemeinen Verwaltungskosten den Eingeborenen Preise bezahlen kann, die für die Großunternehmen mit ihren großen Unkosten nicht mehr erträglich sind. Wenn also das Großunternehmen schon seine Faktoreien schließen muß, weil es seine Kosten nicht mehr deckt, behält dank der Tätigkeit des Kleinhändlers der Eingeborene noch die Möglichkeit des Verkaufs seiner Produkte und damit der Fiskus ebenfalls noch die Möglichkeit, auch aus diesen Gegenden noch Steuern herauszuziehen. Der Kleinhändler, der meist landfremd sei, zöge, sagt Delcommune, jedoch das Geld aus dem Lande, sobald er genügend verdient habe, ohne Gegenwerte dafür geschaffen zu haben. Die Großunternehmen seien dagegen fast ausnahmslos belgisch. Sie beschäftigten eine große Anzahl junger Belgier, die mit der infolge der Konkurrenz der Kleinhändler erforderlich werdenden Schließung zahlreicher Faktoreien stellenlos würden. Sie schufen auch positiv bleibende Werte in der Kolonie. Die belgische Allgemeinheit hätte daher einen wesentlich größeren Nutzen von ihnen.

Eingehende, nicht immer als absolut zutreffend anzuerkennende Ausführungen und Berechnungen sollen diese Behauptungen beweisen. Es würde für unsere Zwecke zu weit führen, auf diese Darlegungen näher einzugehen. Mögen auch gerade sie in einzelnen Teilen, so zum Beispiel in der plastischen Schilderung des Handelsgeschäfts aus der ersten Zeit des Kongostaates und vor seiner Gründung, noch so anziehend sein, so sind sie doch vom einseitigen Standpunkt des nationalistischen belgischen Großhändlers geschrieben. Die nächst-

liegende Folgerung, daß nämlich bei dieser Sachlage in dem Geschäftsgebaren der Großunternehmungen ein Fehler stecken muß, daß der noch aus der Zeit der Konzessionswirtschaft stammende übertrieben große Verwaltungsapparat der Großunternehmen und ihre teuren hochwertigen Hilfskräfte noch nicht für das jetzige Entwicklungsstadium des Landes passen, und die Lösung gerade vielleicht in einer Kombination zwischen Großhändlertum und Kleinhändlertum zu suchen sein dürfte, bei welcher man, will man in einseitigem, bisher dem Kongo fremdem Protektionismus die ausländischen Wettbewerbetreibenden ausschalten, allmählich Landeseingeborene hineinziehen müßte, wie es bereits in so starkem Maße an der Guinea-Küste geschehen ist, zieht Delcommune nicht. Er verlangt von seinem Gouvernement Sondervorschriften gegenüber dem Kleinhändler, die diesen nur in den größeren Orten zulassen und ihm den direkten Austausch von Landesprodukten unmöglich machen.

Natürlich ist auch die dem Engländer Sir William Leber gegebene große Ölfrucht Konzession dem Belgier Delcommune ein Dorn im Auge; nicht mit Unrecht. Die überlegene Konkurrenz der Firma, die sich vor dem Kriege schon auf dem Gebiet der Schifffahrt fühlbar machte, zeigt sich jetzt auch auf dem Gebiete des Palmöl- und Palmkerngeschäfts. Dank des ihr für ihre Konzessionsgebiete eingeräumten Monopols kann sie sich die Konkurrenz der Kleinhändler in ihren Niederlassungsbezirken fernhalten, während die durch kein Monopol geschützten belgischen Unternehmungen an jener zugrunde gehen. Auch das war ja von vornherein vorauszusehen.

Vom Standpunkte allgemeiner Kolonialpolitik und im Hinblick auf die Kritik an der deutschen Kolonialverwaltung sind jedoch wichtiger und interessanter die Ausführungen Delcommunes zur Frage der Eingeborenenpolitik im eigentlichen Sinne. Delcommune beschäftigt sich hierbei vorwiegend mit dem Problem der Eingeborenenbesteuerung. Er bezeichnet es als völlig verfehlt und äußerst kurzfristig, wenn die heutige Steuerpolitik des Gouvernements nur darauf ausgeht, den letzten erarbeiteten Pfennig wieder aus dem Eingeborenen herauszupressen, lediglich um im gegenwärtigen Augenblick das Gleichgewicht des Budgets zu erreichen; genau so wie zu Zeiten des Unabhängigen Kongostaates sei auch heute die Steuerbeitreibung der einzige Zweck der belgischen Verwaltungstätigkeit, ohne daß den Eingeborenen irgend ein Gegenwert dafür geboten würde.

„Die Eingeborenenpolitik des belgischen Gouvernements . . . hat bis jetzt als einzigen Zweck nur die progressive, in das Belieben der örtlichen Behörden gestellte Vermehrung der Eingeborenensteuer gehabt.“

Da die Leistungen der Verwaltungsbeamten, wie Delcommune augenscheinlich nicht wußte, offiziell nach dem Betrage der Steuer, den sie aus ihrem Verwaltungsbezirk herausholten, bewertet wurden, so ergibt sich von selbst, daß die Steuersätze so hoch geschraubt wurden, als es nur irgend die Arbeitswilligkeit der Eingeborenen zuließ. Mit Recht sagt daher Delcommune von dieser Art der Steuerbeitreibung (S. 619):

„Dies ist nicht mehr eine Kopfsteuer in festen Grenzen, wie sie jede Steuer sein muß, das ist eine Arbeitsabgabe, weil je mehr der Eingeborene arbeitet, um so mehr die Abgabe steigt. Nichts ist geschehen und nichts geschieht zugunsten des

Eingeborenen. — Man zwingt ihn mehr und mehr zu zahlen, aber man gibt ihm nichts dafür als Gegenwert. — Das ist die kurze, bündige und wahre Zusammenfassung der beiden hauptsächlichsten Gesichtspunkte belgischer Kolonialpolitik.“

Das ist auch in präziser Form die Bilanz der zehn ersten Jahre belgischer Kolonialpolitik, soweit die Behandlung der Eingeborenen in Betracht kommt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Belgien auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung im Kongo gänzlich versagt hat, daß in einer sehr verkehrten Rücksichtnahme auf die Missionsgesellschaften für die Ausbildung der Eingeborenen von seiten des Gouvernements so gut wie nichts geschah, wenn man weiter berücksichtigt, daß bis in die jüngste Zeit Kolonialskandale der allerübelsten Sorte vorliefen, wie zum Beispiel die großen Skandale vor Kriegsausbruch im Südosten und Ende 1916 im Nordosten der Kolonie, ferner daß innerhalb der oberen Beamtschaft Zustände, wie sie im Bezirk Lomami 1913 herrschten, jahrelang bestehen konnten, ehe die Regierung energisch durchgriff, wenn man schließlich hört, daß einer der angesehensten und international bekanntesten Beamten der Brüsseler Zentralinstanz die Mehrzahl der subalternen Beamten der Kolonie unter Berufung auf das Zeugnis aller oberen Beamten der Kolonie noch 1913 als in pekuniärer Beziehung nicht einwandsfrei bezeichnet, so fragt man sich doch wohl mit Recht, mag man die energische Durchführung des sogenannten Renkinischen Reformprogramms noch so sehr anerkennen und mag die große Mehrzahl der Oberbeamten im Kongo noch so korrekt und ein recht beträchtlicher Prozentsatz von ihnen noch so tüchtig sein,

„woher nimmt Belgien die ... Kühnheit, um keinen anderen Ausdruck zu gebrauchen, um über deutsche Kolonialmethoden zu urteilen und bisher deutsche Gebiete wie Urundi und Ruanda als Mandatar des Völkerbundes in Verwaltung zu nehmen, weil Deutschland nicht zu kolonisieren verstand!“

Auch die französische und englische Kolonialgeschichte weist Fehler und Ausschreitungen auf, wie sie in früheren Jahren auch in deutschen Kolonien vorgekommen sind. In keinem Falle tritt aber — ganz abgesehen von der an sich vorliegenden Unrichtigkeit der gegnerischen Behauptungen — die mangelnde Berechtigung, den Stab über Deutschlands Kolonialpolitik zu brechen, so kraft hervor, wie bei Belgien, ganz zu schweigen von den Zuständen im früheren Unabhängigen Kongostaat. Dies noch einmal mit aller Deutlichkeit dargelegt zu haben, ist das Verdienst des belgischen Kolonialveteranen Alexandre Delcommune, und deshalb ist vom deutschen Standpunkt aus nur zu wünschen, daß sein Werk auch in außerbelgischen Kreisen eine recht weite Verbreitung findet.

Inzwischen ist der neue Kolonialminister Grand nach dem Kongo gefahren, um sich in der für Kolonialminister üblichen Art einen kurzen Einblick in die Verhältnisse an Ort und Stelle zu verschaffen. Wenn er aus dem Kongo zurückkommt, so wird er wahrscheinlich ein neues Programm für die Erziehung und Heranbildung der Eingeborenen, für die Schaffung neuer Industrien und neuer Kulturen mitbringen. Aber auch seine Politik wird an den Fehlern krankten, die die bisherige belgische Kolonialverwaltung begangen hat. Der Mangel an ärztlicher Fürsorge, der ungezählte Opfer gefordert hat, läßt sich auch trotz besten Willens überhaupt nicht, der Mangel an planmäßiger Eingeborenenenerziehung

erst in sehr langsamer, mühevoller Arbeit, die Mindertwertigkeit des Beamtenpersonals erst durch Verallgemeinerung des Interesses für die Kolonie in Belgien wieder gut machen. Belgien wird lernen müssen, Opfer für seine Kolonie zu bringen, um aus ihr ernten zu können. Die Zeit des kostenlosen Raubbaues ist auch für den Kongo endgültig vorbei. Möchte sich Belgien zu einem solchen Wandel seiner Kolonialpolitik aufraffen, möchte eine neue und glücklichere Ära für den trotz allem zukunftsreichen Kongo beginnen, das Land und seine Bewohner — darin stimme ich vollkommen mit Delcommune überein — verdienen es nicht nur, sie haben ein Recht darauf.



Die Spekulation mit Immobilien in den Städten Rußlands und der Ukraine

Von Dr. S. Kutscheroff



as wirtschaftliche Leben der ganzen Welt hat während des Krieges gewaltige Erschütterungen durchgemacht. Diese Erschütterungen waren so tiefgreifend, daß ihre Folgen noch lange Zeit zu spüren sein werden; das erschütterte Gleichgewicht auf allen Gebieten der Staatswirtschaft dürfte wohl nicht so bald behoben sein. Nirgends jedoch hat die Zerrüttung der Volkswirtschaft solch einen Umfang erreicht, wie in Rußland und in der Ukraine. Diese unermesslichen, ungemein reichen, äußerst lebensfähigen Gebiete haben lange dem wirtschaftlichen Niedergang Widerstand entgegengesetzt, bis endlich das Unwetter der politischen Ereignisse, welches den Geschickdonner an Gewalt noch übertraf und alles niederriß, die ehemaligen Grundlagen des Wirtschaftslebens völlig vernichtete und, ohne neue Lebensbedingungen zu schaffen, das Land einem vollständigen Chaos preisgab.

Alle Zweige der Volkswirtschaft, alle Gebiete des Wirtschaftslebens der einzelnen Staaten wie der ganzen Welt sind streng koordiniert und absolut von einander abhängig. Jede scheinbar noch so unbedeutende Ursache übt ihre Wirkung aus. Es ist zum Beispiel bekannt, daß jede Brotverteuerung sich in der Zahl der Eheschließungen bei den Arbeitern bemerkbar macht. Der überaus empfindliche wirtschaftliche Apparat arbeitet gleichmäßig und erfolgreich, solange nicht irgendwelche außergewöhnliche Ereignisse politischen oder anderen Charakters, wie zum Beispiel eine Mißernte, durch ihre schädliche Beeinflussung des einen bestimmten Wirtschaftszweiges das gesamte System mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht bringen.

Der ganze Prozeß der allmählichen Zerrüttung des Wirtschaftslebens Rußlands und der Ukraine, welcher durch den Krieg verursacht war, ließe sich mit einem Satz kurz charakterisieren: ein unaufhaltbarer Niedergang des Geldwertes bei gleichzeitiger andauernder Verteuerung der Waren. Ich werde hier die Gründe dieser Erscheinung nicht eingehend untersuchen. Sie liegen übrigens recht klar zutage. Es sind dies die ungeheuren unproduktiven Ausgaben, welche

die Herstellung von Papiergeld erforderlich machten, und zwar in einer die normale Golddeckung um vieles übersteigende Menge, — ganz zu schweigen von den inneren und äußeren Anleihen. Die Goldreserve hat sich dagegen nicht nur nicht vermehrt, sondern infolge der Notwendigkeit, die Heereslieferungen aus dem Auslande in Gold zu bezahlen, verringert. Durch die allmähliche Überschwemmung des inneren Marktes mit Papiergeld sank dessen Kaufkraft. Anderseits mußten die Warenvorräte dank dem Umstande, daß die ganze Industrie auf die Herstellung von unproduktivem Kriegsbedarf eingestellt war, daß die Versorgung der Armeen ungeheure Mengen von Produkten verschlang, und daß in solchen industriearmen Ländern, wie Rußland und der Ukraine, nichts erzeugt, sondern vernichtet wurde, stark zurückgehen und die Preise daher in die Höhe schnellen. Je eifriger die Notenpresse arbeitete, desto teurer wurden die Waren. Ich wiederhole: damit ist noch nicht alles erklärt. Man muß noch den Mangel an Verkehrswegen in Betracht ziehen, welcher eine gleichmäßige Verteilung der Produkte und Waren über das ganze Land unmöglich machte, das Fehlen eines vernünftigen Systems seitens der Regierungsstellen in volkswirtschaftlichen Fragen und dergleichen. Mit einem Wort, der Gründe gibt es sehr viele.

Also die fortwährende Inflation des Papiergeldes bewirkte die Preissteigerung der Waren. In den ersten Kriegsjahren entwickelte sich dieser Prozeß verhältnismäßig langsam. In den Jahren 1914 und 1915 war von einer wesentlichen Verteuerung noch nichts zu bemerken. Im Lande waren noch gewisse Vorräte vorhanden, der einmal in Gang befindliche Wirtschaftsapparat arbeitete automatisch weiter. Jedoch, der oben gekennzeichnete Vorgang begann sich immer mehr fühlbar zu machen, und es entwickelte sich die sogenannte Spekulation, und der Typus des Kriegsspekulanten trat ans Tageslicht. Die Sachlage war ohne weiteres klar. Es galt beliebige Objekte aufzulaufen, sei es Seife, Nägel, Leder, Garn und dergleichen, die Waren mußten einige Zeit zurückgehalten werden und dann unter Ausnutzung der inzwischen eingetretenen Teuerung mit Profit verkauft werden. Die Kombination war überaus einfach und vor allem ganz ohne Risiko. Je lauter die Geschütze donnerten, je intensiver die Kriegsindustrie arbeitete, je fleißiger die Notenpresse in Anspruch genommen wurde, — desto sicherer und ansehnlicher fielen die Gewinne der Spekulanten aus. Das hieran beteiligte Kapital vermehrte sich mit unheimlicher Geschwindigkeit. Heute wurde gekauft, morgen weiter verkauft, oft ohne daß der Käufer seine Ware auch nur zu sehen bekam. Die spekulativen Operationen ergriffen immer weitere Kreise der Bevölkerung. Der Apotheker spekulierte in Leder, der Lederhändler in Nägeln, der Rechtsanwalt in Butter. Es wurde allerorts alles Mögliche zu beliebigen Preisen gekauft. Privatleute, Banken, Genossenschaften, Verbände, — alles war vom Wirbel der Spekulation ergriffen. Es reichte für alle, da der Geldwert dauernd sank und die Warenpreise stiegen.

Auf dieser Grundlage entwickelte sich die Agiotage mit Immobilien in den Städten. Die Spekulation mit Immobilien ist deshalb besonders interessant, weil erstens ihre psychologischen Beweggründe andere sind wie die bei der Warenspekulation, und zweitens angesichts des Verhaltens der zaristischen und der revolutionären Regierungen Rußlands zur Wohnungsfrage.

Ungefähr seit Anfang 1916 machte sich in den großen Zentren, besonders in Moskau und in Kiew, eine Preissteigerung auf Immobilien, speziell bebaute Grundstücke, bemerkbar. Diese Steigerung begann sich weiter zu entwickeln und erreichte ihren Höhepunkt nach der Revolution und um die Zeit des Oktoberumsturzes vom Jahre 1917 in Moskau und um die Zeit des Sturzes des Hetmans in Kiew, das heißt gegen Ende des Jahres 1918. Natürlich ist die Ursache dieser Erscheinungen immer die gleiche: der entwertete Rubel. Da Anfang 1916 tausend Ziegelsteine in Moskau zehnmal teurer zu stehen kamen als in Friedenszeiten, ebenso Nägel, Zement und dergleichen, mußte der Preis der Häuser naturgemäß auch stark in die Höhe gehen. Überdies gewährte das russische Zivilrecht volle Freiheit zu Spekulationsmöglichkeiten in Immobilien. Der Kaufvertrag¹⁾ trägt nach russischem Recht im Gegensatz zum deutschen einen reinen Obligationscharakter und bedingt kein Sachenrecht zwischen den Kontrahenten; man kann diesen Kaufvertrag mit Leichtigkeit im Prozeßwege auf eine andere Person übertragen und sich die Differenz getrost einstecken. Der Verkaufsvertrag erfordert nicht einmal seitens des Verkäufers ein Besitzrecht auf das Verkaufsobjekt; seine Verantwortlichkeit erstreckt sich lediglich auf die im Verkaufsvertrag vorgesehene Belastung, so daß es ihm freisteht, den Kontrakt zu brechen, falls ihm dies vorteilhaft erscheint, oder aber sein Eigentum überhaupt nicht zu verkaufen oder es an einen ihm genehmeren Käufer zu veräußern. Die Kaufverträge pflegten von Hand zu Hand zu gehen gleich einem beliebigen Eisenbahnfrachtbrief.

Schließlich gelangte das Objekt dennoch in feste Hände, und zwar aus folgenden Gründen. Der Warenspekulant kann seine Ware nicht lange zurückhalten. Er muß sie in dem Augenblick auf den Markt werfen, wo die steigende Nachfrage nach der betreffenden Ware ihm den größten Gewinn verspricht. Außerdem ist es für ihn vorteilhaft, sein Kapital möglichst oft in Umlauf zu setzen. Auf diese Weise gelangt er immer wieder in den Besitz von barem Gelde und zwar von stetig anwachsenden Summen: diesen Umstand fürchtet er aber am meisten. Er ist Zeuge der immer zunehmenden Entwertung des Geldes und ist bestrebt, nach Möglichkeit kein bares Geld zu behalten. Überdies steht ständig das Gespenst der Devaluation vor ihm. Als günstigstes Objekt für die Investierung von Kapitalien gelten eben Immobilien. Trotzdem aus Gründen, auf die ich später zu sprechen komme, städtische Immobilien in letzter Zeit nicht nur keine Revenuen abwarfen, sondern sogar Verluste brachten, stiegen die Preise für städtische Immobilien fortgesetzt, da man sie als sichere Versorgung für die Zukunft betrachtete, gleichsam als eine Ware, die keine Konkurrenz zu fürchten braucht, weil eine Bautätigkeit auf lange Zeit hinaus unmöglich gemacht ist wegen mangelnden Materials und der steigenden Arbeiterlöhne; sie büßen also mit der Zeit an ihrem Wert nichts ein, verderben nicht und so weiter.

Neben dem gewöhnlichen Spekulant, welcher ein Haus zwecks Weiterverkauf erwartete, erschien der Käufer auf der Wildfläche, welcher sein Geld in Immobilien als sichere Anlage zu investieren wünschte. - Sowohl für den einen

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit der Kaufakte, welche in das Grundbuch (Kataster) eingetragen wird und den Kaufvertrag perfekt macht.

wie für den anderen war die Rentabilität der Immobilien gleichgültig. Hierin erblicke ich eine psychologische Eigentümlichkeit: die Immobilien wurden zwecks sicherer Kapitalanlage erworben, unabhängig von den Gewinnchancen des in sie investierten Kapitals.

Wodurch erklärt es sich jedoch, daß der Hausbesitz keinen Gewinn abwarf und sogar Verluste brachte? Der Grund liegt einzig in folgendem: in der prohibitiven Gesetzgebung betreffend die Steigerung der Wohnungsmieten bei gleichzeitiger ungeheurer Steigerung aller Unkosten.

Die Gesetze betreffend das Verbot der Steigerung der Wohnungsmieten, die sowohl von der zarischen als auch der Kerenski-Regierung erlassen wurden, stellen deshalb eine besonders interessante Erscheinung dar, weil die Wohnungsfrage das einzige Gebiet war, in welches eingzugreifen die Gesetzgebung für nötig befand. Das Verbot für die Hausbesitzer, die Mieten zu steigern, war das einzige Verbot von Preissteigerungen, welches der Regierung durchzuführen gelungen war. Die gesamte Lebenshaltung wurde täglich, ja stündlich teurer, die Preise schnellten ungeahnt in die Höhe. Nur die Wohnungsmieten waren, abgesehen von unbedeutenden Aufschlägen, fast dieselben wie vor dem Kriege; außerdem mußte der Wohnungsmieter sich auf jede Weise vor der Willkür der Hausbesitzer zu schützen. Solch eine Fürsorge der Gesetzgeber gegenüber den Wohnungsmietern erklärt sich vor allem dadurch, daß es natürlich notwendig war, die Wohnungsfrage zu regeln, welche sich schon seit 1916 äußerst zugespitzt hatte. Die großen Städte überfüllten sich mit Flüchtlingen aus den vom Feinde besetzten Gebieten. Neue Häuser konnten dagegen nicht gebaut werden. Ferner war es dem Gesetzgeber äußerst leicht, seine prohibitiven Maßnahmen zu verwirklichen. Er fesselte den Mieter an die Wohnung (er konnte nämlich nirgends wohin übersiedeln, und ihn auszumieten verbot das Gesetz), regulierte die Wohnungsmiete und machte es dem Hausbesitzer dadurch völlig unmöglich, in Wohnungen zu spekulieren.

Drei Wohnungsgesetze wurden im Zeitraum von 1916 bis 1918 erlassen. Das erste Gesetz im September 1916 von der Zarenregierung, dann das Gesetz vom 5. August 1917 von der Kerenski-Regierung und endlich das Gesetz vom 26. Oktober 1918 von der Hetmans-Regierung in der Ukraine. Ich verzichte auf eine genaue Analyse dieser Gesetze und begnüge mich nur mit der Darlegung ihrer charakteristischsten Grundzüge. Die Gesetze von 1916 und 1917 waren zur Sicherung der Interessen der Wohnungsmieter zum Nachteil der Hausbesitzerinteressen erlassen. In beiden Gesetzen wurde eine Staffelung der Mietensteigerung festgesetzt, wobei als Normalmiete der am Tage der Kriegserklärung, 19. Juli 1914, gültige Preis zugrunde gelegt wurde. Zu diesem Grundpreise wurden je nach den in Kategorien eingeteilten Städten (nach ihrer Größe) 10 Prozent (laut Gesetz vom Jahre 1916) und 15 Prozent (laut Gesetz vom Jahre 1917) bis 100 Prozent zugeschlagen, angefangen mit einer Miete von 1500 Rubeln jährlich. Die Hausbesitzer haben kein Recht, dem Mieter die Wohnung zu kündigen, wenn dieser etwa die Miete nicht pünktlich zahlt.

Indem das Gesetz den Hausbesitzer der freien Verfügungsmöglichkeit über sein Haus beraubt, hindert es den Wohnungsmieter nicht, mit seiner Wohnung zu spekulieren. Das Gesetz gewährte dem Hausbesitzer eine unwesentliche Miets-

steigerung, und im Jahre 1917 einen geringen Zuschlag für Beheizung und dergleichen; der Wohnungsmieter dagegen konnte durch Weitervermietung von ein bis zwei Zimmern seiner Wohnung nicht nur seine Wohnungsmiete vollkommen decken, sondern lebte sogar oft von den Überschüssen, welche ihm die Wohnung abwarf. In den Wohnungen Moskaus und Kiews, welche den Mietern 1500 bis 1800 Rubel jährlich mit Beheizung zu stehen kamen, wurden Zimmer für 300 bis 500 Rubel monatlich weiter vermietet. Die Spekulation der Mieter mit ihren Wohnungen und Zimmern nahm solche grotesken Formen an, daß zum Beispiel Anfang 1918 in Kiew infolge des ungeheuren Zustroms von Flüchtlingen aus Moskau möblierte Wohnungen von 5 bis 6 Zimmern zu märchenhaften Preisen (100 000 bis 120 000 Rubel jährlich) vermietet wurden, und zwar unter dem Vorwand, daß es sich um einen Möbelkauf handle, während die Möbel tatsächlich im besten Falle 15- bis 20 000 Rubel nach Maßgabe der Kriegspreise wert waren!

Die Einnahmen des Hausbesitzers steigerten sich im Durchschnitt um 15 bis 20 Prozent, seine Ausgaben wuchsen um das Zehn- bis Zwanzigfache. Es sei hier nur bemerkt, daß die Müllabfuhr in Kiew, die vor dem Kriege 10 bis 12 Rubel monatlich für ein Haus mittlerer Rentabilität kostete, im Jahre 1918 auf 300 bis 350 Rubel monatlich zu stehen kam. Der Hauspförtner, der im Jahre 1914 ein Monatsgehalt von 15 bis 20 Rubel bekam, bezog 1918 — 200 bis 250 Rubel monatlich. Die staatlichen und städtischen Steuern auf Immobilien waren inzwischen auch ins Ungemessene gewachsen. Es ist klar, daß fast alle Einnahmen zur Deckung der Ausgaben verbraucht wurden, daß von einer Verzinsung des Kapitals nicht die Rede sein konnte.

Diese Sachlage schädigte besonders die kleinen Hausbesitzer, welche von den Einnahmen aus ihren Häusern leben, und für welche ihr Besitz kein Spekulationsobjekt darstellt, keine sichere Kapitalsanlage, sondern eine Existenzquelle. Das von der Hetmansregierung in der Ukraine ausgearbeitete und erlassene Gesetz bezweckte einerseits den Interessenschutz der Hausbesitzer und sollte anderseits der ungesetzlischen Spekulation der Mieter mit ihren Wohnungen ein Ende machen. Dieses Gesetz erwies sich — wie alle zum Nutzen der Minderheit gegenüber der Mehrheit dienenden Gesetze — als äußerst unpopulär, und der bald nach Erlaß dieses Gesetzes erfolgte Sturz des Hetmans bereitete den Hoffnungen der Hausbesitzer ein jähes Ende.

Die Spekulation mit städtischen Immobilien trug den Charakter einer Vermögensversicherung. Wenn zum Beispiel ein Haus, welches im Jahre 1914 100 000 Rubel kostete, im Jahre 1918 auf 1 Million Rubel zu stehen kam, so war damit der Besitzer um keinen Groschen reicher geworden, vielmehr ärmer, weil der Rubel von 1918 nicht einmal 10 Kopfen vom Jahre 1914 wert war. In dessen waren die Besitzer von barem Gelde fraglos noch zehnmal ärmer geworden, und hierin liegt der ganze Sinn der Agiotage mit Immobilien. Sie ist eine Krankheitserscheinung des zerrütteten Wirtschaftslebens und wird mit seiner Sanierung verschwinden.



Die alte Burschenschaft und die Aufgaben der Studentenschaft in heutiger Zeit

Von Fritz Hartung



n einem erstaunlich gut ausgestatteten Bande, der von Kriegspapiernot nichts spüren läßt, hat P. Wenzke kürzlich den ersten Teil seiner umfassenden, viele bisher völlig unbekannte Quellen ausschöpfenden Studien über die Geschichte der deutschen Burschenschaft vorgelegt.¹⁾ Vor- und Frühzeit der Burschenschaft bis zur Katastrophe der Karlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 sind darin behandelt. Daß nicht wie in früheren Bearbeitungen nur Jena, sondern alle deutschen Universitäten — mit Ausnahme der österreichischen, die am geistigen Leben Deutschlands damals keinen Anteil nahmen — in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, gibt der Darstellung gelegentlich etwas Ermüdendes und Schleppendes; es ist eine künstlerisch kaum zu bewältigende Aufgabe, die Geschichte von 19 Universitäten nacheinander zu schildern. Und doch läßt sich nur auf diese Weise ein voller Einblick in die bunte Bewegtheit unseres akademischen Lebens gewinnen. Einige Gruppen heben sich deutlich aus der Fülle heraus: zunächst die preussischen Universitäten, an denen sich bereits ein festes Staatsgefühl herausgebildet hat, dann Leipzig und Göttingen, die Träger eines selbstbewußten, nach außen sehr ablehnenden Partikularismus, ferner die erst langsam wieder in das deutsche Geistesleben hineinwachsenden Universitäten des katholischen Südens, endlich die mitteldeutschen Universitäten, unter denen Heidelberg, Gießen und Jena die Führung haben. Diese sind die eigentlichen Träger jener studentischen Reformbewegung, die im Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufschwung der deutschen Universitäten während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts den Typus des lauf- und rauffrohen Renommisten durch ein neues studentisches Ideal zu ersetzen versuchten. Aber diese Bewegung, in der bereits während der neunziger Jahre Jena im Mittelpunkt gestanden, an der kein Geringerer als Fichte persönlich mitgearbeitet hat, ist doch ohne greifbaren Erfolg geblieben. Erst das große Erlebnis des Freiheitskrieges, des ersten Krieges, an dem die deutschen Studenten kämpfend teilgenommen haben, hat den Boden für die sittliche Erneuerung der Studentenschaft in der burschenschaftlichen Bewegung bereitet. Um dessen Vaterschaft stritten sich bisher aus korporativem Ehrgeiz die Korps und die Burschenschaften. Wer beiden Verbänden fremd gegenüber steht, wird diesen Streit, in dem Wenzke für die Burschenschaften Stellung nimmt, für müßig erklären dürfen. Mit der korporativen Abschließung der heutigen Verbände hat die burschenschaftliche Bewegung von 1815 keine Gemeinschaft; sie ist vielmehr darauf ausgegangen, die gesamte Studentenschaft zu vereinigen und das studentische Leben auf neue Grundlagen zu stellen.

Nach zwei Richtungen hin will die Burschenschaft Neues schaffen. Zunächst will sie das studentische Leben im engeren Sinne veredeln. Ohne alle Muckerei

¹⁾ Geschichte der deutschen Burschenschaft, von Paul Wenzke, Bd. I (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, herausgegeben von H. Haupt, Bd. VI), Heidelberg 1919, XIV und 399 S. 16 M.

und Kopfhängerei versucht sie eine Einschränkung des Trinkens und des Trintzwanges durchzusetzen, in denen nur allzu lange das Wesen des honorigen Studenten erblickt worden war, strebt sie nach strengerer Auffassung des Geschlechtslebens, will sie überhaupt neue Ehrbegriffe für das Studententum aufstellen, mit denen zugleich auch der Duellunfug der älteren Zeit beseitigt und der Zweikampf an neue feste Regeln gebunden werden soll. Es ist der tiefe, aus inniger Frömmigkeit entspringende Ernst der Lebensauffassung der durch die Freiheitskriege hindurchgegangenen Generation, der aus allem dem, auch aus dem starken wissenschaftlichen Interesse spricht. Aber diese Reform ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, sich selbst zu erziehen für die Mitarbeit am politischen Leben, am Neubau des deutschen Vaterlandes.

Es ist bekannt, daß gerade dieser politische Einschlag der Burschenschaft zum Verhängnis geworden ist, daß er radikale Bestrebungen und als Rückschlag die Einmischung der Regierungen, zuletzt das Verbot der Burschenschaft hervorgerufen hat. Ich will darauf nicht eingehen, denn es ist nicht das historische Interesse, das mich zu der ausführlichen Anzeige des Wenkerschen Buches geführt hat, sondern ein aktuelles Interesse. Als ich zu Ende Juli des vorigen Jahres nach fast einjähriger Abwesenheit nach Halle zurückgekehrt war, über das inzwischen der Zusammenbruch des Kaiserreichs und die schwere Not des Bürgerkrieges hinweggebraust war, und als ich hier junge Studenten und alte Herren in bunten Mützen beim Frühschoppen und Stiftungsfest erblickte, da hatte ich den Eindruck von etwas durchaus Unzeitgemäßem. Es ist nicht meine Neigung, in wehleidige Klagen über die gute alte Zeit einzustimmen. Der Fleiß der großen Mehrzahl der Studenten ist unbestreitbar, der Kollegbesuch ist trotz der starken Belastung durch die sich aufeinander folgenden Semester ebenso gut und dauerhaft wie vor dem Kriege und in meiner eigenen Studentezeit. Aber der Funke fehlt, der die geistigen Kräfte, die in unserer akademischen Jugend schlummern, zum lodernnden Feuer ansachen könnte.

Wie nahe liegt es, unsere heutige Zeit mit der nach 1815 zu vergleichen. Auch wir haben das große Erlebnis des Krieges hinter uns; auch auf uns lastet die Not der Gegenwart ernst und schwer. Aber vergeblich suchen wir bei unserer akademischen Jugend nach dem rechten Verständnis für die Aufgaben des Tages, nach dem Streben, Fühlung mit den geistigen Strömungen der Zeit und damit die Führung zu gewinnen. Der Eindruck, daß Wertvolles durch die Revolution zerstört worden ist und daß wir vor allem die Pflicht haben, die Tradition festzuhalten, scheint vorzuwiegen. Das Bedürfnis, selbst neue Wege zu gehen, um eine neue Zukunft zu finden, überhaupt die frohe Schaffenslust der Generation von 1815, die fehlen uns. Gewiß hat es die heutige akademische Jugend schwerer als die alte Burschenschaft. Diese fand ein starkes einheitliches geistiges Leben vor, das sie sich nur anzueignen und ihren eigenen Bedürfnissen anzupassen brauchte. Heute fehlt die gemeinsame Grundlage dem deutschen Volk so sehr, daß man bis in das Jahrhundert der Religionskriege zurückgehen muß, um ähnliche Zerflüchtungen zu finden. Der Arbeiterfeiertag des 1. Mai hat mich an die Zeiten erinnert, wo Protestanten und Katholiken ihre getrennten Kalender und damit auch ihre getrennten Feiertage hatten. Wenn die Jugend von 1815 daran gehen durfte, die Ernte zweier reicher Menschenalter zu pflücken, so hat die heutige

Generation unter den politischen und geistigen Verschäumnissen ihrer Vorgänger zu leiden. Umso mehr aber hat sie die Pflicht, selbst an die Arbeit zu gehen, die ihr damit gestellt ist. Sie muß den Mut und die Kraft besitzen, sich selbst die Formen zu geben, die sie befähigen, in veränderter Zeit die Aufgabe zu erfüllen, die nur dem Gebildeten zufallen kann: die geistige Führung zu übernehmen. Und wie die alte Burschenschaft es gewagt hat, ohne Bruch mit der Vergangenheit doch Veraltetes und Überlebtes rücksichtslos abzustossen, so wird auch die heutige Generation ihr Werk mit strenger Prüfung der aus alten Zeiten stammenden Sitten und Gebräuche beginnen müssen. Wohl müssen wir Lebenden die Hoffnung auf eine Versöhnung der Klassegegensätze aufgeben, nachdem der erneute Bürgerkrieg der letzten Wochen deren Schärfe wieder gezeigt hat. Das entbindet uns, das entbindet vor allem die heranwachsende Generation nicht von der Pflicht, sich Verständnis für die Kräfte der neuen Zeit zu erwerben. Die Pflege der Tradition darf niemals die schaffende und gestaltende Kraft erdrücken. Auch heute möge die Studentenschaft das Wort beherzigen, in das der Sprecher der Burschenschaft bei dem Wartburgfest von 1817 die Aufgabe der damaligen Zeit zusammengefaßt hat, dem Volke zu zeigen, „was es von seiner Jugend zu hoffen hat, welcher Geist sie beseelt, wie Eintracht und Bruderfinn von uns geehrt werden, wie wir ringen und streben, den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flammenzügen in den Taten der jüngsten Vergangenheit sich uns kund tut“.



Weltspiegel

Der türkische Friedensvertrag. Am 11. Mai ist einer Delegation aus Konstantinopel der endlich in San Remo nach bewegtestem Hin und Her und auch diesmal wohl nur unter dem Druck der immer mächtiger werdenden anatolischen Nationalistenbewegung und des bolschewistischen Vordringens nach Transkaukasien fertig gewordene Friedensvertrag mit der Türkei überreicht worden. Da seine wichtigsten Bestimmungen in der Tagespresse meist ganz ungenügend angedeutet worden sind, seien sie hier noch einmal in kurzen Zügen wiedergegeben. Der Vertrag beginnt mit Verührung derjenigen Frage, die die Gemüter seit Monaten am meisten erhitzt hat und die in der Tat, wenn auch nicht für die Türkei, doch für die Entente die Kernfrage ist: des Besizes von Konstantinopel. Gnädig und salbungsvoll triest es also auf die Aschenbrödel der Friedensverhandlungen hinab: die Parteien erklären sich mit der Aufrechterhaltung der türkischen Oberhoheit über Konstantinopel einverstanden, jedoch (!) unter der Voraussetzung, daß die Türkei den Vertrag auch beobachtet, ebenso wie seine Modifikationen bezw. Zusätze betreffs des Schutzes der Minderheiten. Die Türkei verpflichtet sich, alle diesbezüglichen Vorschläge anzunehmen. Die Türkei muß sich demnach verpflichten, einen Vertrag zu beobachten, der eigentlich noch gar kein rechter Vertrag ist, sondern in sehr einschneidenden Punkten einer Ergänzung bedarf, von der nach den bis jetzt erhaltenen Proben östlicher Ententediplomatie noch kein Mensch auch nur annähernd sagen kann, wie sie ausfallen wird.

Nach diesem viel versprechenden Anfang heißt es dann weiter: die Meerengen werden für Kriegs- und Handelsschiffe sowohl im Frieden wie im Kriege offen gehalten. Verwaltet werden sie von einer Kommission aus je einem

Vertreter der Vereinigten Staaten (falls diese die Teilnahme wünschen), Englands, Frankreichs, Italiens, Japans, Rußlands (sobald dies als Mitglied des Völkerbundes anerkannt worden ist), Griechenlands, Rumäniens, Bulgariens (sobald dieses als Mitglied des Völkerbundes anerkannt worden ist). Die Vertreter der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs, Italiens, Japans, Rußlands haben jeder zwei Stimmen (gut gebrüllt, Löwe!), die der andern Mächte (also der nächst Interessierten!) je eine Stimme. Die Kommission ist gänzlich unabhängig von den lokalen Behörden und für alle Schiffs- und Hafenfragen zuständig. Die Türkei erklärt sich ferner damit einverstanden, daß die Länder mit turkischer Mehrheit östlich des Euphrat und im Süden von Armenien, über deren Grenzen noch eine aus englischen, französischen und italienischen Mitgliedern bestehende Kommission in Konstantinopel entscheiden wird, lokale Autonomie erhalten, eventuell sogar, besonders was den Südtteil von Kurbistan, der bislang zum Vilajet Mossul gehörte (also wo die Engländer Fuß gefaßt haben) betrifft, völlig unabhängig werden. Die Ausübung der Hoheitsrechte über Smyrna wird Griechenland übertragen. Als Zeichen der fortbestehenden türkischen Souveränität darf auf einem der Außenforst die türkische Flagge wehen. Griechenland ist verantwortlich für die Verwaltung dieses Gebietes, darf Truppen dort halten und das Gebiet in griechische Zollgrenze einbeziehen, darf andererseits jedoch nichts unternehmen, um den Wert türkischen Geldes herabzumindern. Es kann auf der Basis proportioneller Vertretung der Minderheiten ein lokales Parlament einsetzen. Die Wahlen zu diesem Parlament können jedoch hinausgeschoben werden, bis die gestrichelten oder verbannten Einwohner zurückgekehrt sind. Der Wahlmodus und die Einrichtung des Parlaments bedürfen der Genehmigung des Völkerbundesrates. Nach fünfjährigem Bestehen kann das Parlament von dem Völkerbundrat die Einverleibung in Griechenland verlangen. Der Völkerbundrat kann jedoch eine Volksabstimmung anordnen. Griechenland erhält weiter das ganze Gebiet der europäischen Türkei bis zur Tschatalbschalinie, außerdem die meisten Inseln wie Imbros, Tenedos, Lemnos, Samothrake, Mithlene, Samos, Chios usw. Armenien wird als selbständiger Staat anerkannt. Über seine Grenzen in den Vilajets Erzerum, Trapezunt, Wan, Bitlis und einen Zugang zum Meere entscheidet der Präsident der Vereinigten Staaten. Die Grenzen zwischen Armenien und Georgien einer-, Aserbeidschan andererseits setzen die direkt beteiligten Staaten selber unter sich fest. Syrien und Mesopotamien werden gemäß § 22 des Völkerbundespaktes unabhängige Staaten. „Verwaltungstechnisch werden sie, bis sie fähig sind, sich selbst zu regieren, den Ratsschlägen und dem Beistand eines Mandatsträgers unterstellt. Die Grenzen und die Mandatsträger werden durch die hauptsächlich alliierten Mächte bestimmt.“ Palästina wird ebenfalls einem Mandatsträger zugewiesen, die englische Erklärung vom 8. November 1917 betreffs Errichtung eines jüdischen Staates wird ausdrücklich bestätigt. Das Hebräa wird mit noch zu bestimmenden Grenzen als unabhängiger Staat anerkannt, bezugleich die Annexion Cyperns durch England und dessen Protektorat über Ägypten, an das die Türkei alle Rechte aufgibt. Die türkische Armee, aus Freiwilligen mit zwölfjähriger, für Offiziere mit 25jähriger Dienstzeit zu werben, darf nicht mehr als 35 000 Gendarmen, 15 000 Verstärkungen und 700 Mann Leibwache für den Sultan zählen. Alliierte und neutrale Offiziere haben am Kommando teil. Alle Festungswerke an den Meerengen und am Marmarameer werden geschleift, alle Kriegsschiffe werden ausgeliefert, die neue türkische Armee wird durch alliierte Kommissionen organisiert.

Wer jetzt noch nicht über dieses Meisterstück der Entente-Diplomatie in Bewunderung erstarrt ist, dem ist nicht zu helfen! Wehe, wenn ein Deutscher diese Herrlichkeit erdacht hätte, eine Woge unausslöschlichen Gelächters wäre über die Welt dahin gegangen. Und doch hat die Entente immerhin seit Versailles was zugerlernt. Sie gibt dem Gegner nicht mehr nur eine Woche oder zwölf Tage, sondern einen ganzen Monat Bedenkzeit. Ganz geheuer scheint ihr also nicht zumute gewesen zu sein. Sie scheint es nicht eilig zu haben, bewiesen zu be-

kommen, daß dieser Vertrag unmöglich ist. Allerdings braucht es dazu kaum mehr türkischer Gegenvorstellungen: schon an den Tatsachen selber stößt dieses Nachwort sich wesentliche Teile seines so schön erdachten Knochengeriüsts ein.

In den als unabhängig erklärten und Mandatsträgern zuerteilten Staaten lobert nämlich eine äußerst rege Aufstandsbewegung, die nicht gerade aus Freundschaft für die hohen alliierten und assoziierten Mandatsträger ausgebrochen zu sein scheint. In Syrien herrscht, den französischen Mandatteil beträchtlich beschneidend, seit dem 7. März, gewählt von einem Kongreß des Volkes, der famose Emir Feissal als König, der die Alliierten aufgefordert hat, ihre Truppen zurückzuziehen und in Cilicien im heimlichen Verband mit dem anatolischen Nationalistenführer Mustapha Kemal, durch Umzingelungen und Überfälle in Marasch, Antak, Urfa dafür sorgt, daß die Franzosen, deren Brutereisparnis wegen aufgestellte armenische Freiwilligenkorps sich schlecht bewähren und die durch entsetzliches Verwaltungsburcheinander in Adana, Beyrut und Konstantinopel gehemmt sind, dieser Aufforderung rascher als sie gerne möchten Folge leisten. Auch gegen die Ansprüche der Zionisten auf Palästina, wo Araber unter den Augen der Engländer jüdische Ansiedler niedermetzeln, hat sich Feissal gewandt, hat seinen Bruder Abdallah als König eines unabhängigen Iraks ausrufen lassen und weigert sich beharrlich, der wiederholt an ihn ergangenen Einladung der Alliierten, in Paris mit sich reden zu lassen, Folge zu leisten. In Mesopotamien aber bedroht der Generalstab des im Mai — wie zu vermuten steht auf englisches Betreiben — ermordeten Emirs von Sabil, Ibn Raschids, nachdem bereits seit dem Dezember Araberaufstände in Mesopotamien gemeldet wurden und im April Kut el Amara in die Hände der Aufständischen fiel, mit 50 000 Mann die englische Flanke. In Kurdistan ist einer „Times“-Meldung zufolge im Dezember der nicht gerade armenierfreundliche Enver Pascha zum König ausgerufen, während in Georgien, das sich mit Armenien gütlich über seine Grenzen einigen soll, seit Anfang Mai die Bolschewisten stehen. Das Mandat über Armenien wird ausgerufen wie sauer Bier, sogar Norwegen hat man aufgefordert. Ohne jeden Erfolg natürlich. Bis sich ein Dummer findet, kann der letzte Armenier ausgerottet sein. Auch um die Reorganisierung der türkischen Armee brauchen sich die Alliierten nicht mehr viel zu bekümmern, das hat Mustapha Kemal schon ganz alleine, allerdings unter vorsorglicher Überschreitung der festgesetzten Höchstzahl besorgt, und zwar so gründlich, daß die Italiener schleunigst auf alle Feindseligkeiten verzichtet haben, daß die Griechen, um ihre Stellung in dem voreilig besetzten Gebiet von Smyrna halten zu können, sich sogleich durch allgemeine, weitgehende Zwangsaushebung haben beliebt machen müssen, daß anatolische Truppen die Dardanellenforts bedrohen, daß in Stambul kein Mensch mehr ohne Zustimmung Kemals Minister zu sein wagt und daß die Bewegung sogar nach dem vom schlauen Veniselos so beharrlich petitionierten Thrazien übergesprungen ist. Die Regierung aber, die diesen schönen, in so vielen wesentlichen Punkten bereits überholten Vertrag unterschreiben soll, ist ohne jede reale Macht und wird vom eigentlichen Stammlande, dessen kaum ernsthaft beschränkter, durch ein militärisches Bündnis mit den Bolschewisten noch gestärkter Gebieter Mustapha Kemal ist, verleugnet.

Nur weltfremde Bürokraten haben diesen Vertrag ausdenken können, Leute, denen lediglich daran gelegen war, von Deuten, die sich ebenfalls nur an Buchstaben halten, eine Unterschrift zu bekommen. An alles hat man gedacht: daß Wilson die Türken aus Europa vertrieben, die Griechen nicht in Smyrna wissen wollte und daß der Sultan dennoch der Mohammedaner in Indien wegen und um nicht den Rest der Alttürken den Nationalisten vollends in die Arme zu treiben, in Stambul bleiben mußte. Daß man Frankreichs Empfindlichkeit in Syrien und in der Meerengenfrage schonen und Rußland durch geschickte Stimmenverteilung die Einflugsnahme auf die Meerengen unmöglich machen mußte, daß man in Kurdistan einen Wall gegen den Bolschewismus errichten und im Gebirge den Sandweg nach Indien bahnen wollte. Und als man sich dann endlich —

auf dem Papier geeinigt hatte, lief jählings infolge des vielen Abrierens die Tinte aus und entstand der große Nationalistentfleck. Man glaubte die Türkei erledigt zu haben und schon stand eine neue da, die den ganzen Vertrag zu nichts machte.

Diese ganze Nationalistenbewegung ist lediglich auf die schweren politischen Fehler der Entente zurückzuführen. Wäre sie einig gewesen, sie hätte zu Anfang des vorigen Jahres der Türkei jeden Frieden auferlegen können, den sie gewollt hätte. Aber man war eben, zumal in der Frage, was mit Konstantinopel werden sollte, nicht einig. Und da man die Einigkeit zunächst in den Verhandlungen mit Deutschland dringend brauchte, ließ man die türkische Angelegenheit vorläufig vorsichtig auf sich beruhen. Bis die Griechen den günstigen Moment erspähten, da Italien sich durch seine Sezession wegen des Adriakonflikts unbeliebt gemacht hatte und „gestraft“ beziehungsweise geschreckt werden mußte, und mit der beinahe eigenmächtigen Besetzung Smyrnas, das im Vertrag von St. Jean de Maurienne Italien zugesprochen war, das Signal zur Aufteilung Kleinasien (vgl. Grenzboten 1919 Nr. 23), aber auch zur nationalistischen Verteidigung gaben. Inzwischen hatten die Engländer unter der Hand durch einen Geheimvertrag mit der türkischen Regierung, der deren Verbleiben in Konstantinopel gewährleistete, ihren Einfluß an den Meerengen zu festigen gesucht. Flugs waren die Franzosen für Vertreibung der Türken aus Europa und traten, während die Italiener aus Feindschaft gegen die Griechen insgeheim Mustafa Kemal, die Engländer ebenso heimlich die Araberstämme Faisals gegen die Franzosen stärkten, sogar gelegentlich für die griechischen Ansprüche auf Konstantinopel ein. Eine Zeitlang haben dann sowohl England wie Frankreich geschwankt, ob sie für ihre Ziele nicht eventuell auch Mustafa Kemal benutzen könnten und wahrscheinlich geglaubt, ihn als Popanz gebrauchen zu können, um die türkische Regierung gefügig zu machen. Verlangsamte wurde diese Entwicklung noch dadurch, daß England, bis es die syrische Angelegenheit in seinem Sinne geordnet hatte (vgl. Grenzboten 1919, Nr. 40) sich in allen Meerengenfragen hinter der Wilsons Krankheit wegen ausbleibenden Entscheidung Amerikas verschanzte. Aber die nationalistische Bewegung wuchs den klugen Rechnern und geübten Intriganten über den Kopf, die Januarwahlen entschieden für den Einfluß des Komitees Einheit und Fortschritt, Anfang Februar plünderten Nationalisten auf Gallipoli Depots mit 80 000 Gewehren, Mitte Februar erfolgte eine Umbildung des Kabinetts in nationalistischem Sinne und weder die neue Kabinett noch Mustafa Kemal ließen Zweifel darüber bestehen, daß sie unter keinen Umständen eine Schmälerung der türkischen Hoheitsrechte in Europa und Kleinasien zugeben würden. Da besetzten am 16. März unter dem Schutze englischer (und griechischer) Schiffskanonen britische Seeleute das Kriegs- und Marineministerium und das Hauptpostamt in Konstantinopel, schafften nicht nur die nationalistisch gesinnten, sondern auch die franzosenfreundlichen Persönlichkeiten nach Malta, verhängten selbst über den Thronfolger Hausarrest und stellten den gefügigen Damad Ferid an die Spitze eines neuen Kabinetts. Der beschloß seinen guten Willen zu zeigen und schickte einen obskuren Bandenführer Andavur gegen die Anatolier. Aber diese Exekutionsarmee wurde in katastrophaler Weise geschlagen, Panderna fiel in die Hand der Aufständischen, die inzwischen auch Lampasak besetzt haben, auf Bigha losrücken und bereits die Dardanellen bedrohen. Jetzt hatte also die Entente zwar eine gefügige Regierung, aber leider hatte diese weder Land noch Untertanen. Und als man sich in seiner Not an den Marschall Foch um Rat wandte, forderte dieser zur Niederwerfung der anatolischen Bewegung nicht weniger als 300 000 Mann, die man, auch wenn man sich der ausnahmsweise liegenden Gründe äußerst hilfsbereiten Griechen bedienen wollte, nicht mehr aufzubringen vermochte, da Frankreich am Rhein gefesselte Bestände schon für Syrien nicht mehr ausreichen und England froh ist, wenn es Mesopotamien, Persien und die indische Grenze halten kann. Daher das Einlenken in San Remo, daher die Belassung des Sultans in Konstantinopel, daher die türkische Flagge

auf dem Smyrnaer Außenfort. Es ſollte wenigſtens ſo ausſehen, als wollte man den Türken entgegenkommen.

Ergebnis: Praktiſch ſind die Meerengen in der Gewalt der Engländer, die ſie nur wieder herausgeben werden, wenn es den Ruſſen gelingt, den Krieg taſächlich nach Indien zu tragen. Die Franzoſen knirſchen vor Zorn über eine diplomatiſche Niederlage, ſprechen ſchon davon, die türkiſchen Nationaliſten zu unterſtützen, ſind aber ſelber, wie ihre engliſchen Freunde in Meſopotamien und Kurbidiſtan, in Syrien und Sizilien bedroht. Griechenland ein Sturmblod Englands, die Türkei im Bunde mit den Bolſchewiſten. Der ganze Orient anderthalb Jahre nach Waffenſtillſtand in latentem Kriegszuſtand. Brächtige Ausſichten für den Weltfrieden!

Menenius



Drinne und drauſen

Die „traditionelle“ franzöſiſch-türkiſche Freundschaft. Es war intereſſant feſtzuſtellen mit welchem Aufwand an Ausdrücken die franzöſiſchen Propaganda-Broſchüren und Artikel während des Krieges die Bezeichnung „die traditionelle franzöſiſch-türkiſche Freundschaft“ abgewandelt haben. In unaufhörlicher Wiederholung und in verſchiedenen Tonarten fand man dieſe Bezeichnung überall wieder und es ſchien, als ob die Freundschaft und das dauernde Wohlwollen Frankreichs gegenüber der Türkei ſo auffällig hervorgehoben wurden zu dem einzigen Zweck, um der Welt zu beweifen, daß die letztere ſich undankbar und wenig erkenntlich für die geleifteten Dienſte bewieſen habe, indem ſie an der Seite der Feinde Frankreichs am Kriege teilgenommen hatte. Wenn ſie ſo dargeſtellt wurde, konnte die traditionelle Freundschaft Frankreichs leicht mißverſtanden werden, denn das türkiſche Volk hätte das Recht gehabt, ſich zu fragen, ob die Hinnegung, die es jederzeit für die Zivilisation, die Literatur, die Künſte, die Wiſſenſchaften und das Volk Frankreichs bewieſen habe, belohnt worden ſei, wie es ſich gehört hätte, und durch andere Mißſichtnahme als ſie ihm die franzöſiſche Diplomatie erzeigt hat.

Man könnte ſich das Vorhandenſein einer traditionellen Freundschaft erklären, indem man ſich auf die Taſſache ſtützt, daß weit davon entfernt, ſyſtematiſch alles Nicht abzuweiſen, das aus dem Okzident gekom-

men war, die Türken ſich immer beſonders beeifert haben, aus den Brüſten der franzöſiſchen Kultur zu ſaugen, und daß anderſeits das franzöſiſche Volk immer die größte Sympathie für die Dinge und Angelegenheiten der Levante bewieſen hat, wodurch es zeigte, daß es die Türken am beſten verſtand. Es iſt unbeſtreitbar vom Geſichtspunkt der Zivilisation aus, daß die beſten Abhandlungen über den naſten Orient in Frankreich veröffentlicht worden ſind, und daß anderſeits das franzöſiſche ſo zu ſagen eine Art Nationalſprache bei den Türken iſt. Jedermal, wenn man von der traditionellen franzöſiſch-türkiſchen Freundschaft ſpricht, wenn man behauptet, daß die verſchiedenen Regierungen, die ſich in Frankreich gefolgt ſind, gleich wie die franzöſiſche Diplomatie, ſich immer als Freunde der Türkei erwieſen haben, ſo iſt es notwendig, eine Unterſcheidung zu machen. Ein Abgrund trennt die traditionelle Freundschaft des franzöſiſchen und des türkiſchen Volkes von der traditionellen Haltung der Regierenden Frankreichs!

Ohne bis auf die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts zurückzugehen, um die Vorgeſchichte der franzöſiſch-türkiſchen Freundschaft aufzuſuchen, ohne ſelbſt bis zur Epoche Franz I. zurückzugreifen, die ſich durch die Steuer auf die erſten Kapitulationen bekannt gemacht hat als beſondere Gunſtbezeugung für die am Eingang der Levante niedergelaſſenen Handelſtreibenden, muß

man feststellen, daß die politischen und diplomatischen Beziehungen am Anfang des 19. Jahrhunderts eine radikale Änderung erfahren haben. In der Tat läßt ein Hinblick auf die Geschichte dieses Jahrhunderts die folgenden Tatsachen klar werden:

1. Französische Intrigen gegen die Türken, die Reis von Algier und die Reis von Tunis, die der Annexion der beiden Länder widerstrebt haben, der beiden Länder, deren Bevölkerung bis heute unter ein eisernes Regime gestellt wurde, französische Intrigen Ägypten gegenüber beim großen Mehemet Ali, die den Zweck hatten, den letzteren gegen die Türkei aufzuheizen, um ihn zu schwächen und dann einen Handstreich gegen Ägypten zu unternehmen.

2. Die Rolle der französischen Diplomatie in den Ereignissen, die dem Unabhängigkeitskrieg Griechenlands gegen die Türkei vorangingen, die der Türkei feindliche Haltung der französischen Diplomatie während der Emancipation der Balkanvölker.

3. Die französischen Intrigen im Libanon und in Syrien, die dahin zielten, eine feindselige, separatistische Neigung hinsichtlich des ottomanischen Reiches zu nähren und Wirren zu erregen, um in diesem Teil der Türkei das zu erleichtern, was in Algier und Tunis eingetreten ist.

4. Der Vertrag von 1904 zwischen Frankreich und England, der Ägypten dem letzteren ausgeliefert hat.

5. Die Rolle, die Herr Poincaré gespielt hat im Laufe des japanischen Krieges, nachdem er den status quo proklamiert hatte sich dann als Kämpfer für die Abtrennung der Türkei von Europa offenbarte, sobald der Erfolg der Feinde der Türkei sich herausgestellt hatte.

6. Die Entfesselung des offiziell hervorgerufenen Hasses, der sich in der französischen Presse gegen die Türkei zeigte während des Massakers der Türken in der europäischen Türkei und ihrer Auswanderung auf asiatisches Gebiet. Es gibt tatsächlich kein Beispiel in der Geschichte dafür, daß ein besiegtes Volk so feige von alten Freunden beschimpft, gehetzt und verleumdet worden sei, von alten Freunden, deren direkte oder indirekte Interessen gar nicht in Frage stan-

den. Nach einigen französischen, von der Regierung inspirierten Blättern sei der Krieg der kleinen christlichen Staaten gegen die Türkei ein richtiger heiliger Krieg, ein Kreuzzug gewesen: das Kreuz gegen den Halbmond. Man hatte in Frankreich Eile, die türkischen Horden wieder auf die asiatischen Hochebenen zurückzubringen und die Hagia Sophia wieder ihrem alten Kultus zurückzugeben. Wenn man zu dem allem die skandalösen Enthüllungen nimmt, die aus der Veröffentlichung der Geheimverträge zwischen Frankreich und seinen Verbündeten von heute sich ergeben, was die Teilung der Türkei anbelangt, so wird der auch nur mit dem geringsten Gerechtigkeitsgefühl ausgestattete Leser, selbst wenn er Franzose ist, mit uns darüber einig sein, zuzugeben, daß die französische Diplomatie für die Türkei höchst verhängnisvoll gewesen ist und daß sie eines der schlimmsten Verhängnisse war, die auf ihr lasten. Zu guter Letzt wollen wir erwähnen, als genügenden Beweis gegen das Bestreben der „traditionellen französisch-türkischen Freundschaft“, die zynische Haltung, die die französische Presse während des Weltkrieges eingenommen hat, wie auch die immer wiederholten Lügen und Verleumdungen in den inspirierten Artikeln mit Bezug auf die armenische und syrische Frage. Die Völker dieser Länder wurden von der französischen Diplomatie als die orientalischen Kunden französischen Handels betrachtet. Man sieht also, woraus die Freundschaft besteht, die das politische und diplomatische Frankreich während des 19. Jahrhunderts und später der Türkei gegenüber bewiesen hat. Man könnte im Hinblick darauf das berühmte Wort wiederholen: „Gott schütze uns vor unseren Freunden!“ Aber was noch schwerer ins Gewicht fällt und worauf wir die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung hinlenken möchten, das ist die Tatsache, daß diese Politik, daß alle Verstümmelungen und Zermürbungen, die die Türkei erlitten hat, unter der Ägide der französischen Diplomatie ins Werk gesetzt wurden, in formellem Widerspruch mit den Verträgen, die die Unterschrift Frankreichs tragen. Die französische Diplomatie hat also in dieser Beziehung das Verbrechen der

Demokratie = Beleidigung verübt. Sie hat einen ausgesprochenen Trennungsweg beschritten, der abseits von der traditionellen Freundschaft des französischen und türkischen Volkes führte. Sie hat in der französischen Demokratie imperialistische Eroberungsgedanken entfesselt. Sie zeigt sich der Welt also nicht als Vertreter oder Fürsprecher einer Demokratie, sondern einer ansehbaren Oligarchie des Größenwahns. D. Carnevali

Wie ankündigte Amerikaner während des Krieges dachten und wie sie heute denken. „Solange Krieg war,“ sagt der Herausgeber des „American Monthly“ G. S. Bieder im Novemberheft seiner Zeitschrift, „hielt ich mich gewissenhaft davon zurück, die Regierung zu tadeln. Da nun der Krieg gewonnen ist, betrachte ich es nicht bloß als ein Bürgerrecht, sondern sogar als eine Bürgerpflicht.“

Gleich so vielen Idealisten auf der ganzen Welt hatte ich auf Woodrow Wilson mein ganzes Vertrauen gesetzt. Je größer meine Enttäuschung wurde, desto heftigere Abneigung gegen ihn fühlte ich. Ich unterstützte Woodrow Wilson, solange er recht hatte. Ich trat als Gegner Wilsons auf, sobald er unrecht hatte. Ich hege Hochachtung vor der Amtswürde des Präsidenten. Aus diesem Grunde wehrte ich mich gegen die Annahme des mathematischen Ausspruchs, daß $14 = 0$ oder $6 = 1$ sei.

England macht bekanntlich auf 6 Stimmen im Völkerbund Anspruch, wogegen Amerika nur einen Vertreter haben soll.

Wenn ich die Sache Deutschlands vertrat, so würde ich den Völkerbund unterstützen. Deutschland ist der einzige Staat in Europa, welcher den Völkerbund ernst nimmt. Aber meine Selbstachtung als amerikanischer Bürger macht es mir unmöglich, den Wortbruch gutzuheißen, den Wilson vierzehnsach in Amerikas Namen begangen hat.

Ich bin ein Gegner des Rassenkampfes in den Vereinigten Staaten. Ebenso kämpfe ich dagegen, daß sich eine radikale Gruppe die Herrschaft anmaße. Ich predige keinen Haß, ich predige Liebe. Ich glaube an die Zusammenarbeit aller Rassen unter der Führung der drei großen germanischen Staaten: der Vereinigten Staaten von Amerika, der Vereinigten Staaten Deutschlands und der Vereinigten Staaten Großbritanniens. Vereinigte Staaten Deutschlands kann es nicht geben, bevor nicht der Friedensvertrag in den Papierkorb gewandert ist, wohin er gehört.

Es kann keine Vereinigten Staaten Großbritanniens geben, bevor nicht Irland, Ägypten, Persien usw. frei ist. Und die Vereinigten Staaten von Amerika können nicht wirklich mit den freien Staaten der Welt zusammenarbeiten, bevor nicht der Boden von dem schädlichen Unterholz befreit ist, welches die britische Propaganda dort gepflanzt hat.

Ich fühle mich nicht dazu berufen, deutsche Propaganda zu treiben, sondern reinen Amerikanismus zu verkünden.“

(Übersetzt von Dr. Martin Pawlick)



Bücherschau

von Freitagsh-Loringhoben, Geschichte der russischen Revolution, Teil I (München, J. F. Lehmanns Verlag, geh. 7.20 M., geb. 9.60 M.).

Es ist recht schade, daß von Freitagsh-Loringhoben dem bereits 1919 erschienenen 1. Teil seiner russischen Revolutionsgeschichte

bisher keine Fortsetzung hat folgen lassen. Denn was die Grundlage jeder Wertung und Kritik der großen politischen Umwälzung im Osten bildet, eine genaue Kenntnis ihres tatsächlichen Verlaufs, fehlt für die Zeit der Bolschewistenherrschaft fast völlig. In dem vorliegenden 1. Teil seines Geschichtswerkes

zeigt der Verfasser, daß er dieses Tatsachenmaterial beherrscht; freilich flossen für das Jahr 1917 die Quellen hierüber noch weit reichlicher als später. Gut herausgearbeitet ist aus der Fülle der Details bei Freytagh-Loringhoven der Gegensatz zwischen Regierung und Sowjets, der in seinem unheilvollen Dualismus die Revolution von ihrem Beginn an begleitete und dessen Unüberbrückbarkeit dem Emporkommen des Bolschewismus den Boden ebnete.

An der rein sachlichen Darstellung des Verfassers, der Stoffgliederung und Disposition ist Kritik kaum zu üben; ernsthaften Widerspruch fordert hier eigentlich nur die kurz skizzierte Entwicklung der politischen Stimmung der Polen heraus, in der — um nur einige Namen zu nennen — neben dem erst nach der Revolution zu politischer Bedeutung gelangten Ledwici Leute wie Dmowski, Garusiewicz, Szabelo, Pilsudski und die von ihnen vertretenen Richtungen nicht fehlen durften. Doch ist dies für das Werk als Ganzes nicht wesentlich. Wohl aber scheint mir eine Lücke in der Darstellung von Freytagh-Loringhoven in seiner Vernachlässigung der Einwirkungen der äußeren Politik zu liegen. Der Verfasser schildert überwiegend die Entwicklung im Innern, seinem politischen Standpunkt entsprechend, durchweg in der Auffassung, daß ein starker Einzelwille fehlte, der den elementaren Zerlegungsprozeß in Rußland hätte aufhalten können. Bedenkt man, daß dieser Prozeß eine dreijährige Entwicklungsgeschichte hatte, so erscheint es zweifelhaft, ob ein Einzelner hier mit eiserner Hand hätte Einhalt tun können. Vor allem aber wirkte ja die Hauptursache dieses Zerlegungsprozesses noch: der Krieg. Daß die Revolutionsregierung dem Lande nicht den Frieden brachte, war für sie mindestens in gleichem Maße verhängnisvoll wie die Nebenregierung der Sowjets. Die Enttäuschung über das Ausbleiben des Friedensschlusses trieb die Massen dem Bolschewismus mit seiner Lösung des Friedens um jeden Preis in die Arme. Schon dieser unmittelbare Zusammenhang der Friedensfrage mit der Entwicklung der Revolution hätte ein Eingehen auf die außerpolitischen Beziehungen nötig gemacht. Hierbei

kommt nicht nur das Bestreben der Entente in Frage, mit Hilfe ihrer getreuen Trabanten, der Kadetten, Rußland als Bundesgenossen zu erhalten — ein Bestreben, das eine Beteiligung des englischen Botschafters Buchanan am Ausbruch der Revolution selbst wahrscheinlich macht —, sondern auch der verzweifelte Versuch wirklich demokratischer Kreise in Rußland, vor allem des wohl zu hart kritisierten Kerenski, dem Schlagwort „Friede ohne Annexionen und Kontributionen“ zur Durchsetzung zu verhelfen. Daß die hierin liegende Möglichkeit eines allgemeinen Friedens verpaßt wurde, liegt auch mit an der Haltung Deutschlands. Denn wenn auch von Berlin aus offizielle Worte über eine Friedensbereitschaft nach Petersburg gerichtet wurden, bestand die praktische Dokumentierung dieser Friedensbereitschaft in Sonderfriedensangeboten, die vor allem von Truppenführern der Ostfront ausgingen. Wer aber nur ein wenig über die damalige Lage in Rußland orientiert war, mußte wissen, daß solche Sonderfriedensangebote, die die ehrliche Demokratie in Rußland als Verrat ihrer eigenen Sache zurückwies, unmittelbar die kadettische Kriegspartei, mittelbar die Bolschewisten stärken würde.

Der Wertmaßstab, den von Freytagh-Loringhoven in seiner historischen Kritik an Dingen und Menschen anlegt, erhellt unter anderem aus der Bemerkung, daß Nikolaus I. und Alexander III. „einheitliche, in sich geschlossene Naturen“, „ganze Männer“ waren, die das Regiment in Rußland führten, dessen es bedurfte; eine Auffassung freilich, mit der sich jede zielbewußte Diktatur, letzten Endes auch die eines Lenin, rechtfertigen läßt.

Gracqus

Die Reste der russischen Volkswirtschaft. Unter diesem Titel hat der ausgezeichnete Rußlandkenner Dr. Bernhard Treuenfels vor kurzem eine Schrift¹⁾ erscheinen lassen, deren Wert nicht nur in dem zusammenhängenden Überblick liegt, den sie auf Grund authentischen Materials über die

¹⁾ In der Sammlung „Finanz- und volkswirtschaftliche Zeitfragen“, 64. Heft, Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart, 1920.

Lage aller russischen Wirtschaftszweige im letzten Jahre bietet, sondern vor allem in der ausführlichen Schilderung der Entwicklung, die seit Beginn des Weltkrieges zum schließlich völligen Zusammenbruch des gesamten russischen Wirtschaftsorganismus geführt hat.

Der erste Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit den Einwirkungen des Krieges bis zur Märzrevolution im Jahre 1917; im zweiten Teil wird der weitere Verlauf der Dinge unter der acht Monate langen Herrschaft Kerenskis geschildert. Bis auf die mißlichen Folgen der schlecht organisierten Mobilmachung und des allzu plötzlichen allgemeinen Alkoholverbotes wird zurückgegangen, um von da aus all die Faktoren aufzuweisen, die am Werke waren, die kriegerische Katastrophe Rußlands zu einer noch schlimmeren politischen und wirtschaftlichen zu machen. Es würde zu weit führen, auf die wichtigen Belege einzugehen, die der Verfasser zum Beispiel für die erbitterten Kämpfe zwischen der zaristischen Regierung und den Selbstverwaltungskörpern (dem *Semstwo*- und Städtebund und dem Zentral-Kriegsindustrie-Ausschuß) zitiert. Ebenso wenig kann hier auf die hochinteressanten politischen Betrachtungen eingegangen werden, die sich auf die unmittelbare Vorgeschichte der Märzrevolution beziehen; und auch aus der eingehenden, durch umfangreiches Zahlenmaterial unterstützten Darstellung der Kerenski-Periode sei nur der sehr wesentliche Absatz über die gründliche und charakteristische Zerrüttung des Eisenbahnwesens erwähnt. Überhaupt spielt die rasche und völlige Zerrückung des gesamten russischen Verkehrsapparates für die Folgezeit eine verhängnisvolle Rolle, und doch ist sie nur einer der vielen von Treuenfels angeführten Faktoren, die unter bolschewistischer Herrschaft die allgemeine Wirtschaftskatastrophe schließlich den geschilderten Grad erreichen ließen.

Der bei weitem umfangreichste vierte und letzte Teil des Buches ist der Beschreibung und Begründung der dadurch hervorgerufenen augenblicklichen wirtschaftlichen Lage der Sowjet-Republik gewidmet. Eine Fülle neuartiger Gesichtspunkte macht

dieses Kapitel besonders wertvoll. Hervorgehoben sei, daß all das, was in diesem Teil insbesondere über den Totekampf der Industrie in der Sowjet-Republik gesagt ist, auch dem Deutschen sehr zu denken geben muß. Stellen, wie der Hinweis auf die Schuld, die die Schwäche eines großen Teils der Betriebsleiter an der so schweren Schädigung der meisten industriellen Werke trägt, sind nicht bloß für die Beurteilung russischer Verhältnisse von Bedeutung. Dasselbe gilt von vielen anderen Feststellungen des Verfassers. Dem Sozialisierungsmechanismus der Sowjetregierung (vom Anarcho-Syndikalismus zur Rationalisierung und eigentlichen Sozialisierung), dem Ausbau der Industrieorganisation („die gerade dann die höchste Stufe theoretischer Gerechtigkeit, Zweckmäßigkeit und Vollendung erreicht haben wird, wenn das Substrat der Organisation, die Industrie selber, völlig verschwunden sein wird“), der jetzigen Agonie der Industrie auch im nichtbolschewistischen Süden gelten ausführliche Abschnitte. Daneben kommen die Betrachtungen über Landwirtschaft und Bodenproblem, Finanz- und Währungsfragen vielleicht ein bißchen zu kurz, doch ist ja gerade das Schicksal der Industrie unter bolschewistischer Herrschaft für Deutschland von besonderem Interesse. Zudem verfügt der Verfasser gerade auf diesem Gebiete über größte Sachkenntnis, da er selbst lange Jahre in der russischen Montanindustrie an leitender Stelle stand.

Alle diese Erörterungen sind durchsetzt von sehr bemerkenswerten Ausblicken in die Zukunft. Das sachmännische Urteil des Verfassers über die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des russischen Wirtschaftslebens sind von einem „trotz allem“ starken Optimismus getragen. Wenn auch bei der augenblicklichen Situation die Gesundung der russischen Volkswirtschaft erst in ferner Zukunft erwartet werden kann, so darf man ihr doch mit fester Gewißheit entgegensehen, denn alle Zerstörung hat die wahren Reichtumsquellen Rußlands nicht antasten können; die liegen „in seinem Boden, in seinen undurchdringlichen Wäldern und in den reichen Schätzen seines Bodens unter Tage“.

Das dritte bisher unbeachtet gebliebene Kapitel schiebt sich zwischen die Betrachtung der Krenski- und der Sowjet-Periode ein und behandelt die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ukraine, insbesondere zur Zeit der Okkupation durch die Mittelmächte. Die Gestaltung der Getreidebeschaffung und der Kohlenförderung sowie die Zustände des Eisenbahnwesens in jener Zeit werden ausführlich besprochen. Vor allem aber ist bedeutsam, was der Verfasser aus eigener Anschauung zur deutschen Ukrainepolitik zu sagen weiß. Aus seinem Rückblick auf die kurze Periode des Wirkens der Mittelmächte in der Ukraine seien hier wenigstens ein paar Sätze angeführt. „Wer konnte ruhig und weitstichtig ein großes Ziel verfolgen, wenn die Not in der Heimat, das Elend hungernder Frauen und Kinder zwang, nur an die nächste Stunde zu denken. Den Mittelmächten fehlte bereits der geistige Elan und die wirtschaftliche Kraft, die es ihnen ermöglicht hätte, mehr zu geben und weniger zu nehmen. . .“ „Wer die deutsche Arbeit in der Ukraine vorurteilslos kritisieren will, vergesse nie, wieviel kostbare Zeit und Kraft auf der einen Seite im Kampf mit rivalisierenden österreichisch-ungarischen Bestrebungen, mit Prestige-Streitigkeiten und auf

der anderen mit der Bekämpfung des ukrainischen sozialen Radikalismus von rechts und links, mit Ausgleichung der nationalistischen Gegensätze verschwendet werden mußte. Wenn man weiß, wieviel leidenschaftliche Parteipolitiker und wie wenig geskulte Facharbeiter in diesem jungen Lande vorhanden waren, dem auch das auf allen Kampfplätzen der Welt blutende Deutschland nicht mehr die notwendige reiche Fülle an Spezialisten zur Verfügung stellen konnte, so wird man zu einer gerechteren Würdigung des deutschen Wirkens kommen als es gewisse Kreise deutscher Ostpolitiker tun, und die Kommunisten, die den Mißerfolg in der Ukraine als einen Beweis dafür ansehen, daß eine bürgerliche Regierung in Rußland die durch den Krieg zerrütteten Verhältnisse im Vergleich mit der bolschewistischen Wirtschaft nur noch verschlimmert hätte.“ (a. a. O., S. 43, 54/55.)

Dieser flüchtige Überblick möge genügen, um zu beweisen, daß es sich bei der besprochenen Schrift um eine Veröffentlichung handelt, die an Weite des Gesichtsfeldes, an Reichtum des Inhalts und an Durchdringung des Stoffes auf einer nicht gewöhnlichen Höhe steht.

U. Ludwig (Östr.)



Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Baggow 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.



Die Reichsfinanzreform 1919-20

Von Prof. Dr. Ludwig Waldecker, Berlin



as 1806 zertrümmerte heilige römische Reich deutscher Nation war ursprünglich ein Einheitstaat gewesen, der dann allmählich der Zersägung anheimgefallen war. Seine Erben waren die deutschen Territorialstaaten, die, erpicht auf ihre eben errungene volle Staatlichkeit, sich nunmehr als unverbundene Individuen gegenüberstanden 1815 schlossen sie sich mit Österreich in politischer Hinsicht zu einem überstaatlichen Verbande, dem Deutschen Bund, zusammen. 1834 trat daneben der, Österreich nicht umfassende, Deutsche Zollverein. Beides waren völkerrechtliche Verbände im übrigen unverbundener Staaten, in denen den jeweiligen Gliedern gewisse Angelegenheiten samt Gewinn und Verlust gemeinschaftlich waren, wie den Gesellschaftern einer offenen Handelsgesellschaft. Der Deutsche Bund erlosch 1866, der Deutsche Zollverein hat die damalige Krise überstanden. An die Stelle des Deutschen Bundes traten einmal der Norddeutsche Bund, zum andern Militärkonventionen zwischen diesem und den süddeutschen Staaten. Aus der Verschmelzung dieser drei Verhältnisse ist dann das neue Deutsche Reich entstanden. Es knüpfte historisch an jenes Nebeneinander der deutschen Staaten an, das seither gewesen war; doch blieb es nicht bei dem seitherigen sozietätsmäßigen Nebeneinander der Glieder stehen. Wir finden vielmehr von vornherein auf gewissen Gebieten eine volle staatsrechtliche Gemeinheilichkeit, die Glieder gehen in einem sie umfassenden größeren staatlichen Gemeinwesen, eben dem Reiche, auf. Daneben finden wir für die Zukunft ein nach derselben Richtung zielendes, noch weitergehendes Programm, das denn auch tatsächlich nach und nach zum großen Teile verwirklicht worden ist. Es war demnach nicht mehr die Rede von einem bloßen Sozietätsvertrag an sich unverbunden bleibender Staaten, sondern ein neuer Staat wurde damals ausgerichtet, der sofort seine eigene Finanzgewalt erhielt; und da erfahrungsgemäß mit wachsenden Aufgaben auch die Ausgaben steigen, so sah die Reichsverfassung auch eine Erweiterung der Reichseinnahmen vor. Es entsprach durchaus der damaligen Gesamtlage, die ein gesamtdeutsches Staatsbewußtsein noch nicht kannte, sondern erst schaffen sollte, wenn zunächst die Bundesfinanzierung subsidiär auf den Finanzen der Einzelstaaten aufbaute:

der durch reichseigene Einnahmen nicht gedeckter Bedarf des Reichs sollte wie in der Zeit des Deutschen Bundes als Matrikularbeiträge auf die Gliedstaaten umgelegt werden. Aber nur so lange sollte das der Fall sein, als nicht entsprechende Reichssteuern eingeführt waren. Die Absicht ging also dahin, mit der allmählichen Entlastung der Gliedstaaten in Ansehung der Aufgaben und Ausgaben ihnen auch Einnahmen zugunsten des Reichs zu entziehen; insbesondere war daran gedacht, direkte Landessteuern auf das Reich zu übertragen. Man darf deshalb sagen, das Deutsche Reich beruhe auf dem umgekehrten Gedanken, wie das alte Reich bis 1806: nicht mehr zentrifugale, sondern zentripetale Tendenzen stehen im Vordergrund, und als — in weiter Ferne liegendes — Ziel wäre die allmähliche Mediatisierung der Einzelstaaten durch das Reich in Aussicht genommen gewesen, wie sie sich in der allmählichen Konzentration der Staatsaufgaben und deren Finanzierung im Reich spiegelt. Wenn und soweit wir sozietätsmäßige Elemente finden, wie z. B. in den Matrikularbeiträgen, so sollte es sich um, aus der damaligen politischen Gesamtsituation zu erklärende, vorübergehende Erscheinungen handeln, so daß dies später Episoden geworden wären. — Es kam aber zunächst anders. Dank der mit der Reichsgründung verknüpften politischen Zweckgedanken haben jene sozietätsmäßigen Elemente, wenn auch zuletzt nur noch über Fiktionen, mehr als nur episodenhafte Bedeutung erlangt. Der nach mehrfacher Richtung sich äuffernde staatliche Dualismus der Vergangenheit hat den Ausbau der Reichsverfassung im Sinne des ursprünglichen Grundgedankens mancherorts verhindert, und so sind denn auch die Matrikularbeiträge und mit ihnen die Erinnerung an die sozietätsmäßige Struktur der Reichsfinanzierung eine stehende Einrichtung geworden. Darüber ist es seit dem raschen Verbrauch der Kriegsschuldigung von 1871 zu dem Problem der Reichsfinanzreform gekommen, das heißt das Reich und die Gliedstaaten gleichmäßig finanziell sicherzustellen, welches Problem im vorrevolutionären Reich nicht mehr gelöst worden ist. Einzig sind Teilstücke gelungen, wie die Gewinnung fester Rechnungsgrundlagen und Einnahmereformen. Offen blieben dagegen die großen grundlegenden Fragen, vor allem nach dem finanziellen Verhältnis zwischen Reich und Einzelstaaten überhaupt; auch hier finden wir nur Teilstücke, die eine gewisse einheitliche Tendenz erkennen lassen, aber bis zu einer organisatorischen Schlußfolgerung nicht gelangt sind. Wegen Einzelheiten sei auf mein, gerade diesen Problemen gewidmetes, Buch „Reichseinheit und Reichsfinanzen“ (1916) verwiesen. Das revolutionäre deutsche Reich hat unter anderem auch dieses Problem der Reichsfinanzreform geerbt, dessen Lösung inzwischen und jetzt geradezu zur Existenzfrage des Reichs geworden war.

Am 18. November 1918 übernahm Schiffer die Leitung der Reichsfinanzen. Drei Wochen später hielt er (am 9. Dezember) einen Vortrag in der Berliner Handelskammer, der gleichsam das Programm Schiffers zeichnete.¹⁾ Wir sehen uns hier noch vergeblich nach einer großzügigen Inangriffnahme des alten Problems der Reichsfinanzreform um. Die Finanzlage wird als „unübersehbar“ bezeichnet, um aber doch mit einem Mehrbedarf des Reichs von zwölf und der Gliedstaaten (einschließlich der Kommunalverbände) von zwei Milliarden Mark

¹⁾ Der Vortrag ist als Broschüre bei Julius Springer, Berlin, erschienen unter der Überschrift: „Deutschlands Finanzlage und Steuerpolitik“.

zu rechnen, unbeschadet der Forderungen der Feinde. Solange man diese Forderungen der Feinde nicht kenne und sonst alles in der seitherigen Ungewißheit bleibe, sei es „sehr schwer, eine einigermaßen geregelte Finanzwirtschaft in der Gegenwart durchzuführen, aber geradezu unmöglich, eine wirklich weitblickende Finanzpolitik für die Zukunft zu kennzeichnen. Wir müssen von der Hand in den Mund leben“. So verzichtet denn Schiffer auch darauf, ein „eigentliches Steuerprogramm zu entwickeln“, er will „nur die Möglichkeiten darlegen, um auf steuerlichem Wege die finanziellen Aufgaben zu lösen, die uns vom Schicksal aufgebürdet worden sind“. Erst wenn die Nationalversammlung da sein werde, könne eine Steuergesetzgebung in Angriff genommen werden. Bei dieser müden Resignation, bei diesem völligen Verzicht auf schöpferische Gedanken waren von Schiffer, der am Schlusse des Vortrags die Notwendigkeit, „unser Abgabewesen von Grund auf zu reformieren“ anerkannt hatte, keine anderen Pläne zu erwarten, als die, auf die er denn auch exemplifizierte, nämlich längst erwogene Projekte des Reichsschatzamts. Tatsächlich war die Reichsfinanzreform bei dem Abgange Schiffers als Reichsfinanzminister am 19. April v. J. noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Ebenso wenig wurde sie von seinem Nachfolger Dernburg (20. April bis 19. Juni) nach außen hin erkennbar in Angriff genommen. Auch dieser hat in der Berliner Handelskammer (am 2. Mai) eine Art von Programmrede gehalten²⁾; sie mutet noch blutleerer an, als die Schiffer'sche. Neu ist die Steigerung der Bedarfsschätzung auf insgesamt 23 Milliarden jährlicher Belastung in Reich, Gliedstaaten und Kommunalverbänden, wovon allein im Reich 12 Milliarden durch neue Steuern zu decken sein würden (wieder vorbehaltlich der Friedensvertragslasten). Für 7 Milliarden seien die Vorlagen bereits ausgearbeitet. Im übrigen „schweben Erwägungen“, und nur das steht fest, daß die direkten Steuern die Hauptlast tragen sollen.

Schiffer wie Dernburg haben deutlich erkannt, es komme alles darauf an, das Vertrauen in die Beständigkeit des Staats und seiner verschiedenen Grundlagen schleunigst wiederherzustellen. Aber trotzdem haben beide nicht die Kraft oder den Mut zu einer großzügigen (wenn auch vielleicht in Einzelheiten anfechtbaren) Reichsfinanzreform gefunden, so daß dann wenigstens dahingehende Pläne nach außen hin in die Erscheinung hätten treten können. Wir finden nur Steuerreformpläne, die sich nur quantitativ von den bisher üblichen Reformen unterscheiden, also ebenso wenig eine Reichsfinanzreform darstellen, wie die großen Steuerreformen seit 1906. Ohne wirkliche Reichsfinanzreform war jedoch für die, von Schiffer wie Dernburg sehr wohl erkannte, entscheidende Frage der Wiederherstellung des politischen und wirtschaftlichen Staatskredits nur wenig gewonnen. Deshalb hätte, seitdem im Februar und März 1919 die Entscheidung der innerpolitischen Frage zugunsten der Fortführung des ursprünglichen Programms von 1871, also eines die Gliedstaaten nach und nach mediatifizierenden und zu Selbstverwaltungskörpern herabdrückenden Reichs, gefallen war, die Reichsfinanzreform geradezu der Mittelpunkt der Verfassungsfragen sein müssen. Man hat es anders beliebt — mit dem Erfolg, daß die eben beschlossene Reichsverfassung sofort durchlöchert wurde, als man ernsthaft an das Problem der Reichsfinanzreform

²⁾ Erschienen bei Julius Springer, Berlin: „Die deutsche Finanzkraft.“

heranging. Letzteres geschah durch Erzberger, der am 19. Juni Dernburgs Nachfolger geworden war.

Man kann die Persönlichkeit und den Politiker Erzberger recht verschieden beurteilen. In diesen Streit mische ich mich hier nicht ein. Hier ist einfach die nackte Tatsache festzustellen, daß Erzberger der Bedeutung der Reichsfinanzreform sofort Rechnung getragen und daß er eine Reform während seiner Ministerzeit tatsächlich zustande gebracht oder doch wenigstens in ihren Grundzügen festgelegt hat. Und das will schon etwas heißen, — einerlei, wie man sich zu dem Werk selbst und zu dem Politiker stellt, der es zustande gebracht hat. Auch bei kräftigster Unterstützung durch die Räte des Reichsfinanzministeriums bedeutet das Durchsetzen einer solchen Reform eine ganz ungeheure persönliche Arbeitsleistung und politische Bemühung — die für sich allein aber alles nichts helfen, wenn nicht politisches Geschick hinzukommt. Es ist hierzu auf die Widerstände zu verweisen, die zu überwinden waren und die sich in der merkwürdigen Begriffsverwirrung deutlich kundgaben, aus der heraus manche Leute ihr Vermögen „vor Erzberger in Sicherheit bringen“ ließen. Ein Blick in die Drucksachen der Nationalversammlung zeigt, daß da der Name Erzberger nur die Zusammenfassung des Zusammenwirkens recht vieler und eigenwilliger Faktoren bedeutet — welche Zusammenfassung anknüpft, und deshalb war dieser Vorgang hier zu erwähnen, an den Namen des Mannes, der aller Widerstände unerachtet immer wieder Wege zum Kompromiß und damit zum Zustandekommen der Reform gefunden hat. Deshalb meine ich, der ich dem Problem Erzberger hier wie gesagt nicht nachgehen will und der ich dem hier allein interessierenden sachlichen Problem der Reichsfinanzreform ganz frei gegenüberstehe, es könne, so gesehen, auch der extreme persönliche Gegner Erzbergers Verdienst um das Zustandekommen der Reichsfinanzreform anerkennen — es sei denn, daß man die Reichsfinanzreform überhaupt und damit das Reich selbst ablehnt, oder aber die zustande gebrachte Reform für völlig schlecht und mangelhaft hält, mit andern Worten sie als untaugliches Mittel ablehnt.

Die erste dieser beiden Fragen, nach der Existenz des Reichs, war bereits im Februar 1919 bejaht worden. Insofern waren also nur noch die Folgerungen aus den Vorgängen der letzten Jahre zu ziehen; dann gab es aber, wie gesagt, nur eine Frage, und diese hieß eben Reichsfinanzreform. Deshalb existiert die erste der beiden obigen Fragen für unsere rein sachlich orientierte Fragestellung nicht mehr und es ist folgerichtig von dieser Seite aus festzustellen, Erzberger habe sich ein Verdienst erworben, daß er, nachdem die Vorfrage bejaht worden war, sofort mit rücksichtsloser Energie diese Folgerung zog und eine wirkliche Reichsfinanzreform versuchte, deren gesetzgeberisches Gerippe jetzt in der Hauptsache abgeschlossen vorliegt. Späterer Zeit wird die Entscheidung der sekundären Fragen vorbehalten bleiben; so, welcher Teil der Reformgesetzgebung das Werk des Ministers selbst und welcher Teil das Verdienst seiner unermüdblichen Mitarbeiter (vor allem des Unterstaatssekretärs Mößle) ist; ferner, ob der Versuch nicht zu spät kam, weil von den früheren Leitern der Reichsfinanzverwaltung in den entscheidenden Jahren seit 1913 kostbare, vielleicht sogar die kostbarste Zeit versäumt worden war; und schließlich, damit kommen wir bereits zu der zweiten der obigen beiden Fragen, ob die eingeschlagenen Wege die richtigen waren und uns nicht vielleicht weiter vom Ziel ab gebracht haben, als je.

Gerade in diesem letzteren Punkt der konkreten Ausgestaltung ist die Erzberger'sche Reichsfinanzreform den stärksten Angriffen ausgesetzt gewesen, und tatsächlich ist sie hier ja wohl auch am leichtesten zu treffen. Verhältnismäßig noch am mildesten ist die Kritik, die der Reform vorwirft, sie habe mechanisch die alten Bahnen der Reichsfinanzpolitik fortgeführt und erschöpfe sich einerseits in einer zwar gewaltigen, aber innerlich zusammenhanglosen, unorganischen Steuer- oder Einnahmereform, andererseits in einer sinnlos übertriebenen Zentralisation; beides zusammen bedeute eine Lähmung der Volkswirtschaft und damit das Gegenteil der angestrebten Sanierung und Stabilisierung der Verhältnisse. Ich selbst hätte gern vieles — wie ja auch sonst! — anders gesehen. Auf der andern Seite meine ich aber auch, gegenüber den Tatsachen des Lebens möchte solche fruchtlose Negation bloß um der Negation willen leicht politischen Unverstand, wenn nicht sogar Schlimmeres bedeuten. Es ist heute vielleicht verständiger, mit diesen gegebenen Tatsachen zu rechnen und unter Zurückstellung der Kritik zunächst einmal zu fragen, unter welchen Auspizien die Reichsfinanzreform aufgebaut wurde. Das hieße also, zunächst einmal unter Zurückstellung des eigenen Standpunktes dem Werk als solchem, wie es geworden ist und jetzt vorliegt, gerecht zu werden versuchen. Wir können das um so eher, als die Reformgesetzgeber schließlich doch nicht notorisch politische Schwachköpfe waren. Vergessen wir weiter nicht, daß Kritik leicht, Aufbauen aber sehr schwer ist, und daß ein Reichsfinanzminister nicht so freie Hand hat wie der Theoretiker; es ist sicher kein Zufall, daß zwei so prominente Persönlichkeiten wie Schiffer und Dernburg das Problem der Reichsfinanzreform nicht weitergebracht haben. Die Verhältnisse sind eben manchmal stärker als die Menschen. Da ist zunächst einmal die ungeheure Verantwortung, die der Reichsfinanzminister trägt; es ist ihm deshalb eine große Steifigkeit gegenüber den relativen Begriffen „gut“ und „besser“ Pflicht, zumal heute, wo alles im Werden begriffen ist. Man wird es verstehen müssen, daß er heute Experimenten nach Möglichkeit ausweicht und an dem festzuhalten, das auszubauen sucht, was seine relative Tauglichkeit bereits erwiesen hat. Zum andern sind eben dem Reichsfinanzminister nur zu oft die Hände gebunden; er kann zum Beispiel nicht einfach, wenn Eile not tut, die gesamte bisherige Reformarbeit unter den Tisch fallen lassen, sondern muß weiter- und ausbauen. Erzberger war in dieser Hinsicht Erbe seiner Vorgänger und vielleicht wäre auch er ohne ihre Vorarbeit einfach gescheitert; es sei daran erinnert, daß zu sieben Zwölfteln die Steuervorlagen bereits am 2. Mai 1919 ausgearbeitet waren. Wenn man dann sagt, „man“ hätte eben „besseren“ Vorschlägen das Wort lassen sollen, so müßte man gleichzeitig die Frage verneinen, daß die Reformarbeit auf den Nägeln brannte. Gebunden ist der Reichsfinanzminister weiter durch die gesamte politische Situation, und gerade diese gebot höchste Eile! Durch diese notwendige Beschleunigung der Reform erklärt sich ihre etappenweise Erledigung, die vielleicht am stärksten zu dem Eindruck der Zusammenhanglosigkeit beigetragen hat.

Trotz diesen Schwierigkeiten versucht die Reichsfinanzreform einen in sich geschlossenen systematischen Aufbau, und gerade dieser gibt ihr das ihr gegenüber der seitherigen Finanzgebarung des Reichs charakteristische Gepräge. Soweit ich als Außenstehender das erkennen kann, scheint die Festlegung eben dieser

entscheidenden Richtlinien die eigentliche Tat Erzbergers zu sein, der neben der eigenen Steuerverwaltung zum Beispiel auch die Einkommensteuer für das Reich reklamiert zu haben scheint.

Diese Richtlinien sind zum Teil in den Gesetzesmaterialien niedergelegt,⁹⁾ zum Teil sind sie zwischen den Zeilen der Gesetze zu erkennen. Ausgangspunkt ist die Verschiebung in den politischen Verhältnissen, die im Gegensatz zu früher das Reich in den Mittelpunkt unseres Staatsaufbaues gestellt hat. Hier begegnet uns nun im Gegensatz zur früheren Praxis ein wichtiger Gedanke: der Gesamtbedarf des noch immer dreikluffigen deutschen Staates soll von der Reformgesetzgebung gedeckt werden; veranschlagt wird dieser in der Denkschrift vom 5. August 1919 (Druckf. 760 der Nat.-Vers.) ohne die Leistungen aus dem Friedensvertrag auf 17,5 Milliarden für das Reich und 6,5 Milliarden für die Gliedstaaten und deren Kommunalverbände. Dieser Bedarf wird also als ein einheitlicher Staatsbedarf aufgefaßt und soll in einheitlicher Gesetzgebung gedeckt werden, die dann, wie das die Theorie längst gefordert hatte, die Einheit in der staatlichen Zusammenfassung Deutschlands von der finanziellen Seite her zum Ausdruck bringen und demgemäß im Wege der Reichsgesetzgebung erfolgen mußte. Durch die neue Reichsverfassung waren die formalen Voraussetzungen dafür geschaffen worden. Auch hat diese bereits den ersten Schritt zur Lösung der Reichsfinanzreformfrage getan: sie beseitigt das alte Matrikularsystem und schiebt so das Reich, das bisher in Abhängigkeit von den Finanzen der Gliedstaaten zu halten versucht wurde, in den Vordergrund.

Der Schwerpunkt der deutschen Finanzverwaltung wird in das Reich verlegt. Daraus ergibt sich von selbst die Folgerung der Verselbständigung der Reichsfinanzverwaltung: nicht mehr besorgen die Gliedstaaten durch ihre Behörden wie seit den Zollvereinszeiten die Geschäfte einer „gemeinschaftlichen“, das heißt sozietätsmäßigen Finanzverwaltung, sondern das Reich hat von der Zentralkstelle in Berlin bis in die untersten Lokalstellen hinab seine eigenen Finanzbehörden. Ja, ganz im Sinne des alten Grundgedankens von 1871 soll sich sogar das bisherige Verhältnis umkehren: man denkt daran, daß künftig von den Reichsfinanzbehörden die Geschäfte der Landesfinanzverwaltung mitbesorgt werden, wie ähnlich bisher in Süddeutschland die staatlichen Finanzbehörden Geschäfte der kommunalen Finanzverwaltung mitbesorgten. So kommt schon rein äußerlich die große Verschiebung zum Ausdruck, die die Reichsfinanzreform inhaltlich bedeutet. — Dieses Stück der Reform wurde am 10. September 1919 als Gesetz über die Reichsfinanzverwaltung vorweggenommen; fortgeführt wurde es durch die Aufstellung gewisser einheitlicher und gleichmäßiger Rechtsgrundlagen, also gewissermaßen eines „allgemeinen Teils“ des Reichssteuerrechts, in der Reichsabgabenordnung vom 13. Dezember 1919, in deren §§ 8—50 das vorige Gesetz wiederholt ist, sowie durch das Landessteuergesetz (vgl. unten). Damit sind die Grundlagen für ein einheitliches formelles Reichssteuerrecht geschaffen

⁹⁾ Einen Anhalt geben namentlich die fünf Reden des Ministers vom 8. Juli, 9. Juli, 12. August, 30. Oktober und 3. Dezember 1919 (s. oben bei Reimar Hobbing, Berlin: „Reden zur Neuordnung des deutschen Finanzwesens“); vgl. auch den Bericht im Amtsblatt der Reichsfinanzverwaltung 1 Nr. 2 über die Besprechung der Präsidenten der Landesfinanzämter vom 24. Oktober 1919.

worden, auf die — den weiteren Ausbau vorbehalten — die inhaltliche oder materielle Finanzreform dann aufgebaut werden kann.

Diese materielle Finanzreform stellt sich äußerlich zunächst wieder dar als eine große Einnahmeerhöhung in Gestalt einer Steuerreform. Es hängt das zusammen einmal mit der hier nur zu streifenden Tatsache, daß die Vermögens- von der Einnahmen- bzw. Ausgabenverwaltung des Reiches organisatorisch getrennt worden ist; erstere liegt dem Reichsschatzministerium ob. Zum anderen ist daran zu erinnern, daß alle „werbenden“ Einnahmequellen heute mit Verlust arbeiten. Schließlich findet hier der zweite Grundgedanke der Reichsfinanzreform seinen Ausdruck: Inhaltlich muß, wenn anders der ungeheure Bedarf unseres dreistufigen Staates gedeckt werden soll, die Reichsfinanzreform die Volkswirtschaft belassen in einem bisher unerhörten Maße. Volkswirtschaft und Staatswirtschaft sind also aufs engste verflochten. Damit wurde der scheinbar so einfache Weg der Bedarfsverringerung durch Einstellung des Zinsendienstes für ungangbar erachtet; er hätte bei der Durchsetzung aller noch vorhandenen Werte durch die öffentliche, insbesondere die Kriegsanleihen, die Volkswirtschaft aufs schwerste gefährdet und so die Aufbringung des Bedarfs in Frage gestellt. Auch wird man es sehr bezweifeln dürfen, ob ein solches offenes Eingeständnis des Staatsbankrotts das so notwendige Vertrauen in der Stetigkeit unserer staatlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse gerade gefördert hätte; es ist da nachgerade schlimm genug, daß auf Grund des Versailler Vertrages von der Entente bzw. der Wiedergutmachungskommission die Einstellung des Zinsendienstes gefordert werden darf. In Frage kam auch nicht der ebenfalls scheinbar so bequeme Weg, einfach die Volkswirtschaft zu verstaatlichen, das heißt den Kommunismus der Kriegszeit zu verallgemeinern und die Privatinitiative zu einer öffentlichen Funktion zu machen. Es blieb dann nur noch die schon von Schiffer ins Auge gefaßte — inzwischen in ihren Grundzügen durch die Reichsverfassung festgelegte — dritte Möglichkeit, über den Weg der Steuerpflicht eine organisatorische Verbindung zwischen Privatwirtschaft und Staatswirtschaft anzustreben, wie ähnlich der einzelne im Kriege über die allgemeine Wehrpflicht mit dem staatlichen Ganzen verbunden war. Das bedeutete also den Versuch, die Staatseinnahmen aufzubauen unter möglichster Schonung und womöglich gleichzeitiger Intensivierung der privaten Initiative, des Selbsterhaltungstriebes und des Familienfinnes, kurz: der individuellen Arbeitsleistung und einer auf dieser beruhenden Volkswirtschaft.

Gegeben war dieser Weg insbesondere dadurch, daß sich hier sofort Einnahmen schaffen ließen — die Frage des Augenblicks! — und zwar in Anlehnung an bereits Vorhandenes, während der obige zweite Weg erst Zukunftsmusik bedeutete. Und hier liegt vermutlich auch der Grund dafür, weshalb man zunächst versuchte, durch Beibehaltung der Steuergebarung jetziger Form den Bedarf aufzubringen und nicht in Gestalt der zuerst von mir (später auch von Mölendorff und Brüchmann) vorgeschlagenen Umlagen mehr oder weniger freier Verbände; alles das hätte Experimente bedeutet, die sich das Reich augenblicklich nicht leisten kann — womit natürlich nicht ausgeschlossen wird, daß sich später erweisen könnte, diese in der Not des Augenblicks zunächst verworfenen Vorschläge möchten vielleicht doch das Richtige getroffen haben.

Über diese Erwägungen hält die Reform seit 1879 für die Reichsfinanzen an der charakteristischen engen Verbindung von Steuer- und Wirtschaftspolitik fest. Wir müssen es hier dahingestellt sein lassen, ob die notwendige Folgerung der Einordnung der anderen Ressorts in die damit gegebenen Richtlinien auch Tatsache sei und werde. Für unsere Aufgabe genügt die Feststellung, daß die Steuerpolitik jedenfalls auf den Versuch eingestellt war, eine Steuerordnung aufzubauen, die in dem Sinne sozial gerecht sein wollte, als sie den durch Krieg und Revolution samt allen ihren Folgen bedingten sozialen — man wird statt dieses Ausdrucks der Materialien besser sagen: politischen — Verhältnissen Rechnung trug. Dem entscheidenden Gedanken hatte da schon Schiffer Ausdruck gegeben, als er sagte, direkte Steuern (das heißt solche von Einkommen und Vermögen) müßten die Hauptlasten aufbringen. Das bedeutete sachlich die endliche Durchführung des ursprünglichen Programms der alten Reichsverfassung, welches bisher an der historischen Tatsache der Priorität der Gliedstaaten auch auf finanziellem Gebiet gescheitert war: Die Gliedstaaten und ihre Kommunalverbände beanspruchten seither mit etwa 60 v. H. den Hauptteil aller deutschen Steuereinnahmen und hatten sich darüber mit Erfolg um die direkten Steuern bis zuletzt wehren können. Immerhin hatten schon die letzten Jahre der Reichsfinanzgeschichte gezeigt, daß diese Priorität der Gliedstaaten ein politisches Axiom sei; Lantieme- und Wertzuwachssteuer, Wehrbeitrag, Besitzsteuer und Kriegsabgaben hatten gewaltige Einbrüche des Reichs in dieses steuerliche „Reservat“ der Gliedstaaten gebracht. Jetzt erforderte das Gebot der Stunde die völlige Preisgabe jenes Axioms: der Bedarf der obersten Stufe des deutschen Staates, der Bedarf des Reiches beansprucht allein rund 75 v. H. des Gesamtbedarfes. Daraus wird die notwendige Folgerung gezogen: das Reich legt die Hand auf die wichtigsten Steuerquellen und damit auch die direkten Steuern; den Gliedstaaten verbleiben nur diejenigen Steuern, die ihnen das Reich beläßt. Darüber ergibt sich die Notwendigkeit der schon 1901 von den Gliedstaaten geforderten säuberlichen Auseinandersetzung der beiderseitigen Finanzhoheiten, die im Landessteuergesetz vom 30. März 1920 erfolgt ist — und deshalb mündet auch die Einnahmereform in eine wirkliche Reichsfinanzreform aus.

Von dem Gesamtbedarf des Reiches, der Länder- und Kommunalverbände, von 25 Milliarden sollen 15 Milliarden durch direkte Steuern aufgebracht werden, wovon nach der ursprünglichen Berechnung auf die Gliedstaaten über ein Drittel entfallen soll. Diese direkten Steuern gliedern sich in zwei große Gruppen, deren erste gewissermaßen ein Übergang in die Zukunft sein will und deshalb sozusagen einen Strich unter die Vergangenheit setzt, und deren Steuern als einmalige Belastungen (wenn auch zum Teil mit längerer Entlastung des Reichs) gedacht sind. Es handelt sich hier um den Abschluß der Kriegssteuergesetzgebung, Nachholung der Versäumnisse der Kriegszeit, die sich nicht zu einer mindestens anteiligen Deckung der Kriegslasten durch Steuern hatte aufrufen können, und Entgegenwirkungen gegen die zum Teil auf eben jene Versäumnisse zurückführende Vermögensmassierung. In diese (in der Hauptsache noch auf Schiffer und Dernburg zurückführende) Gruppe gehört außer den beiden Gesetzen vom 10. September 1919 über die außerordentliche Kriegsabgabe für 1919 und über die Steuer vom Vermögenszuwachs (Wegsteuerung des zwischen 1. Januar 1914 und 30. Juni

1919 erzielten Vermögenszuwachs über 172 000 M.) das Gesetz über das Reichsnotopfer vom 31. Dezember 1919, das dem „Besitz“ eine in jährlichen Raten von etwa 2,2 Milliarden zu entrichtende Last von 45 Milliarden auferlegt.

In die zweite Gruppe gehören die Gesetze, die für die Zukunft die Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit ordnen wollen. Im Mittelpunkt steht hier das Einkommensteuergesetz vom 29. März 1920, das 7—8 Milliarden bringen soll, also die Hälfte der direkten Belastung. Es bedeutet insofern einen Bruch gegenüber den seitherigen gliedstaatlichen Einkommenbesteuerungen, als einmal mit der seitherigen Quellentheorie preussischer Type gebrochen wird: nicht mehr wird besteuert das aus bestimmten Quellen fließende und sich für die einzelnen Quellen verschieden berechnende Einkommen, sondern umgekehrt sind steuerpflichtig die gesamten Jahreseinkünfte, soweit sie nicht das Gesetz ausdrücklich ausnimmt; wir müssen es unserem Vorsaß entsprechend hier dahin gestellt sein lassen, ob die Folgerungen aus dieser Neuerung in vollem Umfange gezogen worden sind. Eine zweite wesentliche Verschiebung gegen seither bedeutet es, wenn sich das Einkommensteuergesetz nur an natürliche Personen wendet. Eine dritte Verschiebung liegt in der alljährlichen Einmaligkeit der Einkommensbesteuerung durch ausschließlich das Reich, was die seitherigen, durch die kommunalen Zuschläge bedingten, örtlichen Ungleichheiten beseitigt und damit eine im ganzen Reich gleichmäßige Progression ermöglicht. — Ergänzt wird die Einkommensteuer durch verschiedene Steuern, nämlich einmal durch die Einkommensteuer für nicht physische Steuersubjekte des Körperschaftsteuergesetzes vom 30. März 1920, sodann durch die 10 prozentige Vorwegbelastung des Zinseinkommens durch das Kapitalertragsteuergesetz vom 29. März 1920. Deutlich kommt in diesen beiden Ergänzungsgesetzen zum Ausdruck, daß die, ja schon durch das Notopfer getroffene, Leistungsfähigkeit, soweit sie im Besitz selbst liegt, nicht weiter besteuert werden soll, als dies schon durch das am 10. September 1919 (u. a. durch die Einbeziehung von Ehegatten und Deszendenten) in stärkstem Maße ausgebauten Erbschaftsteuergesetz, sowie durch das Besitzsteuergesetz vom 3. Juli 1913 vorgesehen ist. Man will den Vermögensstamm darüber hinaus nicht weiter antasten und beschränkt sich auf die Besteuerung des Ertrags. Es lag deshalb Folgerichtigkeit darin, daß man eine dritte Ergänzung durch eine Sonderbesteuerung des über ein Existenzminimum hinausgehenden und des nichtverbrauchten Einkommens anstrebte; diese ist jedoch von der Nationalversammlung abgelehnt worden, an ihre Stelle soll nun ein Ausbau der Besitzsteuer treten. — Als steuerliches Novum sind bei diesen direkten Steuern schließlich noch die Versuche zu nennen, im Interesse des Eingangs des Steuerfalls die Erhebung der Steuer an die Quelle zu verlegen, wo der Ertrag fließt. In weiterem Umfang ist dies der Fall bei der Kapitalertragsteuer, soweit hier der Schuldner bei der Zinszahlung die Steuer dem Gläubiger kürzt; in beschränkterem Umfang bei den Arbeitseinkommen, wo über die Einrichtung einer Steuerkarte der Arbeitgeber 10 Prozent des Arbeitsverdienstes zu steuerlichen Zwecken einbehält.

Hinsichtlich der bei dem Riesenbedarf unentbehrlichen indirekten Lasten, bei denen im Beharrungszustand 10—11 Milliarden erwartet werden, vermißt man die während des Krieges prognostizierten großen Monopole. Vermutlich hängt dies

damit zusammen, daß man raschestens große Einnahmen erschließen wollte, was über Monopole zurzeit nur bei lebenswichtigen Konsumartikeln (z. B. Getreide) möglich gewesen wären, die man außer durch unvermeidliche Steuern nicht noch mehr belasten wollte; begraben ist damit der Monopolgedanke keineswegs, wie das Zündwarensteuergesetz vom 10. September 1919 deutlich erkennen läßt, das nur ein Interimistatut bis zur Schaffung eines binnen 1½ Jahren zu schaffenden Monopols sein will. Man wird also für später, sobald sich die Wirtschaftsverhältnisse wieder etwas gefestigt haben werden, mit großen Monopolen rechnen müssen. — Einstweilen sollen Verbrauchs-, Vermögensverkehr- und Rechtsverkehrssteuern die indirekte Belastung erbringen. Neben die altbekannten Zölle ist ein Ausbau der Umsatzsteuer (Gesetz vom 24. Dezember 1919) getreten, die 4 Milliarden erbringen und der Kern der indirekten Besteuerung werden soll. Daneben ist die Tabaksteuer stark ausgebaut worden, ebenso die zur Grunderwerbsteuer gewordene Besitzwechselabgabe (Gesetze vom 12. September 1919). Geblieben sind Kohlen- und Verkehrssteuern, sowie die sonstigen indirekten Steuern (Börsen- und Getränkesteuern u. s. w., zum Teil ausgebaut, vgl. auch die Erhöhung der Post- und Telegraphengebühren). Der Aufbau der indirekten Abgaben ist so gedacht, daß auch hier die Hauptlast auf den leistungsfähigeren Bevölkerungsteilen ruht; die Materialien nehmen an, daß nur etwa 25 v. H. des Gesamtbedarfs gleichmäßig alle Bevölkerungsteile treffen. In diesem Zusammenhang ist auch auf den Versuch der Reform zu verweisen, nach Möglichkeit der subjektiven Leistungsfähigkeit des Einzelfalls Rechnung zu tragen. Bei der Umsatzsteuer hat man sogar versucht, vermutlich in Anknüpfung an deren Konstruktion als individuell zu veranlagende Steuer, diesen Gedanken mit einer indirekten, also notwendig an objektive und generelle Tatbestände anknüpfenden Steuer zu verbinden. Man rechnet hier mit einer halben Milliarde freizulassender Beträge — woraus wir schließen dürfen, daß man gern auch sonst weitergehende Zugeständnisse gemacht hätte, wenn es der ungeheure Bedarf zugelassen hätte.

Wenn die Rechnung stimmt, dann wird man dem Reichsfinanzminister bestätigen dürfen, daß diese „Verteilung der Steuerlast sich sozial wohl sehen lassen kann; . . . die Gesamtmasse der Steuern wird getragen werden können, weil ein jeder nach dem Maßstabe seiner Leistungsfähigkeit daran mitzutragen hat.“ Man wird vielleicht sogar fragen dürfen, ob hier nicht des Guten zu viel getan wird; wenn man z. B. die Sätze der Einkommensteuer (mit Ergänzungen) sieht, wird man auch ohne einen weiteren Blick auf die obige erste Gruppe der direkten Steuern zweifelhaft sein können, ob nicht etwa die Belastung des „Besitzes“ zu gunsten der „arbeitenden“ Bevölkerung die Grenzen des Erträglichen überschreitet und, zumal bei dem heutigen Geldwert, die so dringend notwendige Bildung neuen Kapitals fast unmöglich macht. Doch mögen diese Fragen hier auf sich beruhen, da wir ja nicht polemisieren, sondern nur fragen wollen, was die Reichsfinanzreform will.

Die Krönung der Reform bedeutet, wie schon angedeutet wurde, die Abgrenzung der Steuergewalten des Reichs und der Länder, wobei gleichzeitig die Finanzen der Kommunalverbände berührt werden. Zum Teil behält sich das Reich bestimmte Steuern ausschließlich vor, zum Beispiel die Einkommensteuer, zum Teil weist es Ländern und Gemeinden bestimmte Steuern zu, zum Beispiel

die sogenannten Ertragsteuern (vom Grundvermögen und Gewerbebetrieb). Dabei greift das Reich so weit in die Finanzhoheit dieser Verbände ein, daß sie einzelne Steuern erheben müssen, zum Beispiel die Vergnügungssteuer. Begegnet uns insoweit einfach die rechtliche Fixierung eines seither schon vereinzelt wirk-samen politischen Prinzips, so wandelt der zweite Teil des Gesetzes ganz in den Spuren der Vergangenheit, wenn Länder beziehungsweise Gemeinden an den Erträgen bestimmter Steuern (Einkommen- und Körperschaftssteuer zu $\frac{2}{3}$, Erbschaftssteuer zu $\frac{1}{5}$, Grunderwerbsteuer zu $\frac{1}{2}$, Umsatzsteuer zu $\frac{1}{10}$) teilnehmen. Ebenso findet sich hier die seither schon vereinzelt vorgefehene Erhebung von Zuschlägen zu Reichssteuern geregelt. Der dritte Teil des Gesetzes bezweckt den Lastenausgleich zwischen den einzelnen Verbänden, und hierher gehört auch die Übergangsbestimmung, nach der das Reich Ländern und Kommunalverbänden gewisse Lasten erstattet (Familienunterstützung, Aufwendungen für Kriegswohl-fahrtspflege und Beamte). — —

Um es zu wiederholen: man wird über die Reform im ganzen sowohl wie im einzelnen geteilter Ansicht sein können. Das ändert aber nichts daran, daß hier der Versuch gemacht worden ist, aus den seitherigen unsicheren in gesicherte finanzielle Verhältnisse zu gelangen. Die seitherige Unsicherheit hat letzten Endes ihren Grund in jener bequemen Staatskunst, die nicht sieht oder sehen will, daß auch für den Staat der Obersatz jeder soliden Wirtschaft gilt, wonach sich das Maß des Könnens nach den vorhandenen Mitteln und Möglichkeiten bestimmt. Die Reichsfinanznot rührt ganz allein von da her; man hat einfach Ausgaben gemacht und dann verlangt, daß sich automatisch die Einnahmen nach jenen zu richten hätten. Man hat die — bei der seitherigen Struktur des Reiches, den seither wirkenden politischen Kräften und der Verbindung von Finanz- und Wirtschaftspolitik recht engen — Grenzen des Möglichen im richtigen Augenblick nicht gesehen; darüber sind wir zu der Schraube ohne Ende gekommen, an der wir heute kränken: maßlose Preissteigerung, Verschuldung und Einnahmeer-schließung samt deren gegenseitiger Rückwirkung. Weil man mit dieser bequemen Staats-kunst seither nicht zu brechen gewagt hat, ist bisher noch jeder Versuch einer Reichsfinanzreform gescheitert. Heute will man das Übel an der Wurzel anpacken, und vielleicht liegt hier der Hauptgrund für den starken Widerstand, den der Reformversuch gefunden hat. Es soll jetzt reiner Tisch gemacht werden, auf daß wir in absehbarer Zeit zu einer soliden Wirtschafts- und Finanzgebarung gelangen. Dazu bedurfte es zunächst der Schaffung der geeigneten formellen Unterlage: Reichsabgabenordnung und Landessteuergesetz, auf der dann inhaltlich die Sanierung vor sich gehen mag. Das ist die eigentliche Reichsfinanzreform, an die sich dann gedanklich die Einnahmeer-schließung oder Einnahmereform an-schließt, auch wenn praktisch die Dinge umgekehrt zu liegen scheinen. Das nächste Ziel lautet in der Formulierung des Reichsfinanzministers: Klarheit in den steuerlichen Zuständigkeiten, Ökonomie im Sinne der Erzielung eines bestmöglichen Ertrags unter möglichst geringen Kosten, Sicher-stellung der öffentlichen Aufgaben. Man darf der Reform das Zeugnis ausstellen, daß sie diese dreifache Aufgabe ernsthaft in Angriff genommen und im Rahmen des heute Möglichen eine Grundlage zu schaffen versucht hat, die bei vernünftiger Gesetzesanwendung ein Weg in die Zukunft sein kann. Mehr hat sie nicht gewollt und will sie nicht.

Es wird sich später zu erweisen haben, ob tatsächlich hier ein Weg in die Zukunft gefunden wurde. Zeigt es sich, daß dem so ist, und man kann es nur wünschen, daß es so kommt, auch wenn man gern andere Wege eingeschlagen gesehen hätte — dann werden auch die Gesichtspunkte in den Hintergrund treten, die seither in dem Kampf der Meinungen und Parteiungen allzusehr vernachlässigt wurden. Ich meine hier vor allem und gerade die Tatsache, daß diese wirkliche echte Reichsfinanzreform nicht blindlings ins Blaue hinein neue Wege eingeschlagen und, trotz Revolution und Versailles, darauf verzichtet hat, sozusagen über Nacht ein neues Deutschland aus dem Boden zu stampfen. Es sollte auch den Gegner sympathisch berühren, daß statt dessen vorsichtig — vielleicht sogar allzu vorsichtig — in Anknüpfung an Gewesenes, durch den Ausbau vorhandener Einrichtungen und den Weiterbau in bereits längst bestimmt vorgezeichneten Richtlinien aus den Trümmern der Vergangenheit ein neues Gebäude zu fundieren unternommen wurde. Die der Reform so oft vorgeworfene Ökonomie des politischen Denkens hat sehr ihre Berechtigung. Fehlt es doch heute fast ganz an den beiden wichtigsten Dingen: Steuermoral und, was dasselbe ist, Staatsgesinnung; von dieser Erwägung aus hatte ich meine anderweitigen Gedanken entwickelt, die an, sagen wir ruhig, letzten Endes syndikalistische Tendenzen und an Vereinbarungen anknüpfen wollten, da diese meines Erachtens heute an Stelle der Staatsgesinnung herrschen. Wollte man sich diesem Vorschlag nicht anschließen, so blieb nur die Möglichkeit des Versuchs, an das seither Gewesene anzuknüpfen, um darüber vielleicht eine straffe und zentralistische Finanzorganisation als das Fundament eines neuen Gebäudes aufzurichten, in dem dann auch Staatsgesinnung und Steuermoral wieder erwachsen können.

Für diesen Versuch sprach insbesondere, daß alle modernen Großstaaten aus einer an früher Gewesenes anknüpfenden zentralistischen Finanzorganisation heraus erwachsen sind. Eine solche allein ermöglicht es, einen Flächenstaat aufzurichten, in dem Raum ist für Dezentralisation und für Selbstverwaltung der örtlichen Sonderinteressen — ein Gedanke, den sich schon die Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung zu eigen gemacht hatte und namentlich in deren Finanzreform von 1818—1820 deutlich zu erkennen ist. Sind über eine allen berechtigten Sonderinteressen Rechnung tragende, nicht mehr „gemeinschaftliche“, sondern gesamtstaatliche, das heißt staatliche Finanzorganisation die selbstständigen örtlichen Interessen auf Gedeih und Verderb verbunden, dann ist der allmähliche Ausgleich möglich, der den Einzelnen sich im großen Ganzen und sein Interesse im Gesamtinteresse wiederfinden läßt. Ich habe 1916 zu zeigen versucht, daß schon in der seitherigen Reichsfinanzgeschichte, trotz des späteren Abgehens von diesem ursprünglichen Programm der Reichsverfassung von 1871 und aller zum Teil sehr unerfreulichen Erscheinungen ungeachtet, ein solcher Zug auf den Einheitsstaat hin nachweisbar ist. In der Verbindung zum Reiche lag der Grund für die Erstarkung der örtlichen Sonderentwicklung in den letzten Jahrzehnten, und das Aufgeben immer weiterer Stüde der örtlichen Finanzgewalten zugunsten des Reichs war nicht der Schaden der örtlichen Sonderinteressen. Wenn auch die örtliche Finanzverwaltung immer schwieriger geworden sein mag, so hat man doch innerhalb der umfassenderen staatlichen Gemeinschaft Reich — also durch den Zusammenhalt mit seinesgleichen und durch gemeinschaftliche Arbeit am größeren Ganzen auf gemeinsame Rech-

nung — für das hingeebene Pfund Bucherzinsen erhalten. Der alte Satz: Einigkeit macht stark, gilt auch und ganz besonders auf finanziellem Gebiet. Jeder findet seinen Ausgleich und damit sich im Ganzen wieder, selbst wenn scheinbar sich der eine auf Kosten des anderen bereichert. Das ist aber nichts anderes als das genossenschaftliche Prinzip, das den deutschen Staat der Vergangenheit zu dem gemacht hat, was er in der Welt bedeutete, und die Schwäche dieses Staates rührte allein daher, daß man die Folgerungen aus diesem Obersatz nicht zu ziehen wußte, den man nur für eine inhaltlose Ideologie und nicht für ein wirksames Prinzip gehalten hat. Demgegenüber kann heute gar nicht stark genug unterstrichen werden, daß allein in dem genossenschaftlichen Gedanken der Gemeinsamkeit der Pflicht und des Rechts eine größere und umfassende Gemeinschaft erwachsen kann. Es ist ein schöner Traum, der da glaubt, es ließe sich heute schlanweg von einer Nationalversammlung eine allmächtige Zentralverwaltung einsetzen, die dann munter drauf los dekretieren könne. Die Ereignisse des letzten Jahre haben es uns ja nur zu deutlich gezeigt, daß man da leicht gewaltige Enttäuschungen erleben kann. Auch der „starke Mann“ bleibt ein Märchen, so lange er nicht der erste Diener seines Staates zu sein, das heißt sich dem Staat unterzuordnen versteht. Und die von einer Nationalversammlung aufgerichtete Verfassung und Staatsgewalt bleibt eine wesenlose juristische Fiktion, wenn sie ohne soziales Fundament bleibt.

In der seitherigen Reichsfinanzgeschichte hat aber dieses genossenschaftliche Prinzip bestimmend gewirkt; von kleinsten Anfängen aus, die recht sozialismäßig armuten, ist allmählich Staatsgefinnung und Opferfreudigkeit erwachsen — die deutsche Bewegung vom August 1914 bleibt da ein unvergeßlicher Zeuge. Wenn aber die Reichsfinanzreform diesen, nach der angeedeuteten Richtung zielenden, Gedanken aufgreift und weiterführt, dann geht man wohl kaum mit der Annahme fehl, und hier läge wohl meines Erachtens das größte Verdienst der Reichsfinanzreform, daß sie versucht hat, eine solche Fundierung der in Weimar aufgerichteten zentralen Reichsgewalt von der sozialen Seite her zu ermöglichen — daß sie sich also nicht auf die Fiktion einer imaginären allmächtigen Staatsgewalt stützt, sondern, von der Aufbringung des Gesamtbedarfs des heute noch immer dreistufigen deutschen Staates ausgehend, genossenschaftlich zu konstruieren und vorsichtig abwägend den seitherigen Weg weiter zu gehen sucht, der einmal später das völlige Aufgehen der Gliedstaaten im Reich ermöglichen kann.

Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß das allzustark betonte parteiische Sonderinteresse gerade diese wichtigste Seite der Reichsfinanzreform bisher so wenig zu Worte kommen ließ, die es auch verständlich macht, weshalb die Reichsfinanzreform noch von der Nationalversammlung zu verabschieden war. Zwar kann man es verstehen, wenn heute dem Verzicht auf seitherige Möglichkeiten örtlicher Natur nachgetrauert wird. Das darf aber doch nicht dazu führen, daß man die Dinge auf den Kopf stellt. Man scheint ganz darauf vergessen zu haben, daß die Reichsfinanznot der Vergangenheit im Grunde eine Finanznot der Gliedstaaten war, weil sie dem Reiche nicht geben wollten, was des Reiches war. Die heutige angebliche Vergewaltigung der Gliedstaaten durch das Reich ist doch schon seit fünfzig Jahren im Sinne des Aufgehens der Gliedstaaten im

Reiche beschlossene Sache. Auch daran sei erinnert, daß 1867 die Reorganisation des Zollvereins von Bismarck erzwungen worden ist, um die Gründung des Reiches zu ermöglichen — erzwungen durch die Drohung der Kündigung des zu reorganisierenden finanz- und wirtschaftspolitischen Verbandsverhältnisses „Zollverein“. Damals waren die süddeutschen Politiker so klug, sich zu sagen, daß ein solches finanz- und wirtschaftspolitisches Band, wenn es einmal ein Menschenalter hindurch bestanden und gewirkt hat, sich nicht ohne größte Gefahren für die beteiligten Gemeinwesen lösen läßt. Die Politiker, die 1919/20 einfach die Forderungen zu ziehen hatten, waren klug genug, nach zwei weiteren Menschenaltern nicht die Unklugheit zu begehen, die man damals vermied, und damit die Verantwortung auf sich zu nehmen, der man damals ausgewichen ist. Die deutschen Gliedstaaten werden die ihnen heute vom Reiche auferlegte Mediatifizierung genau so ertragen können, wie die 1803 bis 1816 von ihnen mediatisierten Staatsgewalten, die späteren Standesherrn, die Mediatifizierung ertragen mußten; mit diesen war die Mediatifizierung nicht fünfzig Jahre vorher vereinbart, und mit ihnen ist man lange nicht so glimpflich umgesprungen, wie es heute mit den Gliedstaaten geschieht, und doch haben sie weder an dem größeren Ganzen mitgearbeitet, in dem sie nicht zu ihrem Schaden aufgegangen sind. Wenn man sich heute gegen die doch nur durch den Druck der ganzen politischen Situation zu erklärende Fortführung des Programms von 1871 auflehnt, so deutet das darauf, daß mancher „nichts vergessen und nichts hinzulernt“ hat. Nur so erklärt es sich, daß man aus der Übernahme der risikanten Betriebsunternehmungen Eisenbahnen und Wasserstraßen auf das Reich auf der Seite der Gliedstaaten ein Geschäft zu machen sucht, durch das man sich noch über die Beteiligung an dem Steueraufkommen gewaltige Einnahmen auf Kosten des Reichs sichern will — welche Beteiligung doch den bei der Aufstellung des Finanzprogramms übersehbaren Bedarf der Gliedstaaten und ihrer Kommunalverbände decken sollte. Es ist sehr leicht möglich, daß es anders kommt und gerade dieser Übervorteilungsversuch — der sich vielleicht daraus erklärt, daß der Ertrag der neuen Steuern nicht sofort fließen wird, während der Bedarf inzwischen schon wieder gestiegen ist — letzten Endes wieder gegen die Gliedstaaten ausschlagen wird; denn sie werden nur noch enger an das Reich geschmiedet und an seinem Wohlergehen interessiert, und zum anderen könnte leicht durch die übermäßige Neubelastung der Konzentrationssprozeß im und zum Reich nur noch beschleunigt werden.

Der Reform ist jedenfalls das Zeugnis auszustellen, daß sie durch die einheitliche Organisation der Besteuerung durch das Reich auf eine gleichmäßige Verteilung der Lasten und eine gleichmäßige Erfassung der Steuerkräfte hinzuwirken sucht. Das kann bei sachgemäßer Durchführung ausgleichend wirken; darüber können wir vielleicht auch wieder zu einer Staatsgefinnung und zu einer Steuermoral gelangen. Und hier wird ganz besonders bedeutsam, daß die formale Seite der Reform von der Seite des Rechtsstaats her aufzubauen versucht wird. Freilich kann man auch hier sehr schwere Bedenken in Einzelheiten erheben, die auch unter dem Gesichtspunkt noch — vielleicht dann erst recht — bedeutsam bleiben, daß heute das Letzte herausgeholt werden soll. Denn die kleinste Konzession an die parteipolitische Forderung bedeutet hier eine Gefahr für das ganze Werk, zumal im materiellen Teil der Reform ganz

grobe dahingehende Nachgaben unterlaufen sind, die über hinzutretende formale Konzessionen erst ihre volle Schärfe entfalten können. Sehen wir von diesen Bedenken ab, so finden wir in diesem formalen Teil der Reform eine ganz besonders geschickte Anknüpfung an das historisch Gewordene, mit dem die neuen Gedanken oft so fein verwoben sind, daß selbst das Kennerauge kaum den Übergang merkt. Im übrigen ist gerade dieser Teil der Reform ganz besonders dazu berufen, vereinheitlichend und ausgleichend zu wirken; die seitherige Zerrissenheit des Steuerrechts und des Steuerverfahrens wird überbrückt und das Verfahren wird, selbst für indirekte Steuern, in Rechtsformen gekleidet. Eine ganze Anzahl dieser formalen Vorschriften erscheint sogar geradezu prädestiniert, für unser heute noch immer so zerrissenes allgemeines Verwaltungsrecht vorbildlich zu wirken und damit die ausgleichenden Gedanken der Reform nach viel weitergehender Richtung wirken zu lassen. —

Alles in allem: die Reichsfinanzreform will nicht mehr sein, als ein Versuch zur Fundierung des dreistufigen deutschen Staatsaufbaus der Gegenwart und nächsten Zukunft vom Reiche her. Was später sich anschließen kann und wird, bleibt abzuwarten. Man kann im Ganzen wie in Einzelheiten sicherlich starke Einwände gegen die Reformgesetzgebung erheben, namentlich nach der Richtung, daß vielleicht noch zu viel vom Geiste der Vergangenheit in den einzelnen Gesetzen walte. Bei näherem Zusehen erweist es sich aber, daß viele der zu beanstandenden Maßregeln vom Gebot der Stunde diktiert worden sind und auch keineswegs das letzte Wort sein wollen, das gesprochen wird. Weiter zeigt sich, daß in der Reform tatsächlich ein Weg beschritten wurde, der uns dem angestrebten Ziele näher bringen kann. Das Ziel heißt aber Konsolidation der Staatswirtschaft und der mit ihr so eng verwobenen Volkswirtschaft ohne allgemeinen Bankrott — auf daß wir in absehbarer Zeit aus dem ewigen Schuldenmachen heraus und zu einer soliden Etatifizierung gelangen, bei der sich die Ausgaben nach den vorhandenen Einnahmen richten. Das erfordert schwere Opfer von jedem Beteiligten. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß der Versuch nicht zu spät gemacht worden ist, und weiter, daß nicht Radikalismus von rechts und links oder sonstige unvorhersehbare Ereignisse das mit so viel Mühe zustande gebrachte Werk scheitern machen — womit gleichzeitig alle Opfer umsonst gebracht wären. Entwickelt sich alles so, wie die Reformgesetzgebung es sich gedacht hat, dann können wir vielleicht einer zwar harten, aber doch immerhin erträglichen Zukunft entgegensehen. Es ist heute schon sehr viel, wenn man auch nur das sagen kann. Dazu ist aber auch nötig, daß über der Durchführung der Reformgesetzgebung ein guter Stern waltet; vor allem werden an jede der bei der Durchführung beteiligten Personen gewaltige Anforderungen gestellt. Möchten sie dem Werk das nötige Verständnis entgegenbringen, wozu diese Zeilen, unbeschadet des durchaus selbständigen Urteils des Verfassers gegenüber dem Reformenwerk und gerade deshalb, ihr Teil beitragen wollten.



Landes- und Reichssteuern in der deutschen Geschichte

Von Prof. G. v. Below (Freiburg i. B.)



Als die Franken in Gallien vordrangen, fanden sie dort das römische Steuersystem vor. Sie haben dieses auch für sich nutzbar gemacht. Aber allmählich verfiel es. Es ist nicht zu einem deutschen Steuersystem geworden. Deutschen Ursprungs ist dagegen eine Abgabe, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts uns in voller Deutlichkeit begegnet, aber damals schon eine längere Geschichte gehabt hat. In der Literatur lebt sie unter dem Namen Bede. Sie darf als die älteste deutsche Steuer bezeichnet werden.

Es sind die Inhaber der gräflichen Rechte und ihre Rechtsnachfolger, die Landesherren, welche die Bede fordern. Die ersten Nachrichten über ihr Vorkommen fallen zusammen mit den ersten Nachrichten über Bemühungen der Grafen, ihre Stellung gegenüber dem König selbständig zu machen. Als sie, wesentlich mit Hilfe des Lehnswesens, ein hohes Maß von Selbständigkeit erlangt hatten, als sie aus ursprünglichen königlichen Beamten zu annähernd selbständigen Inhabern ihrer Amtsbezirke, zu Landesherren geworden waren, als sie ihre Amtsbezirke zu Territorien umgewandelt hatten, da begegnet uns die Bede in voller Ausbildung, eben am Ende des 12. Jahrhunderts. Sie ist eine regelmäßige, jährlich zwei- oder dreimal erhobene, Steuer. Wenn ihr Name andeutet, daß sie ursprünglich auf Bitten des Grafen verlangt worden ist, so steht jetzt an der Stelle der Bitte der Zwang, wie es in einer Urkunde aus der Zeit um 1200 heißt: die Bitte des Herrn wird als Befehl geachtet. Was die Steuerart betrifft, so sollte sie ihrer Idee nach Vermögenssteuer sein; tatsächlich wurden jedoch bei ihr regelmäßig nur Grundbesitz und Gebäude berücksichtigt. Die Art der Zahlung ist meistens die in Geld, nicht so häufig die in Naturalien. Zweifellos ist die Bede nicht bloß eingeführt worden, um finanzielle Mittel überhaupt zu erhalten, sondern zugleich, um gerade Geld zur Verfügung zu haben. Ihre Einführung hat in jener Zeit dazu gedient, den Geldverkehr zu steigern. Ein geistlicher Landesherr jener Jahre erwiderte auf eine Vorhaltung wegen der von ihm geforderten Steuern: ohne Geld könne man nicht den Frieden im Lande aufrecht halten; worin ein Doppeltes liegt: der Staat kann seine Aufgaben der Friedenserhaltung nicht ohne Beisteuern der Untertanen erfüllen; die Beisteuer aber muß gerade auch in Geld bestehen.

An Versuchen zur Einführung einer Steuer hat es auch auf der Seite des Königtums nicht gefehlt; insbesondere von Heinrich V. und Otto IV. werden solche berichtet. Es ist interessant, daß es sich bei diesen um Herrscher handelt, die in verwandtschaftlichem Verhältnis zu dem englischen Königtum der normannischen Dynastie standen, welches die Finanzkraft des Landes energisch anspannte. Allein die deutschen Könige vermochten ihr Ziel gegenüber den lokalen Gewalten nicht zu erreichen. Es fehlte hier der nachhaltige politische Druck, wie er in England und wie er innerhalb der sich bildenden deutschen Territorien geltend gemacht wurde. Nicht eine einzige Steuer, nicht ein einziges Mal eine Abgabe hat das deutsche Königtum des Mittelalters im Reich durchgesetzt.

In der Tatsache, daß es nicht der König, sondern die Landesherren sind, welche sich des materiellen Machtmittels der Steuern bemächtigen, haben wir die

ganze deutsche Verfassungsgeschichte im Kern. Es ist mit ihr der endliche Sieg der landesherrlichen Gewalt angedeutet.

Man pflegt als bedeutungsvollsten Gegensatz zum deutschen Königtum den sizilischen Staat des Hohenstaufen Friedrichs II. hinzustellen, der eine jährliche Steuer erhob und überhaupt die finanziellen Kräfte des Landes beträchtlich ausnützte. Indessen dieser Vergleich lenkt nur die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen ab. Das ist eben das Bezeichnende, daß in Deutschland selbst und im Gegensatz zum deutschen Königtum in dessen eigenem Herrschergebiet eine Macht aufkam, die das Steuerrecht in die Hand nahm und ausbaute, die Landesherrschaft.

Der König verfügte von Haus aus über gewaltigen Grundbesitz. Aber er verringerte sich fortschreitend, da aus ihm die zahlreichen königlichen Vasallen mit Lehen ausgestattet wurden. Auch das, was die Kirche für diesen Zweck herausgab, reichte bald nicht aus. Ämter, Grafen- und Schultheißenämter, weiter Zoll- und Marktrechte und andere nützliche Regalien („königliche Rechte“) verwandelte der König in Lehen, teils um Vasallen für den Reichskriegsdienst zu gewinnen, teils auch schon bloß, um noch eine leibliche politische Anhängerschaft zu behaupten oder zu erhalten. Diese Hingabe von Grundbesitz und staatlichen Rechten zu Lehen übte auf die königlichen Finanzen und die gesamte königliche Macht eine verheerende Wirkung. Eben damit wurde den Inhabern der gräflichen Rechte die Möglichkeit geschaffen, sich zu Landesherren emporzuarbeiten. Es war der Übergang des größten Teils der königlichen Rechte auf die lokalen Gewalten. Aber den Landesherren drohte in ihren Gebieten die gleiche betrübende Entwicklung, wenn sie nicht in ihnen der Vorherrschaft des Lehnswesens einen Riegel vorschoben; denn auf Verwandlung der öffentlichen Rechte in Lehen ging die allgemeine Richtung der Zeit. Es drohte den Territorien die Zersplitterung wiederum in kleinere, in noch kleinere Gebiete. Da war es denn entscheidend, daß die Landesherren sich in der Bede ein finanzielles Mittel schufen, um sich nicht auf jene Mittel der Verwandlung staatlicher Rechte in Lehen angewiesen zu sehen. Mit dem Ertrag der Bede konnten sie sich kriegerische Mannschaften beschaffen (zum Teil geschah es noch in der alten Form des Lehens, indem eine bestimmte, jährlich zu zahlende Summe als Lehen einem Ritter zugewiesen wurde, zum Teil in der des Solbs). Die Bede setzte sie ferner in den Stand, staatliche Bezirke und Rechte, die zu Lehen ausgetan worden waren, zurückzuerwerben, oft durch förmlichen Abkauf. Die Landesherren haben nicht alles erreicht, was sie sich zum Ziel setzten. Indessen das Verhältnis der Bede veranschaulicht uns greifbar den großen Gegensatz des sich auflösenden Reichs zu dem sich immer kräftiger zusammenfassenden Territorium.

Was wir hier schildern, bedarf nur einer geringen Vervollständigung, um ein Bild von der Entwicklung der folgenden Jahrhunderte zu geben.

Der König hat die Bede nur in seinen Erblanden, wo er also eigentlicher Landesherr ist, und in dem fortdauernd zusammenschmelzenden unmittelbar königlichen Gebiet, wo er die landesherrlichen Rechte als König übt, das heißt insbesondere in den Reichsstädten. Die Landesherren, die durchweg die Bede erheben, fordern sie seit dem 13. Jahrhundert im allgemeinen in fest bestimmter Höhe, erhöhen sie selbst nicht. Aber sie fügen einige verwandte feste Abgaben hinzu und ergänzen dies feste Steuersystem namentlich durch außerordentliche

Steuern, die sich zu den immer größere Bedeutung gewinnenden landständischen Steuern entwickeln. Wenn diese von den Landständen nur aufgrund besonderer Bewilligung und meistens nur gegen öfters nicht unbeträchtliche Gegenleistungen der Landstände gewährt wurden, so hat sich doch gerade mit ihrer Hilfe das mittelalterliche Territorium zum Einzelstaat der neueren Jahrhunderte entwickelt.

Im letzten Jahrhundert des Mittelalters, seit seinem dritten Jahrzehnt, gelingt es dem Königtum, eine Art von Reichsteuer ins Leben zu rufen. Die Nöte der Hussiten-, dann der Türkengefahr bewogen die Landesherren und Reichsstädte zu einem gewissen Entgegenkommen. Die Kämpfe um diese Steuer sind sehr lehrreich, aber in ihrem Resultat für unser Vaterland nicht erfreulich. Man kämpft um eine Steuer überhaupt, und man kämpft ferner um das System der Steuer. Zwei Systeme stehen in Frage: das des „gemeinen Pfennigs“ und das der Matrikularbeiträge. Bei jenem sucht das Reich die unmittelbare Verbindung mit den einzelnen Reichsinsassen; bei diesen wendet es sich an die Zwischengewalten die Landesherren und Reichsstädte. Der Versuch des gemeinen Pfennigs ist höchst interessant: das Reich sucht mit ihm die Zwischengewalten zu ignorieren, die Miene anzunehmen, als ob der König der unmittelbare Herrscher in allen Reichsgebieten sei. Wäre der Versuch geglückt, so wäre damit ein maßgebender Schritt zur Wiederherstellung eines deutschen Einheitsstaates getan worden. Im 15. Jahrhundert bis ins 16. hinein ist auch wiederholt ein „gemeiner Pfennig“ bewilligt worden. Allein es waren stets mißglückte oder halb geglückte Versuche. Das Reich besaß ja kein Beamtenheer, das die Steuer hätte einziehen können. Es war auf den guten Willen der Zwischengewalten angewiesen, die ihn keineswegs befundeten. Eine bezeichnende Kritik liegt in der Tatsache, daß das Reich in Ermangelung eigener Beamten die Mitwirkung der Pfarrer und ihre freundlichen Aufforderungen an die Bevölkerung in Anspruch nahm. Bei der Entwicklung, die die Reichsverfassung seit dem 12. Jahrhundert genommen hatte, war es klar, daß das System der Matrikularbeiträge siegen mußte. Die vom Reichstag bewilligte Summe wurde auf die einzelnen Territorien und Reichsstädte verteilt. Deren eigene Sache war es, wie sie den Betrag aufbrachten, aus den allgemeinen Mitteln des Territoriums und der Reichsstadt, das heißt aus ihren sonstigen Einkünften, oder indem sie zur Deckung der an das Reich zu liefernden Summe die Landstände um eine besondere Steuer ersuchten.

Wenn wir sagen, daß das System der Matrikularumlagen den Sieg davontrug, so soll damit nicht behauptet werden, daß dem Reich in ihm eine prompte Steuerlieferung zur Verfügung gestellt wurde. Besser als der „gemeine Pfennig“ sind die Matrikularbeiträge eingegangen. Aber es war nur ein Unterschied des Verhältnisses. Fehlt dem Reich bei jenem die Organe, um die Steuer von den einzelnen pflichtigen Personen einzutreiben, so bei diesen, um die Landesherreschaften und Reichsstädte zur prompten Zahlung der bewilligten Summen anzuhalten. Der Schwäche der Reichsgewalt entspricht es, daß die Reichsteuer nie vollständig einkommt. Etwas besser wurde es, als in der großen „Reichsreform“ seit 1495 das Reich wie auf allen Gebieten so auch in der Steuer-verfassung seine Verhältnisse planmäßiger ordnete. Jetzt wurden die Formen geschaffen, die ihm einen leidlichen Bestand bis zum Jahr 1806, bis zu seiner Auflösung gesichert haben. Aber einen idealen Zustand stellte die Reichsteuer-

verfassung nicht dar. Die Streitigkeiten über die „Ungerechtigkeit“ der Matrikel, die Klagen einzelner Reichsstände, daß sie in ihr zu hoch angeschlagen seien, hörten nicht auf. Es fehlte der Reichssteuerverfassung ferner die rechte Beweglichkeit. Endlich war der Gesamtbetrag, der durch die Reichssteuern aufkam, nicht groß. Die Reichsteuer blieb — abgesehen von den für die Unterhaltung des Reichskammergerichts gezahlten Beiträgen (die übrigens auch nicht zu allen Zeiten pünktlich eingingen) — außerordentliche, nur in besondern Fällen, insbesondere für kriegerische Zwecke bewilligte Steuer. Man bewilligte das Mehrfache des Steuerimplums eines „Römermonats“, so benannt von dem geplanten Römerzug Karls V. her. Die außerordentliche Reichsteuer stand in der Häufigkeit der Bewilligung und der Vielseitigkeit des Bewilligungszwecks beträchtlich hinter der außerordentlichen landständischen Steuer zurück. Wofür bedurfte denn aber auch das Reich Steuern? Die Dürftigkeit seiner staatlichen Zwecke erklärt seinen dürftigen Steuerbedarf.

Im 16. Jahrhundert, noch im Zusammenhang mit jener großen „Reichsreform“, ist einmal ein bedeutungsvoller Plan zur Vervollständigung der Reichssteuerverfassung aufgetaucht. Auf dem Nürnberger Reichstag von 1522/23 wird der Vorschlag gemacht, einen allgemeinen Reichsgrenzzoll zu erheben und demgemäß das Reich an allen Grenzen mit Zollstätten zu versehen. In zweierlei Hinsicht haben wir hier einen bedeutungsvollen Plan vor uns. Die mittelalterlichen Zölle waren keineswegs vornehmlich Grenzzölle. Man schuf vielmehr Zollstellen, wo man gerade den Handel am besten treffen zu können meinte, mitten im Lande, namentlich auch in den mitten im Land gelegenen Städten. Auch die Territorien haben ihre Zollstätten nicht an den Grenzen organisiert, am wenigsten aber das Reich. Jetzt schwingt man sich zu dem kühnen Gedanken eines Reichsgrenzzolls auf; das Reich wird zum ersten Male als eine wirtschaftliche Einheit aufgefaßt. Die andere bedeutungsvolle Neuerung liegt darin, daß mit diesem Grenzzoll dem Reich eine eigene Steuer zur Verfügung gestellt wurde. Es sollte eine selbständige Steuer sein wie der „gemeine Pfennig“. Wenn dieser aber in Folge des Mangels eines Reichsbeamtentum scheiterte, so nahm man jetzt besondere Zollbeamte in Aussicht (die aus dem Zollertrag besoldet werden sollten).

Der große Plan wurde freilich zu Fall gebracht, hauptsächlich durch den Widerspruch des durch die Reichsstädte vertretenen großen Handels. Deren Abgesandte wußten durch geschickten diplomatischen Schachzug den in Spanien weilenden Kaiser Karl V. auf ihre Seite zu bringen, welcher nun den Reichszoll ablehnte, weil er von dem ihm unbequemen und überdies den kirchlichen Neuerungen geneigten „Reichsregiment“, einer ständischen Versammlung, ausging. Erst im 19. Jahrhundert ist der große Gedanke, Deutschland als wirtschaftliche Einheit zu behandeln, verwirklicht worden, im preußisch-deutschen Zollverein und dann im deutschen Reich Bismarcks, während Frankreich dem Gedanken der Wirtschaftseinheit schon im 17. Jahrhundert unter Colbert näher kommt. Und erst im 19. Jahrhundert hat Deutschland mit der Bismarckschen Zollpolitik große eigene Einnahmen erhalten.

Im stärksten Gegensatz zur schwächlichen Ausbildung der Reichsteuern in den alten Jahrhunderten stand die territoriale Steuerverfassung. Die außerordentlichen landständischen Steuern wurden immer häufiger, so daß sie, wenn

auch noch besonders von den Landständen bewilligt, gelegentlich schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, öfters im 17., jährliche Steuern wurden. Das Werk des Absolutismus war es dann, die Steuerbewilligung in die Steuerpflicht umzusetzen und die außerordentlichen Steuern in ganz regelmäßige, jährliche umzuwandeln. Zugleich baut er sachlich die Steuerverfassung umfassend aus, alles im Verein mit den höheren Zielen, die der Territorialstaat sich jetzt stellte, und der großartigen Erweiterung der staatlichen Verwaltung. Freilich war dies eine Steuerverfassung, die dasselbe bunte Bild gewährte, wie die Verfassungen der Territorien überhaupt.

Nachdem das alte Reich im Jahre 1806 aufgelöst worden war, wurden die Einzelstaaten durch den Wiener Kongreß im „Deutschen Bund“ wieder lose zusammengefügt. Diesem losen Band entsprach die Steuerverfassung des Bundes. Seine finanziellen Bedürfnisse wurden durch Beiträge der Bundesmitglieder gedeckt, und sein finanzieller Bedarf war höchst bescheiden. Während des Bestehens des Deutschen Bundes wurde die Steuerverfassung der Einzelstaaten um so kräftiger ausgebaut. Der kräftigste deutsche Einzelstaat, Preußen, schreitet dann dazu, im Gegensatz zu dem lockern Band des Deutschen Bundes Deutschland zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammenzufassen, durch den preußisch-deutschen Zollverein. Das Ziel wird überwiegend schon 1834 erreicht. Vollendet wird das Werk durch weiteren Ausbau des Vereins und schließlich durch das neue Deutsche Reich (mit dem Zollanschluß der Hansestädte als letzter Etappe 1888).

Das im Jahre 1871 begründete Deutsche Reich erhielt von vornherein eigene Einnahmen. Sie gliedern sich in 1. privatrechtliche Einnahmen (zum Beispiel die Betriebserträge der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, den Gewinn aus der Münzprägung), 2. Gebühren für gewisse Handlungen des Reichsgebiets (zum Beispiel der Konsuln, des Reichsgerichts, des Reichspatentamts, sowie namentlich die Post- und Telegraphengebühren), 3. Steuern und zwar zunächst Zölle und Verbrauchssteuern (von Bier, Branntwein, Salz, Tabak und Zucker). Neben den eigenen Einnahmen hielt das Reich auch die alten Matrikularumlagen fest. Dieses dem Staatsrecht des alten Reichs und des deutschen Bundes entlehnte System sollte nach der ursprünglichen Absicht der Reichsverfassung nur subsidiäre und sogar nur vorübergehende Bedeutung haben, nämlich nur so lange bestehen, als entsprechende Reichssteuern nicht eingeführt waren. Tatsächlich indessen wurden die Matrikularumlagen eine dauernde Einrichtung und zwar die, wenigstens in den ersten acht Jahren des neuen Reichs, wichtigere Einnahmequelle des Reichs. Denn einerseits behielten die Einzelstaaten ihre direkten Steuern, gaben keine von ihnen an das Reich ab (woran man bei der Schaffung der Reichsverfassung gedacht hatte). Andererseits war der Ertrag der Zölle, der dem Reich zufließ, bei der damaligen überwiegend freihändlerischen Wirtschaftspolitik Deutschlands nicht sonderlich hoch.

Innerhalb hatte das Reich jetzt eigene Einnahmen, und mit dem Uebergang Deutschlands zu der von Bismarck seit 1879 vertretenen Schutzpolitik erhöhten sie sich gewaltig. Jetzt wurde die dem Reich durch die Verfassung eingeräumte Einnahmequelle wirtschaftlich kräftig ausgenutzt. Das ist die große verfassungsgeschichtliche Bedeutung des Jahres 1879. Damals veröffentlichte eine Gruppe konservativer und freikonservativer Politiker (unter ihnen Treitschke)

eine Erklärung, in der sie aussprachen, daß sie bisher den Standpunkt des Freihandels vertreten hätten, aber jetzt im Hinblick auf die für das Reich zu gewinnenden eigenen Einnahmen für die geforderten neuen Zölle stimmen würden. Der Berliner Professor der Geschichte J. Weissfäder, ein Württemberger von Herkunft, feierte in einer Kaisergeburtstagsrede von 1882 über die „geschichtliche Entwicklung der Idee einer allgemeinen Reichsteuer in Deutschlands Vergangenheit“ in bewegten Worten das Ereignis von 1879. Seine Forschungen hatten dem 15. Jahrhundert gegolten, der Zeit der Kämpfe um eine Reichsteuer mit einem dürftigen Resultat. Indem er jetzt in seiner Rede ein Bild von diesen alten, trüben Verhältnissen gab, begrüßte er es, daß es jetzt anders geworden sei. „Der Geldmangel im Gericht ist die Untergrabung des Rechts im Staat; der Geldmangel in der Armee ist die Bedrohung der Existenz des Staats. Und beides hat Deutschland erfahren müssen.... Die Vergangenheit des alten Reichs hat uns manche Lehre gegeben, wie man es nicht machen muß. Die Regierung unseres neuen Reichs hat daraus begriffen, wie man es anders machen muß. Das Reich in seinen Finanzen auf eigene Füße zu stellen, hat sie als ihre klarste und nächste Pflicht für die Zeit des Friedens erkannt. Es muß geschehen um jeden Preis.“ Weissfäder wendet sich gegen die Freihandelstheoretiker, die die Wendung zum Schutzzoll Bismarck zum schwersten Verbrechen machten, wie er denn ja damals einen seiner heftigsten Kämpfe geführt hat.

In Bismarcks Sinn hatte die Einführung des Schutzzolls eine noch weiter greifende Bedeutung. Von demselben Jahr 1879 ab erwarb er (nachdem der Erwerb für das Reich an dem Widerspruch der Einzelregierungen gescheitert war) die preussischen Eisenbahnen für den preussischen Staat. „Der Schutzzoll“ — sagt E. Mardk, (O. v. Bismarck S. 162) — „enthielt in sich selber eine Erhöhung des Staats: dieselbe Erhöhung, die Bismarcks Eisenbahnpolitik erstrebte. Er wollte dem Reich neue Mittel zuführen; aber die Eisenbahnen in der Hand des Reichs oder überhaupt des Staats bedeuteten außerdem einen gewaltigen Zuwachs an Staatsmacht gegenüber der Macht des großen Kapitals, das als Herr der Verkehrsanstalten der Allgemeinheit über den Kopf zu wachsen, ihr Herr zu werden drohte und sie in anderen Ländern in der Tat und schwer geschädigt hat. Wenn Bismarck dieses Riesenwerkzeug für die Gesamtheit zurückgewann, so war dies schon in sich ein Bruch mit dem individualistischen Liberalismus und ein großes Stück Staatspolitik. Schutzzoll aber lag auf genau demselben Weg.... Der Schutzzoll konnte zur Vollenbung der Reicheinheit dienen: zum Abschluß nach außen, zum Zusammenschluß innen, zur Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte, zur Befreiung des Reichs von den Sonderstaaten und von der finanziellen Not. Bismarcks Staatsmannschaft war das neue Mittel grundsätzlich verwandt und lozend.“ Auch seine Sozialpolitik schloß sich hier an.

Bismarcks Finanzpolitik wurde allerdings eine Schranke durch die „Grandensteinsche Klausel“ gezogen, die die Zentrumsparlei als Bedingung ihrer Zustimmung zu den neuen Zöllen stellte: der Überschuf aus dem Ertrag der indirekten Steuern über eine bestimmte Summe hinaus soll den Einzelstaaten überwiesen werden; Reich und Regierung sollten nicht zu unabhängig werden. So kamen die neuen Zölle dem Reich nicht vollständig zu gute. So wurde das

nicht ganz erreicht, was im ursprünglichen Sinn der Reichsverfassung gelegen und was eben jetzt Bismarck in die Wirklichkeit umzusetzen gewünscht hatte. So behielten die Matrikularbeiträge eine größere Bedeutung, als es im Hinblick auf die guten Ergebnisse der indirekten Steuern (die weiterhin auch noch mehr ausgebaut wurden) nötig gewesen wäre. Aberdies legte der Reichstag auf die Form der Matrikularbeiträge Gewicht, um seinen budgetrechtlichen Einfluß nachhaltig zur Geltung zu bringen.

Trotz dieser Schranken und trotzdem Bismarck nicht all die neuen Einnahmen dem Reich zugänglich machen konnte, die er ihm wünschte — das Tabaksmonopol lehnte der Reichstag ab —, darf der Steuerreform von 1879 zuerkannt werden, daß sie eine neue und große Epoche in der Reichsgeschichte eröffnet, zumal wenn man die Stücke der Politik Bismarcks in Betracht zieht, die damit in engerem oder weiterem Zusammenhang stehen und gleichzeitig oder wenig später in Angriff genommen werden: der Schutz der nationalen Arbeit, die Sozialpolitik, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die Kolonialpolitik, die deutsche Polenpolitik mit Ansässigmachung deutscher Bauern, die vermehrte und zuverlässigere Sicherung des Reichs nach außen. Wirtschaftlich beginnt jetzt der Neumerkantilismus, allgemein politisch das Neudeutschtum.¹⁾ Und finanziell reichten die neuen Einnahmen für die nächste Zeit aus; das Reich war vorerst gespeist. Insofern war auch der unmittelbare Zweck der Reichssteuerreform erfüllt.

Im Lauf der Zeit erwies es sich jedoch als unumgänglich, dem Reich weitere Einnahmen und zwar auch direkte Steuern zuzuweisen. Namentlich die vermehrten Ausgaben für die Sicherheit des Vaterlands, für Heer und Flotte nötigten dazu. 1904 wurde die Grandensteinsche Klausel aufgehoben. Die Überweisungen an die Einzelstaaten erfuhren eine Einschränkung (1909 eine noch stärkere). 1906 wurde die bisher einzelstaatliche Erbschaftsteuer Reichssteuer (wobei den Einzelstaaten noch ein Anteil an ihrem Ertrag zugesprochen wurde).

1908–09 kam es aus Anlaß der von der Regierung geforderten Erweiterung der Erbschaftsteuer zu leidenschaftlichen Kämpfen. Das Zentrum lehnte sie ab, um den Reichskanzler v. Bülow wegen seiner Haltung am Schluß des Jahres 1906 zu stürzen. Auch der größere Teil der Konservativen lehnte die Erweiterung der Erbschaftsteuer ab, und so fiel sie denn.

Unter den Gründen, die der größere Teil der Konservativen für die Ablehnung anführte, konnte der nicht Platz finden, daß dem Reich nur die indirekten, den Einzelstaaten alle direkten Steuern zustehen sollten. Denn abgesehen davon, daß die ursprüngliche Absicht der Reichsregierung nicht dahin gegangen war, so war ja schon mit der Zuerkennung der (finanziell zwar noch nicht ertragreichen) Erbschaftsteuer an das Reich im Jahr 1906 ein anderer Grundsatz anerkannt worden. Belangreicher war die konservative Äußerung, man dürfe wohl dem Landtag, nicht aber dem demokratischen Reichstag die Verfügung über die erweiterte Erbschaftsteuer übertragen; der Reichstag würde in solchen Dingen keine Grenzen kennen. Wir vermögen solche Erwägungen nach den Beobachtungen, die wir bei den Steuerverhandlungen der Nationalversammlung mit der Revolution gemacht haben,

¹⁾ Vgl. M. S. Boehm, Neudeutscher Gemeinfinn, Grenzboten vom 11. Februar 1920, S. 186 ff.

vollauf zu würdigen. In Parallele dazu mag die Weigerung des alten preußischen Eisenbahnministers, die Eisenbahnen an das Reich abzugeben, gestellt werden: er sah voraus, daß die preußischen Staatsbahnen, das Rückgrat der glänzenden preußischen Finanzen, unter dem Einfluß des demokratischen Reichstags um ihre Vorzüge, den großen finanziellen Ertrag und den prompten Dienst, gebracht werden würden. Der preußische Staat wäre zu einer Vereinigung der preußisch-hessischen Eisenbahnen mit den Eisenbahnen sämtlicher Einzelstaaten bereit gewesen, wenn dies durch Abmachungen zwischen den verschiedenen Einzelstaaten, unter Umgehung des Reichstags geschehen wäre. Wir können diese Erwägungen nach unseren neuesten Beobachtungen noch verstärken: die Staats-eisenbahnen haben heute wesentlich unter dem Einfluß der ganz demokratischen Parlamente tatsächlich ihre Vorzüge zum großen Teil verloren: sie liefern nicht mehr Überschüsse, sondern verlangen Zuschüsse, und der prompte Dienst ist in Frage gestellt. Bei der Verwandlung sämtlicher Staatsbahnen in Reichsbahnen wird die Gefahr noch größer: das konzentrierte riesige Heer der Eisenbahnangestellten, unterstützt vermutlich von einer extrem demokratischen Nationalversammlung, kann den ganzen Betrieb im Augenblick brach legen und den Stand der Verwaltung dauernd herabdrücken. Die Minderung der Gefahr, die in der Verteilung der Bahnen auf eine Mehrzahl von Staaten liegt, wäre weggefallen. Wenn zu Bismarcks Zeit sich die Verstaatlichung der Eisenbahnen empfahl, um den Staat und die Gesellschaft gegenüber dem Kapital selbständig zu machen, so droht heute bei Staats- und Reichsbahnen die Gefahr, daß Staat, Gesellschaft, Allgemeinheit ihre Selbständigkeit gegenüber dem riesigen Angestelltenheer verlieren. Es ist sogar, vielleicht zu pessimistisch, schon die Frage aufgeworfen worden, ob es möglich sein würde, die Eisenbahnen sämtlich in Staatsbesitz zu halten, ob es nicht notwendig werden könnte, sie zu veräußern. Es mag hier aber auch noch eine weitere Parallele herangezogen werden. Bismarck, dem der Reichstag das allgemeine gleiche Wahlrecht verdankt, hat nachträglich die damit gegebenen Gefahren erkannt und betont. Als Gegengewicht zum Reichstag, der von ihm geschätzten „Hochdruckmaschine“ gegenüber schwierigen deutschen Regierungen, hielt er den Bundesrat und ein konservativ regiertes Preußen für notwendig. Schaltet man diese Elemente aus, „so wachsen“ — nach einem im ersten Kriegsjahr gesprochenen Wort eines wesentlich unitarisch gerichteten Staatsrechtslehrers (Triepe) — „die Ausichten, einen demokratischen Zäsarismus bei uns einzuführen, ins Bedrohliche . . . Es ist bezeichnend, daß Bismarcks energisches Bekenntnis zum Föderalismus, die berühmte Erklärung gegen die Einführung eines verantwortlichen Reichsministeriums vom 5. April 1884, mit einer Verwahrung gegen den Versuch begründet wurde, die „Regierungsgewalt im Reich unter die Mehrheitsbeschlüsse des Reichstags“ zu beugen.“

So sehr uns aber diese Parallelen, die zugleich Prophezeiungen sind, die konservative Aeußerung von 1909 verständlich machen, die Zuweisung von direkten Steuern an das Reich war damals doch ganz unvermeidlich. Sie ist denn auch bald erfolgt und dann mit Zustimmung aller Konservativen. Wenn die Steuerreform von 1909 dies noch nicht leistete (sie ist für die unitarische Gestaltung des Reichs immerhin bedeutsam durch die weitere Herabminderung der Überweisungen an die Einzelstaaten), so brachte das Jahr 1913 Wehrbeitrag und

Verfügsteuer, die Jahre 1916—18 (Zuli) Kriegsteuer bez. -abgabe als direkte Steuern dem Reich.

Mit der Zuweisung direkter Reichsteuern an das Reich hing die Veränderung der Natur der Matrikularbeiträge zusammen. Sie wurden in ihrer Höhe festgelegt und darum als fester Einnahmeposten des Reichs zur Verfügung gestellt. 1906 wurde der Betrag auf 40, 1909 auf 80 Pfennig für den Kopf der Bevölkerung festgesetzt. Während die Matrikularbeiträge früher je nach dem Bedarf des Reichs erhöht wurden, sind sie jetzt feste Beiträge der Einzelstaaten zu der im übrigen in sich geschlossenen Reichsfinanzwirtschaft geworden; nur noch in rechtlicher Hinsicht stellen sie ein subsidiäres Deckungsmittel dar.

So zeigt uns die deutsche Steuergeschichte vor dem Krieg und während desselben einen starken unitarischen Zug, eine Neigung zur Kräftigung der Zentralgewalt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der unitarische Zug sich auf anderen Gebieten während des Kriegs in gleicher Weise bekundet hätte. Daß der Ausgang des Kriegs die unitarische Richtung verstärken würde, ist beim Kriegsbeginn vorausgesagt worden. Ein siegreicher Krieg würde schon darum unitarisch gewirkt haben, weil ein Sieg ein Erfolg des Reichs als eines Ganzen gewesen wäre.

Bei der stärkeren Ausdehnung der Reichsteuern, insbesondere seit 1906, war natürlich auch die Frage nach der genaueren finanziellen Abgrenzung zwischen Reich und Einzelstaaten lebhafter erörtert worden. Die Möglichkeit ihrer „Kommunalisierung“ trat hervor. Man fand eine Abgrenzung darin, daß die Einzelstaaten eine Beteiligung an dem Ertrag der neuen Reichsteuer (so der Reichsteuer von 1906) erlangten, namentlich aber darin, daß ihnen die Einkommensteuer mit ihren Ergänzungen vorbehalten wurde, wobei freilich dem Reich dann wieder das Zugeständnis gemacht wurde, daß es die Einkommensvermehrung und das Vermögen „einmalig“ (1913 und 1918) oder in seinem Zuwachs besteuerte.

Die Revolution hat gegenüber diesen Bemühungen, das Reichsteuerrecht auszudehnen und dabei doch den Einzelstaaten eine finanzielle Stellung zu sichern, eine Bewegung schärfter Gegensätze hervorgebracht. Auf der einen Seite suchten sich deutsche Landschaften oder Bevölkerungsgruppen in ihnen vom Reich loszulösen oder den Reichsverband stark zu lockern (zum Beispiel Bayern, Rheinprovinz, Niedersachsen). Auf der andern Seite stehen Bestrebungen für Einführung des vollkommenen Einheitsstaats. Jene Bewegung der Loslösung oder Lockerung der Teile gegenüber dem Reich, welche teils alte teils neue Ursachen hat, wurde zunächst durch die Art der demokratischen Herrschaft der revolutionären Regierung, dann durch jene Bestrebungen für Einführung des Einheitsstaats befördert. Zugleich auch macht die revolutionäre Regierung den Teilen (so die preussischen Provinzen) partikularistische Zugeständnisse, um sie noch leidlich beim Ganzen zu halten. In der Finanzverfassung geht der Vereinheitlichungsplan Erzbergers so weit, daß er die Einzelstaaten nicht bloß „kommunalisieren“, sondern sie und die Gemeinden jeder finanziellen Selbstständigkeit berauben will. Dieser Plan entspringt dem Wunsch, das durch den unglücklichen Ausgang des Kriegs und die Mißwirtschaft der Revolution geschaffene finanzielle Elend durch ein drastisches Mittel zu beseitigen, aber auch dem, Preußen als Staat zu beseitigen.

Die angedeuteten Erfahrungen der Revolution zeigen, wie viel glücklicher die Verfassung war, die Bismarck dem Reich gegeben hat. Wir haben ferner gesehen, wie die Reichsgewalt auf den von ihm geschaffenen Grundlagen sich fortschreitend verstärkte und wie sie im Begriff war, diesen Weg weiter zu gehen. Diese Entwicklung ist durch die Revolution, die ein annäherndes Chaos schuf, jäh unterbrochen. So sehr wir eine Verstärkung der Reichsgewalt wünschen, so können wir doch in einer Beseitigung Preußens nicht das Heil sehen. Denn gerade der enge Zusammenhalt der preußischen Provinzen, ihre gegenseitige Durchdringung kommt ihnen zu statten, wie zugleich in einem kräftigen preußischen Staat eine Garantie für das Gedeihen des Reichs liegt. Die Aufteilung Preußens in seine Provinzen und deren Gleichstellung mit den deutschen Einzelstaaten würde einen Reichskörper schaffen, in dem Verhältnisse wie die der alten Rheinbundpolitik von neuem sich einstellen könnten. Der beste Weg bleibt uns immer die Fortsetzung desjenigen, den das Reich bis zur Revolution gegangen war. Zeitfester aber ist uns stets das Gedeihen der ganzen Nation, für welches die Voraussetzung nicht bloß in den Einrichtungen, sondern auch in dem Geist, der sie erfüllt, gegeben ist. Die rechte Brauchbarkeit der Verfassungsformen ist an die Ausbreitung der Kraft des nationalen Gedankens gebunden, welche dann freilich auch wieder die geeigneten Formen finden lassen wird.¹⁾



Rußlands neuer Krieg

Von Major G. Frantz



Der Sommerfeldzug 1920 in Rußland ist im vollen Gange. Andere gegenbolschewistische Elemente sind auf den Plan getreten, nachdem das Jahr 1919 der Sowjetrepublik den vollen Erfolg gebracht hatte, daß außer gegen Westen und im Baltikum die alten Grenzen des ehemaligen Zarenreiches im allgemeinen wieder hergestellt waren. Die Gruppe Judenitsch war völlig zerschlagen, das Kolonialland Westsibirien zurückgewonnen — Trümmer der ehemaligen Armee des toten Koltschak unter Semjonow in Ostsibirien können selbst im Bunde mit Japanern vorläufig nicht gefährlich werden — und die Reste der Denikinschen Truppen sind auf der Krim isoliert. Der Sowjetregierung wurde der Entschluß, entweder eine Atempause zur Konsolidierung der inneren Lage durch Friedensverhandlungen auszufüllen oder in konsequenter Durchführung des imperialistischen Weltrevolutionsprogramms neue Opfer zu suchen, von Polen entrißen, das seinerseits durch den Überfall zwischen Pripiet und Dnjepr den Krieg mit Sowjetrußland vom Zaune brach und bis an den Dnjepr gelangte.

¹⁾ Für Belege über die ältere Steuergeschichte verweise ich auf die ausführlichen Nachweise in meinem Buch „Probleme der Wirtschaftsgeschichte“ (Tübingen, P. Siebeck). Die Rede Weizsäckers ist in der „Deutschen Revue“ 1882, 3. Band, S. 279 ff. gedruckt.

Gegen die Bolschewiken zur Befreiung der Ukraina, im Bunde mit den Ukrainern, mit Frankreichs Unterstützung und Englands Einverständnis! Polens, Frankreichs und Englands Interessen fielen zusammen; Polen will mit den Grenzen von 1772 die Welt vor vollendete Tatsachen stellen, die französische Politik verlangt ein starkes Polen, wobei es räumlich groß und innerlich stark verwechselt, sowie sein Geld aus Rußland. Und England kann eine Ablenkung der Bolschewiken nicht unerwünscht sein, so lange die Erfolge der roten Truppen an der kaukasisch-persischen Grenze in Verbindung mit der alttürkisch-panislamitischen Bewegung in Kleinasien zwar noch lange nicht direkt Indien bedrohen, immerhin aber die Brücke zwischen Ägypten—Indien gefährden; deshalb hat es auch ein Interesse daran, die Bedeutung der Ereignisse in jenen Gegenden durch seine Nachrichtenversorgung der Welt zu übertreiben, was ihm um so leichter wird, als es darin nicht zu kontrollieren ist.

Pelljuras scheinbar patriotische Tat, die Hilfe Polens zur Befreiung der Ukraine nach vielmonatlicher politischer Tätigkeit in Warschau gewonnen zu haben, kann im Grunde genommen in den Augen seiner Volksgenossen lediglich als Landesverrat charakterisiert werden. Immerhin muß es den Polen willkommen sein, den politischen Deckmantel eines Zusammengehens mit den Ukrainern für die eigenen maßlosen Aspirationen gefunden zu haben, wobei man nur immer recht deutlich zum Ausdruck bringen muß, daß in der Person Pelljuras keineswegs des Wille des ukrainischen Volkes, auch kaum der eines Bruchteils, verkörpert ist. Nirgends hat man eine Zahl der an der Offensive beteiligten ukrainischen Hilfskräfte gefunden, weil man nämlich solche Angaben überhaupt nicht machen kann, denn es kann sich bei der Gefolgschaft Pelljuras nur um einige Glücklinge handeln, die abtrünnig dem Gesamtinteresse des ukrainischen Volkes den Verrat ihres ehrgeizigen Führers mitgemacht haben, dessen Ziel die Regentschaft in einem ukrainischen Vasallenstaat von Polens Gnaden ist. Pelljura wird sich bald überzeugen müssen, daß er sich gründlich verrechnet hat; niemals werden seine Wünsche sich erfüllen! Gegen den verhassten Erbfeind wird sich das ukrainische Volk zusammenschließen, das sich bisher trotz den chaotischen inneren Zuständen und trotz der Auflösung in zahlreiche Banden mit politisch ganz verschiedenen Zielen — falls solche überhaupt vorhanden waren und nicht Bereicherung durch Raub das einzige Ziel war — gegen jede von Fremden aufgezwungene Staatsobrigkeit erfolgreich aufgelehnt hat. Zusammenschluß aller ukrainischen Stämme wird erneut die Parole sein und diesmal ganz besonders wirksam gegen Pelljura und das von ihm gedeckte polnische Unternehmen, gegen den Pelljura, der sich mit ostgalizischen Truppen im Dezember 1919 zum Herrn von Kiew machte und ausgerechnet diese Ostgalizier jetzt an Polen für eine Regentschaft von Polens Gnaden verkauft hat!

Der polnische Durchbruch in Wolhynien beweist für die Tüchtigkeit der polnischen Armee gar nichts. Die bolschewistische Herrschaft in der Ukraina stand auf recht schwachen Füßen; sie beschränkte sich auf die Besetzung einiger größerer Städte und Hauptbahnen. Die dünn besetzte Front war leicht zu durchbrechen; mangels jeder planmäßigen Tiefengliederung beim Feinde, konnte der anfängliche Erfolg mit den bereitgestellten Kräften durch Vorstoß bis an den Dnjepr erweitert werden, ehe bei den schlechten und weiten Verbindungen auf bolschewistischer

Seite die Abwehrmaßnahmen wirksam wurden. Erst um den Besitz Kiwsk setzten heftigere Kämpfe ein und erst im Kampf zur Behauptung der Eroberungen wird es sich zeigen, ob die polnische Armee den freventlich vom Zaune gebrochenen Krieg mit der Sowjetrepublik zu einem erfolgreichen Ende wird durchhalten können.

Die polnische Offensive muß eine große Gegenoffensive der Bolschewiken auslösen, aber nicht bei Kiw. Es ist Ehrensache der Sowjetrepublik, die leichtfertige, von einem maßlosen Imperialismus beherrschte Politik Polens, durch die der Krieg immer weiter über die Grenzen eines von Polen bewohnten Gebietes hinausgetragen wird, zu strafen. Das moralische Plus ist in diesem Falle auf Seiten Rußlands. Das Volksbewußtsein nicht nur der Ukrainer, sondern aller russischen, den Polen durchaus feindlich gegenüberstehenden Volksgenossen muß sich gegen die polnische Willkür auflehnen. Der Krieg gegen Polen muß populär werden; der nationale Geist wird wieder Einzug halten und kann den roten Armeen eine Stoßkraft verleihen, die den polnischen Truppen gefährlich wird. Schon heißt es, daß Brussilow zwar nicht Diktator, aber neben Lenin und Trozki der mächtigste Mann der Sowjetrepublik sei. Wie lange wird es dauern und er ist vielleicht Diktator! Eine Entwicklung würde damit zum Abschluß kommen, die vor zwei Jahren mit dem freiwilligen Eintritt zahlreicher Jarenoffiziere in die rote Armee begann, sofern nicht die Volkskommissare — rechtzeitig auf die ihrer Herrschaft drohende Gefahr aufmerksam geworden — gewaltsam diesen Aufschwung unterbinden. Der 67jährige General genießt großes Ansehen. Seine Offensive von Mai bis Oktober 1916 — ursprünglich geplant zur Unterstützung Rumäniens bei seinem Eintritt in den Krieg gegen die Zentralmächte, dann aber vorzeitig begonnen zur Entlastung Italiens, das bei Arfierno und Asiago geschlagen war — stellt trotz der gewaltigen Menschenverluste einen der wenigen größeren Erfolge in der russischen Kriegsführung dar. Ein neuer erfolgreicher Feldzug, der über die Weichsel führte und das verhaßte Polen zertrümmerte, würde ihm die Anhänglichkeit und Ergebenheit der Armee sichern und ihm damit das einzige Werkzeug in die Hand geben, mit dem der Herrschaft der Kommissare ein Ende zu machen wäre. Fraglich ist, ob die Moskauer Machthaber es soweit kommen lassen, und darin liegt für Polen ein günstiges Moment.

Der russisch-polnische Kriegsschauplatz wird durch das Sumpfgebiet des Pripiet in zwei Teile getrennt. Schon vor dem Weltkriege betrachtete der russische Generalstab den nördlichen Teil als den Hauptkriegsschauplatz. Heute ebenso wie damals an die Verbindungen gebunden, muß das Schwergewicht der Operationen eines Kampfes zwischen Warschau und Moskau nördlich des Sumpfgebietes liegen. Ein erfolgreicher Stoß, etwa über Minsk-Bjeloostok und Brest gegen die Weichsel bei Warschau-Zwangozod geführt, trifft auf der kürzesten Linie das Herz Polens und zwingt automatisch auch die erfolgreichste Armee am Dnjepr zur schnellsten Umkehr; ein Stoß, der heute um so erfolgreicher sein muß, als Polen in seiner linken Flanke Litauen hat, das auf die Gelegenheit wartet, Polen die litauischen Gebiete um Wilna wieder zu entreißen. In Flanke und Rücken zwischen Brest und Weichsel bedroht und in der Front vom Dnjepr angegriffen, muß die polnische Armee südlich des Poljeie in einem Lande mit ausländischer ukrainischer Bevölkerung einer Katastrophe entgegengehen. So oder

ähnlich muß der Plan sein, den sich Brussilow für den Sommer zurechtgelegt hat. Ob ihm die Kräfte hierzu zur Verfügung gestellt werden und die Mittel, die zur Bewegung solcher Kräfte erforderlich sind, vorhanden sind, entzieht sich der Beurteilung. Wir können nur die Perspektiven ermessen, die sich aus dem polnischen Unternehmen nach der Ukraina ergeben, und daran die Schlußfolgerung knüpfen, daß die Fernwirkung der jetzigen Kämpfe in Wolhynien noch in diesem Sommer mit dem Erscheinen bolschewistischer Truppen an unseren Grenzen enden kann. Vielleicht war Sowjetrußland noch nicht bereit zu einer Operation großen Stiles gegen Warschau, bei der es sich um Sein oder Nichtsein Polens handelt; vielleicht war die Atempause noch zu kurz; vielleicht wollte man sich politisch gegen Finnland und Rumänien erst sichern. Polens Initiative zwingt aber Moskau zu einem Entschluß, und der kann nur in dem oben ausgeführten Sinne fallen — es sei denn, die Sowjetrepublik ist nicht in der Lage zu einem Kriege gegen Polen. Dann aber wird Polen triumphieren und in seinem Übermut keine Schranken mehr finden und die Grenzen im Westen ebenso wenig respektieren wie im Osten. In diesem Falle wie in jenem, wo wir Erfolge der Bolschewisten erwarten, können wir uns vor der zwingenden Notwendigkeit sehen, unsere Grenzen mit bewaffneter Hand zu schützen.

Wie im vorigen Jahre bei den russischen reaktionären Gruppen, die zwar an der Peripherie aber noch auf russischem Boden entstanden waren, so sucht jetzt die Entente bei den vom alten Reiche abgetrennten Randvölkern im Kampfe gegen das bolschewistische Moskau die politische und militärische Regie zu übernehmen. Während wir daran zweifeln müssen, ob im vorigen Jahre der ehrliche Wille zur Zertrümmerung der Sowjetherrschaft vorhanden war, müssen wir nunmehr glauben, daß die der Welt von Moskau drohende Gefahr voll erkannt ist. Aber zweifelhaft ist es, ob sich dieses Jahr Figuren finden lassen werden; außer Polen kommt nur noch Finnland und Rumänien in Betracht. Beider Neigung zu bewaffnetem Eingreifen ist sicher nicht groß; gegen beide aber hat die Entente genügend Druckmittel; in Polen kann die verblendete, nach Westen und Osten aggressive Politik eine frühzeitige Katastrophe hervorrufen.



Weltspiegel

Amerikanische Präsidentschaftskandidaten. Daß ein Orakeln über amerikanische Präsidentschaftswahlen müßig ist, weiß jeder Unterrichtete. Weder die derzeitigen Parteiverhältnisse noch die sogenannte Stimmung sind ausschlaggebend, weder Programmpunkte noch Vorwahlen. Ein Präsident, zum Beispiel Wilson 1912, kann schließlich aus der Wahl als Sieger hervorgehen, obwohl er die Majorität gegen sich hat, und immer besteht, zumal bei scharfer Gegnerschaft, die Möglichkeit, daß noch im letzten Augenblick die Wähler sich auf einen bisher wenig beachteten Kandidaten, ein sogenanntes „dunkles Pferd“ einigen. Dennoch bieten wenig Vorgänge so günstige Einblicke in die inneren Verhältnisse der Vereinigten Staaten, wie gerade die Vorbereitungen zur Präsidentschaftswahl, und einige Bemerkungen darüber werden trotz ihres naturgemäß fragmentarischen Charakters dem deutschen Leser immer willkommen sein.

Bei Eröffnung der Wahlkampagne, schrieb unlängst die „Washington Post“, „sehen die Vereinigten Staaten sich in einer mit Problemen derart belasteten Situation wie sie seit dem Bürgerkrieg nicht mehr bestanden hat.“ In der Tat leben die Vereinigten Staaten seit dem Krieg in einer Übergangsperiode, die sich nach Abschluß des Waffenstillstandes außerordentlich verschärft hat. (Vgl. Grenzboten 1918, Heft 47 und 52). Es geht um die Entscheidung in der äußeren Politik, es gilt die auch in Amerika unangenehm sich bemerkbar machenden Nachkriegserscheinungen zu neutralisieren, es gilt der Finanz- und sozialen Krisis Herr zu werden, die bolschewistische Bewegung abzuwürgen, und die ständig sich verschärfenden Konflikte zwischen Staats- und Privatunternehmertum, Kapital und Konsumenten zu einer gedeihlichen Lösung zu bringen. Aus dieser Mannigfaltigkeit der aktuellen Probleme ergibt sich aber zugleich die außerordentliche Schwierigkeit der Programm- und Parteienbildung und die große Zahl der möglichen Kandidaten.

Man weiß, daß die Bezeichnung der beiden großen sogenannten Parteien der Demokraten und Republikaner Bedeutung nur insofern hat, als hinter beiden mächtige Interessentengruppen stehen, die aber innerpolitisch keineswegs eindeutig bestimmt werden können. Nichts ist bezeichnender für diesen Umstand, als die Antwort des Kandidaten Hoover auf die Frage, welcher der beiden Parteien er sich anschließen gedenke. Er äußerte nämlich, er würde sich für die Partei entscheiden, die ihm das vernünftigste und brauchbarste Programm vorlegen würde. Daraus geht klar hervor, daß die Parteien eben kein Programm haben, daß vielmehr jeder Kandidat erst sein Programm ad hoc je nach Ansicht der Kreise, auf die er rechnet, aufstellt. Dennoch haben die Parteien insofern Bedeutung, als sie über eine mit großen Mitteln arbeitende Wahlorganisation verfügen, ohne die schwer hochzukommen ist. Trotzdem bestehen innerhalb der beiden Parteien sowohl was einzelne Kandidaten wie was wichtige Probleme betrifft, Gegensätze oder mindestens Meinungsverschiedenheiten, die auch einem von den Parteigrößen unterstützten Kandidaten gefährlich werden können. Es fehlt nicht an Versuchen, die Wahlorganisationen dieser undeutlich gewordenen Parteikonstellation beiseite zu ziehen, sei es durch Gründung einer völlig neuen dritten Partei, wie das 1912 Roosevelt versucht hat, sei es durch eine weitgehende Verfassungsänderung. Aber es scheint, als ob alle derartigen Versuche gegen die bestehende Wahlmaschinerie, die ja eine große praktische Bedeutung hat, nicht aufzukommen vermögen. Die Mehrzahl der Amerikaner nimmt offenbar lieber programmatische Unzulänglichkeiten als Zersplitterung des Wahlmechanismus mit in Kauf.

Es ist demnach immer noch praktisch, sich die einzelnen Kandidaten nach dem Parteienschema anzuordnen, vorausgesetzt, daß man immer im Auge behält, daß sowohl demokratisch wie republikanisch unendlich viel Verschiedenes bedeuten kann, daß beide Begriffe zwar eine Gegnerschaft ausdrücken, die jedoch auf den verschiedensten sehr wichtigen Gebieten zurüdtreten und bedeutungslos werden

fann. Die Demokraten also, um mit diesen zu beginnen, sind noch immer sehr stark belastet durch ihre Wahl Niederlage Ende 1918 und dadurch daß sie die Partei Wilsons sind, dessen Politik, wie auch in Amerika aus den verschiedensten Gründen zugegeben wird, Schiffbruch gelitten hat. Außerdem wird die Aufstellung von Kandidaten von ihrer Seite dadurch nicht unwesentlich erschwert, daß Wilson, über dessen Krankheit augenscheinlich niemand etwas Genaues weiß, sich noch immer nicht mit Bestimmtheit darüber geäußert hat, ob er zum dritten Male kandidieren will oder nicht. Sehr günstig sind seine Aussichten natürlich keineswegs, aber das waren sie auch das erste und zweite Mal nicht und, wenn sein Gesundheitszustand es irgend zuläßt, ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß er, der ja mehrfach gerade in Fragen von untergeordneter Bedeutung eine ungelunde Hartnäckigkeit an den Tag gelegt hat, das aufregende Spiel der Präsidentenwahl zum dritten Mal wagen wird. Ihm am nächsten steht sein Schwiegersohn Mc Adoo, der sich während des Krieges als überaus zäher Arbeiter erwiesen hat und ausgesprochene fortschrittliche Ansichten namentlich auf dem Gebiet der Arbeiterrechte besitzt. Neben ihm tritt, wenn wir Lansing, den Gouverneur Cox und einige andere beiseite lassen wollen, besonders der durch seine zum Teil indianische Abstammung berühmte Senator Rob. L. Owen, der Präsident der National Popular Government League, hervor, der für direkte Senatorenwahl, Ausdehnung des Referendums, für Einschränkung der Kredite für unproduktive Zwecke (bloße Spekulation in Waren und Grundbesitz), für Verstaatlichung der öffentlichen Einrichtungen, Reduzierung der Steuern, verlangsamte Tilgung der Kriegsschulden und Herabsetzung des Zinsfußes für Eisenbahnkredite eintritt. Außer ihm kommen noch in Betracht der Quäker Palmer, ein Pazifist mit großen praktischen Einsichten, der für Annahme des Friedensvertrages mit lediglich interpretatorischen Vorbehalten ist, und der häufig mit Mc Kinley verglichene Harding, von dem besonders die durch Wilsons diktatorische Allüren erschreckten Altkonservativen eine Rückkehr zu den alten konstitutionellen Verfassungen erhoffen aus den Zeiten, da ein Senator ohne weiteres ins Weiße Haus ging, um dem Präsidenten mit altväterisch besorgter Miene seine Sonderwünsche oder Weltverbesserungspläne darzulegen. Harding ist als guter Redner und starker Gegner der Progressisten Roosevelt'scher Färbung bekannt und tritt für unveränderte Aufrechterhaltung der Monroe doktrin, aber auch für eine starke Rüstung zu Wasser und zu Lande ein. Bryan, dem sein unbedingtes Festhalten an der Alkoholgegnerschaft geschadet hat, ist ganz in den Hintergrund getreten.

In erster Reihe der republikanischen Kandidaten stand bis vor kurzem noch, ehe die „New York World“ ihre Veröffentlichung über den plutokratischen Charakter seines Wahlfonds brachte, der Generalmajor Wood, berühmt durch seine glänzende Verwaltungstätigkeit in Cuba und auf den Philippinen. Wood vertritt eine starke und energische amerikanische Politik. Sein Grundsatz ist: „Not one dollar for ransom, but millions for rescue.“ Da man aber in letzter Zeit in Amerika auf Grund der Vorgänge in Europa gegen alles Militärische sehr mißtrauisch geworden ist, sind seine Aussichten in starkem Maße bedroht von Hiram Johnson, bekannt als einer der führenden Vertragsgegner im Senat. Als die Wahlkampagne begann, unterstützten ihn gewisse einflußreiche konservative Republikaner, nicht um seiner selbst willen, sondern in der Hoffnung, Wood zu schwächen. Johnson hat durch die hervorragende Rolle, die er in der Rooseveltpartei gespielt hat, die Progressisten, durch seine scharfe, jedem Kompromiß abgeneigte Gegnerschaft gegen Friedensvertrag und Völkerbund den mittleren und rechten Westen, die sich mehr für wirtschaftliche als für europäische Fragen interessieren, für sich. Er ist es, der Wilson gezwungen hat, die amerikanischen Truppen von Archangelsk zurückzuziehen. Er hat aber infolge seines streitbaren Vorgehens als Gouverneur von Kalifornien gegen die Privilegien der Süd Pazifik-Bahn die Finanzleute gegen sich, doch soll der seinerseits von Senator Penrose, dem Führer der Alten Garde im Senat vorgeschobene Senator Knox, der im Westen wegen seiner engen Verbindung mit den großen Verbänden und seiner zu konservativen Stimmung unpopulär ist, ihm seine Unter-

stützung zugesagt haben. In Michigan hat Johnson auf Grund der Stimmen der Arbeiterbevölkerung Detroit's Wood mit mehr als 50 000 Stimmen geschlagen, in Chicago sind der Herr der republikanischen Wahlmaschine, der Bürgermeister William Hale Thompson, derselbe, der sich während des Krieges weigerte, die Mitglieder der alliierten Kommissionen in Chicago zu empfangen, ebenso wie die Deutschamerikaner im Nordteile der Stadt für ihn und gegen den Vorbehaltler Frank D. Lowden, den Schwiegersohn des Gründers der Pullmann-Gesellschaft und als vielseitiger Organisator bekannten Gouverneur von Illinois. Lowden, der Sohn eines Hufschmieds in Sunrise (Minnesota) einer der wenigen Beamten, die tatkräftig für rechtzeitige Vorbereitung der Uebergangsmaßnahmen nach dem Kriege gesorgt haben, ist für radikale Modernisierung der Regierungsmaschinerie und Übertragung privater Methoden auf den Staatsmechanismus. In Arbeiterfragen neigt er seiner Herkunft gemäß mehr zu Begünstigung der Arbeiter. Auch er ist ein ernsthafter Wettbewerber Woods und hat in Illinois selbst über ihn gesiegt, besonders da, wo 1912 Roosevelt Sieger geblieben war. Auch Hoover, der, wie erwähnt, sich zu Anfang neutral gehalten hatte, hat sich schließlich den Republikanern angeschlossen, doch sind seine Aussichten in letzter Zeit, namentlich infolge der Angriffe der Hearstpresse, die ihn zu weitgehender anglophiler Neigungen verdächtigte, stark verringert.

Einige Kreise rechnen damit, daß, wenn auf der Linken Wood Johnson schlägt, oder umgekehrt, auf der Rechten entsprechend Harding Lowden, Wood oder Johnson nicht genug konservative, Lowden oder Harding nicht genug liberale Stimmen bekommen, der aus Virginia stammende stark völkerverbundfeindliche Senator Boindexter, der eine Hauptrolle in der Antibolschewistenkampagne gespielt hat, vorstoßen und mit Hilfe der Progressisten alle unentschiedenen Stimmen für sich gewinnen wird. Boindexter ist gegen die Allianzpolitik und tritt innerpolitisch für Ermäßigung der direkten Steuern auf Industrie und Verbraucher ein, wobei er den Ausfall durch Erhöhung der Einfuhrzölle und der Wertzuwachssteuer zu decken gedenkt.

Grundsätzlich zwischen beiden Parteien, deren weitere Existenzberechtigung er bestreitet, steht endlich der bekannte William Randolph Hearst, der sowohl gegen die Verwaltungstätigkeit der Demokraten wie gegen die republikanische Partei mutige Schläge ausgeht und sowohl gegen Harding, Lowden, Wood, wie gegen Hoover, Palmer und Mc Adoo aufgetreten ist. Hearst ist gegen den Völkerverbund, für staatliches Eigentum an den Eisenbahnen, direkte Präsidenten- und Ministerwahl, für eine staatliche Handelsmarine und Freiheit für Irland. Er trat besonders im März hervor, soll aber neuerdings Johnson unterstützen.

Wer von diesen Kandidaten die meisten Aussichten hat, läßt sich, wie gesagt, vor der Hand noch gar nicht absehen. Daß der Ausfall der Wahl auch für Deutschland von sehr großer Bedeutung werden kann, braucht nicht weiter auseinandergelegt zu werden.

Gerade deshalb müßte der amerikanische Wahlkampf von vorurteilslosen Deutschen schärfer beobachtet werden, als es vonseiten der Tagespresse geschieht. Es bleibt für die deutsche Publizistik eine der dringendsten Aufgaben der nächsten Zukunft, sich die Beobachtungen weniger der amtlichen Stellen, die in dieser Beziehung kaum viel tun können und der wenigen Tageschriftsteller, die über ihre Redaktionsstube nicht hinaussehen, als der politisch gebildeten Vertreter der deutschen Wirtschaft in stärkerem Maße als bisher zunutze zu machen.

Menenius



Dinnen und draußen

Das **Ausnahmegericht für Büttwig und Genossen**. Die Ära des Reichsjustizministers Schiffer hatte den zweifelhaften Vorzug, die eingebrachten Gesetzentwürfe vielfach mit solcher Beschleunigung durchzupeitschen, daß die Entwürfe schon Gesetzeskraft erlangten, ehe wissenschaftliche Bedenken ausgearbeitet und von Zeitungen oder Zeitschriften bei deren bekanntem Papiermangel veröffentlicht werden konnten. Nachdem der Entwurf aber einmal Gesetz geworden, versummt in der Regel die Kritik als zwecklos. Nur in einem Falle darf sie auch vor vollendeten Tatsachen nicht Halt machen, wenn es die Wahrung der Verfassung des Deutschen Reiches gilt. Diese aber ist durch die lex Schiffer betreffend Überweisung der bei dem Rapp-Büttwig beteiligten Offiziere zur Aburteilung durch die bürgerlichen Gerichte verletzt, und dies sollte unabhängig von jeder politischen Parteilichkeit anerkannt werden.

Nach dem bis zur lex Schiffer geltenden Rechte gehörten unstreitig Rapp und seine bürgerlichen Mitschuldigen vor die bürgerlichen Gerichte, General Büttwig und die anderen Offiziere vor die Militärgerichte. Es ist natürlich schwer erträglich, Mittäter, die derart gemeinsam gehandelt haben, wie diese Beschuldigten, vor zwei getrennte Fora zu bringen, zweimal dieselbe Verhandlung mit dem ganzen großen Zeugenapparat aufzurollen und womöglich zu zwei, in wichtigen Punkten einander widersprechenden Urteilen zu gelangen. Nur zu rasch entschlossen hat deshalb der damalige Reichsjustizminister Schiffer dem Reichsräte einen Gesetzentwurf unterbreitet, nach welchem auch die an sich der Militärgerichtsbarkeit unterstellten, an dem hochverräterischen Unternehmen vom März 1920 beteiligten Personen durch die ordentlichen bürgerlichen Gerichte abgeurteilt werden sollen.

So praktisch dies ist, so sehr muß doch meines Erachtens gegen diese Regelung gerade vom Standpunkte einer wahren Demokratie Einspruch erhoben werden; denn bei Nichtbesehen, ist dies nichts anderes, als die alte, verhasste, vom Volk stets bekämpfte Ra-

binettjustiz des 18. Jahrhunderts. So haben es insbesondere in Frankreich die Ludwig XIV. und XV. gemacht, daß sie für bestimmte Angeklagte bestimmte Gerichtshöfe zusammenstellten oder aussuchten, und darum gerade war es eine Forderung der großen Revolution, daß das Gericht, vor dem sich ein Angeklagter zu verantworten haben sollte, im voraus bestimmt ist, damit nicht durch Auswahl der Richter dem Angeklagten ungünstige Einflüsse wirken können. Diese Forderung ist aus der Verfassung der französischen Revolution auch in alle deutschen Verfassungen übergegangen; so bestimmt zum Beispiel Artikel 7 der alten preussischen Verfassung: „Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte und außerordentliche Kommissionen sind unstatthaft.“ Und unsere neue Reichsverfassung besagt in Artikel 105: „Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden.“

Dagegen verstößt der Schiffer'sche Gesetzentwurf ganz unzweifelhaft. Es kann nicht wegdisputiert werden, daß der gesetzliche Richter der Offiziere das Militärgericht ist, welches übrigens gegen sie das Verfahren bereits eingeleitet hatte. Diesem werden sie durch die lex Schiffer entzogen. Alle Zweckmäßigkeitsermägungen, die ich im Eingange meines Artikels selbst betont habe, müssen zurücktreten vor der Heiligkeit des Gesetzes und vor allem des obersten Gesetzes, der Verfassung. Man kann mir nicht einwenden, daß dies ein formal-juristisches Denken sei, und daß ungewöhnliche Ereignisse, wie der Putsch Rapp-Büttwig, auch ihre ungewöhnlichen Maßnahmen erheischen. Mit solchen Argumenten pflegte auch die monarchische Kabinettsjustiz ihre Maßnahmen zu rechtfertigen. Die Demokratie sollte sich von gleichen Kunststücken fernhalten. Oder will man sich in diesem Sensationsprozeß wieder dem Einwande der Verteidigung aussetzen, den schon eine lex Schiffer erlebt hat? Will man erneut eine solche Verurteilung einer Gelegenheits-Gesetzgebung erleben, wie sie eine mutige Strafkammer des Landgerichts III Berlin der lex Schiffer von den

Buchgerichten hat zuteil werden lassen, daß diese keine mit dem Gerichtsverfassungsgesetz vereinbaren Gerichte seien, und daß die vor diesen Gerichten Angeklagten ihrem ordentlichen Richter entzogen würden?

Ich habe wahrlich für die Südtiroler und Genossen nichts übrig; möge sie, die in unverantwortlicher Weise die Ruhe Deutschlands gestört und heut noch gar nicht zu übersehende Gefahren heraufbeschworen haben, das Gesetz nach seiner Strenge treffen. Damit diese Strafe aber auch in allen Kreisen als eine gerechte empfunden werde, darf sie nicht von einem Gericht ausgesprochen werden, welches nur eigens für diesen Fall für zuständig erklärt worden ist, und welchem darum mit Recht der Einwand des Ausnahmegerichtes entgegengesetzt werden wird. Es ist bedauerlich, daß die Rationalversammlung sich zu einer solchen Gelegenheitsgesetzgebung hat hinreißen lassen, statt die lex Schiffer einstimmig abzulehnen.

Kammergerichtsrat Dr. Sonntag, Berlin

Gräzer Brief. Deutschösterreich kommt aus seinen schweren inneren Krisen nicht heraus. Der Eisenbahnerstreik ist glücklich beigelegt, so folgt schon ein zweiter in der Industrie. Diesmal sind es die Beamten, die das Streikbanner ergreifen. Warum sollten auch gerade sie ein so kümmerliches Leben führen, während die Schieber aller Gattungen, die in ihrer Umgebung so reichlich vertreten sind, sich unendlich viel besser stehen. Eine gründliche Reinigung des gesamten Wirtschaftslebens wäre die einzige erfolgreiche Abwehr solcher Streiks. Aber wer vermag daran überhaupt nur zu denken. Belommt der Staats-Gummiball eine Beule, so wird sie eben herausgedrückt, indem man eine andere hineindrückt, da keiner imstande ist, das Loch zu verstopfen, das die Lebensluft des Balles herausläßt, und so geht es fort, bis der Ball luftleer ist.

Der Eisenbahnerstreik in Jugoslawien ist die andere schwere Wolke, die in den letzten Tagen den Himmel Deutschösterreichs verdüsterte. Auf der Eisenbahnlinie Triest—Wien, die durch Jugoslawien führt, beruht nun einmal das ganze Kunstgebilde dieses Staates, zum mindesten aber ist sie die Haupt-

Lebensader der Millionenstadt Wien. Nur etwa fünf Prozent seines Fettbestandes und 27 Prozent seines Getreideverbrauches bezieht Wien wie auch die anderen größeren Städte aus den Erzeugnissen des eigenen Landes. Alles übrige muß eingeführt werden. Hierfür aber kommen fast nur Italien und die Überseegebiete in Betracht, denn der benachbarte Agrarstaat Jugoslawien hat seinen Lieferungsvertrag gekündigt, und Ungarn ist zurzeit nicht ausfuhrfähig. Eine vollkommene Selbstversorgung wird den österreichischen Ländern bei dieser Zusammenfassung wohl nie möglich werden. Dagegen wäre eine wesentliche Herabminderung der Einfuhr bei genügender Ausnutzung des Bodens und geregelter Verteilung sehr wohl denkbar. Bisher kann von einer intensiven Landwirtschaft im modernen Sinne hier nicht die Rede sein. Künstliche Düngung ist noch gänzlich unbekannt, und wenn man sie wirklich anwenden wollte, so würde das nur eine weitere große Belastung des Einfuhrkontingents bedeuten, deren Kosten sich unter den gegenwärtigen Valuta- und Verlehrsverhältnissen nur schwerlich bezahlt machen. Außerdem liegt viel anbaufähiges Land noch brach oder findet nur als Wiesen- oder Weideland Verwendung. Es haben diese Gebiete eben von jeher in erster Linie Viehzucht betrieben, während man das fehlende Getreide aus Ungarn und Böhmen gegen Milch und Fleischprodukte eintauschte. Die gegenwärtigen Ablieferungsbedingungen sind nun nicht gerade dazu angetan, auf den Getreidebau besonders anspornend zu wirken, und die sozialdemokratische Regierung verfügt weder über Ansehen noch Macht genug, um ihren Wünschen bei der Landbevölkerung Geltung zu verschaffen. Nicht einmal eine geregelte Ablieferung der vorhandenen Lebensmittel hat sie bisher durchdrücken können.

Derselbe Parteigeist, der allen Regierungsmahnahmen das Gepräge aufdrückt, hat auch auf die Landbevölkerung abgefärbt. Es ist von großem Einfluß auf das Ablieferungsergebnis, ob die betreffenden Bauern der christlich sozialen Partei oder dem Bauernbund angehören und ein Christlich-sozialer, ein Bauernbündler oder sonst

wer die Leitung dabei in Händen hat. Man kann sich daher kaum wundern, daß die Landwirte den partiell anders gerichteten Städtlern am liebsten gar nichts abliefern möchten und jedes Bewußtsein der Volksgemeinschaft bei ihnen allmählich verloren geht. Daß unter solchen Umständen der Schleichhandel in prächtiger Blüte steht, läßt sich denken. „Wenn die städtische Schleierbande etwas haben will, so kann sie auch ordentlich bezahlen. Wir müssen in der Stadt auch alles zu schier unerschwinglichen Preisen erwerben.“ Der reiche Wiener Börsenspekulant und ähnliche Menschengattungen, bei denen die Menge des Geldes seinen geringen Wert voll ersetzt, ist zwar auf diese Weise imstande, sich reichlich einzudecken, der kleine Bürger und Arbeiter aber muß zusehen, wie er sein Leben kümmerlich von den Gnadengaben der Entente fristet. Der ganze internationale Wiener Kessel, der den Hauptanlaß zu der großen Abneigung der Länder gegen Wien bildet, ist eben mit solchen Mitteln nicht zu treffen. Seine Trabanten überfluten das Land, kaufen alles auf und die kleinen Landstädte, in denen das Geld nicht so reichlich fließt wie in Wien, haben das Nachsehen.

So ist zum Beispiel Graz bei seiner schönen Lage inmitten der Steiermark mit Lebensmitteln kaum besser versorgt wie Wien, ist ebenso abhängig von den Lieferungen der Entente und hat in letzter Zeit auch alle Warenpreise von Wien und damit, trotz der niedrigen Valuta, auch die des Weltmarktes fast vollkommen erreicht. Obersteiermark ist gebirgig und die reiche Untersteiermark, einst die Kornkammer für ihre Hauptstadt Graz, ist von den Slowenen besetzt. Etwas weiter nordwestlich aber, nach der ungarischen Grenze zu, kommt man schon in die Hamstergebiete von Wien, das über eine gute Bahnverbindung dorthin verfügt.

Man lebt hier im wahren Sinne des Wortes von der Hand in den Mund. Je nach den einlaufenden Mehlsendungen ändert das Brot seine Farbe, wobei die Menge von 1800 Gramm die Woche bisher noch hat aufrecht erhalten werden können. Kar-

toffeln gibt es nicht, an Zucker kommt dieser Tage die Januar-Ration zur Ausgabe, und so geht es weiter durch alle Arten von Lebensmitteln. Wie in Wien, der Stadt der größten Konsumvereine, haben sich in letzter Zeit auch in Graz die verschiedensten Wirtschaftsverbände gebildet, so unter anderen die Mittelstandsküchen und die „Wirtschaftsgenossenschaft beider Hochschulen in Graz“. Besonders die letztere bewährt sich ausgezeichnet. In ihrer Mensa Akademika nehmen täglich etwa 1000 Studenten ihr Mittag- und Abendessen ein. Darunter auch sehr viele in Graz selbst beheimatete, welche die häusliche Küche nicht zu sättigen imstande ist. Der Universitätsplatz ist in einen Garten umgewandelt, und wird von den Studenten selbst bestellt. Dieser wirtschaftliche Zusammenschluß bietet auch zugleich den ausländischen Hilfskomitees eine günstige Gelegenheit, der Gesamtheit der bedürftigen Studenten eine Unterstützung an Lebensmitteln und anderem zu gewähren. Besonders der Schwede Dr. Evedin, selbst einst Grazer Student, betätigt sich dabei in hervorragender Weise.

Überhaupt haben die Hilferufe Deutschlands mit der Zeit recht zahlreiche Hilfsaktionen des Auslandes ins Leben gerufen. Amerika und Schweden, die Schweiz und Spanien machen sich in Lebensmittelspenden, Geldunterstützungen und Ferienkolonien den Vorrang streitig; unter den österreichischen Kindern herrscht die größte Spannung, ob sie wohl in Schweden, der Schweiz oder gar in Spanien den Sommer verbringen werden, und ähnlich ist das Rätselraten unter den Studenten, für die dieses Jahr die Aussichten ganz besonders gestiegen sind, wobei Schweden sich begreiflicherweise der größten Beliebtheit erfreut. Amerika, das in dieser Ferienaktion zurückstehen muß, steht dafür in den Lebensmittelspenden an erster Stelle. Es sind schon richtige Geschäftsfirmen entstanden, die diese Spenden organisieren und an Ort und Stelle bringen, indem sie in Wien Depots angelegt haben, aus denen sie verteilen, sobald die Anweisung aus Amerika erfolgt. Selbst das arme Deutschland hilft an seinem Teile mit. So hat die Spende

der „Deutschen Zeitung“ hier manch nieder-geklagenes junges Gemüt für einige Zeit wieder aufgerichtet, und auch der Alpenverein gewährt auf seine Kosten vielen Kindern einen Aufenthalt in der Schweiz.

Aber das alles reicht noch lange nicht aus. Mancher Steiermärker hat auch andere Hilfsmittel zur Verfügung: was in Deutschland Beziehungen zur Landwirtschaft, das bedeuten in Deutschösterreich die Beziehungen zum Ausland, besonders nach Amerika. Es hat eben für ein Land auch manchen Vorteil, wenn seine Auswandererziffer immer eine sehr große war. Die Dollarpakete von jenseits des großen Wassers sind ein ebenso bekannter wie hochgeschätzter Artikel. Sie sind die einzigen Pakete die bei der Post nicht der Gefahr des Abhandenkommens ausgesetzt sind. Ein Oberlehrer vom Grazer Realgymnasium hatte sich kürzlich an einen ihm persönlich bekannten schwedischen Gymnasialprofessor mit der Bitte um eine Liebesgabe für seine Schüler gewandt. Nach einiger Zeit traf auch richtig eine größere Liebesgabenendung ein; nur war versehentlich bei der Aufschrift das Wort „Real“ fortgelassen und so gelangte die Sendung in die Hände einer anderen Schule. Fast wäre es zu blutigen Kämpfen gekommen, wenn nicht noch im letzten Augenblick Schülerrat und Lehrerkollegium mit saurer Miene den rechtmäßigen Besitzern ihr Eigentum überlassen hätten. —

So lebt also Deutschösterreich von den milden Spenden und Krediten eines ehemals feindlichen, beziehungsweise neutralen Auslandes. Oder sollte man diese Art von Bettelleben nicht besser mit dem Wort „vegetieren“ bezeichnen? Nichts anderes als ein Verbrechen war es, solch ein Staatengebilde aufzurichten. Lange wird sich allerdings selbst der Angelfische den Sport nicht mehr leisten können, diesen Staat weiter künstlich zu erhalten. Gewiß bergen auch Deutschösterreichs Gebiete Reime reichen Wirtschaftslebens, nur, wer soll sie zum Leben wecken? Dem eigenen Lande fehlt selbst das dringendst notwendige Kapital; so ist man auch hierin auf das kapitalstärkige Ausland angewiesen. Dem aber ist ein ordentlich geregelter Aufbau der österreichischen Volkswirtschaft Neben-

sache. Höchstmögliche Ausbeutung ist sein Leitmotiv! Wie das Beispiel Deutschlands zeigt, genügt nur ein geringes Steigen der Valuta, um die im ausländischen Besitz befindlichen Industriepapiere wieder auf den Markt zu zaubern; befriedigt steckt dann der ausländische Kapitalist seinen Valutagewinn in die Tasche und wartet neue Gelegenheit ab. Der einzige, der ein weitergehendes Interesse am Wiedereinforkommen Deutschösterreichs zeigen könnte, wäre noch der Reichsdeutsche. Doch ihm sind die Wege hierzu versperrt. Das deutsche Kapital ist im Auslande so gut wie rechtslos. Es würde vorläufig nicht angebracht sein, unser Geld dem kapitalbedürftigen Inland vorzuenthalten und es in ein Nachbarland zu bringen, in dem fünf oder mehr Gläubigerstaaten heute noch den Vorrang haben.

Je mehr der Deutsche in Österreich sich dieser seiner traurigen Lage bewußt wird, umso mehr schwindet auch der letzte Funke von Unternehmungsgeist. Niemand glaubt an ein längeres Andauern der gegenwärtigen Zustände. „Erst abwarten, bis sich die Lage etwas mehr geklärt hat“, ist der ständige Ausdruck, mit dem jede umfassendere Neuanregung zurückgewiesen wird. Die so dringend notwendige Ausnützung der Wasserkräfte steht nun seit Jahresfrist auf dem Papier, und sollte diese demnächst wirklich zustande kommen, so ist es unter den gegenwärtigen Umständen eine große Frage, ob die dann vorhandene Strommenge auch in genügender Weise von einer Industrie wird ausgenützt werden können.

Die Gefahr, daß der Riesengewasserkopf Wien zu einer Stadt zweiten oder dritten Ranges herabsinken wird, besteht allerdings kaum. Zu groß ist seine Bedeutung als Verkehrsnotenpunkt, als daß ihn das internationale Großkapital nicht schon längst als Handels- und Börsenzentrum für Südost-Europa ausertoren hätte. Nur das Gepräge einer deutschen Stadt wird Wien bald ganz verlieren. Wer sich der Umwandlung seiner Vaterstadt zur großen Schieberzentrale nicht anpassen vermag, muß aus ihr verschwinden. Auch die umliegenden Länder werden dem Rechnung tragen müssen. Bald werden die Statistiken zu schwarzen Listen des Massen-

sterbens werden und die besten Elemente des Landes werden in Scharen ins Ausland abwandern. Schon sichert sich Italien in weiser Voraussicht von Deutschösterreich die Bevorzugung seines Hafens Triest als Auswandererhafen, um sich auch diesen Verdienst ja nicht entgehen zu lassen.

Und trotz alledem wird Deutschösterreich nie ein selbständiges Wirtschaftsgebiet werden. Eine Donau-Konföderation wird von den verschiedensten Seiten in Aussicht gestellt. Sie werden sie nicht zustande bringen. Es gibt im Leben der Völker doch noch Unponderabilien, die oft die besten wirtschaftlichen Erwägungen über den Haufen werfen. Der Haß gegen den alten Habsburger Staat liegt den jungen Sukzessionsstaaten noch so in den Gliedern, daß auch nur ein einigermaßen ihm gleichendes Gebilde ihrer Ablehnung ohne weiteres sicher sein kann. Außerdem hat die Tschechoslowakei durch Aufhebung des Inlandpostverkehrs erst letzten ihre große Freundschaft für Deutschösterreich belundet, Ungarn ist durch Abtretung seiner Westprovinzen verstimmt und das Verhältnis zu Jugoslawien stört noch auf lange Zeit der Bankapfel des Kärntner Abstimmungsgebietes.

Wie man sich auch drehen und wenden mag, nur ein großes Wirtschaftsgebiet kommt für eine Anlehnung überhaupt in Betracht. Das ist Deutschland! Die Deutschösterreicher fühlen nicht nur mit jeder Faser ihres Herzens deutsch, sie sind auch nach Rasse, Kultur und Geschichte ein Glied des deutschen Volkes. Die 1866 gezogene Trennungslinie war nur die Oberfläche. Die heutige Grenze aber wirkt wie ein um ein Körperglied gewundener Strick, der ihm das Blut abschnürt. Der niedrige Kronenturs und seine großen Schwankungen erschweren gewaltig den gegenseitigen Warenverkehr, was vor allem den Buch- und Zeitschriftenhandel, der den Gedankenaustausch zwischen beiden Ländern vermitteln sollte, in immer unerschwinglichere Preislagen steigen läßt. Die großen Verkehrs-, Paß- und Einreiseschwierigkeiten drücken den persönlichen Verkehr von Land zu Land auf ein Minimum herab, und so geht es fort durch alle Gebiete.

Immer mehr wächst in Deutschösterreich das Verlangen nach Anschluß an das Deutsche

Reich. Es gibt hier jetzt wohl keine Anschlußgegner mehr; nur lassen taktische Gründe diese Wünsche hier und da etwas zurücksinken; und in Deutschland — —?

Einige idealgerichtete Kreise ausgenommen, was kümmert die große Masse der Bruderstaat dort unten? An ihm gibt es nichts zu verdienen und Gewinnaussicht ist die einzige Triebkraft ihres Lebens. So ist auch von dieser Seite kaum etwas zu hoffen, und wenn die Ententestaaten nicht rechtzeitig zur Einsicht kommen, wird hier ein deutscher Volksstamm in kurzer Zeit entkräftet und elend zugrunde gehen.

Martin Ehrenforth

Amerika und der französische Imperialismus. Bekanntlich hat der Brief Wilsons an den Senator Hitchcock, in welchem Frankreich des Militarismus beschuldigt wird, in Frankreich selbst starke Verstimmung erregt, ohne daß die darauf erfolgenden zornigen Beschwerden der französischen Presse in Amerika sichtlich Eindruck gemacht hätten. Im Gegenteil glaubt man in Amerika, daß auch die schlimmsten Anklagen Wilsons durch die Besetzung des Mainegebietes und die Umstände, unter denen sie erfolgte, gerechtfertigt seien. Schon die „Times“ vom 7. April hat auf diesen Umstand hingewiesen, und die New Yorker „World“ und die „New York Sun“ zitieren. Nach „Times“ vom 10. April hat dann die Nachricht von den ersten Zusammenstößen in Frankfurt einen außerordentlichen ungünstigen Eindruck hervorgerufen. Jetzt gibt auch die sehr weit rechtsstehende, stark clerikal gefärbte Pariser Halbmonatsschrift „Le Correspondant“ zu, daß die Nachrichten über die Besetzung deutscher Städte derjenigen Strömung, die in den Vereinigten Staaten dafür eintritt, daß man sich nicht länger mit den europäischen Angelegenheiten abgebe, eine bedeutende Verstärkung gebracht haben. Besonders der Umstand, daß man farbige Truppen benutzt hat, hat Entrüstung hervorgerufen. Sogar der Staatssekretär Colby hat mit Bezug auf den deutschen Protest gegen die französische Besetzung erklärt, daß diese Besetzung für Frankreich die ernsthaftesten politischen und wirtschaftlichen Folgen haben würde. Selbst erbitterte

Gegner Wilsons geben jetzt zu, daß er mit seinen Klagen über den französischen Imperialismus nicht so unrecht gehabt hätte.

Auch sonst muß der Verfasser, so schwer es ihm ankommt, zugeben, daß die Politik der Entente keineswegs geeignet ist, die Sympathien der Amerikaner für den Friedensvertrag und den Völkerbund zu verstärken. Hat doch Hoover es für nötig gehalten, bevor er sich als Kandidat aufstellen ließ, sich gegen den Militarismus der Sieger zu erklären, den er zu großen Teilen für die gegenwärtige Lage Europas verantwortlich macht. Auch der Ausschluß der ehemaligen Feinde aus dem Völkerbund müßte als ein großer Irrtum betrachtet werden, wenn den Alliierten daran gelegen sei, sich die Teilnahme der Vereinigten Staaten zu sichern. Man solle übrigens, fährt der Artikel fort, keineswegs glauben, daß die amerikanischen

Kaufleute und Industriellen bei dem Gedanken eventuell den europäischen Handel zu verlieren, besonders entsetzt wären. Man könnte in Amerika England und wenn es nötig sei, sogar Europa recht gut entbehren, da man den Handel nach China bedeutend gesteigert, den nach Afrika verdoppelt habe. Nach Südamerika habe man für 411 Millionen Dollar gegen 275 Millionen im Vorjahre und nach Ozeanien zweimal so viel wie nach Südamerika verkauft. Zum Schluß bringt der Artikel die interessante Angabe, daß Wilson im November 1918 seit auf die Unterstützung Frankreichs in der Frage der Freiheit der Meere gerechnet habe. Er habe sich jedoch getäuscht, denn Clemenceau habe sich von vornherein entschlossen auf die Seite Englands gestellt. (Correspondant vom 10. Mai 1920.)

III.

Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Båow 6610.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium - Waren in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesondere Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Eine interessante Fachzeitschrift!

Eine Zeitschrift, die von den Dingen der Wirtschaft, von Aktien und Finanzen, von Börse und Banken handelt, aber so geschrieben ist, daß sie jedermann interessiert:

„Plutus“

kritische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen

Herausgeber: Georg Bernhard

Erscheint im 17. Jahrgange!

Probeheft umsonst!

Das Abonnement kostet im Vierteljahr
M. 16.—

Plutus-Verlag, Berlin W. 62
Kleiststraße 21

Die Weltkriegsrevolution

Vorträge von Dr. E. Stadler

Preis 10.— Mark

Inhalt
Die Ursachen der russischen Märzrevolution 1917. — Der Bolschewismus und seine Überwindung. — Bolschewismus und Wirtschaftsleben. — Der kommende Krieg. — Bolschewistische Weltrevolutionspläne. — Ist Spartakus besiegt? — Weltkrieg — Welttragödie — Weltbolschewismus. — Die Revolution und das alte Parteiwesen. — Der einzige Weg zum Weltfrieden — Mein Aktionsprogramm. — Anarchistischer Zusammenbruch oder solidarischer Wiederaufbau.

Eduard Stadler, der geistige Führer der antibolschewistischen Bewegung und Vorkämpfer gegen Parteiquasimus in Deutschland, ist durch seine überaus erfolgreiche Vortragstätigkeit seit der Revolution im weitesten Kreise bekannt geworden. Das vorliegende Buch bietet eine zeitgemäße überarbeitete Ausgabe seiner wichtigsten Vorträge und bildet ein treffliches geistiges Rüstzeug zur Bekämpfung des Radikalismus, zur Erneuerung unseres Volkes und damit zur Lösung der europäischen Zeitfragen.

H. F. Rohrer, Verlag, Leipzig

Deutsche Arbeit

Eine Grenzland-Zeitschrift

Halbmonatlich ein Heft

Herausgegeben von Dr. Hermann Ullmann
Neunzehnter Jahrgang Oktob./Sept. 1919/20

Schriftleitung: Berlin-Mollathsee, Prinz-Friedrich-
Leopold-Str. 3 — Geschäftsstellen: Georg D. B.
Callwey, München NW. 2, Finkenstraße 2 —
Verlag Eduard Hölzel, Wien IV, Luitengasse 5
Süddeutscher Verlag F. Kraus, Reichenberg,
Kaiser-Josefstr. 6

Liefere Probenummern

Wer sich über die Aufgaben des Deutschums in den
Nachfolgestaaten der Österreich-ungarischen Monarchie
klarheit verschaffen will, und die verwickelten Staats-
und Wirtschaftsprobleme dieser Länder im Südosten
des Deutschen Reiches, sowie ihre bedeutenden Mög-
lichkeiten für deutsche Kultur und Wirtschaft an der Hand
von Aufsätzen erster Sachkenner kennen lernen will.

der lese die „Deutsche Arbeit“

die einzige Zeitschrift, die sich die Vermittlung eines
besseren gegenseitigen Verständnisses zwischen dem
Deutschen Reich und den Deutschen im Südosten zur
Sonderaufgabe gemacht hat.

„Der neue Merkur“

beginnt seinen 4. Jahrgang,
für den dies Programm gilt:
wir wollen Sammlung der
geistig gerichteten Kräfte zum
Ziel der Durchsetzung ihres
Anspruches auf Anteil in den
Dingen der Öffentlichkeit,
durch Durchdringung der
machtpolitischen Kämpfe mit
geistiger Gesinnung. Von der
literarischen Produktion wird
das mit Sorgfalt ausgewählt
werden, was natürlich ge-
wachsen und aus künstlerischer
Notwendigkeit geschaffen ist.
Einzelheft M. 4.50, viertel-
jährlich (3 Hefte) M. 12.—
durch alle Buchhandlungen
zu beziehen und vom

Verlag „Der neue Merkur“

München, Theresienstr. 12



Das Wahlergebnis von 1920

Von Dr. Karl Bernhard Ritter, Mitglied der Preussischen Landesversammlung



Der Sinn der Wahl ist klar, das Volk hat der bisherigen Regierungskunst eine unzweideutige Absage erteilt. Die Mehrheitsparteien, die schon lange vor dem 9. November 1918, die seit dem verhängnisvollen Juli 1917 die Führung unserer Politik in den Händen hatten, sind den Aufgaben nicht gerecht geworden, die ihnen anvertraut waren. So lange sie mehr kritisierend und hemmend, nicht selbst zu positiver Leistung gezwungen ihren Einfluß auf die Geschäfte des Reichs geltend machten, wurden sie getragen von der immer wachsenden Schwäche und Müdigkeit des Volkes angesichts einer Kriegspolitik der kaiserlichen Regierung, der es an klarem Willen und sicheren Zielen fehlte. Dann aber offenbarte sich die Gedankenarmut und Unfruchtbarkeit dieser Oppositionsstimmung, die ohne neue Wege zu wissen sich haltlos von verschwommenen Hoffnungen und abstrakten Forderungen bestimmen ließ.

Der Zug nach rechts ist stärker in Erscheinung getreten, als man es selbst bei optimistischer Schätzung voraussehen konnte. Die Sozialdemokratie aller Richtungen hat einen nicht unbeträchtlichen Verlust zu verzeichnen. Insbesondere im Westen stimmt das Land, das im Frühjahr 19 durch den roten Stimmzettel seiner Kriegsverärgerung Ausdruck gab, nicht mehr sozialistisch. Die nüchterne Besinnung ist zurückgekehrt. Im Osten scheint freilich die Radikalisierung der Landarbeiter diesen Zug zu verwischen, soweit sich das aus den Mecklenburger Wahlen zum Beispiel ersehen läßt. Daß die U. S. P. D. anwächst — nicht so wie man in ihren Kreisen wohl erhoffte — ist nur ein Zeichen dafür, daß der eigentliche Stamm der sozialistisch erzogenen Arbeiterschaft die Hoffnungen auf das wundertätige Erfurter Programm unentwegt festhält, das ist die innere Schwäche dieser Partei, denn dieser Stamm würde vermutlich nach einer Zeit unabhängiger Regierungsleistung abermals weiter nach links abwandern, soweit er dann nicht überhaupt am Marxismus zu zweifeln anfinge. Gut, daß einmal klar zum Vorschein kommt, wie gering die Zahl der Kommunisten ist, selbst wenn man berücksichtigt, daß sie bei anderer Zählart noch auf fünf weitere Mandate Anspruch hätten.

Wie stark der Zug nach rechts ist, wird erst ganz deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die zum Teil auffällig geringere Wahlbeteiligung ihren entscheidenden Grund hat in dem Verzicht vieler Wähler der bisherigen Mehrheitsparteien auf die Betätigung ihres Bürgerrechts. Zweifelnd an ihren bisherigen Parteien, können sie sich nicht entschließen, nunmehr nach rechts abzuwandern. Die Leichtigkeit, mit der die Wähler in England und Amerika ihre Stimmen wechseln, fehlt dem Deutschen, der ein gewisses Treueverhältnis seiner Partei gegenüber empfindet. Er denkt zudem auch heute noch stark im politischen Schema der Vorkriegszeit. Diese Beobachtung bestätigt sich, wenn man einzelne Stimmbezirke nachprüft, in denen oft ganz überraschend die Zahl des Stimmenverlustes der Demokratie und insbesondere der Mehrheitssozialisten die Zahl der Zunahme der Rechtsparteien weit übertrifft.

Wie sehr dies Schema Rechts—Mitte—Links die Klasse der Wähler beherrscht, zeigt aber am auffallendsten das gewaltige Anwachsen der Volkspartei, die geradezu dank dieser Gedankenlosigkeit der Wählerschaft als Staudamm für den nach rechts gleitenden Strom der Wählerschaft gewirkt hat. Ich kenne Gegenden, in denen die Land- und Forstarbeiter, entschlossen, dem sozialistischen Zentrum den Rücken zu kehren, nun zur Deutschen Volkspartei gingen, obwohl sie für den nationalen Gedanken gewonnen waren durch die soziale Arbeit des Land- und Weinbergarbeiterverbands, dessen Vorsitzender Behrens ist, mit der Begründung „sie könnten doch nicht ganz rechts gehen!“ Überhaupt haben unzählige in völliger Verkennung der inneren Struktur- und Gedankenbildung der Parteien die Deutsche Volkspartei statt der Deutschnationalen gewählt, weil sie doch weiter links und keine „soziale“ sei! Diese Erscheinung bedeutet zweifellos eine ernste Aufgabe für die politische Arbeit der Zukunft, soll nicht der Gewinn, der so bei diesen Wahlen noch in einer gewissen Unentschlossenheit der Wähler sich in „der liberalen“ Partei gesammelt hat, bei irgend einer Gelegenheit dem Wiederaufbau des nationalen Staates wieder verloren gehen. Die Wählerschaft muß innerlich mit dem Gedankengehalt nationaler organischer Staatsideen durchdrungen und damit in ihrem Streben nach Überwindung des unfruchtbaren Demokratismus befestigt werden. Daß in ganz Süddeutschland die Entwicklung sich wesentlich klarer und eindeutiger vollzogen hat, ist zu begrüßen und hat seinen Grund vielleicht mit darin, daß gewisse unerfreuliche Erscheinungsformen, die bei der Deutschnationalen Partei im Gegensatz zu ihrer Führung sich bemerkbar gemacht haben, in dem ruhigeren, nicht so gespannten politischen Leben Süddeutschlands ausfielen. In Bayern hat zweifellos die Erfahrung der Bevölkerung mit der Räterepublik die überraschende Entschlossenheit bei den Wahlen mit hervorgerufen.

Über die Möglichkeiten der Regierungsbildung jetzt schon Vermutungen aufzustellen, erscheint unangebracht, da die allernächste Zeit ja praktisch zeigen wird, was die Fraktionsführer ausmachen und dann erst ein Urteil herausgefordert wird. Darum möchte ich mich auf einige Hinweise beschränken. Es könnte der Gedanke naheliegen, die bisherige Koalition durch Aufnahme der Volkspartei weiter am Leben zu erhalten. Ich glaube nur, diese Lösung würde dem Sinn dieser Wahlen durchaus widersprechen. Mit der Deutschnationalen Partei in der Opposition würde die Regierung sofort die Stimmung der nationalen Wählerschaft einschließlich des größten Teils der Volksparteiwähler gegen sich haben, zumal damit

die wesentlichste und stärkste Vertretung des flachen Landes ausgeschaltet wäre, während eine der wichtigsten Aufgaben die Heranziehung der Landwirtschaft zum Wiederaufbau und ihr Zusammenschluß mit den übrigen schaffenden Kräften des Volkes ist. Mit dem Gegensatz Stadt — Land kann und darf nicht wie bisher weiterregiert werden.

Es würde aber auch weiterhin diese neue Koalition an dem verhängnisvollen Gegensatz leiden, der schon die alte gelähmt hat und der mit den beiden Worten Demokratie — Sozialismus in ihrer innersten Unvereinbarkeit gekennzeichnet ist. Da klappt ein unüberwindlicher Widerspruch in der Auffassung von Sinn und Aufgabe des Staates, der es zu positivem Schaffen nicht kommen läßt. Bei dem starken Einstürmen bisher demokratischer Elemente in die Deutsche Volkspartei würde an dieser Unwahrhaftigkeit der Koalition nichts geändert, während das Zusammengehen mit der Deutschnationalen Partei die Kraft des nationalen Liberalismus zu nationalem und straffem, in dem Pflichtgedanken der Persönlichkeit wurzelnden Staatsaufbau aufgerufen würde. Daß unser Volk aber zu diesem Staat, dem eigentlichen deutschen Staat hintwill, zeigen diese Wahlen aufs deutlichste.

Ein Hereinnehmen der U. S. P. D. auf der anderen Seite unter Beteiligung der Demokratie und des Erzbergerflügels der Zentrumsleute würde die bisherigen Zustände bereinigen, ganz abgesehen davon, daß weder die U. S. P. D. dafür zu haben sein wird in ihrer bequemen und verantwortungslosen Opposition, noch die Demokratie nach der Lehre des 6. Juni sich dieses Experiment wird leisten wollen. — Durch ständige Drohung mit Austritt würde die unabhängige Partei in einer solchen Koalition das Schwergewicht haben und selbst dabei durch die Phraseologie ihrer Agitation, durch Utopismus und starren Dogmatismus wenigstens ihrer Anhänger gehemmt, abhängig von den Instinkten der Masse unfähig sein, brauchbare praktische Politik zu machen. Darauf hat Brüning im roten „Tag“ mit Recht hingewiesen. Eine regierende U. S. P. D. trifft die gleiche Verdammnis wie die regierende S. P. D. Die letzten Reste staatlicher Autorität und Festigkeit gegenüber der Straße wären verloren, wenn heute überhaupt noch von solchen Resten gesprochen werden kann.

Der Sinn dieser Wahlen geht auf ein Neues. Jenseits aller Parteien und aller Parteipolitik sucht das Volk nach den sachkundigen, klaren, unabhängigen Führern, den Besten des Landes, und das erhofft es von den Abgeordneten der Rechten, daß sie solche Leute zur Führung der Geschäfte finden, nicht aber selbst die Geschäfte der Partei in der Regierung wahrnehmen. Zur Unterstützung dieser Regierung müßten sich alle die Menschen mit positiver Staatsgesinnung und nationalem Empfinden zusammenschließen. Die Demokratie als Parteiregierung sollte in diesen Wahlen ihr Urteil empfangen. Sie muß damit abgetan sein.

Damit liegen auch die großen Aufgaben der nächsten Zeit vorgezeichnet: Übergabe der Wirtschaft aus den Händen der politischen Parteien in die Hände der Wirtschaften, Ergänzung des politischen Parlamentarismus durch einen berufsständischen Aufbau, der den Kampf der wirtschaftlichen Interessen und Mächte in Arbeitsgemeinschaft verwandelt. Dazu gehört vor allem, daß klare Erkenntnis der sozialen Lage alle Schwere und alles Beharrungsvermögen zu

überwinden vermag und durch weitgehende Heranbildung der Arbeiterschaft zur Beteiligung an der wirtschaftlichen Verantwortung der positive Beweis geliefert wird, daß nicht vom Marxismus und der von ihm bestimmten Arbeiterbewegung, sondern in der Fortbildung der wertvollsten Gedanken des Preußentums und des alten deutschen Wirtschaftsrechtes die Zukunft der breiten Schichten des Volkes ihre Sicherung hat.

Zunächst jedoch soll die neue Regierung zusehen, daß sie alle staatlichen Machtmittel so schnell und so fest wie irgend möglich in die Hand nimmt. Nichts erwartet man so sehr von ihr, als die endliche Wiederaufrichtung der Autorität des Rechtsstaates. Allen Unbesonnenheiten und allem Terror trete sie darum mit Entschlossenheit entgegen. Die ersten Wochen werden in der Beziehung entscheidend sein, sie zeigen allen unruhigen Elementen, was sie von der neuen Regierung zu erwarten haben.

Möchte die Sachlichkeit und Nüchternheit der Neugewählten jenseits der Schlagworte und der schematischen Parteischablone endlich die Besten und Zuverlässigsten an die Spitze des Staates bringen. Solche Entsagung würde wie nichts anderes den Rechtsparteien das Vertrauen des Volkes gewinnen. Vermittler, nicht Organe des Volkswillens sind die Parteien, wenn sie ihren Sinn im Staatsleben recht verstehen.

9. 6. 20.



Reichswirtschaftsrat und Reichstag

Von Max Hildebert Boehm



Die Zeitungen verkünden mit Riesenlettern den Ausgang der Wahlschlacht, tagelang ist das Leserinteresse auf nichts anderes gerichtet. Die neuen Abgeordneten des Deutschen Reichstages sind die unbestrittenen Helden des Tages. Dies das Bild. Und nun das Gegenbild. An bescheidener Stelle bringen dieselben Zeitungen die fortlaufende Liste der Entsendungen in den Reichswirtschaftsrat. Man erinnert sich unwillkürlich, daß auch die Beförderung unserer alten tüchtigen und gewissenhaften Beamtschaft in unscheinbaren trockenen Listen in der Beilage der Zeitung angezeigt wurde. Der parlamentaristisch zerrüttete Regierungsapparat schafft es heute nicht mehr, die lebendigen Kräfte des arbeitenden Volkes werden zur Sanierung unserer Wirtschaftspolitik aufgerufen. Aber während durch Wahlkampf und Wahlsensation die Leidenschaften demokratisch nivellierter und zerpulverter Urwählermassen zu ungeheuren Staubwolken aufgewirbelt werden, entsenden die schaffenden Stände auf eine vornehm ruhige Weise ihre Boten in das neue Wirtschaftsparlament. Daß es ungefähr gleichzeitig mit dem neuen Reichstag zusammentritt, daß damit eine neue Unbekannte in die kombinatorischen Gleichungen der politischen Prognose eintritt, wird fast völlig übersehen. Wie mißtrauisch die herrschende Parlamentsregierung dem neuen Akteur auf der politischen Bühne

entgegensteht, spiegelt sich in dem grotesken Unvermögen, ihm ein Gelingen zu beschaffen. Schon spricht man davon, daß aus diesem lächerlichen Grunde der Zusammentritt des Reichswirtschaftsrates verschoben werden soll. Ob der Reichstag den Vorprung so nötig zu haben glaubt? Sollte nicht auch der Schein vermieden werden, als lege man auf diesen Vorprung Wert?

Die Forderung einer Vertretung des körperchaftlich gegliederten Wirtschaftsgefüges der Nation ist hier seit längerem vertreten worden.¹⁾ Es soll nicht der Anschein erweckt werden, als sähen wir auch nur in dem endgültigen Reichswirtschaftsrat der Weimarer Verfassung eine irgend befriedigende Lösung des Problems. Ganz abgesehen von seinem unorganischen Aufbau ist der Reichswirtschaftsrat des Art. 165 als bloß beratendes Organ von vornherein in seinen Machtbefugnissen äußerst beschränkt. Seine lärglichen initiatorschen Befugnisse gegenüber dem Parlament sind dem vorläufigen Reichswirtschaftsrat noch dazu entzogen. Rein formal ist dessen Geltung also äußerst gering. Das Entscheidende ist jedoch, daß wir aller Voraussicht nach Situationen entgegengehen, wo unmittelbar drängende Not alle Formalien zermürben und zerbrechen wird. Nicht die bewilligte, sondern die tatsächliche Macht wird entscheiden. Man entsinne sich des März-Ultimatums der Gewerkschaften und man beachte Paul Lenschs bedeutsamen Kommentar dazu! Aus diesen Vorgängen droht die Diktatur des Proletariats. Durch die Hilflosigkeit des neuen Parlaments, über die die „rote Fahne“ bereits frohlockt, kann leicht das parlamentarische System bei der gegenwärtigen Kräftelagerung ad absurdum geführt werden. Es kann der Augenblick kommen, wo der Reichstag für bestimmte Konstellationen in der Kabinettsbildung den Reichswirtschaftsrat als Stütze geradezu braucht. Deshalb ruht auf dem letzteren heute eine ungemeine Verantwortung. Die schließlich entscheidende Frage ist, ob es dem Reichswirtschaftsrat gelingt, tatsächlich die Wirtschaft als solche darzustellen und ihren geschlossenen Willen zu verkörpern. Das aber ist eine Frage der Tragfähigkeit der „Arbeitsgemeinschaft“, die vor ihrer Feuerprobe steht.

Wir verkennen nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich vor dem Reichswirtschaftsrat aufstürmen. Seine Grundlage, die Arbeitsgemeinschaft, ist dualistisch. Da lauern Zersprengungsgefahren. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind streng getrennt, ängstlich wacht der Entwurf über paritätischer Vertretung der beiden unorganisch geschiedenen Kategorien. Das wirtschaftliche Gemeingefühl, das erst in Jahrzehnten aus der Arbeit der neuen Institutionen hervorsprießen soll, kann heute weniger vorausgesetzt werden als je. Das Generallstreikgespenst geht um, die radikale Linke verteilt im Norden Berlins Sandbettel, in denen die Arbeiter zu planmäßiger Verproviantierung aufgefordert werden. Die Gewerkschaften, die nach Lensch die Parteien ablösen suchen, sind ihrerseits von einer Parteilagitation zerfetzt, die das Vertrauen zu den besonnenen Führern untergräbt. Allenthalben droht noch immer das Chaos, die Atmosphäre ist durch die Wahlaufwühlung überhitzt, im Parlament, in den Parteien selber, in den Klassen und Ständen und in ihren Verkörperungen stehen sich Kräfte und Gegenkräfte sprungbereit gegenüber. Auch die partikularistischen Strömungen im Süden des Reiches ziehen, wie aus sicheren Anzeichen zu schließen ist, aus alledem neue Nahrung.

¹⁾ Vgl. dazu Dr. Alexander Ringleb, Kammer der Arbeit in Nr. 15 und meinen Aufsatz Die Parteien und der körperchaftliche Gedanke in Nr. 11/18 der Grenzboten.

Es möchte eine dankbare Aufgabe für eine souverän über den Gegenständen stehende Bismarck-Natur sein, auf den Instrumenten des hilflosen Reichstags und des schüchternen Reichswirtschaftsrats zugleich spielend, das Widerstrebende zusammenzureißen und dadurch mit starker Hand das Ganze mitzureißen. Wir sehen den überragenden Mann nicht und wüßten nicht, woher er plötzlich kommen sollte. Sämisch weist die „rote Fahne“ dem Reichspräsidenten Ebert die Mission zu, gestützt auf die militärischen Machtmittel, diese Rolle zu „spielen“ und damit endgültig auszuspielen. Mit ihm soll das Volk abdanken und die Masse auf den Thron steigen. Wir bescheiden uns und halten nach Männern Umschau, die innerhalb von Reichswirtschaftsrat und Reichstag als Vindeträfte wirken können. Wir erinnern daran, daß Männer von wirtschaftlichem Führeramt und starker persönlicher Geltung beiden Körperschaften angehören. Darin liegt ohne Zweifel die Gefahr, daß parteipolitische Vereinstellung auch in den Reichswirtschaftsrat übergreifen kann, wo auf autonome wirtschaftliche Sachlichkeit alles ankommt. Wir möchten aber doch auf die Hoffnung nicht verzichten, daß umgekehrt die Sachlichkeit der wirtschaftspolitischen Einstellung heilsam auf die parteipolitische Verfassung des Reichstags zurückwirken kann, zumal es sich teilweise um Männer handelt, die ungleich fester im wirtschaftlichen als im parteipolitischen Sattel sitzen. Die doppelte Bindung schafft Gemmnisse, aber sie bietet auch ganz neue Möglichkeiten, für die die Vorgänge noch gänzlich fehlen. Da aber liegt der Ansaß zur Überwindung des leerlaufenden Mechanismus, der Ansaß zur schöpferischen Tat.

Wir blicken alle auf die entscheidenden Verhandlungen, die unserer neuen Regierung in Spa bevorstehen. Wir beachten aber kaum, daß „Spa“ bereits im Gange ist. Führende deutsche Wirtschaftler verhandeln in der Stille in Paris mit den dortigen inoffiziellen Kontrahenten der kommenden Wirtschaftsverträge. Das können die eigentlichen Waffenstillstandsverhandlungen der wirtschaftlichen Generalstabsbeide Länder sein, unter die nachher die offiziellen Machthaber im wesentlichen ihr Siegel setzen. Der Vorgang ist bedeutsam. Nicht „Macht“ zu „haben“, sondern Macht zu sein: darauf kommt es in kritischen Zeiten in erster Linie an. Aber auch der beste Generalstab ist nur dann eine Macht, wenn er nicht nur Köpfe in sich beschließt, sondern auch eine Armee hinter sich hat. Generalstab und Armee stehen heute auch in der Wirtschaft nicht mehr zueinander, wie vor dem Krieg. Der Reichswirtschaftsrat hat bereits in der Arbeitsgemeinschaft einen festeren Unterbau, er ist bereits eine paritätische Vertretung des werktätigen Volkes. Nur wenn die organische Umwandlung der bürgerlichen Parität, die den Klassenkampf letzten Endes doch nur flundet, zu korporativer Solidarität, zu wahrer wirtschaftlicher Gemeinverantwortung gelingt: nur dann wird die künftige Kammer der Arbeit den Parlamentarismus erfolgreich in die Schranken verweisen können, innerhalb deren er gute und erfolgreiche Arbeit zum Wohle des Volksganzen leisten kann.

9. 6. 20.



Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium



Die nachstehenden Schriftstücke sind einer Folge regelmäßiger, vertraulicher Briefe entnommen, die ich als bayerischer Diplomat in der Zeit vom Juli 1915 bis Juli 1917 aus der Schweiz an meinen hochverehrten damaligen Chef, den bayerischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling, gerichtet habe, um ihn meinem Wunsche entsprechend über die Grundlinien der Berichte auf dem Laufenden zu halten, die ich im Auftrag der Reichsleitung über den jeweiligen Stand der Friedensströmungen in einigen Ententeländern nach Berlin zu erstatten hatte. Diese letzteren Berichte, die etwa 500 Nummern umfassen, scheiden aus dienstlichen Gründen bei dieser Veröffentlichung aus, die sich auf eine Auswahl der an den Grafen Hertling gerichteten vertraulichen Stimmungsberichte beschränken mußte. Tatt und Rücksicht auf verschiedene, teils in der Schweiz, teils im übrigen Ausland lebende Kollegen und Gewährsleute geboten, nur diejenigen Schreiben aus der Gesamtsolge herauszuheben, deren Inhalt keinen deutlichen Schluß auf besondere Quellen erlaubte.

Meine Schweizer Berichterstattung, die eine Fortsetzung meiner Tätigkeit bei der bayerischen Gesandtschaft in Rom (September 1914—Mai 1915) bedeutete, hat, ungeachtet des vertrauensvollen Verhältnisses, das mich mit dem Grafen Hertling verband, seinerzeit nicht durchweg seinen Beifall gefunden. Sie war ihm, wie er mir gegenüber, wenn ich nach München kam, wiederholt äußerte, zu „pessimistisch“. Diese Auffassung konnte an sich nicht überraschen. Graf Hertling, dem ich die letzten zwei Jahre vor dem Krieg als erster persönlicher Stillsarbeiter im Ministerpräsidium hatte nahestehen dürfen, war ein hervorragender Geist, ein Mann von hoher geistiger Kultur und ausgeprägter Würde, „ausgerüstet“, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, „mit dem ganzen Wissen seiner Zeit“, ein vornehmer, hochgeinnter Charakter und eine durch und durch aristokratische Natur, die dem Demos im aristotelischen Sinne und wohl auch in tatsächlicher Wirklichkeit innerlich ablehnend gegenüberstand. Neben den äußeren Attributen eines glänzenden Rhetoren, akademischen Lehrers und Parlamentariers besaß er ungewöhnliche Schärfe und Klugheit des Urteils und jene Abgeklärtheit, wie nur ein langes und tatenreiches Leben sie verleiht. Für immer denkwürdig geblieben ist mir in diesem Sinne der Tag der englischen Kriegserklärung. Als ich dem Ministerpräsidenten morgens um sieben Uhr in seiner Bibliothek über die aus Berlin über die Londoner Entschlüsse eingelaufenen Nachrichten Meldung erstattete, fand ich ihn vor einem großen Band Kant sitzend. Auf meine etwas überraschte Frage, woher er in dieser Zeit sich überstürzender Ereignisse die Seelenruhe nehme, die zur Beschäftigung mit derart abstrakten Gedankengängen notwendig sei, erwiderte er mir mit seinem Lächeln, daß eben diese Beschäftigung ihm die Ruhe der Überlegung sichere, deren er in diesen aufgeregten Tagen bedürfe. Einem Mann von derart ausgesprochener Neigung zu geistiger Selbstisolierung war nicht leicht beizukommen. Hierzu kam, daß derselbe Mann, der als Gelehrter, politischer Theoretiker und Philosoph auf der hohen Warte innerer, geistiger

Unabhängigkeit stand, als praktischer Politiker und Staatsmann dem Begriff der Autorität und seinen Verkörperungen eine besonders hohe Bedeutung zumäß und von der Überzeugung beseelt war, man müsse die Autorität unter allen Umständen unterstützen. Autorität in diesem Sinne während des Krieges war für ihn die amtliche Berliner Meinung. Berlin seinerseits war vom Attentat in Serajewo bis zum Vorabend des Ultimatums, von den Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich bis zu den Friedensaktionen unentwegt optimistisch und zwar nicht nur nach außen hin, sondern auch im internen Verkehr der Bundesstaaten und vornehmlich gegenüber München. Man hat dem Grafen Hertling den ungerechten Vorwurf gemacht, er habe sich diesem Optimismus kritiklos angeschlossen. Dies war nicht der Fall. Graf Hertling war sich klar des Ernstes der Lage bewußt, in die die Nation durch die von Berlin aus leichtfertig gebilligte Wiener Démarche in Belgrad gestürzt wurde. Er war über die verhängnisvollen Möglichkeiten, die das zum 23. Juli geplante Ultimatum an Serbien in Folge haben konnte, durch den seinerzeit von der Eisner-Regierung veröffentlichten Bericht der bayerischen Gesandtschaft in Berlin vom 18. Juli vollkommen aufgeklärt, der auf gewissenhaften Erkundigungen im Auswärtigen Amt beruhte, und dessen Verfasser nur seine Pflicht erfüllte, wenn er alles, was man ihm in der Wilhelmstraße sagte, sorgfältig und ohne eigenen Kommentar nach München berichtete. Das dienstliche Alter und die amtliche Gereiztheit des in Frage stehenden Diplomaten schloß zudem jede Möglichkeit aus, er könne die maßgebenden Herren des Auswärtigen Amtes mißverstanden haben, wie Staatssekretär von Jagow in einer Nebenbemerkung seines Buches zu diesem für das damalige Auswärtige Amt ja gewiß nicht sehr angenehmen Punkt andeuten zu müssen glaubte. Auch der russische Gesandte in München, Herr von Dulafel, hatte dem Grafen Hertling in jenen verhängnisvollen Tagen in nicht mißzuverstehenden Worten den Standpunkt Rußlands zur Kenntnis gebracht: „La Russie“, sagte Herr von Dulafel wörtlich, „ne permettra jamais, que la pauvre Serbie soit mangée“. Als Graf Hertling diese immerhin ernste und ernst zu nehmende Äußerung telephonisch nach Berlin melden ließ, Begegnete sie überlegenem Lächeln. Ein Bericht des bayerischen Gesandten in Petersburg hatte ebenfalls seinen Eindruck auf den Grafen Hertling nicht verfehlt. Baron Grunelius hatte seine Auffassung dahin präzisiert, daß er den Optimismus, mit dem die Berliner politische Leitung die Lage beurteile, nicht zu teilen vermöge, und in der letzten Julinöche die Situation in die Worte zusammenfaßt: „La Russie recule pour mieux sauter.“ Wenn Graf Hertling trotzdem auf die Einberufung des auswärtigen Ausschusses verzichtete, so geschah dies aus vaterländischen Erwägungen. Berlin hatte aus Gründen, die damals in München noch nicht klar zutage liegen konnten, abgewinkt. Graf Hertling seinerseits wünschte alles zu vermeiden, was die ihm als von hoher Warte aus gesagt erscheinenden Berliner Entschlüsse durchkreuzen konnte. Bei diesem für Berlin vielleicht angenehmen, im Laufe der ferneren Entwicklung aber für das Reichsganze verhängnisvollen Verhältnis zwischen Berlin und München blieb es, solange Graf Hertling bayerischer Ministerpräsident war. Es war aber unter diesen Umständen eine innere Notwendigkeit, daß Graf Hertling pessimistische Auffassungen, wie sie in meinen Berichten zum Teil zum Ausdruck kamen, nicht gut aufnahm. Jedes Urteil, das eine Spitze gegen die Wilhelmstraße oder gar den Kanzler Bethmann, zu enthalten

schien, war ihm unsympathisch, da er in redlicher Überzeugung in Herrn von Bethmann-Hollweg den von der Vorsehung gesandten Lenker der Nation in diesem Krieg erblicken zu müssen glaubte. Für diese seine Auffassung, die Verlauf und Ausgang des Krieges leider als eine grausame Selbsttäuschung erwiesen, hat sich Graf Hertling mit der ganzen Bornehmheit und Zähigkeit seines Wesens, sowohl seinem Herrn und König gegenüber, dem mehr als einmal nicht unbeträchtliche Zweifel an der Staatskunst des Herrn von Bethmann-Hollweg aufstiegen, der aber ein zu konstitutionell gefinnter Monarch war, um seinem Herzen anderswo als in vertrautem Kreise in dieser Hinsicht Luft zu machen, wie anderen Zweiflern gegenüber mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens eingefeskt. Der damalige Reichskanzler hatte daher niemand zum ausdauernden und verlässigeren Freunde und zur stärkeren Stütze als den greisen Grafen Hertling, der bei allen kritischen Anlässen von Berlin aus mit Erfolg für das Verbleiben des Kanzlers im Amt mobilgemacht werden konnte.

In dieser Atmosphäre konnten Berichte aus einem Land, wo alles die Sprache kühler Kritik sprach, nicht auf große Erfolge rechnen. Nichtsdestoweniger war es Pflicht, die Linie einer gewissen Nüchternheit einzuhalten, die allein gewährleisten konnte, daß der bayerische Ministerpräsident, der für die Kriegspolitik des Reiches eine starke Mitverantwortung trug, wenigstens hier und da die Wahrheit hörte, und zwar so, wie sie sich in der Schweiz in fröstelnder Nacktheit darstellte. Die Methoden, mit denen die damalige Leitung unserer Auslandspolitik eine allzu unbequeme Wißbegierde bundesstaatlicher Ministerpräsidenten auf das ungefährliche Gebiet umfangreicher Situationsberichte aus China und Mexiko abzuwenden wußte, machte es notwendig, den Grafen Hertling besonders auf jene Punkte hinzuweisen, in denen die mir zugängliche Meinung neutraler, insbesondere kurialer Diplomaten, sowie offizieller und inoffizieller Abgesandter unserer Verbündeten von den heimatischen Auffassungen in besorgnisserregender Weise abwichen. Der homöopathische Wahrheitsgehalt, den ich nach meiner Rückkehr aus Rom im Mai 1915 in dem der bayerischen Regierung aus Berlin zugegangenen Nachrichtenmaterial über die italienischen Vorgänge vorfand, deren Entwicklung ich von Beginn des Weltkrieges bis zur Intervention Italiens aus nächster Nähe hatte verfolgen können, ließ es ratsam erscheinen, mit besonderem Nachdruck auf Fragen hinzuweisen, in denen selbst die Minimaldosen an Berliner Informationen und Berichten, die nach München gelangten, nicht der Richtigkeit entsprachen. An erster Stelle stand hier Wien, worüber in der Schweiz auf dem Wege über eine Menge dort privat und offiziös anwesender Mitglieder des österreichisch-ungarischen Diplomatenkorps und des Wiener Hochadels eine Menge höchst greifbarer Dinge zu erfahren waren. In erschreckendem Maße trat die Mangelhaftigkeit der Berliner Informationen aus Wien in den Frühjahrsmonaten 1917 zutage, als das Gespenst des Sababurger Verrates, in schattenhaften Umrissen erkennbar, bereits durch die Schweiz schlich, während die deutsche Wiener Vertretung im Gegensatz zu den nüchternen Tatsachenberichten des bayerischen Gesandten, Baron Lucher, bis zum letzten Augenblick von Umtrieben des Hauses Parma so wenig zu wissen schien, wie im Unglücksommer 1914 Reichskanzler und Auswärtiges Amt von der wirklichen Sachlage und der Mentalität der fremden Rabinette wußten. Gerade bezüglich Wiens aber stand Graf Hertling uneingeschränkt auf-

seiten der Berliner Vertrauensseligkeit. Österreich-Ungarn war ein Punkt, in dem es schwer war, sich mit ihm zu verstehen. Hier begegnete er sich in überraschender Übereinstimmung mit dem Staatssekretär von Jagow, dem er an Geist und Charakter doch weit überlegen war, und dessen Weltanschauung der seinen sonst wenig glich. Für ihn, wie für Herrn von Jagow, war Österreich das konservative und aristokratische Land par excellence, das Land ehrwürdiger und heiliger Tradition und die Macht, für deren Erhaltung und Konsolidierung unter allen Umständen einzutreten die Aufgabe der deutschen Politik sei. Die unbedingte und fast leidenschaftliche Vorliebe des Grafen Hertling für Österreich entsprang nicht etwa klerikalen Velleitäten. Während das erhabene Oberhaupt der katholischen Kirche, Benedikt XV., geleitet von dem hohenpriesterlichen Wunsche, der aus tausend Wunden blutenden Menschheit den Frieden wiederzubringen, alle zulässigen Mittel in Bewegung setzte, um das Wiener Kabinett und insbesondere Kaiser Franz Joseph zum Entgegenkommen gegenüber den italienischen Wünschen zu bestimmen, stand ein so treuer Sohn seiner Kirche, wie Graf Hertling, auf dem entgegengesetzten Standpunkt und wollte von keiner Nachgiebigkeit Österreichs in der Trentinofrage wissen. Sein sonst klarer und nüchterner Verstand sah in dieser Beziehung nicht so richtig, wie das weit und tief blickende Auge des Papstes. Es war seine ausgesprochen aristokratische, alten Überlieferungen folgende Betrachtungsweise der Dinge, die den Grafen Hertling zu derartiger Nachgiebigkeit gegenüber Wiener Anschauungen und Wünschen führte. Aus solcher Voreingenommenheit für die Hofburg und die Doppelmonarchie erklärt sich neben manchem anderen auch der Standpunkt offener Gegenfälschlichkeit, den Graf Hertling dem Fürsten Bülow gegenüber seit Beginn des Weltkrieges einnahm. Daß der Fürst, als er im Dezember 1914 die von ihm als die Aufgabe eines Arztes, der an ein Totenbett gerufen werde, bezeichnete römische Mission übernahm, für die Notwendigkeit sofortiger territorialer Konzeptionen an Italien eintrat, daß er in Berlin empfahl, in weiser Bemessung des ungeheuren Einsatzes, der auf dem Spiele stand, Italien in großzügiger Weise entgegenzukommen, begegnete in München einer von Wien aus mit Geschick genährten Mißbilligung.

Fürst Bülow sah in der Schwäche und Unselbstständigkeit unserer damaligen Politik gegenüber Österreich einen der dunkelsten Punkte am deutschen Horizont. Er erinnerte gern an das bekannte Wort des Fürsten Talleyrand, daß jede Allianz dem Verhältnis zwischen Reiter und Pferd gleiche, daß es aber darauf ankomme, der Reiter zu sein und nicht der Gaul. Er ging davon aus, daß wir Österreich führen, nicht aber uns von Österreich ins Schlepptau nehmen lassen dürften. Er ordnete in der Trentinofrage die österreichischen „Sentiments“ umso kaltsblütiger dem deutschen Interesse unter, als er fand, daß wir schon mehr als genug für diesen Alliierten getan hätten, für den und durch den wir uns in den fürchterlichsten aller Kriege hatten hineinziehen lassen. Er hielt also ein Entgegenkommen gegenüber den italienischen Wünschen für geboten, da es klar war, daß nur so einem Eintreten der Halbinsel in den Krieg vorgebeugt werden konnte. Der Fürst wußte auch, welche schwere diplomatische Fehler bei der Vorbereitung des Ultimatum, wie in der Zeit zwischen dessen Übergabe in Belgrad und der Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich und Rußland gegenüber Italien begangen worden waren, Fehler, die ein Einlenken doppelt notwendig machten.

Für Graf Hertling stand hingegen die Frage im Vordergrund, ob Wien ein Opfer überhaupt zugemutet werden könne, eine Frage, die er unbedingt verneinte. Die Abneigung gegen den Fürsten Bülow, die in Wien herrschte, fand beim Grafen Hertling Widerhall, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß dieser Wiener Abneigung von Berlin aus verständnisvoll dadurch nachgeholfen wurde, daß aus Berichten und Briefen des Fürsten dies oder jenes, was nicht gerade schmeichelhaft für die Wiener Politik war, von der Spree in die Donau geleitet wurde. So wurde erreicht, daß bei jeder Berliner Kanzlerkrisis Wien gegen eine etwaige Wiederberufung des Fürsten Bülow Widerspruch erhob, was sich in der Zeit des Friedens von Brest-Litowsk bis zu jenem Artikel des offiziellen „Wiener Fremdenblattes“ steigerte, der sich für den Fall der Rückkehr des Fürsten in geradezu dreisten Drohungen erging. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß seit dem Bestehen des deutsch-österreichischen Bündnisses, das heißt, während fast 40 Jahren, Deutschland sich sorgsam jeder Einmischung in österreichische Personalfragen enthalten und nie auch nur andeutungsweise diesen oder jenen österreichischen Ministerkandidaten als *persona minus grata* bezeichnet hatte. Kaum ein Jahr nachdem das Reich Bismarcks sich eine solche Ingerenz hatte gefallen lassen, brach Österreich zusammen und wir, Gott sei es gellagt, mit ihm. In späteren Jahren, wenn über diese Vorgänge freier gesprochen werden kann, wird über dieses Kapitel noch manches zu sagen sein. Es waren an Idiosynkrasie gemahnende Erregungszustände, in die man sowohl in der Berliner Wilhelmstraße wie auf dem Wiener Ballhausplatz geriet, wenn der Name des Fürsten Bülow in der Auslandspresse etwa mit der Unternote auftauchte, der Fürst werde Deutschland bei den seinerzeitigen Friedensverhandlungen vertreten. Daß Fürst Bülow in der Schweiz sich in vornehmster Weise von jeder politischen Betätigung zurückhielt, daß er keinen fremden Diplomaten, nie einen fremden Journalisten sah, wurde ignoriert. Es offenbarte sich in diesem Punkt zwischen Wien, Berlin und München eine Eintracht und Herzlichkeit, eine Rücksichtslosigkeit des Vertrauens und eine Entschlossenheit zu gemeinsamer Abwehr, von der man nur hätte wünschen können, daß sie in Lebensfragen der Nation sich ähnlich aktiv manifestiert hätte.

Jede Reise nach Berlin oder München bestätigte dem aus neutralem Lande Kommenden aufs neue den Unterschied, der zwischen dem Nebelmeer von Illusionen, das über dem Reiche lagerte und der klaren, scharfen Luft nüchterner Kritik bestand, wie sie in Bern und anderen Orten der Schweiz wehte, wo sich Diplomaten und Nachrichten aus allen Ländern des kämpfenden Erdkreises kreuzten. Der stärkste Eindruck, den ich in dieser Hinsicht empfing, war die an einen Jubelrausch gemahnende Stimmung, die ich am 13. Dezember 1916 in Berlin antraf, wo man eben das seit Monaten vorbereitete, in der Schweiz bereits signalisierte Friedensangebot der Zentralmächte bekannt gegeben hatte. Zwei Herren aus der nächsten Umgebung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, zu denen mich mein dienstlicher Weg führte, gaben ihrer strahlenden Zuversicht auf das unmittelbare Bevorstehen des Friedensschlusses einen so treuherzigen Ausdruck, daß man versucht war, zu glauben, die Entente habe Deutschland den Frieden angeboten, und man komme aus einem Land der Träume

und nicht aus der Schweiz, wo alles, was man seit Wochen und Monaten beobachtet hatte, gegen die Opportunität eines derartigen Friedensschrittes sprach. Die skeptischen Auffassungen, die in dieser Hinsicht in der Schweiz bestanden und über die ich berichtete, fanden ihre volle Bestätigung durch das, was ich am 26. Dezember 1916, 5 Tage vor der brüskten Ablehnung der Entente aus Bern als die bestimmte Äußerung eines gewöhnlich gut unterrichteten päpstlichen Diplomaten nach Hause melden konnte. Nur aus diesem Zustand chronischer Selbsttäuschung heraus ist es zu erklären, daß man in Wien und Berlin so ziemlich jedes Quartal, auf meist vage Agentennachrichten hin, sich am Vorabend eines Friedensschlusses wähnte, während man es mit einer gewissen Konsequenz unterließ, die ersehnte Friedensanbahnung auf dem Weg loyaler, durch die Berliner Regierung gedeckte Inanspruchnahme einer neutralen Macht oder wenigstens durch Beauftragte zu versuchen, die nicht von vornherein durch den zweifelhaften Charakter ihrer Legitimation den fremden Vertretern Mißtrauen einflößen mußten. Dem deutschen Prestige hat während des Krieges nicht zuletzt die Unmenge von Leuten, die sich in der Schweiz und den Niederlanden, in Dänemark und in Schweden als angebliche Vertrauenssträger Berlins umhertrieben, sich bei näherem Ansehen aber meist als unbeauftragte Geschäftsführer entpuppten, erheblichen Schaden getan, da hierdurch bei unseren Gegnern die Meinung geweckt und genährt werden mußte, wir piffen schon 1916 und 1917 zum mindesten auf dem vorletzten Loch.

Was die Einzelheiten der Berichte anlangt, so hängen die Hauptfragen, die darin behandelt sind, mit den großen Wendepunkten des Krieges zusammen. Im Vordergrund stand zunächst unsere Stellung zu Italien. Im damaligen Auswärtigen Amt, insbesondere bei Herrn von Jagow, galt als Axiom, Italien stehe vor der Revolution, die Monarchie werde kopfüber gehen, Italien werde sobald als möglich einen Separatfrieden nachsuchen. Wie irrig diese in den nachfolgenden Berichten von Anfang an bekämpfte Auffassung war, hat der Verlauf des Krieges bewiesen. Italien war schon vor dem Kriege in wirtschaftlicher, nationaler und militärischer Beziehung weit über den landläufigen Begriff hinaus gewachsen, den man sich in Deutschland zurecht gelegt hatte und hatte in den zehn Monaten seiner Neutralität (August 1914 — Mai 1915) so bewundernswerte Proben nationalen Elans und gestrafter Disziplin abgelegt, daß die von Berlin und Wien aus propagierte Idee von einem raschen Zusammenbruch der italienischen Kriegspolitik als morbides Wahngelbde erscheinen mußte. Graf Hertling, der schon aus früheren Jahrzehnten eine gewisse Ranküne gegen Italien hatte, die selbst in seinen Kanzlerreden noch zum Ausdruck kam, teilte bedauerlicherweise die schlechte Meinung Herrn von Jagows über Italien. Er wollte sich nicht zu dem innerlichen Zugeständnis durchringen, daß Italien formell berechtigt war, den *casus foederis* als nicht gegeben zu betrachten, nachdem ihm Berlin in engstem Einvernehmen mit Wien die Demarche in Belgrad verheimlicht, nachdem Herr von Jagow dem italienischen Volschafter Bollati gegenüber noch bis zum Vorabend der Übergabe des Ultimatus in Belgrad bestritten hatte, auch nur das Geringste über die Wiener Absichten zu wissen, und nachdem Deutschland endlich, in rätselhafter Überstürzung und gegen die Meinung sowohl des Generalstabs-

chefs wie des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, von sich aus an Frankreich und Rußland den Krieg erklärt hatte, gar nicht zu sprechen von den Schwierigkeiten, denen im weiteren Verlauf in Wien und in Berlin die auf Grund des Dreibundvertrages berechnete Auffassung Roms begegnete, daß Italien im Hinblick auf die im Balkan sich vorbereitenden territorialen Veränderungen einen Anspruch auf Sicherung territorialer Konzessionen habe. In Berlin, wo man allen Anlaß hatte, die groben, im Juli 1914 Italien gegenüber begangenen Fehler zu vertuschen, unterließ man nichts, was die Antipathie des Grafen Hertling gegen die Politik des Quirinals fördern konnte. Berichte, die, wie einige der nachstehend abgedruckten, eindringlich vor den Illusionen eines italienischen Separatfriedens, einer baldigen Revolution und des Sturzes der Dynastie Savoyen warnten und nachdrücklich auf den mit jedem Kriegsmonat bewunderungswürdig wachsenden italienischen Patriotismus hinwiesen, fanden daher in München wie in Berlin nur kühle Aufnahme. Ähnlich stand es mit der belgischen Frage. Von allem Anfang ließen die Äußerungen verlässiger neutraler Freunde keine irgendwie gearteten Zweifel darüber zu, daß England an Friedensverhandlungen, für die nicht die vollkommene völkerrechtliche, wirtschaftliche und militärische Wiederherstellung Belgiens selbstverständliche Voraussetzung sei, sich nie beteiligen würde. Die Dauer des Krieges war ferner eine Frage, die von Herbst zu Herbst aktueller wurde und hinsichtlich deren in den mir zugänglichen politischen Zirkeln in der Schweiz schon im Jahre 1915 die Überzeugung bestand, daß vor dem Jahre 1917 ein Ende nicht zu erwarten sei. So stark wurde schon damals der Kampfwille und die Kampfstärke Englands eingeschätzt, ebenso im Jahre 1916, als die Möglichkeit einer Verschärfung des deutschen Ubootkrieges die Welt beschäftigte und im Jahre 1917, als die absolut gerechnet großen, relativ gemessen aber ungenügenden Ergebnisse des verschärften Ubootkrieges die öffentliche Meinung Englands stark zu beunruhigen begannen. In klarem Widerspruch zu der offiziellen Berliner Meinung mußten ferner Berichte stehen, die wahrheitsgetreu sich über die Höchstleistungen äußerten, die man in diplomatischen Kreisen der Schweiz den Vereinigten Staaten von Nordamerika zutraute. Von besonderem Gewicht für die Beurteilung dieses Problems war hier die Meinung des päpstlichen Vertreters in der Schweiz, der lange Jahre an der apostolischen Delegation in Washington tätig gewesen war, Amerika nach allen Enden hin bereist hatte und aus der Zeit dieser seiner Wirksamkeit nicht nur ein gründliches und gereiftes Urteil über die Verhältnisse Amerikas, sondern auch eine Fülle wertvoller Verbindungen besaß, die ihn in den Stand setzten, sich ein klares Bild von dem Kampfgeist zu machen, der im Frühjahr 1917 die Union mit der Wucht eines Tropenfiebers befiel. Wer das, was dieser kluge und aufrichtige Freund des Friedens, der ganz im Sinn und Geist Benedikts XV. rastlos für die Ermöglichung einer Anbahnung von Friedensverhandlungen tätig war, in vertrautem Kreis über die Leistungsmöglichkeiten Amerikas entwickelte, — es entsprach in allem den Anschauungen großer Schweizer Geschäftsleute, die Amerika kannten, — mit den albernen Äußerungen zusammenhielt, in denen man sich in Berlin, und zwar nicht nur in Volksversammlungen und in der Presse, sondern auch in maßgebenden Kreisen über die amerikanische Intervention erging, mußte

schon im verhängnisvollen Sommer 1917 um den Ausgang unserer Sache ernstlich besorgt sein.

Die Stellungnahme der Berichte zu den hier angedeuteten Problemen ergibt sich aus der Lektüre. Die Genugtuung, durch sie die Meinung des Grafen Hertling im Sinne nachdrücklicher Vorstellungen in Wien und Berlin zugunsten eines „Schlusses zu rechter Zeit“ beeinflusst zu haben, ist dem Verfasser versagt geblieben. Als ich den Grafen Hertling im Herbst 1917 in Berlin wiedersah, war er, ein hochbetagter und für das kundige Auge des früheren Mitarbeiters erschreckend gealterter Mann, Kanzler des Deutschen Reiches geworden. Daß er das Amt nicht gesucht hatte, wird ihm jedermann bezeugen, der weiß, wie er sich seinerzeit im Jahre 1912 unter Berufung auf seine Gesundheitsverhältnisse und sein damals schon geschwächtes Augenlicht geweigert hatte, das Amt des bayerischen Ministerpräsidenten anzunehmen. Wenn er sich 5 Jahre später entschloß, bei erheblich geminderten Körperkräften die unvergleichlich größere Bürde des Reichskanzleramtes zu übernehmen, so geschah dies aus Beweggründen hoher Vaterlandsliebe und in der durch seine parlamentarische Vergangenheit berechtigten Überzeugung, daß er der Mann sei, um mit dem Reichstag, in dem man damals die Quelle allen Übels sah, fertig zu werden. In gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Zeitpunkt gelang dem Grafen Hertling die Lösung dieser Aufgabe, dank der unvergleichlichen Meisterschaft, mit der er in attischer Form und mit großer Schlagfertigkeit in kritischen Augenblicken die parlamentarische Situation zu meistern wußte. Es war dies aber mehr das Aufladern einer erlöschenden Flamme, als die Betätigung geistiger Spannkraft und wegweisender Energie, deren die Nation in ihrer furchtbaren Lage bedurfte. Die geistige Isolierung, in der Graf Hertling, der schon in München auf die Unterstützung fremder Augen angewiesen gewesen war, sich befand, nahm angesichts des riesenhaften Ausmaßes der Geschäftslast, die in Berlin auf ihm lag, naturgemäß zu. Und es war eine Tragik des Schicksals, daß das physische Erlahmen eines ehrwürdigen Greises mit dem katastrophalen Zusammenbruch seines Volkes zusammenfiel, dessen Führer er war.¹⁾

¹⁾ Mit dem Abdruck der Geheimberichte beginnen wir in der nächsten Nummer. D. Red.



Die finanzielle Belastung Deutschlands durch den Friedensvertrag

Von Dr. jur. u. phil. Rudolf Dalberg



ie durch den Friedensvertrag festgestellte finanzielle Belastung Deutschlands geht weit über das Maß hinaus, welches durch die deutsche Annahme des Friedens- und des Waffenstillstandsangebots der Alliierten vom 5. Oktober 1918 Vertragsgrundlage geworden war. Hiernach waren maßgebend die 14 Punkte Wilsons, wie sie in der Kongressbotschaft des Präsidenten vom 8. Januar 1918 formuliert worden waren. Es war darin für die siegende Partei der Verzicht auf Erstattung der eigentlichen Kriegskosten ausgesprochen worden und nur eine begrenzte Entschädigungspflicht aufgestellt, nämlich die Wiederherstellung von Belgien, Nordfrankreich, Serbien, Montenegro und Rumänien; hierzu kam lediglich noch auf Grund der Note Lansing vom 5. November 1918 der Ersatz von Schäden, welche die Zivilbevölkerung der Alliierten erlitten hatte. Diese feste Rechtsgrundlage ist durch den Artikel 231 des Friedensvertrages vollständig umgestoßen worden. Deutschland wird für alle Verluste und Schäden grundsätzlich verantwortlich gemacht, welche die feindlichen Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des Krieges erlitten haben.¹⁾ Diese Schadensersatzforderungen werden auch auf die Angreifer Italien und Rumänien sowie auf Rußland ausgedehnt. Zwar wird im Artikel 232 anerkannt, daß die Hilfsmittel Deutschlands nicht ausreichen, um die völlige Wiedergutmachung zu gewährleisten; dennoch wird nicht nur der Ersatz aller der Zivilbevölkerung der Alliierten entstandenen Schäden verlangt, was den Wilsonschen Punkten entsprechen würde, sondern darüber hinaus wird auch Ersatz verlangt in Höhe der kapitalisierten Pensionen und Entschädigungsleistungen für militärische Opfer des Krieges und deren Angehörige.²⁾ Weiter werden erstattet verlangt die Kosten der Unterstützungen an Kriegsgefangene, deren Familien und an die Familien der Mobilisierten³⁾, ferner die Schäden durch Heranziehung zur Zwangsarbeit ohne entsprechende Vergütung.⁴⁾ Dazu kommen als Hauptpunkte die Kosten des Wiederaufbaues in Belgien, Nordfrankreich, Serbien usw. sowie der Ersatz der versenkten Schiffe, Ersatz auch für Schäden an jeglichem nicht militärischen Staatseigentum; und schließlich sollen auch alle erhobenen Kontributionen und Geldstrafen rückvergütet werden, selbst soweit sie dem Völkerrecht entsprechend auferlegt wurden.

Hierzu kommt noch gesondert — über die von Wilson geforderte Wiederherstellung Belgiens hinausgehend — die Erstattung aller Summen, nebst 5 Prozent jährlichen Zinsen, welche Belgien von den Entente-Regierungen bis zum 11. November 1918 entliehen hat. Sie sind in besonderen Scheckscheinen, zahlbar in Gold, spätestens am 1. Mai 1926 zu entrichten. Dieser Betrag, der die gesamten Kriegskosten Belgiens darstellt, wird auf annähernd 5 Milliarden Goldmark anzunehmen sein.

¹⁾ Vgl. Teil VIII Anl. 1 des Friedensvertrages 1a Art. 116.

²⁾ Vgl. Teil VIII Anl. 1 Nr. 5.

³⁾ Vgl. Teil VIII Anl. 1 Nr. 6 und 7.

⁴⁾ Vgl. Teil VIII Anl. 1 Nr. 8.

Die so bestimmte Entschädigungspflicht, deren zahlenmäßige Feststellung erst bis zum 1. Mai 1921 erfolgen soll, geht weit über die die Vertragsgrundlage bildenden Wilson-Punkte hinaus. Es liegt ein kaum verhüllter Vertragsbruch vor; Gerechtigkeit und Treue und Glauben verlangen die Wiederherstellung der Wilson-Punkte.

Zur Sicherstellung und Anerkenntnis seiner Schuld hat Deutschland als Anzahlungen folgendes zu leisten:

1. 20 Milliarden Mark Gold in Anweisungen auf den Inhaber zahlbar ohne Zinsen bis 1. Mai 1921.

2. 40 Milliarden Mark Gold in Anweisungen auf den Inhaber mit 2½ Prozent Zinsen für die Jahre 1921–26 und 5 Prozent Zinsen für die Zeit nach 1926. Dazu 1 Prozent Tilgung ab 1926.

3. Schriftliche Verpflichtung über 40 Milliarden Mark Gold in Anweisungen, zu 5 Prozent verzinslich.⁵⁾ Was unter Goldmark zu verstehen ist, wird in Art. 262 festgesetzt. Nach Wahl der Gläubiger sollen es Golddollar, Pfund Sterling, Goldfranken oder Goldlire sein und zwar mit dem Gewicht und Feingehalt von 1914. Es haben diese Währungen untereinander keinen festen Kurs. Alle haben ein mehr oder weniger großes Disagio gegenüber dem Dollar. Insbesondere der für die Entschädigungen vorwiegend in Betracht kommende Frank ist um mehr als die Hälfte gegenüber dem Dollar gesunken, wie das auch seiner gesunkenen Kaufkraft innerhalb Frankreichs entspricht. Die Höhe der Entschädigungen wird nun aber zu einem Teil in dem geringwertigen Frank bei Kriegsende berechnet (zum Beispiel Militärpensionen, Unterstützungen usw.); sie muß also höher ausfallen, als wenn der Frank bei Kriegsende noch höherwertig gewesen, die Lebenskosten in Frankreich niedriger gewesen wären. Es wäre eine offenbare Unbilligkeit, wenn nun statt Franken etwa demnächst Dollars verlangt würden, nach Friedensparität. Das wäre keine Entschädigung mehr, sondern Gewinnerzielung aufgrund einer formalen Vertragsbestimmung. Auch bei etwaiger späterer Entwertung der ausländischen Währungen, die durchaus nicht außerhalb der Möglichkeit liegt, könnten sich aus Artikel 262 schwere Unbilligkeiten ergeben.⁶⁾

Die Gesamthöhe der Entschädigungen soll mit den oben genannten Summen nicht erschöpft sein. Sie wird endgültig festgesetzt durch die Commission des reparations⁷⁾. In diese Summen einzurechnen sind die von Deutschland in Natur zurückzuleistenden Gegenstände, welche aus Wegnahme, Sequestrierungen usw. herrühren.⁸⁾ Mit welchen wahnwitzigen Entschädigungssummen auf der Seite der Entente aufgrund dieser Friedensbestimmungen zum Teil gerechnet wird, ergibt die Rede des französischen Finanzministers Klotz zur Ratifizierung des Friedensvertrages, welche die von Deutschland allein an Frankreich zu leistende Entschädigung auf 375 Milliarden Franken beziffert. Dem entspricht etwa die Stellungnahme des französischen Wiederaufbauministers Loucheur, welcher in der Kammerdebatte

⁵⁾ Vgl. Teil VIII Anl. 2 Nr. 12 c.

⁶⁾ Vgl. näheres Dalberg, Finanzgesundheit aus Währungsnot. 1920. Carl Heymanns Verlag. S. 72 ff.

⁷⁾ Art. 233, ferner Teil VIII, Anl. 2.

⁸⁾ Art. 238, 243 a E.

zur Friedensratifizierung ausführte, daß Deutschland zwanzig Jahre lang je 18 Milliarden Goldmark aufbringen müsse. Wenn an solche Summen in den Köpfen der feindlichen Staatsmänner wirklich gedacht wird, so muß Deutschland jede Hoffnung auf wirtschaftliche Wiederaufrichtung fahren lassen; an solche Summen kann nicht einmal gedacht werden, geschweige daß sie gezahlt werden können. Bei gegenwärtigem Valutastande bedeutet jede Goldmark den zehnfachen Betrag an Papiermark. Nach Loucheur wären also 180 Milliarden Papiermark Jahr für Jahr dreißig Jahre lang zu zahlen. Wer nur einen Begriff vom deutschen Volksvermögen (vor dem Kriege 350 Milliarden Mark) und Volkseinkommen (vor dem Kriege 40 Milliarden Mark) hat, muß angesichts solcher Forderungen die Zahlungsfähigkeit der Personen bezweifeln, die sie zu stellen wagen. Eine psychologische Erwägung sollte die Ententemächte vor einer Überspannung des Bogens bewahren: Ein Volk, dem sich nicht die Aussicht bietet durch Arbeit seine Lage, wenn auch nur wenig, zu verbessern, wird niemals die Tätigkeit und Produktivität entfalten, die es an sich erzielen könnte. Das Ergebnis überspannter Forderungen wird sein, daß die Leistungsmöglichkeit des deutschen Volkes erschöpft wird, daß die Entente weniger erhält, als sie bei verständiger Forderungsbemessung erhalten könnte. Allerdings mehren sich in letzter Zeit die gewichtigen Stimmen auch aus den feindlichen Ländern, welche auf eine Revision des Friedensvertrages drängen. Der damalige Vorschlag der deutschen Unterhändler zum Frieden, welcher die feste Summe von 100 Milliarden Goldmark, allerdings auf lange Jahre verteilt und zinsenlos, versprechen wollte, wird bei den heutigen zerrütteten Wirtschaftsverhältnissen in Deutschland nicht mehr aufrecht erhalten werden können. Bei dem heutigen Stand der deutschen Valuta bedeutet diese Summe ein Mehrfaches von dem, was sie bei dem wesentlich höheren Stande im Mai 1919 noch bedeutete. Die Gebietsabtretungen und die wirtschaftlichen Fesseln, die uns durch den Friedensvertrag auferlegt sind, haben die frühere Rechnungsgrundlage völlig verschoben. Den so veränderten Verhältnissen muß bei einer endgültigen Neu festsetzung Rechnung getragen werden. Es sei hier hingewiesen auf das Buch des englischen Delegierten zur Friedenskonferenz J. M. Keynes „The economic consequences of peace“⁹⁾, in welchen von einem Manne, dessen Sachverständnis die Feinde nicht bestreiten können, anerkannt wird, daß Deutschland nicht in der Lage sein würde, mehr als 40 Milliarden Goldmark zu zahlen.

Daß diese Stimmen aber durchaus noch nicht das Übergewicht gewonnen haben und daß es falsch wäre, sich in dieser Hinsicht übertriebenen Hoffnungen hinzugeben, beweist die neue Rede Millerands in der französischen Kammer Ende Mai 1920. Millerand erklärte, die Auskünfte, die man seit einem Jahre erhalten habe, gestatteten, den Betrag der französischen Wiedergutmachung auf 200–210 Milliarden Mark zu schätzen; nach dem Stande vom 15. Mai seien das 70 Milliarden Goldmark. Hiervon sollten aber die Lieferungen, die Deutschland in natura an Kohle, chemischen Produkten usw. machen würde, unter keinen Umständen abgezogen werden. 70 Milliarden Goldmark bedeuten aber bei dem heutigen Valutastande 700 Milliarden Papiermark oder das 3½ fache der gesamten bisherigen deutschen inneren Schuld. Wenn auf der bevorstehenden Konferenz in

⁹⁾ John Maynard Keynes. Die wirtschaftlichen Folgen des Friedens. Deutsche Ausgabe. 1920

Spa, für die die Rede Millerands doch als Auftakt anzusehen ist, eine Summe von gleicher oder ähnlicher Höhe festgesetzt werden sollte, dann müßte Deutschland allerdings alle Hoffnung aufgeben, und es würde nur ein schwacher Trost sein, vielmehr wie blutige Ironie wirken, wenn ihm gleichzeitig versichert würde, daß diese Summe als endgültig keine Erhöhung mehr erfahren würde. Nur wenn in Spa doch noch die Einsicht siegen und eine feste Summe von tragbarer Höhe festgesetzt werden sollte, würde Deutschland neue Hoffnung schöpfen können. Es würde daraus für Deutschland die starke moralische Verpflichtung erwachsen, zur Abtragung dieser Summe das letzte aus dem deutschen Volke herauszuholen, und damit würde auch dem Interesse der Entente am besten gedient sein.

Hier muß eingeschaltet werden, daß nach amtlicher deutscher Angabe bis zum Januar 1920 durch Deutschland an die Ententestaaten bereits Werte gestossen sind, die sich auf eine Höhe von 37 Milliarden Goldmark belaufen, in der allerdings auch Liquidationen von 12 Milliarden einbegriffen sind, deren Berechnung noch offen steht. Diese Summe ist allerdings nicht nach den Friedensvertragsgrundsätzen berechnet. Sie soll den Betrag der Werte darstellen, die überhaupt aus der deutschen Wirtschaft seit dem Waffenstillstand herausgeholt worden sind. In ihr wird kenntlich einerseits der gute Wille des deutschen Volkes zur Wiedergutmachung, andererseits aber der Grad der Verarmung, welcher infolge solcher Leistungen innerhalb der deutschen Grenzen hat eintreten müssen.

Die endgültige Bezifferung der zu leistenden Entschädigung ist der Commission des reparations übertragen, deren Mitglieder von den Ententestaaten bestimmt werden. Deutschland oder Neutrale sind darin nicht vertreten. Diesem Ausschuss sind so weitgehende Rechte vorbehalten, daß man sagen muß, ein Teil der deutschen Souveränität sei auf ihn übergegangen. Die Beratungen des Ausschusses sind geheim; die Deutsche Regierung hat lediglich das Recht, gehört zu werden, ohne Anteil an den Beschlüssen zu haben. Der Ausschuss ist an keine Gesetzgebung und auch nicht an besondere Vorschriften der Untersuchungen und Verfahren gebunden; er soll sich von Gerechtigkeit, Billigkeit, Treue und Glauben leiten lassen.¹⁰⁾ Bei der eigentlich paritätischen Zusammensetzung des Ausschusses muß diese Bestimmung wie Ironie wirken. Die Mitglieder des Ausschusses haben die Rechte diplomatischer Vertreter. Die Deutsche Regierung muß dem Ausschuss alle Auskunft über Finanzlage und Finanzgeschäfte, über Vermögen und Produktionskraft, Vorräte und die laufende Erzeugung von Rohstoffen und gewerblichen Erzeugnissen liefern.¹¹⁾ Gegen die mißbräuchliche Anwendung dieser Bestimmung ist kein Schutz gegeben; die Handels- und Betriebsespionage des Auslands ist damit Deutschland gegenüber legalisiert. Deutschland muß alle Gesetze, Verordnungen und Verfügungen erlassen und in Kraft halten, welche zur Erfüllung der Vertragsverpflichtungen nötig erscheinen.¹²⁾ Der Ausschuss ist zwar zu Stundungen und Zahlungserleichterungen gegenüber Deutschland befugt; Beschlüsse müssen aber gerade in den wichtigsten Fragen, zum Beispiel der Aufschiebung der Zahlungspflicht, einstimmig erfolgen.¹³⁾ Die

¹⁰⁾ Teil VIII Anl. II.

¹¹⁾ Teil VIII Art. 240.

¹²⁾ Teil VIII Art. 241.

eine Stimme Frankreichs kann also alle Erleichterungen vereiteln. Die Beschlüsse sind weiter sofort vollstreckbar. Dem Ausschuss ist also nicht nur unbeschränkte Verwaltungsmacht gegeben, sondern Gerichtshoheit zuerkannt. Eine Verantwortlichkeit der Mitglieder des Ausschusses wegen Verletzung ihrer Amtspflicht besteht nicht gegenüber dem etwa geschädigten Deutschen Reich oder deutschen Bürgern, sondern lediglich gegenüber der eigenen Regierung.¹³⁾ Den schwersten Ausdruck der Knechtung Deutschlands durch den Ausschuss wird man in der Bestimmung finden müssen, daß für den Fall, daß Deutschland seinen Verpflichtungen vorfälligh nicht nachkommt, wirtschaftliche Sperre und Vergeltungsmaßregeln, überhaupt solche Maßnahmen, welche den Entente-Regierungen „als durch die Umstände geboten erscheinen“ (also Zwangsmaßnahmen jeder Art!) von Deutschland nicht als feindselige Handlung betrachtet werden dürfen. Da die Einhaltung aller Verpflichtungen unmöglich sein wird, ist also das deutsche Eigentum und die ganze deutsche Wirtschaft jederzeitigem feindlichen Zugriff wehrlos preisgegeben. Insbesondere wird dadurch den Deutschen die Sicherheit genommen, neues Eigentum, sei es im Inland, sei es im früher feindlichen Ausland, unter Rechtsgewähr erwerben zu können. Alles unterliegt dem Zugriff, soweit nicht im einzelnen Falle etwa in völkerrechtlich bindender Weise auf diese Rechte verzichtet wird. Der gesamte Besitz und die Einnahmequellen des Deutschen Reiches und der Deutschen Staaten haften an erster Stelle für alle Vertragsverpflichtungen. Demgemäß kann also auch der Zinsendienst der inneren Anleihen nach Willkür des Ausschusses in Frage gestellt werden. Dieser Zustand ist eines großen Volkes unwürdig. Ein Ausschuss mit derartig unbeschränkten Befugnissen ist ein Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Das deutsche Volk wird in Zukunft in den wichtigsten wirtschaftlichen und finanziellen Fragen nicht von seiner gewählten Regierung geleitet, sondern sein Tun und Lassen wird ihm von einem kraft fremden Nachspruchs eingesetzten Ausschuss von Ausländern diktiert werden. Ein für ein großes Volk auf die Dauer unmöglicher Zustand! Allerdings wird der Wiedergutmachungsausschuss einsehen müssen, daß eine Einstellung der Zinsenzahlungen auf Kriegs- und Staatsanleihen unmittelbar den Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft nach sich ziehen würde; denn es werden dadurch nicht nur wohlhabende Kapitalisten betroffen, sondern, da ungeheuer große Beträge, namentlich Kriegsanleihen, sich bei Sparkassen, öffentlichen und privaten Versicherungsanstalten befinden, würden Millionen kleiner Rentenbezieher und Pensionäre dadurch in den Grundlagen ihrer Existenz berührt werden. Natürlich darf auch nicht, wie es an sich juristisch möglich wäre, auch die Deckung der Kosten der laufenden Staatsverwaltungen in Frage gestellt werden, da ein daraus folgendes Stillstehen der Staatsmaschine ohne weiteres das Chaos und den Ausfall weiterer Entschädigungsleistungen bedingen würde. Ein durch die Entschädigung etwa erzwungener Staatsbankrott würde auch das Vertrauen aller Volkskreise in die Möglichkeit des Wiederauflebens der Wirtschaft endgültig vernichten.

Gegenüber diesen erdrückenden Vertragspflichten und den alle Grenzen überschreitenden Befugnissen des Ausschusses hat Deutschland allerdings ein gewisses Recht auf Berücksichtigung seiner Lebensnotwendigkeiten erhalten.

¹³⁾ Teil VIII Anl. II § 13.

¹⁴⁾ Teil VIII Anl. II § 21.

Der Art. 234 bestimmt: „Der Wiedergutmachungsausschuß prüft vom 1. Mai 1921 ab von Zeit zu Zeit die Hilfsmittel und die Leistungsfähigkeit Deutschlands. Er hat Vollmacht, die Frist für die Zahlungen zu verlängern und die Form der Zahlungen abzuändern.“

In Art. 235 heißt es, „daß von den zunächst zahlbaren 20 Milliarden diejenigen Mengen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen bezahlt werden könnten, die für notwendig gehalten werden, um Deutschland die Möglichkeit zur Erfüllung seiner Verpflichtung zur Wiedergutmachung zu gewähren.“ Da nun, wie oben erwähnt, diese ersten 20 Milliarden bereits mehr als beglichen sind, da die Entente aber bisher nicht, wie sie verpflichtet war, die für das Wiederaufleben Deutschlands erforderlichen Nahrungsmittel und Rohstoffe geliefert hat, wird die erste deutsche Forderung sein müssen, daß ein Teil der geleisteten Werte, vielleicht 5 Milliarden, der deutschen Wirtschaft baldigst wieder zur Verfügung gestellt wird. Das deutsche Volk darbt und die Industrie liegt zum Teil still, zum andern Teil kämpft sie um ihre Existenz wegen unüberwindlicher Schwierigkeiten der Rohlen- und Rohmaterialbeschaffung und wegen Arbeiterforderungen, die auf Nahrungsmangel zurückzuführen sind. Die Gesundung kann nur eingeleitet werden durch loyales Kreditentgegenkommen seitens des Auslandes.

Die finanzielle Kraft Deutschlands ist durch die Gebietsverluste stark beeinträchtigt. Mit Elsaß-Lothringen geht fast $\frac{1}{4}$ der deutschen Eisenproduktion verloren, mit dem Saargebiet rund 9 Prozent der Kohlenförderung; mit Oberschlesien, wo die Entscheidung bringende Abstimmung noch aussteht, könnten 23 Prozent der deutschen Kohlenproduktion verloren gehen. Hierzu kommen die landwirtschaftlichen Erzeugungsgebiete von Westpreußen und Polen. Jedenfalls wird in Zukunft Deutschland noch mehr wie früher von der Einfuhr des Auslandes abhängen, während seine Fähigkeit auszuführen sehr geschwächt ist. Die günstigeren Ausfuhrzahlen seit Dezember 1919 sind zu einem großen Teil Ausverkaufswirkungen, sie beruhen zu einem guten Teil auf der Ausfuhr von Kapitalgütern und führen zu einer Kapitalentblößung der deutschen Wirtschaft mit der Folge, daß demnächst die deutsche Produktionskraft noch weiter zurückgeht. In gleichem Maße, wie das erfolgt, ist auch die Möglichkeit beschränkt, die ungeheuren Entschädigungen zu leisten. Während sonst es Völkerrechtsübung gewesen ist, daß bei Gebietsabtretungen die Schulden mit auf den übernehmenden Staat übergehen, ist dies im Friedensvertrag bei dem hauptsächlichsten Gebietsverlust nicht vorgesehen.¹⁵⁾ Elsaß-Lothringen geht ohne Schulden über und ebenso die Kolonien, nicht einmal das bedeutende Staats- und Kroneigentum wird vergütet.

Die übrigen Staaten, insbesondere Polen, Dänemark, Freistadt Danzig, die deutsches Gebiet erhalten, sollen nur den anteiligen Betrag der Vorkriegsschuld übernehmen, der lächerlich gering ist; denn bekanntlich betrugen die gesamten Reichsschulden vor dem Kriege 5 Milliarden, während sie nachher 200 Milliarden Mark überstiegen, wozu noch die ungemeinen Kriegsentschädigungen kommen. Daß in diesen letztgenannten deutschen Gebieten belassene Staats- und Kroneigentum wird allerdings auf die Wiedergutmachung gutgeschrieben; in welcher Höhe, steht jedoch dahin. Die Forderungen des Deutschen Reiches an seine früheren Bundesgenossen müssen abgetreten werden, ohne daß umgekehrt auch entsprechende

¹⁵⁾ Titel III, Art. 55.

Pflichten, zum Beispiel gegenüber der Türkei zu Goldzahlungen, erlöschen sollen. Ebenso kann der Wiedergutmachungsausschuß binnen eines Jahres nach Friedensschluß die Abtretung deutscher Rechte und Beteiligungen an öffentlichen Unternehmungen in diesen Ländern, sowie in Rußland und China fordern. Der Wert solcher Rechte wird vom Wiedergutmachungsausschuß einseitig festgesetzt und auf die Kriegsschuld verrechnet. Deutschland muß seine enteigneten Bürger entschädigen, und da dies nur mit Papiergeld und Schuldverschreibungen erfolgen kann, wird so künstlich die Inflation und Geldentwertung in Deutschland weiter getrieben.

Über die Artikel der Erfüllung der Entschädigungsleistungen sind nun einige Sonderbestimmungen getroffen von besonders belastender Wirkung. Zur Wiederherstellung der zerstörten Gebiete ist Deutschland verpflichtet, seine Hilfsmittel und Arbeitskräfte unmittelbar zu verwenden; der Ersatz der versenkten Schiffe erfolgt und ist erfolgt durch Ablieferung der deutschen Flotte. Ferner sind Lieferungen von Kohle und Kohlederivaten, von Farbstoffen und chemischen Erzeugnissen in Natur ausbedungen.

Die deutsche Handelsflotte hat die Entente gänzlich geraubt. Sie will Tonne für Tonne ihrer versenkten Schiffe ersetzt haben.¹⁶⁾ Das wenige, was zunächst noch nach der Hauptübergabe geblieben war, ist unter der Bezeichnung als Wiedergutmachung für die Versenkung der deutschen Kriegsschiffe in Scapa Flow nachträglich gefordert worden, einschließlich des weitaus größten Teils allen deutschen Hafenmaterials an Docks, Kranen, Schleppern und Baggern. Der uns gebliebenen Schiffsbestand beträgt kaum 3 Prozent der früheren Flotte.

Ferner muß Deutschland fünf Jahre lang Handelsschiffe für die Alliierten auf deutschen Werften bauen und zwar bis zu 200 000 Tonnen jährlich, so daß eine auch nur mäßige Wiederaufrichtung der deutschen Flotte für diese Zeit überhaupt ausgeschlossen erscheint. Deutschland hat seinerseits auf alle Ansprüche, die sich aus feindlicher Einwirkung gegen seine Flotte herleiten könnten, verzichten müssen.¹⁷⁾ Dieser Frieden der Gerechtigkeit, wie ihn die Franzosen gern nennen, mißt also auch in den Einzelheiten ganz offensichtlich mit zweierlei Maß. Auch alle deutschen Unterseekabel gehen mit dem Friedensschluß verloren. Es wird dafür auf die Wiedergutmachungsschuld lediglich der Betrag der Anlagelosten gutgeschrieben, während die heutigen Weltmarktpreise dieser Kabel das Dreißigfache dieser Summe betragen.

Zur unmittelbaren Wiederherstellung der zerstörten Gebiete wird Deutschland zur Lieferung einer Anzahl von Gegenständen in Natur verpflichtet.¹⁸⁾ In Betracht kommen Maschinen, Werkzeuge, Tiere, Materialien zum Wiederaufbau, deren Preise vom Ausschuß festgesetzt werden; doch soll bei deren Anforderung den inneren Bedürfnissen Deutschlands Rechnung getragen werden. Bisher hat man von Rücksichtnahme auf das innere Leben Deutschlands nichts gespürt; es wird abzuwarten sein, was auf Grund dieser Bestimmungen verlangt werden wird. Die Listen der zu fordernden Gegenstände sollen binnen 60 Tagen nach Friedensschluß überreicht werden. Jedenfalls besteht auf Grund dieser Bestimmungen für

¹⁶⁾ Teil VIII, Anl. III, § 1.

¹⁷⁾ Teil VIII, Anl. III, § 8.

¹⁸⁾ Teil VIII, Anl. IV, § 2.

den Ausschluß die Möglichkeit, die ganze deutsche Industrie durch Entblößung von Materialien und Maschinen lahm zu legen. Wenn weiter von Frankreich auch deutsche Arbeitsleistungen beim Wiederaufbau in Natur verlangt werden, so wird von Deutschland zu fordern sein, daß die Leitung der Arbeiten, die von deutschen Arbeitern erfolgt, auch durch deutsche Unternehmer geschieht; nur dann erscheint eine wirklich zweckmäßige Ausnutzung der deutschen Arbeit gewährleistet. Wenn weiter als unmittelbare Abschlagslieferung eine große Menge Vieh verlangt wird, unter anderem 140 000 Milchkühe, so bedeutet das mit Rücksicht auf die Ernährungslage Deutschlands den Tod tausender Säuglinge.

Weiter sind durch den Friedensvertrag 10 Jahre lang Kohlenlieferungen an Belgien, Frankreich und Italien übernommen¹⁹⁾, deren Gesamtbetrag in den ersten 5 Jahren zwischen 39 1/2 und 42 Millionen Tonnen betragen soll und in den folgenden 5 Jahren noch bis 32 1/2 Millionen Tonnen jährlich gehen kann. Das sind völlig unausführbare Verpflichtungen. Es ist für 1920 bereits eine Herabsetzung der Verpflichtung auf 20 Millionen Tonnen zugestanden; aber auch das kann nicht geleistet werden. Bereits jetzt, wo nur geringere Lieferungen an die Entente erfolgen, und wo Oberschlesien noch mitliefert, droht der Kohlenmangel die ganze deutsche Industrie lahm zu legen. Der gute Wille Deutschlands zur Erfüllung dieser Pflichten ergibt sich aus der im Februar unter großen Opfern seitens der Regierung mit den Arbeitern vereinbarten Verlängerung der Arbeitszeit durch Übersichten. Ganz schwere Ungerechtigkeiten bergen die Bestimmungen über die Verrechnung der ausbedungenen deutschen Lieferungen. Für Kohlen, die auf dem Landweg geliefert werden, soll gutgeschrieben werden der deutsche Preis, der aber nicht höher sein darf, als der englische Preis frei Grube. Infolge der anormal gesunkenen deutschen Valuta bedeutet der deutsche Preis für das Ausland geradezu ein Geschenk. Die Weltmarktpreise in fremder Valuta sind um ein Vielfaches höher, je nach dem wechselnden Valutastande beträgt der Weltmarktpreis das 10—20fache des deutschen Preises. Wenn diese Vorschrift nicht geändert wird, könnte Deutschland sich gezwungen sehen, auch den Kohlenpreis im Innern entsprechend auf das Vielfache des jetzt schon so hohen Preises hinaufzusetzen und dadurch eine neue Preisrevolution innerhalb der ganzen deutschen Wirtschaft mit unabsehbaren Folgen heraufzubeschwören; während Deutschland sich bei dem freien Export von Waren durch Valutazuschläge bei der Ausfuhr helfen kann, muß es bei den Lieferungen auf Grund der Preisvorschriften des Friedensvertrages sich eine Ausplünderung kolossalen Umfanges gefallen lassen. Ebenso liegt es bei den Kohlederivaten und den chemischen Produkten, von welchen letzteren 50 Prozent des bei Friedensseintritt vorhandenen Vorrats und bis zu 25 Prozent der weiteren Erzeugung bis zum Jahre 1925 abzuliefern sind.²⁰⁾ Bei der an die Inlandspreise anknüpfenden Preisberechnung ist die Möglichkeit eines so ungeheuren Zwiespalts der In- und Auslandspreise, wie er heute infolge des deutschen Valutasturzes eingetreten ist, nicht berücksichtigt worden und konnte nicht berücksichtigt werden. Die veränderten Verhältnisse verlangen dringend die Abstellung der aus solchen Bestimmungen sich ergebenden unhaltbaren Lage. Die

¹⁹⁾ Teil VIII Anl. V.

²⁰⁾ Teil VIII Anl. VI.

gegenwärtige Ausnutzung dieser Preisvorschriften durch Frankreich insbesondere bedeutet eine ganz grobe Ausbeutung Deutschlands.

Eine weitere unerhörte Ausbeutung der Zwangslage Deutschlands bietet die Bestimmung, daß die Erlöse der in Deutschland durchgeführten Liquidationen zum Friedenskurs in die Auslandswährung umzurechnen sind. Da wegen des seit Kriegsbeginn bereits sinkenden Wertes der Mark diese Erlöse in Mark höher ausfallen mußten, als bei stabil gebliebener Währung und da gegenüber diesen höheren Erlösen ein niedrigerer deutscher Valutastand nur die natürliche Ausgleichung ist, liegt darin eine ganz unberechtigte Mehrbelastung, die nicht als „Wiedergutmachung“, sondern als Veraubung angesehen werden muß. Eine besondere Entrechtung der Deutschen liegt darin, daß die Liquidatoren deutschen Gütes lediglich strafrechtlich verantwortlich sind, aber nicht zivilrechtlich haftbar, während umgekehrt die deutschen Liquidatoren voll verantwortlich gemacht werden können.

Unerhört belastend ist auch die Bestimmung, wonach die Kosten der Besetzung des Rheinlandes durch Deutschland zu tragen sind. Diese in Auslandswährungen entstehenden Kosten, für die keine Höchstziffern festgelegt sind, bieten bei dem gegenwärtigen Valutastand eine ganz ungewisse Belastung. Sie gewähren Frankreich und England die Möglichkeit, einen wesentlichen Teil der Kosten ihres ersten Friedensjahres auf Deutschland abzuwälzen. Das ist keine Wiedergutmachung mehr, sondern eine nackte Kriegsenttäuschung. Hierzu kommen die Kosten des Wiedergutmachungsausschusses, welche allein für 1920 auf 500 Millionen Mark veranschlagt werden. Mit den hier aufgezeigten wichtigsten Belastungen des Deutschen Reiches aus dem Friedensvertrag ist die Summe der Ungerechtigkeit und Unmöglichkeiten, die sich in finanzieller Hinsicht aus dem Friedensvertrage ergeben, noch nicht erschöpft. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten hier darzulegen.

Die Verpflichtungen aus dem Vertrag von Versailles müssen Deutschland eine Wiedergutmachung unmöglich machen. Die Zahlungs- und Lieferungs-pflichten wirken derart, daß das Arbeitsergebnis des deutschen Volkes auf Jahrzehnte zu einem wesentlichen Teil ins Ausland flieht. Ein Gegenwert wird nicht geleistet; nur eine Gutschrift, noch dazu in meist unzureichender Höhe erfolgt auf dem Konto der Wiedergutmachung, das aber so hoch ist, daß praktisch keine Ab-bürdung in Aussicht steht; es fehlt dem deutschen Volk die Aussicht, durch noch so angestrengte Arbeit seine Lage bessern zu können. Dem arbeitenden deutschen Bürger muß aber die Regierung den Gegenwert für die hergestellten Produkte geben. Sie kann das nur in Papier, in Banknoten oder Schulbverpflichtungen. Die Inflation im Inland wird so immer weiter getrieben. Der Gütervorrat der deutschen Wirtschaft vermag nicht entsprechend der geleisteten Arbeit zu wachsen, während die nominelle Kaufkraft der einzelnen Wirtschaftssubjekte sich aus dem Papierentgelt dauernd vergrößern muß. Eine immer weiter fort-schreitende Entwertung des deutschen Geldes muß die notwendige Folge sein. Solange die wesentlichen Vertragspflichten bestehen bleiben, ist kein Ende dieses Prozesses abzusehen. Wenn schließlich der Geldverkehr versagt, wenn niemand mehr Geld, oder gar Schuldscheine, die sich dauernd entwerten, für seine realen Güter annehmen will, muß der Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft folgen.

Dann kommt aber auch der Zeitpunkt, wo eine Fortsetzung der Friedensvertragsleistungen zur Unmöglichkeit wird. Das eigene Interesse weist also, wie oben bereits bemerkt, die Gegner auf eine grundsätzliche Revision des Friedensvertrages, wenn die Franzosen auch noch in ihrem übermütigen Siegergeföhle glauben, zugleich die Wirtschaft der Welt und das Deutsche Reich auf Grund papierner Verpflichtungen endlos vergewaltigen sowie restlose Wiedergutmachung durchsetzen zu können.

Es wird die vornehmste deutsche Aufgabe sein, die Erkenntnis der Unmöglichkeiten des Friedensvertrages allgemein zu machen, und auf die notwendige Revision zu drängen, ein Verlangen, dem sich auf die Dauer kein Einsichtiger auch unter den Feinden wird entziehen können.

Neubefestigung der deutschen Valuta?

Von Alfred Karsburg



Die deutsche Reichsmark ist Ende Mai auf dem Weltmarkt mit etwa $2\frac{1}{2}$ amerikanischen Cents oder annähernd 15 schweizerischen Centimes bewertet worden. Ein täglicher Tiefstand, und dennoch eine Besserung, wie man sie noch vor ganz kurzer Zeit nicht zu erhoffen wagte. Denn Ende Januar galt die Mark kaum einen Cent und wenig mehr als 5 Centimes. Diesem Wiederanstiegen des Markkurses parallel geht eine unverkennbare Besserung des deutschen Weltkredits. Die Feinde von ehedem wollen nicht nur die Kriegsschädigung finanzieren, die ihnen Deutschland zu zahlen hat, sondern auch der inneren Wirtschaft des Landes zu Hilfe kommen. Nun hat zwar noch niemals eine pekuniäre Hilfeleistung des Auslands den völligen Niederbruch der Valuta eines finanziell erdrückten Landes verhindern oder gar eine Verdreifachung ihres Werts herbeiföhren können. Denn eine Landeswährung wird nur von innen heraus ruiniert und kann auch nur von innen heraus geheilt werden, so weit dies überhaupt möglich ist. Trotzdem besteht unverkennbar ein enger Zusammenhang zwischen der Auslandshilfe und der elementaren Besserung des Markkurses.

Der Wunsch, die Weltgeltung der deutschen Währung zu heben, ist allenthalben außerordentlich lebhaft. Zahlreiche Gründe wirken zusammen, um die in anderen Fragen so weit auseinanderstrebenden Länder der Entente und die maßgebenden Neutralen in diesem einen Punkte gemeinsame Sache machen zu lassen. Die einen wollen Deutschlands Kaufkraft wieder herstellen, um an ihm einen Abnehmer für ihre hochgehäuften Warenvorräte und ihre zurzeit unfreiwillig auf Lager arbeitende Industrie zu gewinnen. Die anderen wollen dem deutschen Schleuder-Ausverkauf ein Ende machen, der eine unvermeidliche Folge der Währungskatastrophe bildet und die Weltproduktion gefährdet. Wieder andere geben sich der Hoffnung hin, daß ein valutarisch gekräftigtes Deutschland seiner vertragsmäßigen Wiedergutmachungspflicht besser werde nachkommen können, als deutsche Finanzfachverständige es heute für möglich halten. Insbesondere aber, und das ist der Punkt, in dem die Interessen aller beteiligten Länder durchaus solidarisch sind, will man die enormen Massen Marknoten und Markguthaben,

die sich allenthalben im Auslande angehäuft haben, zu einem möglichst günstigen Kurse verwerten. Die Mark ist ja seit der Revolution das wildeste Spielpapier der Welt, und die maßgebenden Finanzkreise aller Länder wirken, je nach dem Einfluß, den sie auf ihre Regierungen ausüben dürfen, in unterschiedlicher Taktik und Stärke auf eine Politik hin, die einem günstigen Ausgang ihrer Valutaspekulation die Wege ebnet.

Aber man muß zwischen Absicht und Gelingen unterscheiden. Nur der Anstoß zur Besserung des Marktkurses ist vom Auslande her erfolgt; allerdings mit solcher Stärke und Planmäßigkeit, daß amerikanische Bankiers ihren deutschen Freunden den kommenden Aufschwung der Mark schon vor Monaten mit aller Bestimmtheit vorherzusagen konnten. Daß dieser spekulative Versuch aber auch Erfolg gehabt hat, ist nur deshalb möglich gewesen, weil er von innen her, von der valutarischen Lage Deutschlands aus, unterstützt worden ist. Keine Macht der Welt würde heute imstande sein, dem russischen Sowjet-Rubel eine irgend nennenswerte Weltgeltung zurückzugeben, weil seine Entwertung eine organische, tief im russischen Geldwesen wurzelnde ist. Das deutsche Geld dagegen ist auch im Januar, zur Zeit seines niedrigsten Weltpreises, erheblich besser gewesen als sein Auf. Die Mark hat sich im Inland auch damals noch eine Kaufkraft bewahrt, die doppelt und dreimal so groß war wie die Kaufkraft des einen Cent oder der 5 Centimes, die man im Ausland für sie zahlte. Panischer Schrecken und Steuerflucht haben im Januar das deutsche Kapital zu kopflosen Pfund- und Dollarkäufen veranlaßt und den Markkurs auf dem Weltmarkt weit unter sein natürliches, dem Grade der deutschen Inflation entsprechendes Verhältnis zu den fremden Währungen heruntergedrückt. Auf diese Übertreibung mußte, sofern die deutsche Notenpresse nicht geradezu mit russischer oder polnischer Geschwindigkeit arbeitete und die Währung von innen aushöhlte, früher oder später eine Reaktion folgen. Nur weil dies der Fall war, daß heißt die wirkliche Kaufkraft der Mark erheblich über ihrem Weltpreise lag, sind die Bestrebungen des Auslands, den Börsenkurs der Mark aus politischen, wirtschaftlichen und spekulativen Gründen zu steigern, von so außerordentlichem Erfolg gewesen.

Damit hat das Ausland uns einmal insofern einen Dienst erwiesen, als es das tief gesunkene wirtschaftliche Ansehen Deutschlands in der Welt neu gestärkt hat. Vor allem aber hat es uns damit eine sehr nützliche währungspolitische Aktion erteilt. Nicht nur in Laienkreisen, sondern auch in den Kreisen der Bankwelt und der zünftigen Volkswirtschaft ist lange Zeit die Ansicht weit verbreitet gewesen, die Entwertung des deutschen Geldes sei eine isolierte Erscheinung, gewissermaßen eine lokale Erkrankung am deutschen Wirtschaftskörper, die man zu gegebener Zeit durch eine energische Therapie werde heilen können. Man brauche nur die Ursache der Krankheit, nämlich das Übermaß der papiernen Geldzeichen zu beseitigen, mit denen Deutschland überschwemmt worden ist, um den inneren und äußeren Wert der Mark wieder auf den Stand zu heben, den sie vor dem Kriege eingenommen hat. Diese Ansicht ist durch die jüngsten Vorgänge gründlich ad absurdum geführt worden. Es hat sich bei der Erholung der deutschen Mark von einem Fünfundzwanzigstel ihres alten Goldpari auf etwa ein Achtel desselben deutlich herausgestellt, daß die Valuta eines Landes kein isoliertes Organ ist, an dem man herumkurieren kann, ohne das allgemeine Wohlbefinden in Mitleidenschaft zu ziehen, sondern daß sie das Herz des Wirtschaftslebens

bildet, und daß jede Veränderung, der man sie unterwirft, Handel und Wandel im ganzen Lande außerordentlich beeinflusst. Die Besserung des Marktkurses auf dem Weltmarkt hat überaus ernste Begleiterscheinungen mit sich gebracht, die sich schnell zu einer scharfen Krise ausgewachsen haben.

Wir brauchen bei den Einzelheiten dieser Krise und ihren mannigfachen Erscheinungsformen nicht zu verweilen. Es genügt zu wissen, daß sie ihren Ausgang bei der Valutabesserung und der dadurch verursachten Verschiebung zwischen Einfuhr und Ausfuhr genommen hat. Dabei ist es nur der Außenwert der Mark, bei dem eine Veränderung eingetreten ist. Ihr Innenwert, die Kaufkraft der Mark in Deutschland selbst, hat keine wahrnehmbare Verbesserung erfahren. Die Löhne haben sich gar nicht, die heimischen Rohstoffe und Lebensmittel nur insoweit verbilligt, als sie dem unmittelbaren Druck der ausländischen Konkurrenz ausgesetzt sind. Lediglich die verhältnismäßig schmale Peripherie, die Außenhandelswirtschaft, spürt bisher die Wirkungen der veränderten Weltgeltung unserer Währung. Das große Zentrum, die Binnenwirtschaft, ist noch kaum davon berührt. Wenn nichtsdestoweniger eine regelrechte Krise mit Konsumeinschränkung, Produktionsrückgang, Schließung zahlreicher Betriebe und zunehmender Arbeitslosigkeit festgestellt werden muß, so läßt das einen Rückschluß auf die Erschütterungen zu, denen das deutsche Wirtschaftsleben ausgesetzt wäre, wenn nicht nur die Außengeltung, sondern auch der Binnenwert der Mark sich nennenswert heben würde. Von welchen Folgen gar eine völlige restitutio in integrum, das heißt eine Wertsteigerung begleitet sein würde, die nicht bei einem Achtel des Vorkriegswerts Halt macht, sondern sich bis zur Wiedererreichung des vollen alten Goldpari fortsetzt, das auszudenken übersteigt fast unser Vorstellungsvermögen. Es würde zu einer wirtschaftlichen Katastrophe niemals dagewesenen Umfangs und zu einer vollständigen innerpolitischen Zersetzung kommen. Tatsächlich ist es im ganzen Verlauf der Weltgeschichte noch niemals gelungen, eine Währung, deren Entwertung so weit fortgeschritten war, wie jetzt in Deutschland, wieder auf ihren alten Stand zu heben.

Eine Sanierungsalaktion großen Stils muß also aus dem Währungsprogramm der deutschen Regierung ohne weiteres ausscheiden. Aber eine andere Frage ist es, ob der gegenwärtige Moment, in dem eine gewisse Übereinstimmung zwischen Außenwert und Innenwert der Mark konstatiert werden kann, nicht dazu benutzt werden sollte, die deutsche Währung auf der neuen Basis von einem Achtel oder einem Zehntel ihrer alten Goldparität neu zu befestigen. Denn so unheilvoll auch die Wirkungen des jähen Valutaverfalls in wirtschaftlicher, sozialer, ethischer und sogar politischer Beziehung sind, noch ungleich verhängnisvoller würde ein Andauern der Schwankungen sein, welche die Mark im letzten halben Jahr durchgemacht hat. So lange die Rechnungseinheit eines Landes keinem festen Wert entspricht, sondern ein Zahlungsmittel mit ständig wechselnder, nicht konkret zu ermittelnder Zahlkraft, gewissermaßen ein Gefäß mit unbekanntem Inhalt ist, so lange ist jede kaufmännische Kalkulation, jede Konstanz der Preise und Löhne und infolgedessen auch jede innerpolitische Beruhigung ausgeschlossen. Der Währungsverfall als solcher ist im Grunde nur eine soziale Krise; er nimmt ohne Rücksicht auf die bestehenden Rechtsverhältnisse und auf die Tradition eine Neuverteilung aller Einkommen und Vermögen vor, bereichert den Inhaber bestimmter Realwerte

und den geschickten Kaufmann, der die Währungsdifferenzen auszunutzen versteht, und enteignet den Inhaber aller Kapital- beziehungsweise Rentenansprüche, den Lohnempfänger und den Beamten. Die andauernden Schwankungen der Währung dagegen bewirken, daß es bei dem einmaligen sozialen Unrecht nicht sein Bewenden hat, sondern daß ein Unrecht immer auf das andere folgt, eine Enteignung immer von einer anderen abgelöst wird, sodaß das Wirtschaftsleben nicht zur Ruhe kommt, eine ehrliche Nutzen- und Kostenberechnung unmöglich wird, und der ganze Verkehr sich schließlich auf Spekulation, Übervorteilung und nachtem Schwindel aufbaut. Auch jeder Kredit wird unmöglich, wenn kein Darlehnsgeber weiß, ob die Mark, in der er seine Forderung später zurückerhält, auch nur annähernd der Mark entsprechen wird, die er dem Schuldner heute zahlt.

Deshalb wäre für Deutschlands wirtschaftlichen Wiederaufbau schon viel gewonnen, wenn es gelingen würde, der Mark wieder zu einem festen, unabänderlichen Wertverhältnis zum Golde zu verhelfen, auch wenn dies Verhältnis nur dem heutigen Weltwert der Mark entspräche. Mit einer Papiermark, die auf einem Achtel des Wertes der alten Goldmark verankert ist, läßt sich wirtschaften, mit einer Mark, die zwischen einem Viertel und einem Dreißigstel des alten Goldwertes hin- und herschwankt, nicht. Die Frage ist nur, ob die Neubefestigung der Mark heute praktisch durchführbar ist. Dabei muß sorgfältig zwischen der technischen und der finanzpolitischen Durchführbarkeit unterschieden werden.

Technisch ist es ohne weiteres möglich, die Mark auf demjenigen Stande zu befestigen, der ihrer inneren Kaufkraft, also ihrem derzeitigen Werte im Lande selbst, entspricht. Mit Hilfe einer geschickten Devisenpolitik, wie sie die Reichsbank gerade während der letzten Zeit betrieben hat, lassen sich mühelos hinreichende Auslandsguthaben und Goldbestände ansammeln, um den Weltpreis der Mark auf dem neuen Pari festzuhalten, sofern dieses Pari nicht willkürlich gewählt, sondern dem gegebenen Preisniveau im Lande angepaßt ist. Der Außenhandel und der Weltpreis erfüllen dann genau wie früher ihre Aufgabe, den Weltwert der Mark nur innerhalb ganz enger Grenzen, der sogenannten Goldpunkte, um das neue Pari herumpendeln zu lassen. Dabei würde Deutschland hinsichtlich seiner Währung weder von der Arbeitsintensität im Inlande noch von der Kreditwilligkeit im Auslande abhängen, denn in einem Lande mit gesunder, auf fester Goldbasis beruhender Währung regulieren sich die Wechselkurse ganz automatisch mit Hilfe des Verhältnisses zwischen Inlandspreis und Weltpreis.

Anders aber verhält es sich mit der finanzpolitischen Möglichkeit der Währungsbefestigung. Die erste und unerläßliche Vorbedingung für jede wie immer geartete Geldreform ist die Stilllegung der Notenpresse. Hat man einmal den Stand der Kaufkraft des Geldes im Lande ermittelt und die Weltgeltung der Landeswährung hierauf eingestellt, so darf keine willkürliche Vermehrung der Geldmenge die Kaufkraft verringern und das Verhältnis zum Golde wieder verschieben. Das ist aber unausbleiblich, wenn die Notenpresse in der bisherigen Weise jeden ungedeckten Posten im Reichshaushalt mit ihren Papiermassen ausgleicht. Denn wenn auch die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die bald schnell, bald langsam zu einer Verringerung der Kaufkraft des Geldes und zur Währungsverschlechterung führen, ziemlich kompliziert und im Detail nicht immer zu erkennen sind, so ist der Ausgangspunkt, der eigentliche Anstoß doch einzig und allein in der Inflation,

im Übermaß des Papiergelbumlaufs, zu erblicken. Setzt diese Inflation sich fort, so kann keine Konsolidierung der Währung verhindern, daß die Mark nach ganz kurzer Zeit eine neue innere Entwertung und ein neues Disagio auf dem Weltmarkt erleidet, dem dann keine noch so hohe Gold- und Devisenreserve entgegenzuwirken vermag. Denn die unausbleibliche Steigerung des inländischen Preisniveaus gestaltet dann die Zahlungsbilanz passiv und treibt Gold und Devisen aus dem Lande.

Die Stilllegung der Notenpresse steht aber, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, nicht im freien Belieben der Regierung. Der Wunsch, die Papierflut zu bannen, ist bei allen Einsichtigen längst lebendig, aber seiner Erfüllung steht der unerlöste Geldbedarf des Reichs und sein Verhältnis zur Steuer- und Anleihekraft der Bevölkerung im Wege. Auf allen Gebieten sind Begehrlichkeiten geweckt, die sich mit den üblichen Mitteln einer gesunden Finanzpolitik nicht befriedigen lassen und immer wieder zur Ausgabe von Kunstgeld führen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob die Einnahmen des Reichs sich in absehbarer Zeit so werden steigern lassen, daß die übertriebenen Aufwendungen für soziale, kulturelle und organisatorische Zwecke daraus bestritten werden können, selbst wenn das Damoklesschwert der Kriegsschädigung, das über Deutschland hängt, durch die geplante internationale Hilfsaktion am Niederfallen gehindert wird. Da nicht zu erwarten ist, daß die Reichseinnahmen sich bis zur Höhe des Revolutionsbudgets werden steigern lassen, so müßte die Anpassung von der anderen Seite, von den Ausgaben her, erfolgen. Die verschwenderische Wirtschaft müßte durch eine an Deutschlands Notlage angepasste Politik der Sparsamkeit ersetzt werden, jedes kostspielige Experiment — hierher gehört auch das utopische Sozialisierungsprogramm — müßte unterbleiben. Man hat im monarchistischen Deutschland früher oft über das republikanische Frankreich gespottet, dessen Etat gelegentlich das Gehalt für den Gouverneur einer Insel enthielt, die überhaupt nicht existierte. Im neuen Deutschland sind zahlreiche Reichsämler geschaffen worden, die sich von dem Amt jenes Inselverwalters nur dadurch unvorteilhaft unterscheiden, daß ihre Beamten glauben, für ihr Gehalt auch arbeiten zu müssen, und die nun eine Tätigkeit entfalten, die darauf hinausläuft, dem Rad der natürlichen wirtschaftlichen Entwicklung in die Speichen zu fallen. Das ist ein Weg, der nicht zur Wiedergeburt, sondern zum Bankrott führt.

So lange keine gesunde Finanzpolitik getrieben, so lange nicht insbesondere die größere Hälfte der an eine falsche Regierungsmaxime verschwendeten menschlichen Kräfte einer nützlichen privatwirtschaftlichen Arbeit zugeführt, dadurch der Reichsetat entlastet und die Erwerbskraft der Bevölkerung entsprechend erhöht wird, so lange hat es keinen Zweck, an eine Befestigung der deutschen Währung heranzugehen, so leicht diese auch technisch durchzuführen wäre. Die Währung würde sich von innen heraus immer wieder verschlechtern und schon nach kurzer Zeit eine neue Reform nötig machen. Wir dürfen keine Politik treiben, die uns politisch von den Girondisten zu den Jakobinern und wirtschaftlich von der Geldnote zu den Assignaten treibt. Von der Wiederkehr einer vernunftgemäßen Wirtschaftspolitik hängt es ab, wann die Zeit für die Inangriffnahme einer Befestigung des deutschen Geldwesens auf neuer Grundlage gekommen sein wird.

Kritik des Weltkrieges

Von Generalleutnant a. D. von Winterfeldt



ine der ersten militärischen Bedingungen des Schandfriedens von Versailles ist die Forderung der vollständigen Auflösung des deutschen Generalstabes. Keine Institution, welche mit dem, was man im Heere allgemein als die „große Bude“ bezeichnete, Ähnlichkeit haben könnte, durfte nach dem Willen unserer Feinde in Deutschland weiter bestehen. Man kann zweifelhaft sein, ob dies für den alten Generalstab als Strafe oder als Vorbeugungsmaßregel gedacht war. Jedenfalls bezweckt es, wie alle die planmäßigen, wohlüberlegten Bedingungen, die uns auferlegt wurden, dasselbe, nämlich die Wehrlosmachung Deutschlands.

Daß diese Bedingung unseren Pazifisten und denjenigen Deutschen, die am allgemeinen dauernden Völkerfrieden glauben oder zu glauben vorgeben, aus der Seele gesprochen ist, kann man verstehen. Allen denjenigen aber, die ein Herz für die Größe Deutschlands haben, aber dennoch in dem „fluchbeladenen alten System“ den Grund unseres Unglücks sehen, sollte diese Tatsache zu denken geben.

Wer den deutschen Generalstab kannte, wußte, was man an ihm hatte, kannte auch seinen Wert. Wieviele Deutsche waren das aber in dem „Land des Militarismus?“ Die große Menge dachte sich dabei eine Einrichtung voller Geheimwissenschaft, Streberei und Überhebung, welcher jetzt weiter keine Träne nachzuweinen sein würde.

Da erscheint denn jetzt aus der Feder eines „Generalstäblers“, wie sich der ungenannte Verfasser nennt, das unter dem Titel „Kritik des Weltkrieges“ bezeichnete Buch, welches man wohl als eine Grabchrift für den gefallenen Helben, Generalstab genannt, bezeichnen kann, verfaßt von einem Verurteilten, von einem, der ein Freund des zu Grabe Getragenen war, weil er ihn kannte mit seinen großen Vorzügen und seinen kleinen Schwächen, die keiner menschlichen Einrichtung fehlen können.

So will der Verfasser das Wirken des deutschen Generalstabes im Frieden und im Kriege schildern, nicht um es zu verteidigen, sondern um seinen Landsleuten zu Gemüte zu führen, was sie verloren haben, seinen Gegnern aber, welches Kunstwerk sie in barbarischer Weise zerstört haben. Aber darüber hinaus hat das Buch noch ganz besondere Bedeutung und ist bisher einzig dastehend in seiner Art. Neben der klaren und großzügigen Schilderung der kriegerischen Ereignisse ist eine operative Betrachtung über die Auswirkung oder Nichtauswirkung der Operationen gegeben. Diesen Betrachtungen ist eine hohe wissenschaftliche Bedeutung beizumessen; aber auch für den Nichtfachmann, den Nichtsoldaten besitzen sie infolge der klaren, kurzen Schreibweise den besonderen Wert, ihm die Möglichkeit zu geben, sich über das Wesen der Strategie und operativer Maßnahmen selber einen Begriff zu bilden.

Die bisher nach dieser Richtung gemachten Versuche, zum Beispiel von Slegemann, sind eben nur Versuche gewesen, denen zur Vollendung der scharfe, klare Verstand des Kenners militärischer Kriegsführung und ihrer Ziele fehlte.

Die Aufgaben des Generalstabes im Frieden und Krieg, die Schaffung und Erhaltung der Kampfkraft des Heeres, die Vorbereitung der Kriegshandlung selbst

und die Leitung der Operationen sind die ganz natürlichen Abschnitte, in welche sich der Inhalt des mit dem Herzblut des Verfassers geschriebenen Werkes gliedert.

Was die Sachkenntnis betrifft, von welcher der Inhalt zeugt, so geht sie unzweifelhaft aus jeder Zeile hervor, und auch die Sachlichkeit des Urteils, mit der auch dem Feinde volle Gerechtigkeit widerfährt, schließt sich vorbildlich dem an, was der Feldmarschall Moltke und der Generaloberst Graf von Schlieffen seinen Jüngern lehrte. Dabei entbehrt das Buch nicht des hohen Schwunges, ist im Gegenteil bei aller Klarheit und Durchsichtigkeit ein künstlerisches Erzeugnis von hohem, bleibendem Werte. Sein Verfasser dürfte nicht weit von den Persönlichkeiten zu suchen sein, die dauernd den Krieg im Osten führen mußten, ehe sie sich zur Obersten Heeresleitung durchmaufern konnten.

Die stille Friedensarbeit des Generalstabes war zwar in der Armee bekannt, aber lange nicht überall gewürdigt. Immer gab es Führer selbst höherer Grade im Heere, die mit einer gewissen Nichtachtung auf den Generalstab herabsahen. Schon die Bestimmung der zur Pflanzschule des Generalstabes, der Kriegsakademie auszuwählenden Offiziere war nicht einfach; viele waren zwar berufen, aber wenige im ganzen auserwählt. Wenn von hundert Offizieren, mit denen seinerzeit der Verfasser dieser Zeilen zur Kriegsakademie einberufen wurde, schließlich im ganzen zwanzig die Karriere des Generalstabes machten, so ist dies etwa der allgemeine Durchschnitt, und diese Hundert waren auch wieder aus mehreren Hunderten ausgewählt, welche die Prüfung zur Kriegsakademie abgelegt hatten.

Mit emsiger Arbeit, fortwährenden erneuten Prüfungen, die ebenso viele Klippen für das Schifflein des Generalstäblers bildeten, in oft wechselnden Stellungen, die ganz verschiedene Wirkungskreise umfaßten, mußte sich der Ausgewählte immer wieder seine Stellung schaffen, oft mit Mißtrauen betrachtet, immer dem Zweifel begegnend, ob er denn wirklich etwas Besonderes sei. Dazu gehörte nicht nur Fleiß und Wissen, sondern vor allem Takt und die Eigenschaft, nicht selbst hervorzutreten, sondern nur ein treuer Berater desjenigen zu sein, dem die Verantwortung für die militärischen Handlungen zufiel, dem Truppenführer.

Nicht ein geschlossenes Offizierkorps wie in vielen anderen Heeren sollte der Generalstab sein, sondern durch dauernden Wechsel zwischen Truppen- und Generalstabsdienst die Einheitlichkeit zwischen höherer und niederer Truppenausbildung und -führung gewährleisten.

In dem Chef dieses Generalstabes, der im Frieden nicht sehr hervortrat, hatte man im Kriege diejenige Persönlichkeit zu erblicken, welche als erster Berater des als Obersten Kriegsherrn gedachten Monarchen tatsächlich die Operationen leitete und auch dafür die Verantwortung trug.

Das deutsche Heer hat das Glück gehabt, in der Person des Generalobersten Grafen von Schlieffen lange Jahre einen Generalstabschef besessen zu haben, dessen Verdienst ganz sicher zum größten Teil die ungeheuren Erfolge der deutschen Heere im Weltkriege gewesen sind. Daß dieser Krieg für Deutschland so unglücklich endete, muß mit der größten Wahrscheinlichkeit dem Umstande zugeschrieben werden, daß der Tod den Grafen Schlieffen hinderte, die Operationen selbst zu leiten, die er eronnen hatte.

Seine Verdienste in langer Friedensarbeit lagen in der musterhaften Schulung des Generalstabes, in glänzender Vorbereitung der Mobilmachung, in

der Schaffung der schweren Artillerie des Feldheeres, in welcher letzterer Beziehung er gegen viele Widerstände bahnbrechend durchgriff, und in der den Erfolg verbürgenden Schaffung des Kriegsplanes.

Weniger Wert wurde im Generalstab vor dem Kriege auf die Anwendung der Technik in der Kriegshandlung gelegt, ein Feld, auf dem aber auch in den anderen Heeren zunächst nur dürftige Anbaubersuche stattgefunden hatten. Im deutschen Heere wurde mehr Wert auf die moralischen Eigenschaften als auf die technischen Errungenschaften gelegt.

Es würde zu weit führen, und muß dem Leser des Werkes überlassen bleiben, sich im einzelnen in die Entstehung des Schlieffen'schen Operationsplanes hineinzudenken. Es genügt zu sagen, daß der Generalstabschef die Vernichtung der feindlichen Heere nicht durch nur frontalen Angriff oder Durchbruch, sondern vor allem durch Umfassung eines, besser noch beider Flügel anstrebte. Er wollte den Feind nicht schlagen, sondern vernichten. In diesem Gedanken, dem er in seiner Schrift „Caenae“ einen meisterhaften Ausdruck gegeben hat, erzog er mit eiserner Konsequenz seine Offiziere.

Wie richtig diese Lehre war, zeigt die Tatsache, daß im Weltkriege nur auf deutscher Seite die durch sie gewährleisteten Erfolge in einigen Fällen mehr oder weniger vollkommen wirklich erreicht wurden. Bei einigen anderen Gelegenheiten allerdings kam die Lehre nicht zur Durchführung, obwohl der an Ort und Stelle die Lage übersehende höhere Truppenführer sie anwenden wollte, weil andere mehr oder weniger stichhaltige Gründe die Oberste Heeresleitung veranlaßten, die Durchführung zu hindern.

Im vorliegenden Falle ging die Absicht des Grafen Schlieffen dahin, mit den deutschen Heeren so aufzumarschieren, daß möglichst schnell im Westen mit den Franzosen, wahrscheinlich verstärkt durch Engländer, abgerechnet, ihre Heereskraft vernichtet werden sollte. Dann sollte im Osten, vereint mit Oesterreich, die langsamere ihre volle Heereskraft entwickelnde russische Bedrohung erledigt werden.

Unter bewußter Nichtachtung der belgischen Neutralität, die so wie so nur auf dem Papier bestand, sollte der rechte, besonders starke deutsche Heeresflügel den linken französischen umfassen und die feindliche Front zum Einsturz bringen. Daß dies möglich war, zeigte der geplante französische Aufmarsch, dessen linker Flügel vom deutschen rechten weit überragt wurde.

Nachdem die deutsche Mobilmachung, der Aufmarsch und die Einleitungskämpfe im Westen mit einer Planmäßigkeit verlaufen waren, welche der Schulung des Generalstabes durch den Grafen Schlieffen zum höchsten Ruhme gereichen, kam es auf der ganzen Westfront zu den schweren Kämpfen Ende August, die mit vollem Siege der deutschen Heere endeten. Noch nicht aber brachten sie den Umfassungsplan zur Durchführung, weil sein geistiger Vater nicht mehr an der verantwortlichen Stelle stand und dessen Nachfolger das geschliffene Schwert nicht zu handhaben wußte. So wurde in falscher Einschätzung der gehaltenen Erfolge der deutsche Umfassungsflügel geschwächt und besaß nun nicht mehr die Kraft, die zum planmäßigen Werke notwendig war. Da der Chef des Generalstabes mit dem Großen Hauptquartier noch in Koblenz war, fehlte die Möglichkeit, die bestehende Lage durch eigenen Augenschein zu beurteilen, und so konnte es kommen, daß in der Schlacht an der Marne in den ersten Septembertagen durch einseitige

Beurteilung einzelner Teilführer Maßnahmen zustande kamen, die dem Gegner den Erfolg verschafften. Der Obersten Heeresleitung waren die Zügel entglitten, der tatsächlich vorhandene Erfolg des deutschen rechten Flügels konnte nicht ausgenutzt werden, und das Hilfsmittel, welches von dem immer noch viel zu weit vom Schauplatz der Ereignisse entfernt befindlichen Chef des Generalstabes angewendet wurde, um seinen Einfluß durchzubrüden, versagte und vermehrte nur das Unheil, welches nicht zu entstehen brauchte.

So fand der Rückzug der ungeschlagenen deutschen Heere statt und endete in der allgemeinen Linie, in welcher vier Jahre hindurch die Westfront erstarrten sollte.

Daß der französischen Heeresleitung bei Ausnutzung der deutschen Mißgriffe durch energisches Handeln und geschicktes Operieren ein großes Verdienst beizumessen ist, verdient volle Anerkennung.

Der schwerranke Chef des Generalstabes trat von seiner Stelle zurück. Die Versuche seines Nachfolgers, mit neuen Truppen den alten Umfassungsplan noch durchzuführen, scheiterten an den Gegenzügen des Feindes, wie es ganz selbstverständlich war.

Während so im Westen die Operationen im freien Felde, der Bewegungskrieg für die Dauer des Krieges ihr Ende fanden, hatte im Osten in der Hand genialer Schüler des Grafen Schlieffen seine Lehre zum vollen Erfolge geführt.

Die Schlacht bei Tannenberg brachte die volle doppelte Umfassung, das „Cannae“ für eine russische Armee, die Schlachten an den Masurischen Seen, bei Lodz und die Winter Schlacht in Masuren waren Umfassungsschlachten mit den daraus sich ergebenden Erfolgen, und konnten nur zur endgültigen Entscheidung im Osten nicht führen, weil die deutschen Kräfte im Verhältnis zu den Russen zu gering, und die verbündeten Oesterreicher zu wenig leistungsfähig waren.

So war am Ende des Winters 1914/15 auch im Osten der Stillstand eingetreten. Aber die Möglichkeit zu Operationen großen Stils war immer noch gegeben und wurde von deutscher Seite genutzt.

Die Rücksicht auf die Verbündeten, der Unsegen jedes Koalitionskrieges, führte zum Frontalangriff in Galizien, der nach großen Erfolgen sich schließlich wie immer tot laufen mußte und nun doch eine Ergänzung durch Umfassung gebieterisch verlangte. Während nun der deutsche Führer im Osten, der Feldmarschall Hindenburg, energisch eine großzügige Flankenoperation befürwortete, die vom linken Flügel in der Richtung auf Winst geführt werden mußte und ganz im Sinne der Schlieffenschen Lehre gedacht war, glaubte die damalige Oberste Heeresleitung zu so weit greifenden Kräften nicht die genügende Truppenzahl zur Verfügung stellen zu können, und befahl die kleinere Operation, den Übergang über den Narew. Auch hier waren große Erfolge zu buchen, aber keine Entscheidung; wieder wurde dieser Angriff ein Frontalstoß; die nun doch noch angelegte Umfassung im weiteren Rahmen kam zu spät.

Auch im Osten erstarnte die Front Ende 1915 zum Stellungskrieg.

Eine ruhmvolle Episode für die deutsche Führung bedeutete die Niederbringung Serbiens. Im kleinen Rahmen war hier eine volle Entscheidung durch Umfassung angestrebt und gelungen. Sie hatte aber nur wirtschaftliche Ziele, die ungeführte Verbindung mit der Türkei, im Auge.

Auf lange Zeit hinaus hatten nun die Gegner das Gesetz des Handelns an sich gerissen.

Was die Seeresleitungen der Entente an operativer Fähigkeit nicht aufzubringen vermochten, das versuchten sie durch taktische Leistungen und vor allem durch die Technik zu ersetzen. Es begann der ungeheure Aufwand an kriegerischem Material aufseiten der Feinde, dem Deutschland nur langsam und zuerst sogar widerstrebend zu folgen verstand.

Die vielfachen Offensiven in der Champagne, im Artois, an der Somme, bei Smorgon, in Wolhynien usw. führten alle nur zu mehr oder weniger großen Eindrücken der deutschen Front ohne operative Entscheidung.

Was dem Jahre 1916 im Westen auf deutscher Seite seine Zeichen aufdrückte, war der Kampf um Verdun. Auch dies war ein Kampf um die Entscheidung und mußte es sein. Die Zerstörung des feindlichen Seeres war sein Ziel. Daß dies Ziel nicht erreicht wurde, lag an der Unzulänglichkeit der bereitgestellten Mittel. Zu schmale Front des Angriffs und ungenügende Munitionsmengen verhinderten den nahen, fast greifbaren, wenn auch nur örtlichen Erfolg.

So stand Ausgang des Sommers 1916 des Geschicks Wage gleich, als die Kriegserklärung Rumäniens die Schale des deutschen Kriegesg Glückes zum endgültigen Sinken zu bringen schien.

Ein Aufatmen ging aber durch jede deutsche Brust, als nunmehr der Feldmarschall Hindenburg, mit ihm General Ludendorff, zur Leitung der Operationen berufen wurden.

In kürzester Zeit gelang es der neuen Seeresleitung, die rumänische Gefahr zu beschwören. In glänzendem Feldzuge wurde Siebenbürgen befreit und die Walachei erobert, nachdem das rumänische Heer schwer geschlagen war. Aber nicht vernichtet! Auch hierzu war, rein örtlich gesprochen, die Möglichkeit vorhanden gewesen. Schon beim Aufmarsch, war das rumänische Heer von Norden, Westen und Süden umfaßt, die Zange brauchte nur zugemacht zu werden. Aber zwingende Umstände, fehlende Streitkräfte und schlechte Bahnverbindungen verhinderten die vollständige Einkesselung des rumänischen Seeres, welches böse zerpflückt entkommen konnte.

Nach Ablauf dieser Kämpfe stand die neue Oberste Seeresleitung vor der schwerwiegenden Frage, wie der Krieg weiterzuführen und zum glücklichen Abschluß zu bringen sei. Zunächst galt es, den erkannten Vorsprung der Feinde an Kriegsmaterial nach Möglichkeit auszugleichen und die Truppentaktik den Erscheinungen der neuartigen Kriegsführung anzupassen.

Während dies der emsigen Arbeit der O. H. L. überraschend schnell gelang, gingen die Materialschlachten der Gegner weiter. Neue Erscheinungen brachten sie außer den Tanks nicht; nur eine immer stärkere Vermehrung der technischen Mittel. Und auch die Tanks, wenn sie auch von ihrem ersten Eindruck viel einbüßten, sollten doch eine gefürchtete Waffe bleiben, und im weiteren Verlauf des Krieges gegen minder gute Truppen ihren Wert behalten.

Da die ersten Entscheidungen zu Lande seinerzeit nicht geglückt waren, sollte nun endlich, nicht ohne redliches Mitwirken des Chefs des Generalstabes, das Mittel des U-Bootkrieges seine erhoffte Wirksamkeit zeigen. Und vielversprechend waren seine Anfänge. Das ganze Jahr 1917 stand im Zeichen

seiner ungeheuren Bedeutung; fast wäre es diesem Mittel gelungen, die Gegner auf die Knie zu zwingen.

Während dieser Zeit ging der Landkrieg seinen Gang. Dem allmählichen Schwächerwerden und schließlich gänzlichen Erliegen Rußlands auf der einen Seite stand der Eintritt Amerikas auf der anderen gegenüber. Die D. S. L. schätzte die Gefahr zwar richtig ein, hoffte aber ihrer Herr zu werden, wenn die im Osten frei werdenden Truppen dem Westen zugeführt werden konnten.

Daß der deutsche Generalstab und die deutschen Truppen im Herbst 1917 voll auf der Höhe ihrer Aufgaben standen, zeigte der Feldzug gegen Italien. Aber auch er wieder litt unter den Zwangsverhältnissen des Koalitionskrieges. Wieder mußte aus Rücksicht auf den Bundesgenossen statt der operativ besten, zur Umfassung führenden Angriffsrichtung eine minder wirksame gewählt werden. Auch sie wieder führte zwar zu großem, aber nur halbem Erfolge.

Das Ergebnis des Jahres 1917 war ein doppeltes. Einmal war überall dem Vordringen des Feindes in der Abwehr ein Ziel gesetzt worden, der Feind im Osten war sogar ausgeschieden. Aber andrerseits hatte der U-Bootkrieg nicht zu dem erwarteten Ergebnis geführt. Es war nunmehr keine Frage, daß dem Landheer doch wieder das Suchen der Entscheidung bleiben müsse. Die Bedingungen dafür schienen dafür nicht ungünstig; zum ersten Male bestand auf der Westfront zahlenmäßig eine deutsche Überlegenheit.

Aber die Überlegenheit der Zahl hatte nicht auch die Überlegenheit des Willens hinter sich. In der deutschen Heimat fehlte es daran. Wenn ein Clemenceau und ein Lloyd George mit eiserner Energie und brutalen Mitteln den oft schwankenden Siegeswillen ihrer Völker wieder aufrecht zu stellen verstanden, so fehlte ein solcher Diktator im deutschen Vaterland vollständig. Nicht die Regierungen beherrschten das deutsche Volk; — dazu waren die Männer an der Spitze zu schwach — sondern die Führer der Parteien des Parlamentes. Und der Mehrheit paßte ein vollständiger Sieg nicht in das Parteiprogramm.

Diesen mangelnden Siegeswillen begann die D. S. L. zu erkennen, als die Friedensresolution, das Hilfsdienstgesetz und die Meuterei in der Marine Schlaglichter auf die Stimmung in der Heimat warfen. Wie tief aber die Zersetzung bereits gediehen war erkannte sie nicht, umsoweniger als im Frontheer im Frühjahr 1918 die Anzeichen der Verderbnis noch wenig hervortraten, im Gegenteil eine gewisse Angriffslust vorhanden war, die aber nicht mit dem Siegeswillen von 1914 verglichen werden kann.

So kam die große Offensive des Sommers heran, die zuerst einen sehr glücklichen Anlauf nahm und schließlich so traurig enden sollte.

Diese Offensive war nötig, denn wenn sie gelang, zertrümmerte sie den Feind und ohne sie war ein glücklicher Ausgang des Krieges auch unmöglich. Die Gründe des endlichen Versagens des großen Ausfalles aus der Westfront, die Unzuverlässigkeit bedeutender Heeresteile, der Zusammenbruch aller drei Bundesgenossen, der Verrat, und auf der feindlichen Seite die Stärkung der Front durch die amerikanischen Massenheere, die Tanks und die nicht zu leugnende Energie der französischen Heeresleitung, sind zur Genüge bekannt.

Der vollständige Zusammenbruch Deutschlands aber erfolgte erst durch die

politische Umwälzung und durch die Weigerung der verantwortlichen Stellen, vom deutschen Volk eine letzte Kraftanstrengung zu verlangen.

So konnte die D. S. L. und der deutsche Generalstab nur noch einmal ein Meisterwerk in der Organisation des Rückzuges leisten, welcher die Heere in der unmöglich scheinenden kurzen Zeit ungeschlagen in die vereinbarten Linien zurückführte.

Soweit die Knappheit des Raumes gestattete, sind vorstehend die Gedanken des Verfassers auszugsweise wiedergegeben worden. Das kurze Schlußwort seines Werkes muß aber jeder selber lesen, den der Stoff fesselt.

Nur eins muß noch erwähnt werden als Kern aller Ausführungen. Der deutsche Operationsplan, den Graf Schlieffen erdachte, ragt hoch hinaus als Meisterwerk über alle Dilettantentritik. Da er ein Kunstwerk war, fügte er sich nur der Hand des Künstlers. Die Künstler im deutschen Heere ließ das Schicksal 1914 aber nicht an der leitenden Stelle erscheinen, und dem handwerksmäßigen Betriebe gelang die Durchführung des Werkes nicht. Als im Wechsel des Krieges der Künstler auf deutscher Seite endlich zu Worte kam, da war der Augenblick verpaßt.

Nichts aber ist ewig in der Geschichte der Welt. Was heute unten ist, steigt morgen zur Höhe von gestern.



Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg

Betrachtungen zum gleichnamigen Werk des Admirals Scheer*)

von Kapitän z. See a. D. von Waldeyer-Hartg

Nachstehenden Artikel unseres geschätzten Mitarbeiters geben wir wieder als ein Spiegelbild der Auffassungen, die sich um das Scheer'sche Buch gruppieren. Uns scheint in dieser Auffassung ein Widerspruch enthalten. Einerseits hebt unser Mitarbeiter mit guten Gründen hervor, daß politische Trugschlüsse der damaligen Reichsleitung, namentlich der Glaube an eine Verständigungsmöglichkeit mit England den rechtzeitigen Einsatz der Hochseeflotte verhindert haben. Auf der anderen Seite geht aber der Verfasser in dem begreiflichen Bestreben, begangene Unterlassungen noch lebender Persönlichkeiten milde zu behandeln, entschieden zu weit, wenn er auch marinetechnische Gründe für das Nichteingesetzen der Schlachtflotte im Jahre 1914 anführt. Die Rücksicht auf die russische Flotte durfte uns niemals verhindern, ein Stagerat schon 1914 zu suchen. Das Fazit der durch Bethmann Hollweg und seine Parteigänger betriebenen Marinestrategie ist Scapa Flow. Es handelt sich doch heute nur um die Alternative Scapa Flow oder grundsätzliches Drängen nach einer Seeschlacht. Daß die zweite Mög-

*) Verlag Aug. Scharf, Berlin 1920.

lichkeit besser gewesen wäre, dürfte niemand bestreiten. Daß 1914 die Möglichkeit, eine Seeschlacht unter für uns günstigen Verhältnissen zu suchen, vorlag, geht aus dem Jellicoe'schen Buch und anderen englischen Angaben hervor und wird auch durch den Verfasser des unten nachfolgenden Artikels bestätigt. Der Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten zu schonen, darf nicht dazu führen, dem deutschen Volk die Tatsache zu verschleiern, daß eine Seeschlacht, je früher sie gesucht wurde, desto aussichtsreicher gewesen wäre, und daß ein 1914 oder Anfang 1915 geschlagenes Stagerral eine völlige Wendung des Weltkrieges hätte herbeiführen können. Dann hätte es überhaupt keines U-Bootskrieges bedurft.



Das erste, rein fachmännisch geschriebene Werk über den heimischen Seekrieg, das Anspruch auf zutreffende Darstellung erheben darf, liegt vor uns. Admiral Scheer, der Führer unserer Seestreitkräfte vorm Stagerral, hat seine persönlichen Erinnerungen veröffentlicht. Es handelt sich um ein stattliches Werk, dem reiches Karten- und Skizzenmaterial beigegeben ist. Der Verfasser hat sich seiner Dienststellung entsprechend darauf beschränkt, nur den Teil des Seekrieges zu behandeln, der sich vor seinen Augen abgespielt hat. Auslandsereignisse sind übergangen. Darin liegt aber die Eigenart des Buches. Wir erfahren, belegt durch eine Fülle von bisher unbekanntem Stoff, wie sich der Weltkrieg zur See auf den Hauptkriegsschauplätzen in Nordsee und Ostsee abgespielt hat. Selbst dem Fachmann werden über viele Dinge die Augen geöffnet, über Dinge, die bisher gar nicht bekannt waren oder doch nur verschwommen schienen. Wenn wir hinzufügen, daß das Buch in klarer, sachlicher und abwägender Art geschrieben ist und jede einseitige Färbung streng vermeidet, so dürfte nach allem unser Wunsch mehr als begründet sein, daß das geschichtlich wertvolle Werk Eingang in weiteste Kreise finden möge.

Aus der Fülle des Gebotenen möchten wir nur einzelne Punkte zur Besprechung herausgreifen. Erschütternd wirkt es, mit den Augen von heute gesehen, wenn wir lesen, mit welcher ehrlicher und flammender Begeisterung die Mannschaften des Beurlaubtenstandes bei Kriegsausbruch an Bord kamen. Beiläufig durchgearbeitete Mobilmachungsvorbereitungen hatten dafür Sorge getragen, daß die Masse der Leute dort Verwendung fand, wo sie ihre Friedensschule durchgemacht hatte. So fühlte sich ein jeder im Handumdrehen wieder auf seinem Posten, und der Wunsch, je eher desto besser „ran an den Feind“ fand allenthalben begreifliche Nahrung. Aber die Flottenleitung, die damals in den Händen des Admirals von Ingenohl lag, ist diesem Wunsche unter starker Einwirkung der politischen Reichsleitung nicht gefolgt. Es wird schwer halten, das letzte Wort darüber zu sprechen, ob das Hinausschieben der Entscheidung auf See richtig oder falsch war. Daß Englands ziffernmäßige Überlegenheit in seinem Schiffsparke nicht nur auf dem Papier stand, sondern Tatsache war, bedarf kaum der Betonung. Admiral Jellicoe, der Führer der Grand Fleet, hat in seinen Erinnerungen mit Taschenspielerkunststücken den Beweis zu erbringen versucht, diese Überlegenheit habe nur bedingt bestanden. Er führt beim britischen Schiffsbestand lediglich diejenigen Einheiten auf, die als eingefahren und voll

verwendungsbereit seinem Befehlsbereiche zugeteilt waren; rechnet aber im Gegensatz hierzu bei der deutschen Hochseeflotte alles hinzu, was sich im letzten Ausbau oder im Probefahrtsverhältnis befand. Daß hierdurch ein völlig schiefes Bild gezeichnet wird, bedarf nicht der näheren Begründung. Für unsere Flottenleitung war und blieb es ein Risiko, die Schlacht unter allen Umständen, selbst unter strategisch ungünstigen Bedingungen, d. h. an der englischen Küste zu suchen. Sicherlich, der Gedanke hatte etwas Verführerisches an sich und wird in den herrlichen Augusttagen des Jahres 1914, wo Deutschland seine Nörgelsucht vergaß und in seiner Größe über sich selbst hinauswuchs, nicht nur manchen Feuertopf, sondern auch klardenkende Taktiker beschäftigt haben, jener Gedanke nämlich, Schulter an Schulter mit der Armee nach Westen vorzubrechen, den Schiffsverkehr im Britischen Kanal zu sperren und Englands Flotte zum Kampf zu zwingen. Es wäre ein Einsatz aufs äußerste gewesen. Den Ausgang eines solchen Unternehmens, das bewußt einen strategisch ungünstigen Kampfplatz aufsuchte, konnte niemand voraussagen. Die Kriegsleitung hat davon Abstand genommen, alles auf eine Karte zu setzen. Ob der Entschluß richtig war, wer will es hinterher entscheiden, wo praktische Beweisgründe nicht beigebracht werden können? Sicher steht jedenfalls, daß ein Stagerral-Sieg zu Beginn des Krieges in seiner politischen Wirkung ungleich kräftiger gewesen wäre, als er es im Jahre 1916 hat sein können. Bei Beurteilung der militärischen Sachlage darf man jedoch nicht außer Acht lassen, daß der Hochseeflotte im Jahre 1914 eine Reihe von Großkampfschiffen fehlte, mit deren Fertigstellung in nicht zu ferner Zeit zu rechnen war. Man erwartete ferner bestimmt, daß England angriffsweise gegen unsere Küsten vorgehen würde, und diese Erwartung erwies sich leider als trügerisch. Der ausschlaggebende Grund, daß man bei Kriegsbeginn die Seestreitkräfte nicht für ein einziges gewagtes Unternehmen rücksichtslos hat einsetzen wollen, wird aber der gewesen sein, daß die russische Gefahr nicht übersehen werden durfte. Solange Rußlands Millionenheere unbeseigt im Felde standen, mußte auch unsere Flotte auf die Führung eines Zweifrontenkrieges vorbereitet bleiben. Wäre Deutschlands Seemacht im Kampf mit England, wenn auch siegreich, schwer geschädigt worden, so daß ihre Schlagkraft erheblich nachgelassen hätte, dann hätte die deutsche Ostseeküste schutzlos vor dem Einfall der Russen gelegen. Das stille starke Wirken der Hochseeflotte an unseren Nordmarken wird von vielen noch immer unterschätzt. Dabei ist die Entlastung, die die Armee durch die Flotte erfahren hat, recht beträchtlich gewesen. Man stelle sich vor, der gesamte Küstenschutz hätte in Händen der Armee gelegen. Hätten dann noch die Kräfte ausgereicht, um ein Tannenberg zu schlagen? Man wird von anderer Seite einwenden: der Marine-Etat habe auf den Heeres-Etat gedrückt, ohne die Flotte hätten wir, friedensmäßig vorbereitet, eine größere Zahl von Armeekorps ins Feld schicken können. Ich glaube, dieser Einwurf trifft nicht den Kernpunkt der Sache. Englands Seemacht war nur mit Mitteln des Seekrieges zu brechen. Selbst ein geschlagenes Frankreich hätte England nicht zum Friedensschluß veranlaßt. Ein siegreicher Ausgang des Weltkrieges konnte nach Lage der Dinge allein auf dem Ubootkrieg fußen. Und er wiederum war nur möglich unter dem Schutze der Hochseeflotte. Aber es kommt noch ein anderes hinzu, um die Be-

deutung der Marine ins rechte Licht zu rücken. Wer will jemals ganz ermessen, in welsch außerordentlich hohem Maße der Ubootkrieg unsere Seeresleitung entlastet hat? Die Sorgen, die man seinetwegen im feindlichen Hauptquartier ausgestanden haben mag, werden die allerschwersten gewesen sein. Denn jeder Transport über See war unsicher und gefährdet. Und Frankreichs Boden, der Hauptkriegsschauplatz, sog seine Widerstandskraft in erster Linie aus dem Überseeverkehr. Man kann das Blatt hin und her wenden, wie man will, man wird immer nur die eine Antwort finden: Wir haben den Krieg verloren, nicht weil die Armee zu schwach oder die Marine im Verhältnis zur Armee zu stark war, nicht weil es uns an diesem oder jenem Kriegsmittel fehlte, sondern einzig und allein, weil wir in gewissen Fragen vom Zögern nicht loskamen, hin und her überlegten, anstatt gradwegig vorzugehen, und politische Schwächlinge blieben; weil wir unsere Streitmittel, vor allem das Uboot, nicht rücksichtslos und bis zum Letzten einsetzten, und weil wir uns schließlich, politisch verhetzt und vergiftet, selbst entleibten.

Sehr lehrreich und lesenswert sind die Scheerschen Berichte über die Vorstöße der Hochseeflotte gegen Englands Küste. Was haben die Briten damals gejetert, und wie haben sie über die Beschädigung offener Plätze Klage geführt! Die verschiedenen Kampfnarben, die unsere Schiffe durch die Abwehr des Feindes davongetragen haben, sind der beste Beweis dafür, wie auch hier britische Heuchelei Tatsachen zu verschleiern suchte.

Zwischen der Kriegsführung zu Lande und zu Wasser besteht insofern ein erheblicher Unterschied, als der Zufälligkeit des Zusammenstoßens der Gegner auf See, die auf weiten Meeresflächen kaum mehr als ein Pünktchen darstellen, ein größerer Spielraum gelassen ist. So ist es denn auch zustande gekommen, daß sich die gegnerischen Flotten gelegentlich des Vorstoßes unserer Schiffe gegen Scarborough und Hartlepool verfehlt haben, ohne es recht gewahr zu werden. Das war im Dezember 1914. Ein Erfolg um diese Zeit hätte gute Frucht tragen können. Damals waren dem Flottenchef die Hände aber noch erheblich gebunden. Er mußte förmlich darum ringen, zu einem Unternehmen auslaufen zu dürfen, obwohl England bereits im November 1914 durch den Mund Winston Churchills hatte verkünden lassen, daß die wirtschaftliche Erdrösselung durch die Seesperre, die man eingerichtet habe, ihre Zeit brauche, um zur vollen Wirkung zu gelangen. Wenn England vor dem Kriege immer wieder den Versuch gemacht hat, uns als seefahrendes Volk herabzusetzen, wenn nicht gar lächerlich zu machen, so waren solche Angriffe nichts weiter als bössartiger Reiz, denn über die Bedeutung und Vollkommenheit der Seefahrt unter der schwarz-weiß-roten Flagge hat vor dem Kriege auf dem Erdenrund kaum ein Zweifel geherrscht. In einer Einsicht hat England mit seiner hämißchen Kritik aber doch recht gehabt: das deutsche Volk hat in seiner Gesamtheit den Seemachtgedanken nicht begriffen. Und dieses klägliche Mißverstehen, diese Blindheit gegen die Tatsache, daß der Weltkrieg letzten Endes ein Kampf um die Seemacht war und nur durch Seemachtmittel entschieden werden konnte, hat uns um den Erfolg gebracht. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß eine gewisse Rücksichtnahme auf die britischen Verhältnisse bei unseren Entschlüssen mitgesprochen hat. Weite Kreise haben während des

Krieges den Gedanken nicht aufgeben wollen, unbefiegt mit England zur Verständigung zu gelangen. Dieses Streben war von vornherein auf ein totes Gleis geschoben. England, die ausgesprochenste Seemacht, die die Geschichte kennt, hat lediglich deshalb zu den Waffen gegriffen, um den gefährlich werdenden Nebenbuhler Deutschland zu vernichten. Es hatte mit klugem Vorbedacht einen Ring von Bundesgenossen zusammengeschnietet, so stark, wie er ihm nie wieder gelungen wäre. Nun sollte es mitten im Kampf zur Verständigung bereit sein? Selbst als ihm im Jahre 1917 das Wasser bis an die Kehle drang, hat es solch ein Ansinnen hochmütig zurückgewiesen. Nur zu Boden geworfen hätte England nachgegeben. Und zu diesem letzten Schläge haben wir uns nicht aufzuraffen vermocht. Man hat sich während des Krieges oft darüber gewundert, daß keiner der Neutralen England die Fäbne gezeigt hat, während man uns Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bereitete. Der Grund liegt auf der platten Hand. Die ganze Welt mußte es: Gewinnt Deutschland den Krieg, so schließt es mit England einen billigen Frieden, einen Frieden, der Großbritanniens Macht nicht schmälert. Bleibt hingegen England Sieger, dann wird dem armen deutschen Volk der letzte Knochen im Leibe zerbrochen und der letzte Tropfen Blut aus den Adern gesogen. So oder so, die neutrale Welt mußte mit England gehen, weil sie dort unter allen Umständen ihren Vorteil gesichert sah!

Mancher Laie in Deutschland war während des Krieges geneigt, die Tätigkeit der Hochseeflotte gering einzuschätzen, weil man nur selten von ihr etwas zu hören bekam. Jeden Tag erschienen Heeresberichte, aber die Marine schwieg sich oft wochenlang aus. Solchen Skeptikern sei das Lesen des Scheerschen Buches warm empfohlen. Sie gewinnen einen klaren Einblick in bisher verschleierte Dinge und erfahren vor allem, mit welchen Schwierigkeiten die Marine zu kämpfen gehabt, und wie sich auch bei ihr die Fäden der Operationen weiterspannen, so daß auch der Seekrieg von einem planmäßigen Aufbau seiner Maßnahmen sprechen darf. Nicht zutreffend ist dies nur beim Ubootkrieg. Hier hat die Entscheidung in tiefbedauerlicher Weise hin und her geschwankt wie ein vom Sturmwind geschütteltes Rohr. Es ist über diese Frage schon unendlich viel geschrieben worden. Die Auffassung aller derer, die der Meinung sind, daß der Ubootkrieg in seiner Wirkung nicht zum vollen Ausreifen hat gelangen können, weil er mehr oder minder zaghaft und in seinen Formen unsicher und wechselnd geführt worden ist, wird von Admiral Scheers Ausführungen — und er ist doch wahrlich ein Wissender! — sehr stark gestützt. Im selben Augenblick, wo wir in der Führung des Ubootkrieges, der als neues Kampfmittel neue Rechtsgrundsätze für sich beanspruchen durfte, Zugeständnisse machten, drückten wir dem Gegner die Beweismittel förmlich in die Hand, daß wir uns unsicher fühlten und uns scheuten, eine Rechtsverletzung zu begehen, die in Wirklichkeit gar nicht bestand. Durch unsere ziellose Haltung brachten wir ferner die Neutralen gegen uns auf. Daß ihre Interessen gegen den Ubootkrieg standen, war selbstverständlich. Hätten wir unverrückt an unserem Rechtsstandpunkt festgehalten, dann hätten sie ihren Einspruch aufgegeben und sich gefügt. Dadurch aber, daß wir selbst hin und her tasteten, haben wir ihnen bei ihren Forderungen das Rückgrat gesteiht und sie zwangsläufig in das Lager unserer Feinde gedrängt. Politische Schwachheit und

Unentschlossenheit, sie haben uns an den Rand des Abgrundes geführt. Im Fluß des Weltkrieges hat die Feder berufener und unberufener Diplomaten den Ausgang bereits verdorben, nicht erst beim Friedensschluß. Das Geldentum, das im Ubootkriege zutage getreten ist, es kann kaum laut und hoch genug gepriesen werden. Man lese die Kriegstagebücher, die Admiral Scheer seinem Werke einverleibt hat, und das Herz wird einem höher schlagen. Nicht minder auch bei den Schilderungen über den Luftkrieg und den weitverzweigten Kleinbetrieb der Ubootfischerung, wie er im Dienste der Minensuch- und -Räumformationen und von den Geleitsflottillen, die die Uboote durch die Minenfelder in die freie See brachten, geleistet worden ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schilderung der Stagerratschlacht einen der Höhepunkte des Buches bildet. Der Bericht, wie die Schlacht zustande kam, und daß deutscher Tatendrang und Angriffsgeist sie haben entstehen lassen, ist besonders wertvoll. Daß die Schlacht selbst sich aus einer Begegnung entwickelte, die den Charakter der Zufälligkeit trug, ändert an der Tatsache nichts, daß unsere Hochseeflotte in ihrem offensiven Ausmarsch in die freie Nordsee den Kampf gewollt und gesucht hat. Unsere hohe taktische Schulung ist im Kampf voll zur Geltung gekommen. Der Laie vermag sich kein Bild davon zu machen, was es heißt, eine lange Gefechtslinie mitten im feindlichen Feuer durch gleichzeitige Wendung aller Schiffe auf Gegentkurs umzulegen. Wiederholt ist dieses schwerste aller Manöver der Scheerschen Führung geglückt. Die Linie lag dem Flottenchef fest in der Hand. Sein Loslösen vom Feinde, sein Wiederangriff, um den Vorstoß der Kreuzer und Torpedobootsmassen durch die Wucht der schwergepanzten Geschwader zu verstärken, sind taktische Feinheiten, die Kraft und Klugheit weise paarten. Man hat gelegentlich gehört, das Heranbringen der Torpedobootstreitkräfte an den Feind sei vergleichbar mit dem Todesritt der Reiterbrigaden bei Mars la Tour gewesen. Das Bild ist passend gewählt, es trifft aber nicht zu. Die Torpedoboote haben unser Gros nicht herausgehauen. Im Gegenteil, mit den Torpedobootverbänden zusammen ist die volle Angriffsgewalt des Gros gegen den Feind vorgeprellt.

Eines der traurigsten Kapitel deutscher Nörgelsucht ist die immer wiederkehrende Behauptung über die verfehlte Tirpitzsche Schiffbaupolitik. Kritisieren war von altersher leichter als Bessermachen. Der Auffassung, daß es ein ungeheures Werk war, praktisch aus einem Nichts binnen wenigen Jahren eine Hochseeflotte zu schaffen, die selbst dem seegewaltigen Albion bedrohlich schien und ihm in vielem als Muster galt, gibt auch Admiral Scheer Raum. Er hat es dankbarst empfunden, wie schwimmlicher im Vergleich zu den englischen unsere Schiffe gebaut waren. Der Engländer verfügte über größere Geschwindigkeit, das sei zugegeben. Im Kompromiß des Schiffbaues läßt sich nicht jeder Wert bis zum Äußersten steigern. Hand in Hand mit der tatkräftigen, sich auf fleißige Friedensdurchbildung verlassenden Führung, haben aber der deutsche Schiffbau und die deutsche Waffentechnik ihr vollgerüstet Maß dazu beigetragen, daß Stagerrak ein schwarzer Tag für Großbritanniens Flottenstolz wurde.

Als Letztes noch einige Worte zur Mannschaftsfrage. Unser Personal war vorbildlich gut, pflichttreu und wader auf seinem Posten und ist es auch geblieben,

bis das Gift der Umsturzvorbereitung zu wirken begann. Die Feger hatten es leicht, ihre Saat zu streuen. Im Gegensatz zur hin und her wandernden Armee, die die verschiedensten Kriegsschauplätze sah und dadurch anregende Eindrücke gewann, wurden die großen Schiffsstämme an ein und derselben Stelle fest zusammengehalten. Abwandern taten nur solche Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die für Sonderdienste, vornehmlich zur Besetzung der Uboote, ausersehen waren. Das Leben an Bord der der Brandgefahr wegen bis zur Rahlheit ausgeräumten Schiffe ließ sich trotz größter Mühewaltung auf die Dauer der langen Jahre vor Eintönigkeit nicht bewahren. Man hat an geistiger Anregung alles nur irgend Mögliche aufgeboten. Solche Mittel erschöpfen sich aber. Im Laufe der Zeit entstand daher an Bord der großen Schiffe — die kleinen Fahrzeuge, die ständig die Eintönigkeit des Krieges spürten, hielten sich gesund — ein verborgener Sumpfboden, auf dem die Saat des Umsturzes, mitten in der größten Not des Vaterlandes, wo alle Kräfte hätten zusammengehalten werden müssen, wuchern konnte. Im Jahre 1917 zuckten bereits ernste Wetterzeichen über den politischen Himmel. In mißverständener Volksfreundschaft hat man die ersten Flottenmeutereien mit Nachsicht und Milde zu dämpfen gesucht. Dabei wäre damals schon eine durchgreifende Operation an den kranken Teilen des deutschen Volkskörpers am Platze gewesen, um ihn vor dem völligen Verfall zu bewahren. Der Zusammenhang jener Vorgänge an Bord der Hochseeflotte im Jahre 1917 ist noch keineswegs aufgeklärt. Es bleibt zu hoffen, daß auch hier Klarheit geschaffen wird, zumal wo es nicht ausgeschlossen scheint, daß auch in diesem Falle einer der Hauptfehler der Deutschen, vor der schwächlichen Majestät des Paragraphen haltzumachen, schwerstes Unheil hat heraufbeschwören helfen.

Den Ausbruch der Revolution selbst hat Admiral Scheer nicht mehr an Bord erlebt. Er war als Leiter der gesamten Seekriegsoperationen in das Große Hauptquartier gerufen worden, ein Ziel, das ihm seit langem vor Augen geschwebt haben mag, so schwer es ihm auch fiel, sich von seiner Hochseeflotte zu trennen. Aber seine wiederholten Klagen, daß die gesamte Seekriegsführung von einer Zentralstelle aus straff geleitet werden müßte, hatten endlich Gehör gefunden. So blieb ihm das Schmerzlichste erspart, den Zusammenbruch jener Flotte, die vorm Stagerrat in vorbildlicher Pflichttreue und Tapferkeit ihren Mann gestanden hatte, mit eigenen Augen ansehen zu müssen. Wenn der Admiral es andeutet, ihm wäre es möglicherweise geglückt, den Zusammenbruch zu bereiteln, so glauben wir es ihm. Es hat ja damals alles auf des Messers Schneide gestanden. Die deutsche Revolution ist die lächerlichste Tragikomödie, die die Weltgeschichte wohl jemals erlebt hat. Hinterher wird behauptet, sie sei völkisch geboren gewesen. Wer glaubt denn das, wo alle überrascht waren, aber auch alle, bis auf die wenigen Dunkelmänner, die systematisch ihr lichtschœnes Gekverbe betrieben hatten? Das deutsche Volk hat die Revolution nicht geboren, es ist von ihr überrumpelt worden. Anstatt sich bis zum Äußersten aufzuraffen, wie es auch Frankreich 1870 tat, um vorm Gegner zu retten, was noch zu retten war, — und es hätte, am Maßstabe des Versailler Schandfriedensvertrages gemessen, vieles gerettet werden können — hat es den überraschten Feinden, vom Fluch der inneren Zerrissenheit beladen, achtlos und würdelos alles, selbst das

Lepte, seine Ehre, hingeworfen. Es gibt nur eine Erklärung für solch jammervolle Tat. Die Wirkung der britischen Hungerblockade, die wir durch den Ubootkrieg, wie es möglich gewesen wäre, nicht gebrochen haben, hatte uns schwer getroffen. Hiermit ist eine Erklärung, beileibe aber keine Entschuldigung für das Verhalten breiter deutscher Volksmassen gegeben. Wenn wir jemals wieder hochkommen wollen, so muß unser ganzes Sinnen darauf gerichtet sein, unseren Platz am Meere wieder zu erobern. Daß unsere Seegeltung nicht mehr besteht, ist der schwerste Verlust, den Deutschland durch den Krieg erlitten hat.

Wer das Buch des Admirals Scheer aus der Hand legt, wird von tiefer Wehmut ergriffen sein. Wir haben in unserer Flotte einen Schatz gehabt, den nur die Wenigsten voll zu würdigen wußten. Ob das Geschick uns jemals wieder gestatten wird, auf See eine Macht darzustellen, muß die Zukunft lehren. Mit der Aufgabe unserer Hochseeflotte haben wir die stärksten Stützen unseres Ansehens in der Welt zertrümmert.

Dem Andenken der Flagge schwarz-weiß-rot hat Admiral Scheer sein Buch geweiht. Unser heißester Wunsch muß es bleiben, daß die alte Flagge, die uns auch im Weltkriege viel Ruhm gebracht hat, dereinst wieder zu Ehren komme. Sie war das Symbol, unter dessen Schutz Deutschland groß und stark geworden war. Der vollzogene Flaggenwechsel ist nichts anderes als das äußere Zeichen der Abkehr von gesunden, aufwärts führenden Bahnen. Möchte unser Volk bald zu ihnen zurückfinden.



Weltspiegel

Italien. Eines Tages treten, um die lange Kette immer neuer Streiks ja nicht abbrechen zu lassen, wegen irgendeiner Maßregelung die römischen Postbeamten in den Ausstand. Aber, vorsichtiger als das letzte Mal, da eine wahllos zusammengeraffte Schar von zum Teil auf die Beiträge der Gelbbriefe lüsternden bürgerlichen und kleinbürgerlichen Elementen wenigstens den Anschein erweckte, als ob die Post trotz des Ausstandes weiter funktionierte und dadurch dem Ansehen der Streikenden beträchtlich Abbruch tat, blieb man diesmal nicht zu Hause, sondern besetzte das Postgebäude, um durch fleißiges Herumstehen zu verhindern, daß Streikbrecher Dienst taten. Militär wird aufgebeten, das Postgebäude zu räumen. Geschimpf und Schießerei, etliche Tote und Verwundete. Selbstverständlich — wozu leben wir im Zeitalter des Parlamentarismus — Interpellation. Da aber die Regierung die Debatte über das Budget des Inneren nicht unterbrechen lassen will und die Vertrauensfrage stellt, die Popolari, die Katholische Volkspartei, aber nicht zugeben wollen, daß sich die Sozialisten der Sache des Volkes wärmer annehmen als sie selber, tun sich Popolari und Sozialisten zusammen und stürzen das Kabinett. Peinlichste Lage für den Außenminister Scialoja, der sich in Ballanza grade, Wilson zum Trost, mit den Südslawen an den Verhandlungstisch setzen will. Verwirrung und Überraschung bei allen Parteien des Parlaments. Nur Mussi bleibt ruhig, heiter und zuversichtlich. Haben die Popolari mich gestürzt, denkt er, so sollen sie mal selber sehen, was

regieren heißt und rät dem König zunächst, Meda, den Führer des rechten Flügels der Popolari, mit der Kabinettsbildung zu betrauen. Aber die Popolari kneifen. Kabinette stürzen, das können sie, aber wozu sollen sie sich durch Übernahme der Verantwortung in einer nach innen wie nach außen hin so schwierigen Lage unpopulär machen? Ohnehin sind sie, um ein Kabinett nur aus sich heraus zu bilden, zahlenmäßig zu schwach. Sollen sie sich durch Bündnis mit Liberalen und Freimaurern um die Sympathien des Volkes bringen? Sollen sie sich mit den Sozialisten verbinden, die bolschewistisch gesinnt sind? Nichts da, der Sieg gehört dem, der warten kann. Wieder wendet sich der König an Nitti. Der rät, ebenso wie Tittoni und Orlando, diesmal zu Bonomi, seit Vissoletti's Tode das Haupt der kleinen Gruppe der Reformsozialisten. Aber Bonomi, der frühere Kriegsminister, ist als Faskist den in vielen Parteien zerstreuten Giolittianern nicht recht, und auch den Popolari, die gegen alles Kriegsgeschrei sind, nicht genehm. Ihr Parteisekretär Micheli schreibt ihm zwar einen schönen Brief, daß man ihn, solange er nichts dem Parteiprogramm Widersprechendes unternehmen wird, unterstützen werde, aber in sein Kabinett könne man nicht eintreten. Mit einer so wackligen Zustimmung kann selbst Bonomi's Ehrgeiz sich nicht zufrieden geben. Schon beginnt man von Giolitti zu sprechen, der zwar den ehemaligen Interventionisten wegen der dann drohenden Untersuchung über die Verantwortlichkeit für den Krieg nicht geheuer ist, im Grunde aber immer noch als der kommende Mann gilt. Der aber, ehe nicht die Adriafrage beglichen ist, hält sich vorsichtig zurück. Da wendet sich der König, wiederum auf Rat Tittoni's und Orlando's, noch einmal an Nitti, dem es dann endlich gelingt, den Popolari zwei Portefeuilles, Ackerbau und Krieg, und vier Unterstaatssekretariate (Kolonien, Bauten, Handel, befreite Provinzen) aufzudrängen, wohlverstanden gegen beträchtliche Konzessionen, sein Kabinett dann durch Liberal-Demokraten, Radikale und Giolittianer, darunter den Bufenfreund Giolitti's, Peano, zu vervollständigen. Allerdings kann niemand behaupten, daß dieses dritte Kabinett Nitti auf festeren Füßen stünde als das erste oder zweite — im Grunde bedeutet es nichts anderes als daß im bisherigen rüttelnden Trott fortgewurstelt wird. — Aber es ist wenigstens vermieden, daß durch vorzeitige Auflösung der Kammer neue Unruhe in das schwer heimgesuchte Land getragen und der außenpolitische Kurs in seiner Stetigkeit unterbrochen wird. (S. Nachwort.)

Daß diese Vorgänge mehr bedeuten, als daß das von Anfang an auf unsicheren Füßen stehende Kabinett durch eine Zufallsabstimmung gestürzt worden ist, beweisen die Schwierigkeiten der Neubildung. In welchen Umständen aber diese tiefere Bedeutung zu suchen ist, weiß mit Sicherheit kein Mensch, weshalb man gut tun wird, verschiedene Ursachen anzunehmen. Zunächst ist nicht ausgeschlossen, daß Nitti selbst einen ungefährlichen Moment benutzte, sich durch den Nachweis seiner Unentbehrlichkeit für die kommenden wichtigen außenpolitischen Entscheidungen auf diese Weise ein neu gefestigtes Fundament zu schaffen. Die Unzufriedenheit der römischen Beamten ist keine so wichtige Angelegenheit, als daß der sehr geschickte und parlamentarisch erfahrene Ministerpräsident darüber hätte stolpern müssen. Es ist also recht wohl möglich, daß er, ehe es ihn in einem außenpolitisch bedenklicheren Zeitpunkt haschte, der Welt und seinen Kollegen zeigen wollte, wie zwecklos es sei, ihm unnötige Schwierigkeiten zu bereiten und daß im Grunde augenblicklich niemand anders zum Regieren da sei. Auch daß sich die kabinettstürzende Partei sogleich der Verantwortlichkeit zu entziehen suchte, war ja keineswegs geeignet, ihr Ansehen zu heben, und möchte eine heilsame Warnung vor leichtsinniger Wiederholung ähnlicher Manöver bilden.

Dann aber müssen wir fragen: cui bono? Wem vor allem mußte daran gelegen sein, Nitti zu stürzen? Nicht einmal die Sozialisten, gegen die Nitti angeblich nicht mit genügender Energie vorging, hatten so viel Interesse daran wie die Franzosen. Seit San Remo hat in Frankreich nicht einmal Lloyd George eine so schlechte Presse wie Nitti und wenn die Erbitterung der Journalisten nicht in hellen Flammen ausschlug, sondern vorsichtig umschleierte wurde,

so ist man berechtigt, zu schließen, daß eben, — andere Kräfte bereits am Werke waren. Und auf wen liegt es nun näher zu raten als auf den in allen Künsten der Intrige lang erfahrenen, überaus zähen und geschickten Politiker, einen der besten politischen Techniker Frankreichs: seinen Gesandten in Rom, Barrère. Bevor wir uns jedoch näher mit ihm beschäftigen, müssen wir einiges über die merkwürdige Partei der Popolari sagen.

Es ist bekannt, daß hinter den Popolari der Vatikan steht. Nicht in der Weise natürlich, daß sich dies dokumentarisch beweisen ließe. Der Zusammenhang ist im Gegenteil mehrmals offiziell abgeleugnet worden. Aber der Umstand, daß der Vatikan seine Anhänger ausdrücklich aufgefordert hat, an den Wahlen zu diesem Parlament teilzunehmen, daß Darlegungen des „*Osservatore Romano*“ zu wiederholten Malen und in auffälliger Weise Tendenzen verrieten, wie sie ganz ähnlich oder ebenso innerhalb der Partei der klerikalen Popolari zum Ausdruck kamen, daß hervorragende Mitglieder der Partei, darunter der Führer Don Sturzo selbst, Priester sind, daß endlich der „*Osservatore*“ die letzte Aktion der Partei ausdrücklich getadelt hat, bilden genügende Anzeichen für die verborgene Zusammenarbeit. Ja, man kann sagen, daß die Bildung der Popolari-Partei selbst letzten Endes nichts anderes ist, als der erste Schritt des Vatikans zu einem erneuten Eingreifen in die Weltpolitik, der Beginn einer neuen Phase vatikanischer Politik überhaupt. Der Zeitpunkt war einerseits nicht ungünstig, andererseits drängten die Verhältnisse. In allen Entente-Ländern hatte die rationalistische Demokratie vor der Diktatur zurückweichen müssen, was über kurz oder lang ja wohl auch in dem innerpolitisch noch unklaren Deutschland eintreten kann, während der kapitalistische Liberalismus sich als unfähig erwies, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Gleichzeitig erhob sich gegen Nationalismus und liberalen Utilitarismus die religiös-mystische Woge des Bolschewismus, der, obwohl selbst von utilitaristischem Nationalismus infiziert, doch alle tief im Volke verborgenen, noch unverbrauchten, aufbauenden Kräfte eines neuen Idealismus zu sammeln drohte. Wollte nun der Vatikan den bereits vor dem Kriege (Frankreichs Trennung von Staat und Kirche) zurückgedrängten, durch seine vergeblichen Friedensvermittlungsaktionen weiter beschränkten Einfluß wieder stärken und ausbreiten, so brauchte er nichts weiter zu tun, als, sich auf die infolge der Kriegsgreuel neu ausgelösten religiösen Kräfte stützend, dem am Horizont heraufkommenden Rettungsschiff des Bolschewismus den Wind aus den Segeln zu nehmen. Der Vatikan erkannte klar, daß die Kirche, die sich bisher auf den rationalistisch und kapitalistisch organisierten Staat gestützt, jedenfalls sich mit ihm abgefunden hatte, im Begriff war, mit dieser Macht unterzugehen und sich retten mußte, indem sie sich der neuheraufkommenden Strömung für ihre Zwecke bemächtigte. So entstand die Partei der Popolari, deren linker von Miglioli geführter Flügel weit radikaler ist als der rechte Flügel der offiziellen Sozialisten und im Grunde nichts ist als Bolschewismus in klerikaler Form. Und wenn auch diese Richtung auf dem Neapeler Parteikongreß mit 27 600 gegen 106 769 Stimmen unterlegen ist, so ist das Programm dieser jungen sehr gut organisierten, sich auf 251 740 eingetragene Mitglieder und 1 175 249 Wahlstimmen stützenden Partei mannigfaltig und radikal genug, um nicht nur dem Liberalismus, sondern auch den Sozialisten das Wasser abzugraben. Die Gewähr dafür, daß das gelingt, liegt aber gerade in dem Umstand, daß die Popolari offiziell mit dem Vatikan nicht das geringste zu tun haben, daß sie mithin auch jene Kräfte an sich ziehen können, die, wenn auch nicht klerikal, doch auch nicht antiklerikal sind und erkannt haben, daß der Liberalismus abgewirtschaftet hat und daß Land nur durch großzügige und weitgehende Reformen gerettet werden kann.

Nun ist aber gewiß, daß nichts die Kraft einer Partei mehr schwächt als vorzeitiger, lediglich auf die Bruchigkeit anderer Parteien zurückzuführender Erfolg. Gelangen die Popolari schon jetzt zur Macht, so stärken sie unter den gegenwärtigen schwierigen Umständen die Opposition der Sozialisten und ziehen sich

obenbrein den Widerstand aller nationalistischen Kräfte zu. Taktisch richtiger scheint es, das vorläufige Wachsen oppositioneller Strömungen zu überwachen und auf die eigene Parteimühle zu lenken, deren Ansehen man inzwischen durch Erringung einzelner Vorteile hebt. So haben sie allerdings eine Machtprobe abgelegt, aber selber die Verantwortung noch nicht übernommen, andererseits jedoch ihre Teilnahme am Kabinett, die ja nicht gerade wichtige Posten umfaßt, nur gegen das Zugeständnis der Freiheit der Schulen, Anerkennung der „weißen“ (christlichen) Arbeiterorganisationen sowie deren Teilnahme an der Bildung von Arbeitervertretungen zugesagt. Ohne also schon selber regieren zu müssen, hat die Partei bereits wichtige Punkte ihres Programms durchgesetzt, gegen die Ritti sich bisher gesträubt hatte, und ihren Einfluß bedeutend verstärkt.

Aber die Aktion des Vatikan beschränkt sich keineswegs auf Italien allein. Bekanntlich sind auch in Frankreich die Kräfte, die gegen die parlamentarische Routine, gegen freimaurerischen Liberalismus, sogar gegen Republikanismus reagieren, im Wachsen begriffen. Hinzu kommt, daß Frankreichs außenpolitische Stellung besonders im Orient nicht so glänzend ist, die Unterstützung des Vatikan (um die sich sogar England und Amerika bemühen) entbehren zu können. Man will aber in Frankreich innerpolitisch zwar die kirchenfeindliche Politik aufgeben, sucht aber gleichzeitig damit außenpolitische Vorteile zu erringen (u. a. auch die Übertragung der unter spanischem Einfluß stehenden Missionen in Marokko auf Frankreich). Man ernannt zwar einen Botschafter beim Vatikan, Sanotaur, behält sich aber immer noch die Möglichkeit vor, ihn zurückzuziehen, was jederzeit geschehen kann, falls Kammer oder Senat den Budgetposten für die Gesandtschaft nicht bewilligen. Aber nicht auf den Vatikan allein beschränkt sich die Aktion Frankreichs, man nähert sich gleichzeitig, wozu das Fest der Kanonisation der französischen Nationalheiligen Jeanne d'Arc vortreffliche äußere Gelegenheit bietet, den Popolari. Nicht nur den Vatikan will man gewinnen, auch die Klerikalen Kräfte des italienischen Parlamentes. Man will den Klerikalismus benutzen, um, gestützt auf eine Wiederannäherung an Italien, England gegenüber eine energische Mittelmeer- und Orientpolitik durchführen zu können. In diesem Sinne haben in den letzten Tagen die Abgeordneten Vossard und Linguy du Pouet mit Mitgliedern der Popolari Fühlung genommen und durch „Dabas“ erklären lassen, es sei gelungen, über die Hauptpunkte eines Programms einig zu werden, dessen Verwirklichung von besonderer Bedeutung für das gute Einverständnis und die Einigkeit unter den Völkern lateinischer Rasse, zumal Frankreichs und Italiens auf sozialem, intellektuellem und politischem Gebiete sei. Die bereits bestehenden Beziehungen zwischen italienischen und französischen sozialen Organisationen würden vertieft werden. Vielleicht würden eines Tages auch in Frankreich die katholischen Kräfte mächtig genug werden, um die Massen den Einflüssen eines gewissen Sozialismus freitig machen zu können. Frankreich habe das größte Interesse daran, die Entwicklung der Parteien in Italien genau zu verfolgen, um jede Gelegenheit, den beiden Ländern zu nützen, ergreifen zu können. Diese Erklärung steht mit der, die der General von Castelnau dem Vertreter des „Corriere d'Italia“ gab, auf derselben politischen Linie. Zwei Völker, äußerte er, mit so viel gemeinsamen Grundlagen hätten die Mission, in der Welt den lateinischen Geist zu entwickeln und seinen Einfluß zu verstärken. Keineswegs sei Frankreichs Annäherung an den Vatikan den Interessen Italiens zuwider, im Gegenteil könnte angesichts der neu erwachenden Religiosität sowohl Italiens wie Frankreichs kein Augenblick zur Herstelllung einer Entente cordiale zwischen den Katholiken beider Länder günstiger sein.

Und hier ist nun der Punkt, wo wahrscheinlich dem französischen Botschafter die Gelegenheit, einen ganz großen Schlag zu führen, selten günstig erschienen ist. Die Kombination war die: die französischen Klerikalen sichern sich durch Annäherung an die italienischen Einfluß auf den Vatikan. Der Vatikan verstärkt seinen Einfluß auf Frankreich, wenn er auf die Annäherungsaktion der Klerikalen hin Frankreich außenpolitische Vorteile einräumt, die das Ansehen der französischen

Klerikalen in Frankreich selbst erhöhen. Was bedeuteten aber all diese zwar wichtigen, aber noch in weitem Felde liegenden Erfolge gegen den naheliegenden und sofort greifbaren Vorteil, wenn es gelang, Ritti, den Gegner von San Remo, zu stürzen. Welche Drohung für den Nachfolger, welcher Erfolg, wenn dieser Nachfolger etwa, da mit Giolitti's Zurückhaltung, ehe nicht aus Ballanza greifbare Resultate vorlagen, sicher gerechnet werden konnte, Bonomi war, der als Fasziist ein Interesse an einer imperialistischen Lösung der Spa-Probleme haben mußte. Der Zeitpunkt war selten günstig. Das Kabinett war niemals sicher, die Sozialisten und die durch die bevorstehenden Kompromißverhandlungen mit den Südslawen heftig beunruhigten Nationalisten waren unbedingte Gegner Ritti's; unter den Bürgerlichen gab es so manchen, der des Ministerpräsidenten nachgiebige Haltung gegen die Sozialisten mißbilligte; die Popolari verlangten nach einer Gelegenheit, taktische Vorteile zu erringen, hatten vielleicht auch im letzten Augenblick wegen der in Kreisen der dalmatinischen Geistlichkeit hervortretenden Neigungen, sich den südslawischen Orthodoxen zu nähern, Bedenken, Dalmatien in dem Maße aufzugeben, wie es in Ballanza geschehen wäre. Erlangte man, wenn auch nur für einen Augenblick, gegen das Versprechen einer ausgesprochen klerikalen französischen Politik, die auch dem Vatikan zugute kommen mußte, mehr, so war eine nie wiederkehrende Gelegenheit geboten, das bevorstehende Ringen in Spa schon mehr als zur Hälfte zu gewinnen. Barrère benutzte die Situation, gab den Anstoß, und Ritti stürzte. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sich diese Zusammenhänge nicht beweisen lassen, aber die oben erwähnten Annäherungsbestrebungen sowie die sofort nach Ritti's Kabinettsbildung auftauchenden Gerüchte von Barrère's beabsichtigtem Rücktritt sowie die wütenden Angriffe einzelner italienischer Blätter gegen ihn sprechen bereits genug.

Es zeigte sich jedoch alsbald deutlich, daß mit Intrigen die Politik vielleicht gefördert, aber nicht gemacht wird. Es konnte Barrère gelingen, einige Stimmen mehr, vielleicht gerade die entscheidenden, zu gewinnen und durch geschickte Kombination einen Augenblickserfolg zu erringen, aber es gab in der sehr großen und Politiker verschiedenster Geistesrichtung umfassenden Popolarenpartei Männer genug, die nicht gesonnen waren, um augenblicklicher Erfolge einer Klerikalen-Politik willen, die sich über kurz oder lang sowieso ergeben müssen, die pazifistische Gesamtpolitik der Partei durch wenn auch nur indirekte Unterstützung des französischen Imperialismus in Frage zu stellen. Und der Vatikan, der die hiesköpfige Umsturzaktion der Popolari, die keineswegs geschlossen gegen Ritti stimmten, am nächsten Tage im „Osservatore“ tadelte, bewies, daß er keineswegs geneigt sei, sich überrumpeln zu lassen. Die Popolari heimsten ein, was sich an taktischen Vorteilen bot und ließen sich dann bereit finden, mochte auch Frankreich scheel dazu sehen, Ritti von neuem zur Macht zu verhelfen.

Nachschrift. Obige Zeilen waren bereits seit acht Tagen gesetzt, als die Nachricht vom abermaligen Sturz des Kabinetts Ritti eintraf. Zu Fall gebracht haben ihn diesmal die gleich Hobbsposten von allen Seiten zugleich hereinbrechenden Nachrichten von Italiens geringem Anteil an der deutschen Kriegserntschädigung, von Araberunruhen in Tripolis, von fluchtartigem Zurückgehen der italienischen Truppen in Albanien, die Unzuverlässigkeit der Radikalen und der parlamentarischen Freimaurer, die gegen zu weitgehendem Einfluß der Popolari waren, die Opposition der Sozialisten in der Frage der (über kurz oder lang doch unvermeidlichen) Brotpreiserhöhung, seine scharfe Unterdrückung der nationalistischen Unruhen in Rom, die man im wesentlichen d'Annunzio und seinen Freunden wird auf die Rechnung schreiben müssen, vor allem aber wohl eine kurz nach der Neubildung erfolgte programmatische Erklärung Giolitti's, die ungeheures Aufsehen erregte und allgemein als Kandidatur für den Ministerpräsidentenposten aufgefaßt wurde. Mit diesem Programm, das neben großen Kapitalsteuern für eine Art Neutralisierung Dalmatiens eintritt, würde Giolitti heute eine Mehrheit im Parlament zusammenbringen können, größer als sie Ritti je gehabt hat. Da die Sozialisten keine große Neigung verspüren, jetzt schon zur

Macht zu gelangen, wäre es möglich, daß einem Kabinett Giolitti sogar eine gewisse Dauer beschieden wäre. Das unvermutet rasche Hervortreten Giolittis aber ist mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Gegenzug italienischer Außenpolitik gegen die oben angedeuteten französischen Bestrebungen aufzufassen. Mit Giolitti sind die Möglichkeiten vorläufig erschöpft, es bliebe nur Auflösung, deren Ergebnisse bei der gegenwärtigen Lage ungewiß wären, aber kaum bedeutende Veränderungen bringen würden, oder irgend ein bedeutungsloser Rückenbühler.

Menenius



Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Bågon 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigelegtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme
(Umschulung). Insbesondere Vorbereitung auf die Einjährigen-,
Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Bücherliste

Weber-Nieb. Allgemeine Weltgeschichte. 3. Auflage. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig. 1919. Geh. M. 26, geb. M. 30.

Ein gewissenhafter Sachhistoriker hat sich des berühmten Hausbuches angenommen, um durch fleißige Erneuerungsarbeit der heutigen deutschen Familie Entsprechendes zu bieten, wie bereinigt der „alte“ Weber.

Haenichen, Wilhelm Oberst a. D. Warum haben wir den Krieg verloren? Ein Beitrag zu Tirpitz' Erinnerungen. Verlag Hellmann, Leipzig. 1919.

Der Deutsche weiß heute noch in der Regel nicht, weshalb der Krieg so entsetzlich geendet hat. Einen der Hauptgründe — allerdings ist es der einzige nicht — beleuchtet Haenichen in origineller Weise, den Rüstungs- und Flotten. Man lese jetzt dazu das englische Admiralswerk und die Erinnerungen Lord Githers und Jellicoe's.

Francis, Philip. Das Gift in Amerikas Becher. Überlegt und eingeleitet von Graf E. Reventlow. 1920. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. M. 3.

Philip Francis hat die gigantische Propaganda Englands genau kennen gelernt, welche die Vereinigten Staaten zur Aufgabe ihrer Neutralität gezwungen hat. Die Schrift wirkt ein Schlaglicht auf die neuerdings in den Vereinigten Staaten erwachte Stimmung, daß das amerikanische Volk durch Großbritannien und seine raffinierte Propaganda hinter List geführt worden ist, und stellt fest, daß nur die internationalen Geldherrscher die Räter dieser Propaganda und die Urheber von Amerikas Eintritt in den Krieg gewesen sind.

Jacquot, Paul, Major im Generalstab der französischen VII. Armee. General Gérard und die Balk. Herausgegeben von Dr. Ritter, Mannheim. M. 7,50. Verlag von Julius Springer, Berlin M.

Das Buch Jacquot's ist als Rechtfertigungsschrift für die Politik Gérards gedacht gewesen, aber zur Anklageschrift gegen den französischen Annexionsismus und Militarismus geworden. Wie peinlich die Veröffentlichungen Jacquot's auf die französische Regierung wirkten, beweist die Tatsache, daß Jacquot sich vor einem Kriegsgericht verantworten muß, während sein Buch auf den politischen Ander gelegt wurde. Dafür wird das Buch manchem Deutschen die Augen über die wahren Ziele der französischen Abenteurerpolitik öffnen.

Hauffner, Prof. Dr. D. Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte. Verlag von Duell u. Neher, Leipzig. 1920.

Eine bei aller Kürze mitteilungsreiche Programmschrift des bekannten Kulturhistorikers.

Oester, Prof. Dr. x. Friedr. Die Emser Trepse. Ihre Vorgeschichte und ihre rechtlich politische Bedeutung. In Ab. I Heft 2 der „Volkshochschule“ herausgegeben von Dr. H. Pilz. Verlag von Rabig u. Männich, Würzburg. 1920.

Eine nützliche Darstellung des geschichtlichen Hergangs, jedem empfohlen, der nicht an der Krankheit der nationalen Selbstbezüglichung leidet.

Hoffmann, Erwin. Straßennamen und Städtebau. Gebrüder Remminger, G. m. b. H. Würzburg. 1919.

Die Erweckung lebendigen Heimatstolzes wird in erster Linie bei den Denkmalern anzuknüpfen haben, die uns als Zeugen einer reichen Überlieferung in unserem täglichen Leben umgeben. Der Verfasser dieser feinsinnigen und liebenswürdigen Schrift versteht es, aus den vielfach unverständlichen Straßennamen ein Bild der bunten Vielfalt mittelalterlich-städtischen Lebens hervorzuzaubern. Beschämend kommt uns zum Bewußtsein, wie wenig organischer Zusammenhang zwischen den modernen Straßennamen und unserem Zeitempfinden besteht.

Hoffmann, Dr. Karl. Westpreußen als Sinnbild. Hr. Bilg. Grunow, Leipzig. 1920.

Die kleine gedankenreiche Schrift unseres geschätzten Mitarbeiters ist in diesen Wochen besonders aktuell, wo unser Volk viel mehr, als es geschieht, auf den Ausfall der Abstimmung der Grenzgebiete von Westpreußen und Ostpreußen eingewirkt sein sollte. Mit den Ansprüchen Polens setzt sich der Verfasser auseinander, indem er seine Darlegungen auf die gute Grundlage geopolitischer, ethnopolitischer und historischer Beweisgründe für Westpreußens Deutschum stellt. In der verlogenen Phrasenpolitik, mit der Polen unter Förderung der Entente unser gutes Recht brutalisiert, wird Westpreußen in der Tat zum Sinnbild für das halbtragische, halbverdiente Geschick, das unser Volk mit dieser Niederlage betroffen hat.

Hilker, Otto Prof. Dr. Einführung in die Wissenschaft vom Recht und Staat. G. V. Beck, München. 1920. Gehftet M. 17,—, gebunden M. 24,—.

Die Schrift wendet sich nicht nur an den werdenden Juristen, sondern an Gebildete aller Berufe, die in gedrängter fachlicher Darstellung eine Einführung in diese Wissenschaft suchen. Die Darstellung umfaßt das ganze Gebiet, nimmt im Staatsrecht bereits auf die Verfassungsbewegung nach der Revolution Bezug, gibt auch einen Überblick über die geschichtliche Rechtsentwicklung und bezieht auf die Fragen des Rechtsbewußtseins mit ein. Als Handbuch mittleren Umfangs dürfte das Werk für alle, die auf diesem wichtigen Gebiet Belehrung suchen, von Wert und Interesse sein.

Hausenklein, Wilhelm. Vom Geist des Barock. R. Piper u. Co., München. 1920.

Das wiedererwachende Verständnis unserer Zeit für die lange verkannte Barockepoche, das sich auf allen Kulturgebieten äußert, tritt auch in dieser Schrift in Erscheinung. Sie geht über die Stilanalyse im Sinne Wölfflins hinaus und sucht zu den seelischen Hintergründen vorzudringen. Freilich gelangt sie damit in ein Gebiet, das sich exakter Forschung verschließt und dem Individualismus der Deutungsverfuche breiten Raum gibt. Das Buch ist mit einer Reihe sehr wertvoller Bildbeigaben mit der Fleißigkeit ausgestattet, die dem bewährten Verlag eigen ist.

Notizen

Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859—82), herausgegeben von L. Maschbau, werden demnächst in zwei Bänden im Gesamtumfang von rund 500 Seiten zum Preise von etwa 80.— M. und Teuerungszuschlag erscheinen. Der hier beiliegende Prospekt des Verlages von Reimar Hobbing in Berlin SW. 48, sei besonderer Beachtung empfohlen.

Voraussetzungen und Veranlassungen

für

Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik

Preis M. 1.80

von Dr. Maximilian von Hagen

Preis M. 1.80

25% Teuerungszuschlag

„Jedem, der sich für die politischen und handelswirtschaftlichen Umstände interessiert, unter denen das Deutsche Reich seine Kolonien erworben hat, sei die Hagensche Broschüre aufs angelegentlichste empfohlen. . . . Klar und äußerst verständlich sind die politischen Beziehungen der Großmächte, der Widerstreit ihrer Interessen in den fremden Erdteilen dargelegt, . . . fesselnd die diplomatischen Aktionen, mit denen Bismarck, genial wie immer, sie gegeneinander aufzubieten mußte. . . .“

(Deutsche Kolonialzeitung)

R. F. Roehler, Abteilung Grenzboten, Leipzig u. Berlin



Der Offizier und die Zukunft

Von Fritz Kern

1.



n der Geschichte der lebendigen Wesen wird ungezählte Male eine Art, seien es Pflanzen, Tiere oder Menschen, die sich ihren Lebensbedingungen angepaßt und ihre Zweckmäßigkeit durch Vererbung wunderbar vervollkommen hatte, durch eine plötzliche Revolution dieser Lebensbedingungen vor die Aufgabe gestellt, in sprunghafter Umbildung und Regeneration sich der neuen Umwelt anzupassen. Gelingt ihr das nicht, so stirbt sie aus. Dabei sind hochspezialisierte Arten, die sich in langer Entwicklung einem ganz besonderen Zweck hingegeben hatten, zu der Umstellung weit weniger imstande als solche, bei denen ohnehin die Gleichgewichtslage auf normaleren Lebensbedingungen beruhte. Der Landmann überdauert als Typus alle Krisen; wie hilflos steht der Gelehrte und Künstler vor dem Untergang, wenn der soziale, wirtschaftliche und kulturelle Organismus, der ihn als ein höchst arbeitsteiliges Organ ausgebildet oder als einen liebenswürdigen Schmarotzer geduldet hat, ihm jäh die Nahrung entzieht. Er ist nicht imstande, sich zu einem Organ des veränderten, auf verengte Ziele eingestellten Volkstörpers umzubilden, ist auch nicht imstande, außerhalb dieses Volkstörpers sich frei zu ernähren. Er verfällt dem Schicksal aller der Lebens- und Kulturtypen, deren tote Reste unsere Museen sammeln.

Ein edler Baum im Walde der Menschheit, das deutsche Volk, wurde durch Arzthiebe von außen und durch inneren Zerfall totkrank. Keines seiner Organe aber ist wunder geschlagen als der Offizierstand, im Staate der erste Stand, weil vor allem er ihn geschaffen und durch seine Leistung in den letzten zweihundert Jahren das alte Elend der deutschen Staatlosigkeit ausgelöscht hatte. Nun zerbrach der Staat, und in dem, was an seiner Stelle wucherte, fand jener Stand keinen Platz mehr, nicht mehr den ersten und als solcher kaum einmal mehr den letzten.

Die Tragik des deutschen Staates, der ein halbes Jahrtausend zu spät entstand, ist es, daß er noch nicht getragen war vom Gemeingefühl aller Teile des Volks. Die Sippeninstinkte der Stämme, Parteien, Konfessionen und Berufsschichten waren noch stärker als das Gemeingefühl. So wurde der preußisch-deutsche Staat, das Werk seiner Könige, Offiziere und Beamten, von vielen Deutschen als eine halbe Fremdherrschaft empfunden und nach echtdeutscher Art fast unwilliger, jedenfalls ungeberdiger getragen als eine wirkliche Fremdherrschaft. Im Weltkrieg sprachen es Sozialdemokraten oft aus: „Nur um Gotteswillen keinen deutschen Militärsieg“ und handelten danach. Heute erträgt eine deutsche Regierung ohne Widerspruch, daß Belgier und Franzosen den Deutschen im besetzten Gebiet das Lesen eines Teiles unserer Nationalliteratur verbieten; handelt es sich doch teilweise um Bücher, die mit preußischen Königen und Siegen zusammenhängen, und gegen beide empfand ja die heutige Regierung mit dem Außenfeind, wie Segest mit den Römern gegen Arminius. Und heute, wo wir entwaffnet sind als die Hindus, dürfen Regierungsparteien in ihren Wahlplakaten noch gegen die bildlich dargestellte Hydra des „immer aufs neue zu besiegenden“ preußisch-deutschen Militarismus kämpfen. Der Offizierstand war von Beginn bis 1918 als Instrument gebildet in der Hand eines Führers und hatte sich stolz als Instrument gefühlt, wollte weiter nichts sein. Der Führer ist nicht mehr, seine Wiederkunft vom äußeren und inneren Gegner nach Möglichkeit versperrt. Was ist ein Instrument ohne Hand, die es führt? Schlimmer noch: Die Lebenslust des Offiziers war nicht persönlicher Gewinn oder Genuß, sondern die Wohlfahrt und Ehre der Blutsgemeinschaft, der er diente, deren Wohlergehen ihn selber trug, deren Gefahren er mit seinem Leben, seiner Kameradschaft, seiner Ehre abwehrte. Darum ist schlimmer als die Vernichtung seines Standes, seines Berufes, seines persönlichen Wohlergehens für den Offizier das Versinken der Atmosphäre von Staat und Volk, in der allein er atmen gelernt hat, das Versinken des tätig freien, gemeinschaftlich fühlenden, ehrliebenden deutschen Geistes.

Kann der Stand oder doch der Geist, aus dem er jederzeit wieder sich neuzubilden vermöchte, diesen in der Geschichte fast beispiellos raschen und tiefen Sturz überdauern?

2.

Was kann dem einzelnen geschehen? Wer als Offizier diesen Krieg und das Ende des freien deutschen Staates, damit seinen eigenen Beruf überlebt hat, verkrümmert entweder, wie so viele andere edle Zweige des deutschen Volkstums heute welken und dahinsiechen. Oder er vermag noch dem neuen Leben sich anzupassen, ein Teil als Berufsarbeiter in der kleinen Polizeitruppe, die uns geblieben ist, ein größerer Teil untertauchend in dem bürgerlichen Leben, das jetzt nach dem Zusammenbruch mit zahllosen umgestellten Existenzen und ungewisser Zukunft durcheinanderbrodelte. Immer noch leichter als der Gelehrte oder Künstler hat es der Offizier, sich anzupassen. Sein Beruf hat ihn praktisch, vielseitig im Umgang mit Menschen erzogen. Selbst seine Feinde geben zu, daß er, der zu gehorchen und zu befehlen gelernt hat, dessen Vorzüge vor dem Nichtberufsoffizier die vier Jahre des Frontlebens neu bestätigt haben,

durch seine Entschlußkraft, Zuverlässigkeit, Kinderstube, Selbstbeherrschung und die Gewöhnung, Persönlichkeit einzusetzen, jetzt ein kostbares Ferment des bürgerlichen Lebens wird, nun er in so vielen noch jugendfrischen Exemplaren in die bürgerliche Menge eintaucht. Freilich, den Instinkt des Geldverdienens hat er nicht ausgebildet; er hat immer mehr mit seiner Person gezahlt; die meisten haben sich großgehungert, wie ihr Preußischer Staat auch, die begüterten haben das Familienvermögen selten gemehrt, und so sind sie, mit diesen ungeschäftlichen Instinkten im heutigen gerissenen Getriebe nur selten berufen, jene Macht zu bilden, die aus Besitz erwächst. Die große, noch unorganisierte Gemeinschaft der neuen Armen enthält einen Stamm tapferer Offiziersfrauen, die äußerlich in das Proletariat hinabgesunken, unter Notdurft und Arbeit, wie sie die Armut aufbürdet, frisch und unverzagt ihre Kinder in den selten gewordenen Idealen einer aufopfernden Führerschicht erziehen und säuberlich den alten Kulturstand wahren . . ., solange die letzte Kraft noch reicht. Die Psychologie des Festbesoldeten, durch Ehre, nicht Gewinn Entschädigten läßt sich nicht sobald umstellen, und man will ja auch gar nicht seine Kinder an die neue Schieberaristokratie Deutschlands anpassen. Man will lieber wie die Geusen innerlich frei und ungebrochen seine Überlieferungen wahren und eine unsichtbare Kirche der an Deutschlands Zukunft Gläubigen bilden. Noblesse oblige, Abel in Elend verpflichtet auch noch, und die Offizierskinder, die heute im alten Geist, obwohl ohne die alte Zukunft, erzogen werden, sind unsere Hoffnung, wie die Kinder der Beamten und des sonstigen schwerbedrängten geistigen Mittelstandes überhaupt.

Nicht wenige Offiziere haben sich schon gründlicher umgewöhnt. Die Erfahrung wird zeigen, ob die Offiziere, die jetzt teils aus Verzweiflung, teils aus einem etwas subalternen Konjunkturverstand als Müllkutscher, Pferdebediente oder Holzfäller allerdings mehr verdienen als ihre gleichaltrigen Kameraden in Bureaus, für die Zukunft der Nation noch etwas bedeuten. Am besten doch, der Offizier sucht sich Stellungen, wo seine Fähigkeit, zugleich zu befehlen und zu gehorchen, seine Tatkraft und Bildung erneut zum Tragen kommen. Die deutsche Industrie hat Verständnis für diese Eigenschaften, unsere künftigen Auslandsbeziehungen zählen besonders auf den Marineoffizier Tirpitzscher Schule, und wenn auch die jammervolle Überhäufung mit Menschen, an der wir leiden, seit uns der Ausgang zur Welt verstopft ist, und die alte Abneigung gewisser großstädtischer Kreise gegen den „Militarismus“ die Berufsuche zu einem Dornenweg macht, so ist doch selbst der Nachteil eines altadligen Namens für den Energischen kein unüberwindliches Hemmnis. Menschenkenntnis und die Gabe der Menschenbehandlung setzt sich irgendwie durch.

Die Umstellung des früher grundsätzlich unpolitischen, richtiger überpolitisch-nationalen Offiziers auf die Politik hat schon im Weltkrieg begonnen, als die Ratlosigkeit unserer beamteten und die Instinklosigkeit unserer parlamentarischen Politiker das Große Hauptquartier zwang, gegen Überlieferung und Neigung Politik zu machen. Viele Fehler sind da begangen worden, auch einfache Anfängerfehler, die doppelt schmerzen, weil unzulängliche Anpassung an die nicht-begriffene politische Sphäre, wie etwa bei Oberst Bauer, den Gegnern des Offizierstandes reichliche Handhaben der Kritik lieferte. Nur selten kommt

in Deutschland das warme Herz und der kühle Kopf in der Politik zusammen. Die kühlen Köpfe, aber kalten Herzen durften sich über heißblütig-patriotische, jedoch unklare Offizierspolitik aufhalten. Dabei wird aber die Geschichte niemals vergessen, daß bei allen Fehlern im einzelnen doch der natürlichere Instinkt für das dem deutschen Volk Heilsame bei unseren heißen Herzen, nicht bei unseren kühlen Köpfen lag.

Die innerlich schwerste Umstellung von allen heutigen Trümmern des zersprengten Offizierkorps haben vielleicht die zu leisten, die weiter Dienst tun. Es gibt da zwei Formeln, die für den Charakter gefährlich werden können; man „stellt sich auf den Boden der Tatsachen“ und man „macht mit, um noch Schlimmeres zu verhüten“. Wer sich in der Art eines Major v. Gilsa auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellt, soll nie vergessen, daß Überlieferungen auch Tatsachen sind:

Denkt der Jahrtausende, die waren,
Jahrtausende, die werden sein!

Wer durch Abschwören dessen, was er einst für wahr erkannt hat, der Gesamtheit zu dienen glaubt, prüfe sich ernstlich, wie weit nicht Ehrgeiz oder Familienrücksicht ihn bestimmen.

Was heut die Gasse füllt,
Wird wie die Spreu verweh'n;
Wer heut sein Haupt verhüllt,
Wird einst in Ehren steh'n.

Die Gefahr der falschen Anpassung an die politische Aktion oder an die Pfünde ist vorhanden, letztere mit dem Opfer der Überzeugung, erstere mit dem Verzicht auf die sachmännische spezialistische Gediegenheit der Leistung, die Grundlage aller deutschen Erfolge, verknüpft. Im übrigen aber muß der Offizier sich die Anpassungsfähigkeit für die neue Lage erwerben, und nicht nur privatwirtschaftlich, indem er nach der Vernichtung seiner normalen Lebensbedingungen diejenigen Anlagen ausbaut, welche ihn selbst in der neuen Umwelt lebensfähig erhalten, sondern auch im Sinne seiner alten Verpflichtung gegen die Nation und seines köstlichen Vorrechts, der erste Stand zu sein, der Stand, der vor allen anderen Deutschland geschaffen hat, und der letzte, der es im Stiche läßt. Wie kann der Offizier ein Kapital für die Zukunft der Nation bleiben?

3.

Wäre das deutsche Volk seit 1870 schon so zusammengewachsen, wie wir im August 1914 glaubten, so würde ein Aufschließen alten Habers, ein geistiger Niederbruch wie heute, ein Schmähen der Armee nicht eingetreten sein. Nach 1870 haben die Franzosen mit der Würde und Form, die sie bei allem, was die Nation anlangt, bewahren, eine tiefe, heilige, geschlossene Bruderstimmung gefunden: „Nur nichts Böses über die unglückliche Armee, unsere einzige Hoffnung.“ So verabredete sich ein Volk, das etwas auf sich hält und wieder hochkommen will. An unser Zuhause darf man dabei nicht denken, man schlägt die Augen nieder, vergleicht man damit die ekelhaften Reden, vom Kurfürstendamm bis Wedding, mit denen die Leute unsere Armee schänden, die doch mit anderen

Ehren aus dem Weltkrieg kam als die französische aus dem Siebziger Krieg. Es ist echt deutsch, daß der Philister zehnmal mehr von unwürdigen Elementen in der deutschen Etappe redet als von den Helden in der Front, und hundertmal mehr als von dem gemeinen Vernichtungstrieb der Franzosen und der kalten Grausamkeit der britischen Politik. Mit Haß hatten gewisse Teile unserer Bevölkerung den Offizier im Frieden verfolgt und dem Ausland Nahrung zum Kampf gegen Preußen und seine Armee, die unsere Wohlfahrt bedeutete, gegeben. Heute, wo Armee, Monarchie, Beamtentum und Schule diese sich selbst nicht in Würde und Vernunft behauptende Nation nicht mehr zusammenhalten, weiden sich die vom Militarismus befreiten neuen Sklaven unserer Feinde an Hohn und Verleumdung gegen die verdienten Zeugen und Überreste einer besseren Zeit.

Diesem innerlich zerrüttetsten aller Völker will und soll der Offizier heute dienen. Er, Werkzeug und Ausdruck einer gewesenen Epoche der Staatlichkeit, Zucht, Wohlfahrt, Ordnung, und der stolzen Pflicht vorzuleben und vorzusterben. Das deutsche Volk bedarf bei der Unfestigkeit seines politischen Instinktes in ganz besonderem Maße einer staatlich erzogenen Aristokratie. Die englische „Gentry“ hat im Lauf der Jahrhunderte die ganze Nation nach ihrer Denkweise gebildet. Die deutschen Massen dagegen sind immer geneigt, das Gegenteil zu denken und zu wollen von dem, was die führenden Schichten angeben. Da war es nun für den deutschen Staat von entscheidender Bedeutung, daß die Allgemeinheit so viele Zehntausende von Führern besaß, die eine geschlossene Staatsanschauung und darauf gegründete gesellschaftliche und familiäre Struktur verkörperten. Durch den Reserveoffizier und den Militärantwärtler, durch den so häufig in nationaler Arbeit tätigen inaktiven Berufs-offizier und vor allem durch den kostbaren Nachwuchs, dem das stets gegenwärtige nationale Ideal zur andern Natur geworden war, verbreitete dieser Stand seine sozialen Kräfte wie einen fortgesetzten Strom positiver und erhaltender Wirkungen durch den ganzen gesellschaftlichen Körper der Nation. Nun soll dieses Gegengift gegen auflösende Kräfte vertrocknen. Wenn die Franzosen jetzt die Entwaffnung Deutschlands durchgesetzt haben, lag ihnen nicht nur an der unmittelbaren materiellen Schwächung, sondern ebenso sehr an der Zertrümmerung der Wehrpflicht als Erziehungsanstalt für das ganze Volk, an der Vernichtung der dem deutschen Gesamtwesen so unentbehrlichen Offiziersaristokratie. In der altgermanischen Zeit war nur das kriegerische Gefolgswesen ein Gegengewicht gegen schrankenlosen Individualismus der Volksgenossen. So glaubt heute der Feind mit der Zerschlagung des Offizierskorps im deutschen Volk wieder den auflösenden Kräften mehr Übergewicht zu sichern, dem Partei- und Stammesgeist und nichtsnutzigen Trachten nach rein persönlicher Wohlfahrt.

Dies Volk braucht in allen seinen Schichten mehr als je Vorbilder staatlichen, das eigne Ich aufopfernden Fühlens. Unsere jetzige Generation entscheidet. Stirbt die Überlieferung der Offiziers- und Beamtenfamilien aus, erlahmen diese auseinandergeprengten Reste des Einst im Ringen mit der täglichen Mühsal und der stumpfsinnigen nationalen Verfehrtheit der großstädtischen Massen, wo soll dann in besseren Zeiten noch die Stammkraft zu finden und neu zu organisieren sein, um die sich wieder ein gesunder Staat

bilden kann? Wie der französische katholische Klerus nach der Trennung von Kirche und Staat mit abgetanen Privilegien in der äußeren Mißachtung durch Staat und Gesellschaft innerlich sich läuterte und an Kraft gewann, so kann der Stand des deutschen Offiziers unter Pflege des Kameradschaftlichen Gemeinfinns, des vaterländischen Denkens und Hoffens und des charaktervollen Handelns eine neue Macht werden durch den ganzen Volkskörper hin. Jetzt erst zeige sich Korpsgeist, Organisationsgabe, Treue in der höchsten, geistigsten Form. Gelingt es, die Aussterbestimmung zu überwinden, den Willen zum Weiterleben der Art auch unter den trübsten Lebensverhältnissen zu bewahren und eine Jugendgeneration zu erziehen, die, unter alle nur denkbaren bürgerlichen Berufe verteilt, doch Offizierskind bleibt, nicht die Außerlichkeiten, aber das starke Ethos dieser wehmütig vergangenen, großen, geschichtlichen Herkunft bewahrend, dann wird uns um künftige Führer, um einen neuen Adel deutscher Nation nicht bange sein. Scharnhorst, Moltke, Hindenburg sind so echte deutsche Typen, daß sie immer wieder erstehen werden, wenn nur der Nährboden der Überlieferung in den Herzen bleibt.

Deutschlands Ruin verdichtete sich im Ruin eines Standes, der sein ganzes Sein auf das Dasein eines mächtigen Staates gesetzt hatte, wie dieser umgekehrt auf jenem beruhte. Deutschlands Wiedererhebung, die kommen wird, wenn wir einen langen nationalen Atem haben, braucht die Säfte, die zweihundert Jahre im preussisch-deutschen Offizierstum kreisten und die hoffentlich ebenso unverfügbar sind wie die deutschen Erbfehler, die augenblicklich wieder einmal in Blüte stehen. Deutschland in seiner Erniedrigung kennen zu lernen, das deutsche Volk nach allen seinen Richtungen zu durchforschen und mit dem Geist einigen Willens, der Unterordnung, der Entsagung, des Mutes und der Entschlossenheit gegen feindlichen Willen zu durchströmen, das ist die Aufgabe, die die Zukunft des in alle Regionen zerstreuten deutschen Offiziersstandes, der kein Stand mehr ist und alle Stände befruchten soll.



Der Haß gegen das Offizierkorps

Von Hauptmann Georg v. Sodenstern



ir stehen mitten in der Entwicklung unserer neuen Wehrmacht. Vielleicht sogar in einem ihrer kritischsten Zeitpunkte. Man muß sich dieses Umstandes bewußt werden, um in vollem Umfange die Bedeutung zu verstehen, welche für den Offizier, das künftige Heer und damit für das ganze deutsche Volk die Beantwortung der Frage hat, wie Stimmung und Haß gegen das Offizierkorps entstehen konnten.

Im November 1918 konnte der unbefangene Beobachter sich des Gefühls nicht erwehren, als nähme unser Volk alles, Niederlage und Schmach, Not und Entbehrung gerne in Kauf, weil sich endlich einmal die ersehnte Gelegenheit bot, den Offizier wie einen Paria der Menschheit beschimpfen und besudeln zu können. Solch elementarer Gefühlsausbruch läßt sich nicht durch die Tatsache des verlorenen Krieges allein erklären. Schon mancher Feldherr kehrte geschlagen heim, ohne dadurch die Achtung seiner Volksgenossen zu verlieren. Und wenn je eine Verlustliste Achtung und ehrfürchtigen Dank heischt, so ist es die des aktiven deutschen Offizierkorps des Weltkrieges, die allein 39,2 vom Hundert Tote, darunter 150 Generale, 149 Obersten, 275 Oberstleutnants und 937 Majore, aufweist. Daß solcher Dank den Führern des deutschen Heeres keineswegs gezollt ward, davon wissen jene unglücklichen Offiziere zu erzählen, denen in den schmachvollen Novembertagen halbwüchsiger Pöbel auf den Straßen die Achselfstücke und Ehrenzeichen abriß, denen kein Straßenpassant beispwang, um sie gegen solch schimpfliche Behandlung zu schützen. Und es ist wohl das schwerste, was jene Wochen uns Offizieren gebracht haben, daß Angehörige des Mittelstandes und der höchsten Bildungskreise unseres Volkes dem erbärmlichen Treiben tatenlos zusahen, ja sogar vereinzelt — wenigstens in Wort und Schrift — daran teilnahmen. Solche Stimmungen weiter Volkskreise sind nicht, mit einer Handbewegung abzutun. Das Offizierkorps ist es sich selbst, ebenso wie der Sache, der es dient, schuldig, gewissenhaft und treu zu prüfen, ob es wirklich ohne Schuld und Fehl war. Und wo wir Offiziere Schuld finden, da wollen wir sie tilgen. Wo wir sie nicht finden, da wollen wir festhalten an den hehren Überlieferungen der preußisch-deutschen Armee und uns auch nicht einen Deut abhandeln lassen.

Wenn eingangs gesagt wurde, daß der beschränkte Raum nur die Erwähnung einzelner Momente aus dem gegen die Offiziere geführten Kampf zuläßt, so macht es mir gerade dieser Umstand zur Pflicht, das, worin ich tatsächliche Verfehlungen des Friedensoffizierkorps zu erkennen glaube, voranzunehmen. Daß gerade diese Fehler in der endlosen Reihe der von den Offiziersfeinden erhobenen Anschuldigungen nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, erklärt sich, wie ich zu beweisen hoffe, aus der unqualifizierbaren Art, mit der man den Kampf gegen den Offizier führte und führt.

An erster Stelle steht die soziale Unwissenheit, in der das Friedensoffizierkorps heranwuchs. Aus ihr auch erklärt sich die völlige Hilflosigkeit, mit der wir Offiziere der plötzlich hereinbrechenden Revolutionswelle gegenüberstanden. Wir begriffen unser Volk nicht. Und darin müssen wir Schuld, eigene Schuld suchen. Wohl hatten wir Friedensoffiziere mit den Soldaten unseres Volkes gelebt, hatten

Ihre Soldaten Sorgen zu den unseren gemacht. Daß aber außerhalb des Soldatenlebens andere rastlos bemüht waren, Denken und Fühlen des deutschen Arbeiters zu beeinflussen, ihm uns fremde Begriffe in Herz und Seele zu legen, das hatten wir übersehen oder — falsch gewertet. Fernab von den sozialen Strömungen unserer Zeit, haben wir auf einsamer Höhe gestanden. Auf einer Höhe, die keinen Ausblick gewährte in ein Traumland, unser Traumland vaterlandstreuem Opfermutes, in dem — fremd der Sorge ums tägliche Brot — ein Geschlecht selbstloser Helden gedieh. Und über diesem Bild in die Weite vergaßen wir, in die Tiefe zu blicken. Sonst hätten wir am Fuße unserer Höhe ein Volk ringen sehen im Kampf um des Lebens Nahrung und Notdurft. Kämpfen und oft auch sich zermürben in den Widerwärtigkeiten täglicher Kleinsorge. Hätten gesehen, wie Männer, die ehrlicher Helferwille befeelte, und Männer, die nur persönlicher Ehrgeiz trieb — wissentlich die einen, unwissentlich die anderen — dieses kämpfende und sich mühende Volk in die Irre führten. Hätten erkannt, wie Verderben brohende Saat gepflanzt wurde, während wir, nichts ahnend und nichts hindernd, das gewaltige Werk Bismarcks weiter zur Sonne führen wollten. Ganz ausgefüllt von ernsten Berufs- und Standespflichten, ganz aufgehend in rastloser und wahrlich mühseliger Tagesarbeit, vergaßen wir, daß wirklich alle Schichten der Bevölkerung kennen muß, wer ein Volk führen will. Wer von uns kannte die politischen Ziele und Erfolge gutgläubiger und gewissenloser Arbeiterführer? Wer befaßte sich mit den Lehren des Sozialismus? Die es taten, taten es in stiller Heimarbeit, ohne solche Gedanken zum Allgemeinut ihrer Kameraden zu machen. Mußten sie doch fürchten, auf verständnislose Gesichter ihrer Untergebenen, auf erstaunte ihrer Altersgenossen, auf abweisende ihrer Vorgesetzten zu stoßen.

Gewiß hat hier die Schuld weniger beim einzelnen, als beim System gelegen: Der Grundsatz, den jeder von uns auch heute noch in vollem Umfange billigen wird, daß eine Armee keine Politik treiben soll, wurde von Führern und Erziehern des Offizierkorps fälschlich dahin erweitert, daß sie auch von der Politik nichts zu wissen brauche. Das hat sich bitter gerächt! Zwar werde ich später beweisen, daß die Kluft zwischen Führer und Mann, von der immer so viel gefaselt wird, in der Armee des Jahres 1914 nicht bestand. Aber daß der einzelne, wenn er führenden Rates bedurfte, sich — einmal aufgehekt — in seiner Gewissensnot immer wieder an den Hecker wandte, das konnte nur geschehen, weil er bei seinem Vorgesetzten Verständnislosigkeit ahnte. Gerade in solchen Momenten mag im Herzen manches braven Arbeiters der von seinen politischen Führern gelegte Funke des Hasses aufgegangen sein gegen einen Stand, der ihn führen wollte, der ihm, das fühlte wohl jeder, auch treuer Kamerad war in leichten und schweren Soldatentagen, der ihn aber nicht begriff in seinen Zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit der Weltordnung, oder — und das wird mancher dieser aufgehekten Leute geglaubt haben — nicht begreifen wollte.

Die altpreussische Armee war eine Schule des Volkes. Und wir Offiziere haben unser Lehramt in dieser Schule bitter ernst genommen. Aber während wir Hunderttausenden ein Körnlein Pflichttreue, Arbeitsfreudigkeit und Selbstlosigkeit in die Seele legten, ließen wir gleichzeitig Hunderttausende wieder hinausziehen, ungewappnet gegen die zermürbende Mühsal des Lebens, das nur zu oft der von uns gelegten Saat Sonne und Licht zur Entfaltung nahm.

In dieser tatsächlichen Versäumnis haben wir auch zum Teil die Gründe zu suchen für die schwankende Haltung unserer gebildeten Volkskreise gegenüber dem Offizier während und nach der Revolution. Enttäuschungen gebären immer Verbitterung. Und eine herbe Enttäuschung haben wir diesen Gebildeten, soweit sie restlose Anhänger des sogenannten Militarismus waren, bereitet. Eben dadurch, daß wir die geistige Führerschaft über die Massen unseres Volkes nicht an uns gerissen hatten, sie vielmehr tatenlos in andere Hände hinübergleiten ließen. Von der Hilfe, die gerade jene Kreise uns hierin hätten leisten sollen, abgesehen, werden wir diesen Vorwurf unerwidert lassen müssen.

Und es ist noch eine zweite Schuld, die das alte Offizierkorps gegenüber den gebildeten Kreisen unseres Volkes auf sich lud, und an deren Folgen es im vergangenen Jahr zu tragen hatte.

Die allgemeine Wehrpflicht führte der alten Armee Angehörige aller gebildeten Stände unseres Volkes zu. Ein bequemerer Weg, auf dem der Offizier zum Herzen all dieser Männer hätte gelangen können, ist kaum denkbar. Ihr Wissen, das dem des sie ausbildenden Offiziers oft weit überlegen war, befähigte gerade sie in erster Linie, Ansehen und Stellung des Offizierkorps in Staat und Gesellschaft zu festigen. Statt dessen ist das Verhältnis, in das sich nur zu oft der Offizier vor dem Kriege zu dem meist als Einjährigen in der Armee dienenden Gebildeten stellte, in ungezählten Fällen zur Quelle böser Mißstimmungen geworden. Es erübrigt sich, hier auf Einzelheiten dieser Entwicklung einzugehen. Nicht einige, sondern viele Einjährige nahmen an ihr Dienstjahr Erinnerungen mit hinaus, die nichts weniger als schön waren. Erinnerungen, die oft ein berechtigtes Gefühl der Verachtung gegen ihren Peiniger bestimmte. Es ist nicht die Gesamtheit der Offiziere gewesen, die hier gefehlt hat. Aber man muß die Gesamtheit in diesem Zusammenhange dafür verantwortlich machen, wenn sich überhaupt im alten Offizierkorps sogenannte „Einjährigenfresser“ entwickeln konnten. Man mag den Einjährigendienst als solchen billigen oder nicht: sicher bleibt, daß gerade die im Heer dienenden Angehörigen der gebildeten Kreise in erster Linie berufen waren, zum Bindeglied zu werden zwischen dem Soldaten und der nichtmilitärischen Welt. Gerade ihnen mußten wir Offiziere Gelegenheit geben, uns nicht nur von oft rauher Außenseite, sondern in unserem inneren Werte kennen zu lernen. Es wäre dann jeder Einjährige zum Anker des Ansehens unseres Standes in den Schichten der Gebildeten geworden.

Mit diesen beiden flüchtig angedeuteten Fehlern — der durch das System verursachten Weltfremdheit und der durch Schuld des einzelnen in der alten Armee entstandenen Einjährigenbehandlung — habe ich die tatsächlichen Verfehlungen des Friedensoffizierkorps erschöpft. Wir Offiziere haben uns durch sie im Sinne unserer Feinde ein Verdienst erworben. Beide werden daher auch in der Reihe der gegen uns erhobenen Anschuldigungen fast nie erwähnt. Das ist leicht begreiflich: den den Mangel sozialer Kenntnisse des Offiziers als Fehler bezeichnen, hieße — vom Gesichtspunkt des Sozialismus aus betrachtet — zugeben, daß allein sozialpolitische Schulung des Offizierkorps genügt hätte, den Männern, die unser Volk seit Jahrzehnten verführten, das Handwerk zu legen. Für einen gebildeten Menschen ferner würde es arg beschämend sein, zuzugeben, daß er Offizier und

Militarismus haßt, weil seine eigene kleine Person einmal ein Jahr lang schlecht behandelt worden ist!

Zu den beiden Fehlern des Friedensoffizierkorps hat sich dann im Kriege ein dritter gesellt, ein Systemfehler, an dem dem Offizier selbst bei höchster Böswilligkeit keine Schuld beigemessen werden kann: die Mobilmachung des Offizierkorps. Es ist eigenartig, aber begreiflich, daß auch dieser neuerliche Systemfehler der Öffentlichkeit ängstlich vorenthalten wird. Er könnte ihr leicht die Augen öffnen für den inneren Wert der alten kaiserlichen Armee und ihres nach bestimmten Grundsätzen rekrutierten Offizierkorps.

Die Mobilmachungsranglisten, die das geschlossene aktive Offizierkorps schon in den ersten Feldzugstagen in das Vernichtungsfeuer der feindlichen Kanonen hineinführten, sind Zeugen für die erschreckende Kurzsichtigkeit ihrer Aufsteller. Nach wenigen Wochen schon fehlte der Front der erfahrene Friedensoffizier. Ihn vollwertig zu ersetzen, erwies sich sehr bald als unmöglich. Auch bewegten sich die Maßnahmen, welche — sehr im Gegenteil zum Generalstab — das Kriegsministerium zur Auffüllung des rasch dezimierten Offizierkorps ergriff, in völlig falschen Bahnen. Statt zunächst einmal, wie dies von der Front gewünscht wurde, zur Beförderung vollbewährter, charakterfester Unteroffiziere zu schreiten, griff das Kriegsministerium zur Herstellung eines — Massenersatzartikels, indem es jeden beliebigen Einjährigen und Fähnrichjunfer ohne Rücksicht auf Dienstzeit, Charakter und Erfahrung zum Offizier beförderte.

Um den Weg, auf dem die Stimmungsmache gegen den Offizier zum Ziel kam, wirklich aufzudecken, ist es notwendig, daß ich wenigstens auf einige der gegen uns Offiziere angehäuften Verleumdungen eingehe, nachdem tatsächliches Irren und Fehlen rücksichtslos bekannt ist. Zunächst möchte ich eines besonders unterstreichen: bei allen in Frage stehenden Punkten handelt es sich um Beschimpfungen, die nicht — wie sie eigentlich müßten — gegen das im Kriege entstandene Offizierkorps gerichtet sind, sondern gegen das Friedensoffizierkorps als den eigentlichen Vertreter des sogenannten Militarismus.

Am 25. Februar 1919 machte der demokratische Abgeordnete Ritter von Langheinrich in der Nationalversammlung zur Reichswehrvorlage folgende Bemerkung: „Die schroffe Scheidung zwischen Offizier und Mann muß beseitigt werden. Die tiefe Kluft hat zum Zusammenbruch der alten Armee mit beigetragen. Für den Kastengeist ist in der neuen Wehrmacht kein Raum mehr!“ — — —

Ich habe gerade diesen Ausspruch des Vertreters einer großen, angeblich bürgerlichen Partei herausgegriffen, weil er vor dem Forum des deutschen Volkes gesprochen wurde, und weil er geradezu ein Schulbeispiel darstellt für die Gedankenlosigkeit oder Böswilligkeit, mit der unverständige oder verbrecherische Hände die hervorragenden Einrichtungen der alten Armee anzutasten wagen, und für die Leichtfertigkeit, mit der solche gewissenlosen Äußerungen von breiten Massen des Volkes aufgegriffen und weiterkolportiert werden. Der Sitzungsbericht der Deutschen Nationalversammlung vom 25. Februar 1919 weiß von lebhaftem Beifall der Demokraten, des Zentrums und der Linken des Hohen Hauses zu Ritter von Langheinrichs Worten zu erzählen. Das wollen wir Offiziere, besonders wir im Frieden erzogenen, nie vergessen!

Es kann sich hier nur um bewußte Entstellungen handeln. Denn wenn ein Angehöriger der gebildeten Stände an so sichtbarer Stelle die Tatsache der am Schlusse des Weltkrieges zwischen Führer und Mann bestehenden Entfremdung ausschlächtet, um sie auf Rechnung der alten kaiserlichen Armee zu setzen, so ist das eben nichts anderes, als ein wenig faïres Koßtäuscherkunststückchen. Der Vorwurf, daß der Kastengeist unseres früheren Offizierkorps eine Entfremdung zwischen Offizier und Mann geboren habe, und daß dadurch im Kriege ein verhängnisvoller Zustand eingetreten sei, ist vorher und nachher noch von zahlreichen Stimmen aus dem Lager des Herrn Ritters von Langheinrich erhoben worden. In einer im Revolutionsnovember erschienenen Schmähschrift eines Demokraten heißt es sogar, daß „selbst die Verhältnisse an der Kampffront diesen unheilvollen Fehler nur bedingt hätten ausgleichen können“.

Die großen Verluste unseres aktiven Friedensoffizierkorps und der im Frieden ausgebildeten Offiziere des Beurlaubtenstandes im Verein mit dem andauernden, gewaltigen Ausbau des Heeres machten nur zu bald ausreichenden Ersatz aus dem gleichen Material unmöglich. Welcher verhängnisvolle Weg zur Lösung dieses Problems vom Kriegsministerium beschritten wurde, ist schon erwähnt. An Stelle der Friedensoffiziere trat der Kriegsleutnant, dessen vortreffliche Eigenschaften, persönlicher Mut, Begeisterung und bester Wille selbstverständlich in keiner Weise angezweifelt werden können, dem aber eins fehlte: die langjährige Ausbildung nach den bewährten Grundsätzen des deutschen Heeres, in den meisten Fällen sogar die Kenntnis dieser Grundsätze, deren vornehmster die Fürsorge für den Untergebenen war. Daß es gerade hierin in unserer alten Armee nicht etwa nur beim Grundsatz geblieben, sondern zu seiner restlosen Übertragung in die Wirklichkeit gekommen ist, dafür lassen sich ungezählte Zeugen aus dem Mannschaftsstande finden, die auch heute noch besseres Wissen nicht aus Angst vor der Allgemeinheit zurückstellen. Die ehrliche Freude jedes Soldaten, der den Friedensoffizier kannte, und dessen Truppe durch irgendeinen Zufall im Laufe des Krieges wieder in die Hand eines solchen Offiziers kam, ist dafür immer wieder der zuverlässigste Beweis gewesen. Denn der alte Soldat hatte zu oft schon erfahren, daß diesem Führer das Wohl seiner Truppe an erster Stelle stand. War es doch von jeher in unserer alten Armee erstes Gebot des Offizierlebens: Zu sorgen für des Mannes Kleidung, Nahrung und Lager. Dieser Umstand, zusammen mit dem Wissen, in wie ernster und rastloser Arbeit der Offizier im Frieden sein Handwerk hatte erlernen müssen, gaben eben der Mannschaft das unbedingte Vertrauen zum Führer, das sie in so zahlreichen Fällen bis zum Letzten neben ihm ausharren ließ. Und noch ein weiteres möchte ich betonen: Das innige Verhältnis zwischen Führer und Geführtem entspringt weniger daraus, daß ersterer — wie er es in der alten Armee immer getan hat — jede Not mit dem Untergebenen teilt, sondern zum einen daraus, daß er sich für die Not seiner Leute verantwortlich fühlt und sie zu lindern sucht, zum anderen daraus, daß der Geführte im Führer eine Persönlichkeit anerkennen kann, die das in Frage stehende Handwerk besser erlernt hat, als er selbst. Daß dieses enge Band, welches die 1914 ausrückenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften umschloß, sich im Laufe des Feldzuges lockerte, hatte eben Gründe, die die Gegner des Militarismus nicht gerne nennen. Einmal hatten Tausende und Abertausende der jungen Kriegsleutnants die alte Soldatenregel

nicht gelernt, daß eben das Moment der Liebe das engste Bindeglied zwischen dem Führer und seiner Gefolgschaft bildet, zum zweiten stierte aus tausend unsichtbaren Kanälen von Mund zu Mund, von Truppe zu Truppe aus der Heimat die Verheerung in das Heer.

Für jeden objektiv ehrlichen Menschen muß eine einfache Prüfung der Ereignisse an der Front seit 1914 meine eben dargelegte Auffassung hinreichend belegen. Erst nachdem der Friedensoffizier eine immer seltenere Erscheinung in der Truppe geworden war, begannen Disziplin und Vertrauen sich zu lockern. Das sollte allen Neuerungsseifern um so mehr zu denken geben, als ja in dem für den enormen Ausfall eingestellten Offizierersatz alle Berufsclassen des deutschen Volkes vertreten waren. Die Heeresverwaltung war also — wenn auch nicht freiwillig — von dem alten System, den Offizier aus bestimmten sozialen Schichten zu wählen, längst abgegangen. Diesen ungezählten Tausenden ist es nun nicht gelungen, die angeblich vorhanden gewesene Kluft zwischen Offizier und Mann zu überbrücken, obwohl durch das enge Zusammenleben im Schützengraben sich gerade hierfür die beste Gelegenheit geboten hätte!

Die Verhältnisse haben also ganz anders gelegen, als die Gegner des Militarismus gern glauben machen möchten. 1914 bestand eine Kluft zwischen Führer und Mann nicht. Mit felsenfestem Vertrauen blickte der Mann zum Offizier auf. Ja, politisch verheßte Leute baten sogar ihren Offizieren ab, was sie im Unverständnis ihren politischen Verführern nachgeschwaht hatten. Mit dem Ausfall an Friedensoffizieren setzte das von Tag zu Tag anwachsende Mißtrauen ein. Je seltener seine Erscheinung am Feinde wurde, um so häufiger machten sich Unlust, Unzufriedenheit und Schläffheit in der Truppe Luft, bis schließlich die tiefe Kluft zwischen Offizier und Mann gähnte, die zu überbrücken die wenigen übriggebliebenen Friedensoffiziere nicht mehr vermochten.

Ich möchte an dieser Stelle kurz der sogenannten Kriegsleutnants gedenken. Ihre vielfach hervorragenden Eigenschaften habe ich bereits oben betont und ich bin weit davon entfernt, ihnen, die zu Tausenden ihr Leben ließen, die Not und Tod mit ihrer Truppe teilten, abzusprechen, was ihnen gebührt: den Dank des deutschen Volkes dafür, daß sie mit voller Hingabe ihr verantwortungsvolles Amt getragen haben. Aber ich glaube auch, daß keiner dieser im Hekttempo herangebildeten und beförderten Offiziere die Augen verschließen wird vor der Selbstverständlichkeit, daß selbst der beste Wille nicht gründliche Erfahrung und langjährige Ausbildung ersetzen kann. Ich erhebe also mit meinen Ausführungen nicht etwa einen Vorwurf gegen den Kriegsleutnant. Er hat seinen Mann gestanden, so gut er es vermochte. Ohne ihn hätten wir den gigantischen Kampf sicher schon sehr viel früher verloren geben müssen!

Nun zu dem berüchtigten Kastengeist des Friedensoffizierkorps. Ich könnte davon absehen, auf ihn überhaupt einzugehen, da ja — wie ich oben auszuführen versuchte — die Kluft zwischen Offizier und Mann im alten Heere nicht bestand und gerade sie doch eine Folge des Kastengeistes der Offiziere gewesen sein soll. Aber dieses Schlagwort ist zu oft und zu laut unter die Massen geworfen worden! Die Herren Gegner der altpreußischen Armee werden selbst nicht von den Tausenden ihrer Gesinnungsgenossen, die sich im Offizierkorps der Jahre 1915—1918 befanden und deren Zahl von Monat zu Monat anschwoll, behaupten wollen, sie hätten

Erabition und Kastengeist (wie ihn eben diese Herren verstehen) hochgehalten! Trotzdem entstand und vertiefte sich unbegreiflicherweise die verderbliche Kluft in diesen Jahren von Tag zu Tag! Mit dem angeblich von engstem Kastengeist beseelten Offizierkorps des Jahres 1914 rückte unser Volk dagegen begeistert und voll Verehrung ins Feld!

Der feste Zusammenhalt der Offiziere — nichts anderes ist ja der sogenannte Kastengeist gewesen — zu einer Art Familie, in der sich jedes einzelne Mitglied für die Vernachlässigungen seiner Geschwister verantwortlich fühlt, haben dem preussisch-deutschen Offizierkorps den Boden geschaffen, auf dem, ähnlich wie beim Beamtentum, der Geist restloser, ernster Pflichterfüllung gewachsen ist. Das Leben des Offiziers im Kasino, das vornehme und kameradschaftliche gegenseitige Überwachung gebär, der Begriff der Offiziers Ehre, die ihren Trägern besondere Pflichten — nicht Rechte! — auferlegte, haben dem Offizier das starke Selbst- und Kraftbewußtsein gegeben, das ihn befähigte, um kargen Sold zu dienen. Denn die Knargheit des Soldes und die Masse der Pflichten, denen gegenüber er als Rechte nichts aufzuweisen — und zu wahren! — hatte, als seine gesellschaftliche Stellung, wurden ausgeglichen durch das stolze Bewußtsein, einer Sache um der Ehre und der Liebe willen zu dienen. Jeder Erfahrene weiß, daß Wert und Zuverlässigkeit einer Truppe in hervorragendem Maße von ihrem Korpsgeist abhängig sind. Für die alte Armee war der berufene Hüter solchen Korpsgeistes der Offizier, dem als einzigem sein Beruf Lebensinhalt bedeutete.

Für diesen Korpsgeist, den Clausewitz als unentbehrlich für jedes Heer bezeichnet, haben die Feinde des Offiziers die verleumderische Bezeichnung „Kastengeist“ gefunden! Immer wieder verstand es eine internationale, dem Deutschtum fremde Presse, durch geschickte Verallgemeinerung an sich gewiß beklagenswerter Einzelfälle Anschuldigungen und Verdächtigungen gegen den ganzen Offiziersstand zu konstruieren. Nie wurde dabei erwähnt, daß in einem so großen Organismus, wie ihn das Offizierkorps des ganzen Heeres darstellte, Verfehlungen einzelner unvermeidlich sind. Frisch und frech zog man — meist nicht ungeschickt — Schlüsse auf die Gesamtheit, sprach von Kastengeist, wo es sich um Korpsgeist im besten Sinne handelte. Hat man je gelesen oder gehört, daß die gleichen Kreise über den Kastengeist der Studenten, der Beamten, des Hamburger Großkaufmanns in Gewissensnot geraten wären? Oder gar, daß sie über den festen Zusammenhalt des „klassenbewußten Proletariats“ gezeckert hätten? Es bedarf nur dieses Hinweises, um die Unehrllichkeit des gegen den Offizier geführten Kampfes zu brandmarken. —

Ich glaube, in der Annahme nicht fehlzugehen, daß von den Tausenden und Millionen Deutscher, die sich auch in der Frage der militärischen Ehrengerichte als willige Hörer und Gläubige jedes Heizers und Fanatikers erwiesen haben, nur sehr, sehr wenige einmal über Zweck und Aufgaben dieser Gerichte nachgedacht haben. Gedankenlos, wie das Wort vom „Kastengeist des preussischen Offizierkorps“, ist auch das Wort vom „Ehrengericht, das diesen Kastengeist in erster Linie züchtet“, aufgenommen worden.

Es ist besonders bezeichnend für diese Gedankenlosigkeit, daß es eben nur die Ehrengerichte der Offiziere waren, gegen die sich der Masseninstinkt aufbegehren ließ. Und es ist ebenso bezeichnend, daß in demselben Augenblicke das Ehrengericht der

Offiziere unschädlich gemacht wurde, in dem durch die Aufgabenumgrenzung der Vertrauensleute in der Truppe diesen Leuten unter anderem auch ehrengerichtliche Funktionen zugewiesen werden. Denn was sind es schließlich für Aufgaben, die den Vertrauensleuten bei Beratung über Ausstoßung eines Kameraden — die, wohl-gemerkt, auch von den Leuten selbst angeregt werden kann — zufallen, wenn nicht Wahrung der Standesehre? Das eben war der Zweck der Ehrengerichte, den Offizierstand sittlich zu festigen und rein zu halten und ihm so den Charakter zu verleihen, dessen er in erster Linie bedurfte, um für seine Untergebenen zum Gegenstand achtungsvollen Vertrauens werden zu können. Der unendlich feine Gradmesser, der durch das Vorhandensein der Ehrengerichte an das persönliche Leben des einzelnen gelegt war, ist in erster Linie der Ausdruck der gesteigerten Pflichten unseres Standes gewesen. Denn „wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen“! So König Wilhelm I. in seiner unvergleichlichen Einführungsorder über die Ehrengerichte der Offiziere im preussischen Heere vom 2. Mai 1874. Von diesem Ehrebegriff ausgehend, fordert der schlichte König in der gleichen Order, daß dem Offizierkorps seines Heeres „wie bisher, so auch in Zukunft die Ehre das höchste Kleinod sein möge“. Dieses Kleinod zu schützen, „die Pflege der bewährten Überlieferung ritterlichen Sinnes im Offizierstande zu fördern“, war Zweck der Ehrengerichte. Damit fiel ihnen eine Aufgabe zu, deren Lösung weit über den Rahmen des Offizierkorps hinaus dem deutschen Volke zum Heil wurde.

Die Reihe der gegen den Offizier erhobenen Verdächtigungen läßt sich beliebig verlängern und widerlegen. Überall bleibt das Ergebnis, soweit es sich um unser altes Friedensoffizierkorps vor und im Feldzuge handelt, das gleiche: wir erkennen eine zielbewußte, politischen Zwecken dienende und weder vor Lüge noch irgendeiner anderen Strupellosigkeit zurückschreckende Hehe.

Wie nun steht das deutsche Volk heute den Offizieren gegenüber?

Rein Stand hat am 9. November 1918 einen schwereren Zusammenbruch all seiner Ideale erlebt, wie das Offizierkorps. Undank unseres Volkes, offene Feindschaft und wirtschaftliche Not fielen uns von allen Seiten an. Das alles aber verblaßte vor dem unbändigen Schmerz über den Zusammenbruch unseres stolzen Vaterlandes. Und doch hat der Offizier alles getragen, hat die eigene Not vergessen und dafür die Not des deutschen Volkes zu der seinigen gemacht. Unter schwersten Gewissensopfern hat er — und zwar er in erster Linie — Ruhe und Ordnung im Vaterlande wiederhergestellt. Er hat Dank weder begehrt noch gefunden. Die es wirklich wagten, seiner in offenem Dank zu gedenken, zieh man der Reaktion! Schon war in weiten Volkskreisen der Haß gegen uns erneut auf die Spitze gestiegen, denn die alten Hecker blieben nach wie vor an der Arbeit. Aber schon begann innerhalb des stetig fortschreitenden Aufbaus der Reichswehr das auch in dieser Truppe wieder aufkeimende Vertrauen der Mannschaft zum Offizier den Heckern den Boden unter den Füßen zu entziehen. Mit um so größerem Eifer haben sie sich daher daran gemacht, die Märzwirren dieses Jahres gegen den Offizier auszuschlachten. Mit gewohnter Geschicklichkeit haben sie und ihre Presse wieder einmal verstanden, der deutschen Öffentlichkeit die tatsächlichen Vorgänge zu verschleiern. Wieder ist es der

Offizier, über den mit haltlosen Verleumdungen und gewissenloser Heze die Meute herfällt.

In Prüfung und Widerlegung dieser Heze einzutreten, würde im Rahmen der vorliegenden Betrachtung, die sich nur die Untersuchung der gegen unser ehemaliges kaiserliches Offizierkorps betriebenen Wühlarbeit zur Aufgabe gestellt hat, zu weit führen. Es soll hier vielmehr nur versucht werden, aus den Anschauungen und Grundsätzen des preußisch-deutschen Offizierkorps herauszuschälen, was gut war. Alsdann haben wir Reichswehroffiziere die für die Lösung unserer Aufgaben Nutzen versprechenden Folgerungen zu ziehen. Das sind aber in der Hauptsache die folgenden:

Der Offizier darf dem öffentlichen Leben nicht mehr fernstehen wie einst. Er gehört mitten hinein in den sozialpolitischen Kampf der Massen. Nicht kämpfend etwa, sondern lernend! Damit er jede Regung der Volksseele begreift und raten kann, wo einer des Rates bedarf. Er soll nicht mit einem Feuer spielen, das der Entwicklung unseres Volkes gefährlich werden könnte, d. h. er darf keine aktive Politik treiben, damit er seiner Mannschaft ein Lehrer sine ira et studio sein kann. Der Soldat lebt unter seinem Eid. Dieser Eid hebt ihn über den politischen Agitator. Über jeder Überzeugung steht die Pflicht! Je nachlässiger die Auffassungen seines Volkes werden, um so strenger muß der Offizier auf sich halten, innerlich wie äußerlich. In dem Bemühen, sein Volk reiflos kennenzulernen, muß er in jeder äußeren Form den Menschen im Untergebenen gelten und zu seinem Rechte kommen lassen. Gegen diese, auch in der alten Armee stets zur Geltung gekommenen Forderung ist manches Mal gesündigt worden, und solche Sünde hat dann böse Frucht getragen. Allen aufkeimenden Merkmalen von Korruption im eigenen Lager aber begegnen wir Offiziere am sichersten, wenn wir überall da, wo wir in unserer Untersuchung keine Schuld fanden, festhalten an den hehren Traditionen des preußisch-deutschen Offizierkorps. Nur sie befähigen und berechtigen uns, eine geachtete Stellung im Staat einzunehmen. Was gehässige Verleumder „Kastengeist“ nennen, wollen wir weiter pflegen als das, was es in Wirklichkeit war, als edlen Korpsgeist. Hat man uns den Hüter der Fleckenlosigkeit unseres Standes, das Ehrengericht, genommen, so wollen wir seine Satzungen ungeschrieben über unser Tun und Lassen stellen. Diese beiden Mächte, Korpsgeist und Standesehre, gebären aus sich selbst: Opfermut, Selbstlosigkeit, Idealismus, Pflichttreue, Mannesmut, Wehrhaftigkeit, Kameradschaft und stolzen Sinn!

Es gilt heute nicht der Person zu leben, sondern dem Ganzen. Die Gewissensnot des einzelnen muß schweigen vor der Not des deutschen Volkes. Denn nicht um Menschenjüchsele handelt es sich mehr, sondern um das Geschick eines ganzen, einst mächtigen Volkes, das — unbewußt vielleicht noch, aber doch schon überlaut — nach Männern ruft, die es führen möchten. Gerade wir Soldaten sind in erster Linie berufen, unser Volk auf den richtigen Weg zurückzubringen. Wir in erster Linie können den Glauben an Zuverlässigkeit deutschen Manneswortes — gleichviel welche des einzelnen politische Überzeugung ist — wieder wecken. Unsere Aufgabe erschöpft sich nicht im Exerzieren, auch nicht im gewaltsamen Unterdrücken unverantwortlicher Störenfriede. Vom Gipfel deutscher Größe hat sich der Offizier sein stolzestes Besitztum mit hinübergerettet in diese Zeit der Scharlatane: das eiserne

Pflichtgefühl. Dieses eiserne Pflichtgefühl wollen wir hineinhämmern in die Herzen und Seelen unserer Leute. Dann wird unsere verachtete kleine Wehrmacht lernen, das Schwert blank, das Pulver trocken, das Sinnen deutsch zu halten. Dann wird sie zum segenspendenden Herd werden, von dem aus unwiderstehlich in die verlotterten Massen unseres Volkes die Begriffe des Pflichtgefühls, der Arbeitsfreude, des Arbeitsstolzes, der Achtung vor des Nächsten Gut und Ehre, der Liebe zum deutschen Gedanken hinausgetragen werden.

Wo immer wir hinkommen, da wollen wir das Hohelied der Arbeit singen, da wollen wir den Fleißigen und Gottesfürchtigen ehren, den Arbeitsfeuern verachten.

Vielleicht können dann wir Hunderttausend noch einmal zum Salz des deutschen Volkes werden! —



Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling*)

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium

II.

Zürich, den 24. Juli 1915



ein aus Rom zurückgekehrter vatikanischer Gewährsmann findet die Stimmung in Italien kriegerischer, als er gedacht hatte. Der Geist der Armee sei ein sehr guter, man betrachte es in militärischen Kreisen als Ehrensache, daß Italien an kriegerischen Leistungen nicht hinter den anderen Großmächten zurückbleibe. Nicht auf gleicher Höhe stünde die Stimmung der Bevölkerung, doch sei sie dem Krieg vorläufig noch günstiger, als man ursprünglich angenommen habe. Daß auch Süditalien kriegerisch gestimmt sei, daran seien die Fliegerunternehmungen der Österreicher schuld. Die Bomben, mit denen Bari und noch einige andere Punkte an der südlichen Küste belegt worden seien, hätten dort wie Zunder gewirkt. Man sei in Italien vollkommen auf einen Winterfeldzug gefaßt und treffe bereits in weitgehendem Umfange Vorbereitungen.

Das Verhältnis der Kurie zur italienischen Regierung bezeichnete er als ausgezeichnet. Der Heilige Stuhl habe keinen nur irgendwie gearteten Anlaß zur Klage und müsse im Gegenteil ein weitgehendes Entgegenkommen anerkennen. Er

*) Vergl. den Artikel des Verfassers im vorigen Heft. Wir bringen heute die erste Folge von Auszügen aus den Geheimberichten, denen weitere folgen werden. D. Red.

habe auf seiner Reise nach Rom sich der höflichsten Behandlung zu erfreuen gehabt. Die Postverhältnisse seien die denkbar besten, die Art, wie man vatikanischen Sendungen behandelt, geradezu zuvorkommend. Die Regierung tue sicherlich alles, um Beschwerden der Kurie vorzubeugen.

.

Mein Gewährsmann hat aus den Unterredungen, die er in Rom gehabt hat, die Überzeugung gewonnen, daß der Papst dahin informiert ist, daß England um keinen Preis einem Frieden zustimmen wird, der nicht die Reetablierung Belgiens in sich begreift, und daß infolge des starken Druckes, hauptsächlich finanzieller Natur, den England auf seine Verbündeten ausübt, der Gedanke an die Möglichkeit des Abschlusses separierter Frieden ausgeschlossen ist.

Bern, den 15. August 1915

Der belgische Gesandte, der persönlich ein verständiger und ruhig denkender Mann ist, ist, wie ich von einem ihm nahestehenden Diplomaten höre, überzeugt, daß die Entente keinen Frieden machen wird, der nicht die vollständige Wiederherstellung Belgiens in sich begreift. Weder in Paris noch in London, weder in Rom noch in St. Petersburg denke man an einen Separatfrieden. Wenn man auch zu der Einsicht gekommen sei, daß man sich in der militärischen Leistungsfähigkeit der Zentralmächte, insbesondere in jener Deutschlands, nur zu sehr getäuscht habe, so sei man ebenso sicher überzeugt, daß Deutschland sich wirtschaftlich zu Tode siegen werde. Der Kampf gelte dem im Deutschen Reich verkörpertem System. Es sei das gemeinsame Interesse der Vierverbandsmächte und sogar, wie der belgische Gesandte betonte, der meisten neutralen Staaten, daß eine bis an die Zähne bewaffnete Nation von siebenzig Millionen nicht in alle Zukunft die Ruhe und den Frieden der Welt bedrohe. Könne man Deutschland im ersten Jahre nicht militärisch niederringen, so werde man es im zweiten oder dritten Jahre wirtschaftlich desto sicherer vernichten. Das Deutsche Reich sehe jetzt, wie ein Spieler, nach und nach sein ganzes Vermögen zu, ohne ernsthaft mit der Möglichkeit eines seinerzeitigen Rückersazes seiner für den Krieg gemachten Auslagen rechnen zu können.

.

Im weiteren Verlaufe unserer Unterredung erörterte Monsf. S. . . , auch die innerpolitische Lage Italiens, über die er erst in den jüngsten Tagen durch kurlale Vertrauensmänner eingehend unterrichtet worden ist. Nach diesen Nachrichten hebt sich, hauptsächlich auf Grund der Siegesbulletins Cadornas, denen vollster Glaube beigemessen werde, sowie durch die geschickte Pressemache der Regierung die Stimmung im Lande zusehends. Der Kampfgeist der Armee ist erheblich gestiegen, sie rechnet zuversichtlich auf einen siegreichen Ausgang des Feldzuges. Die großen Verluste auf den Schlachtfeldern hätten keineswegs Ernüchterung, sondern eher Gefühle der Wiedervergeltung hervorgerufen. Das Land sei ruhig und fest in der Hand der Regierung, insbesondere herrsche viel größere Ordnung als in Friedenszeiten. Irgend welche Strömungen, die auf eine Be-

Schränkung der Kriegsbauer hingen würden, könnten sich vorläufig nicht durchsetzen. Sollten Schwierigkeiten in der Lebensmittel- oder Rohlenversorgung eintreten, so werde die Regierung, mit Unterstützung der Entente, so rechtzeitig Abhilfe zu schaffen wissen, daß eine ernsthafte Mißstimmung nicht aufkommen könne. Man bereite sich auf den Winterfeldzug vor in der sicheren Überzeugung, daß Italien nunmehr mit der Entente bis zum Schluß durchhalten müsse, welches auch die Kriegsbauer sein möge.

Über die Stellungnahme der Freimaurer der Entente zu den Kriegsproblemen bestehen vielfach irrige Anschauungen. Ich habe neuestens wiederholt Gelegenheit gehabt, mich an einer diesen Zusammenhängen nicht fernstehenden Stelle über die Frage zu informieren. Das Gesamtergebnis der mir gewordenen Darlegungen ist folgendes:

In der anglogermanischen Gruppe der Freimaurerei, die die Logen von Deutschland, England, Deutsch-Österreich, Schweden, Norwegen, Holland, der Schweiz und Nordamerika in sich vereinigt, verkörpern sich noch heutzutage fast unangetränkt die Ideale, die das Freimaurerwesen geschaffen, die ihm Ziel und Richtung gegeben, und ihm Einfluß auf die Entwicklung des geistigen und kulturellen Lebens der Völker verliehen haben. Die Logen, die den Freimaurereien dieser Gruppe angehören, widmen sich überwiegend, wenn nicht sogar ausschließlich, humanitären und kulturellen Bestrebungen, halten sich grundsätzlich von öffentlichen und kollektiven Eingriffen in die Politik ferne und hüten mit einer gewissen Zähigkeit die Traditionen nichtpolitischer Wirksamkeit, die sie von ihren geistigen Vorfahren überkommen haben.

Ihnen steht die Gruppe der lateinischen Freimaurereien gegenüber, die die Logen von Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Belgien, zum Teil auch der südamerikanischen Republiken und von Ungarn in sich begreift. Die Trennungslinie, die sie von den Logen der angloamerikanischen Gruppe scheidet, ist eine grundsätzliche und daher solange unüberbrückbar, als sie sich nicht zu dem alten Freimaurerideale zurückentwickeln. Als gemeinsames Kennzeichen ist ihnen allen eigen, daß sie sich überwiegend, wenn nicht ausschließlich, politischer Betätigung widmen, daß sie in einem Maß, das für einzelne dieser Logen zur Existenzgefahr werden kann, sich offen und als Körperschaft an der Tagespolitik beteiligen, und daß sie die Hochhaltung der humanitären und kulturellen Traditionen des Freimaurertums aus ihrem Programm so gut wie völlig gestrichen haben.

Internationale Beziehungen im politischen Sinn bestehen daher nur unter den Logen der lateinischen Gruppe; der ausgeprägteste Typus ist das enge Verhältnis, in dem die Großorienten von Rom und Paris untereinander stehen. Die Logen der Länder der angloamerikanischen Gruppe, die diese Tendenzen grundsätzlich verurteilen, haben weder politische Beziehungen unter sich noch insbesondere zu Logen der lateinischen Gruppe. Die deutsche Freimaurerei ist in dieser Betonung der Prinzipien so weit gegangen, daß sie im Jahre 1906 die offiziellen Beziehungen zum Großorient Rom für abgebrochen erklärte und nur mehr die Logen Italiens, die sich unter der Bezeichnung „loggia del rito scozzese“ zu einer neuen Organisation zusammengeschlossen hatten, als legitime Vertreterin des Freimaurergedankens in Italien anerkennt.

Die politische Betätigung der Logen der französisch-italienischen Gruppe verfolgt ausgesprochen radikale Ziele: ihr gilt als Ideal der Staatsform die Republik, als Ideal des Staatsbürgers die atheistische Demokratie. Die französische Freimaurerei, die in der Verwirklichung dieser Tendenzen im eigenen Lande bisher die stärksten Erfolge erzielt hat, unterstützt mit zielbewußter Energie alle parallel laufenden Bewegungen im Auslande. Als Organ der Vermittlung dient ihr hierbei die Zentralfstelle der Logen des Landes, in dem sie das Terrain für ihre Arbeit für hinreichend vorbereitet erachtet. In Portugal hat sie diesen Weg mit Erfolg beschritten: ob und inwieweit sie die anderen lateinischen Länder für reif hält, ist das Geheimnis des Großorientis Paris. Die Sympathien, denen sie in den Logen dieser Länder begegnet, sind starke und ungeheuchelte. Eben aus dieser, in der Gemeinschaft der politischen Ideale begründeten, gegenseitigen Sympathie erklärt sich die rückhaltlose Hingabe, mit der die große Majorität der italienischen Freimaurer in den letzten Monaten der italienischen Neutralität den Direktiven des Großorientis Rom folgte. Fast die gesamte italienische Freimaurerei ist letzten Endes für den Krieg an Seite der Ententemächte eingetreten, weil sie sich von diesem Krieg eine wirksame Hilfe für das Land versprach, in dem sich das neuzeitliche lateinische Freimaurer-Ideal am vorbildlichsten verkörpert.

Auf dem Gebiet der inneren Politik hat die Neigung zu politischer Betätigung, die die Logen der lateinischen Gruppe charakterisiert, erhebliche Mißstände gezeitigt. Wie in Portugal, ist in Frankreich und Italien die Freimaurerei zu einer Hilfsgesellschaft auf Gegenseitigkeit geworden, deren Mitglieder bemüht sind, sich auf Kosten der Allgemeinheit entweder zu Macht oder zu Geld, wenn möglich zu beidem zugleich, zu verhelfen.

Derselbe Geist politischer Fäulnis, den die Freimaurerei in den lateinischen Ländern in das staatliche Leben getragen hat, ist in den ihr gehörenden Preßorganen wirksam.

Es ist unschwer verständlich, daß das Band, das die Freimaurereien der lateinischen Gruppe mit jenen der anglogermanischen verknüpft, ein nur mehr loses und traditionelles ist. An eine politische Interessengemeinschaft zwischen den Angehörigen beider Gruppen ist nicht zu denken. Die grundsätzlichen Unterschiede die die Mentalität sowie die Gesamtheit der Moral- und Kulturbegriffe der lateinischen und der anglogermanischen Rasse aufweisen, machen ihre Wirkung mit logischer Notwendigkeit auch innerhalb der Freimaurerei geltend, und zwar in demselben Grad, als die Entartungserscheinungen, die die lateinische Rasse aufweist, in der Zunahme begriffen sind.



Frontoffiziere

Von Hauptmann Reichenbach



Ich denke an die Zeit vor dem Kriege. Alles war dem strebsamen Offizier begehrtestenswert: Kriegsakademie, Generalstab, Adjutantur, Kriegsministerium, Kadettenhaus, Kriegs- und Unteroffizierschulen, kurz alle Kommandos, die mit der Front unmittelbar nichts zu tun hatten, nur diese selbst war Stiefmutter's Kind, dessen Leben weniger zu wünschen war. Und das war nicht wunderbar. Wer vorwärts kommen wollte, durfte nicht erwarten, daß dies Streben durch besondere Leistungen in der Front erfüllt wurde, der mußte sich nach dem geeigneten Sprungbrett umsehen, das fast immer außerhalb der Truppe lag. Vorpapente zu erringen und die Aussicht auf Verwendung in höheren Führerstellen zu erwerben, war in den meisten Fällen dem Frontoffizier auch dann versagt, wenn er es nicht unterließ, seine geistig-militärische Fortbildung zu fördern, im übrigen aber dem Truppendienste seine ganze Kraft zu widmen. Schnellere Beförderung, die Möglichkeit, persönlichen Ehrgeiz und Tatkraft zu betätigen, die mit dem schnelleren Erreichen höherer Rangstufen verbundenen pekuniären Vorteile waren alles Dinge, die wohl außerhalb, aber recht selten in der Truppe Aussicht auf Verwirklichung hatten.

Die Gründe dieser tatsächlichen Entwicklung, wie sie jeder Offizier beobachtete oder gar am eigenen Leibe zu spüren bekam, lagen nicht zutage. Auf Grund der wirklichen Bedürfnisse einer Armee sind sie auch nicht zu erklären, müssen also ihre Berechtigung aus dem Frieden heraus geschöpft haben. Führung und Truppe waren doch damals schon die beiden Bestandteile des Heeres, von denen der eine ohne den anderen nicht leben konnte und dessen Gleichberechtigung nebeneinander anzuerkennen war. Dem genauen Beobachter ergaben sich jedoch etwas andere Resultate, die durchaus zum Nachteil der Front ausfielen, den führenden Teil aber — eben alles, was mit ihm zusammenhing und arbeitete — weit über den Spiegel des Gleichseins erhob.

Die menschlichen Anlagen und Fähigkeiten sind glücklicherweise verschieden und führen auf diese Weise zu Arbeitsteilung und gegenseitiger Ergänzung auf den verschiedensten Gebieten. Was der Generalstabsführer hier, ist der Truppenoffizier dort im militärischen Leben. Beide sind ohne einander nicht denkbar, beide streben zu gemeinsamen Zielen, beider Arbeit ist für dies Ziel als gleichwertig zu bemessen. Und doch war der eine Teil dem anderen gegenüber schon rein äußerlich kennlich gemacht und erhoben.

Die Lust und Liebe zum Soldatenberuf wird nicht aus der Sehnsucht nach der Schreibstube geboren. Wie viele junge Männer und Offiziere sahen in der rein praktischen Betätigung eines höchsten Ideale werdenden Arbeitens mit lebenden Menschen und feuernden Waffen das Ziel ihrer Wünsche und ihres Könnens. Und nicht nur körperlich wollen sie tätig sein, nein auch der Geist soll arbeiten, wird die Welt- und Kriegsgeschichte studieren, wird die taktisch-strategischen Wissenschaften verfolgen, wird aber immer wieder der inneren Neigung zum Durchbruch verhelfen, das Gelesene, das Gelernte an dem lebendigen Körper der Truppe zur Tat werden zu lassen und weiter zu pflanzen in viele hundert junge Soldaten-seelen, was stiller Stunden Ausreise war. Innerste Passion und Überzeugung,

Selbsterkenntnis des eigenen Könnens, Liebe führt sie, die Frontoffiziere, immer wieder hinein in das pulstierende, schaffende Soldatenleben, Begeisterung bringend und sie wieder wekend.

Seine Leistung faktisch zu bewerten ist schwer. Sie baut sich nicht auf in papiernen Lettern, ist kein sichtbar Gebäude, ist auch nicht der Ausdruck eines guten Griffes oder Schusses allein, sie wartet auf den Tag des schweren Kampfes, den Tag von Not und Tod, die Stunden, die Männer machen — wird zum stahlharten scharfen Schwert und verkörpert den Willen zum Siege. Das hat ihm, dem Frontoffizier, vorgeschiebt, das ist seine Arbeit gewesen, deshalb hat er den Körper und Geist gleich anstrengenden Dienst auf sich genommen, wollte Lehrer und dann auch Führer im mannerprobenden Ringen sein und die Saat aufgehen sehen, die seinem Herzen entsprossen. Sollten solche Aufgaben ihn nicht denen gleich stellen, die an anderer Stelle und meist unter angenehmeren äußeren Bedingungen an ihrem Plaze standen und das große Werk von dort bereiten halfen?

Aber es war nicht immer so. Die harte Wirklichkeit wurde nur zu oft auf den Kopf gestellt, die Theorie der schaffenden Praxis bevorzugt. Viele der Besten wandten sich vom Frontdienst ab, betrachteten ihn — ihr Vorwärtskommen im Auge behaltend — als notwendiges Übel, obwohl doch gerade hier der Schwerpunkt allen soldatischen Strebens und Könnens konzentrisch vereinigt werden mußte. Es waren Fehler gemacht und der große Heereskörper wies Wunden auf, die bei der großen, alle Muskeln straffenden Probe aufreißen mußten — dem Krieg.

Dieser große Lehrmeister, der unser alles tapferes kaiserliches Heer Leistungen vollbringen sah, die nicht ihresgleichen haben, zeigte uns aber auch Schattenseiten, deren eine darin lag, daß der Drang zur kämpfenden Front nicht so in die Erscheinung trat, wie ihn die Natur der Sache erforderte und wie es ihrem innersten Wesen entsprach. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß immer wieder die besten Kräfte in sehr einseitiger Weise der Führung zur Verfügung gestellt wurden, die Truppe sich meist mit dem Rest begnügen mußte und hierunter gelitten hat. Je länger der Kampf währte, umso mehr trat dies in Erscheinung. Junge Kriessoffiziere haben in kritischen Lagen und verantwortlichen Stellen Hervorragendes geleistet. Es fehlte ihnen oft auf die Dauer das Vertrauen namentlich der älteren Unteroffiziere und Mannschaften, das aber lag an ihrer Jugend und an ihrer noch nicht abgeschliffenen Art, mit Untergebenen zu verkehren. Der Kampf selbst zeigte sie auf der Höhe namentlich was den Einsatz ihrer eigenen Person anbetraf. Trotzdem, glaube ich, wäre es richtiger und oft auch möglich gewesen, geschulte ältere Kräfte von hinten heranzuziehen und ihnen die unmittelbare Führung der Truppe zu übertragen.

Gerade der letzte Teil des großen Ringens zeigte in die Augen springend, wie ausschlaggebend Zustand und Geist des eigentlichen Kampfkörpers den Erfolg beeinflusst. Der beste Fechter ist nichts ohne scharfe Waffe und umgekehrt. Das Instrument aber wurde uns im Laufe der Jahre stumpf und stumpfer, es hatte tausende von schweren Kämpfen bestanden, wies manche Scharte auf, mußte gestilkt und neu geschärft werden. Alles kam darauf an, alles stand auf dem Spiele, wenn es nicht gelang die Waffe schneidig zu erhalten; und es ist nicht

gelingen, sie brach. Die geniale, mustergültige, nie versagende Führung war geblieben, doch stand sie allein und waffenlos. Der feste Körper, der erst ein Heer, eine schlagfertige Armee ausmacht, war ihr entglitten. Und viele von uns Frontkämpfern haben in jenen schlimmen Tagen, die das Herz zerrissen, rückwärts geblickt, die vielen harten Erlebnisse schwerer Jahre noch einmal an dem geistigen Auge vorbeiziehen lassen und sich gefragt, mußte das kommen, war rechtzeitige Abhilfe nicht möglich, ist etwas versäumt worden? Sich selbst innerlich auf diese Fragen auch nur annähernd Gewißheit zu verschaffen, war und ist noch jetzt ungeheuer schwer, aber doch sprach ein inneres Gefühl, und dies Gefühl sagte: nicht immer ist der Körper so gepflegt und geachtet worden, wie es nötig gewesen wäre, nicht immer war er der Hauptteil des großen Rumpfes, der dem Kopf die harte Arbeit verrichten sollte, und oft ist es ihm kümmerlich schlecht ergangen. Das eine aber wurde zur Gewißheit, daß es im entscheidenden Kampfe in erster Linie darauf ankam, das schwierige Instrument der Truppe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln so in Gang zu erhalten, daß es auch der schwersten Belastung standhielt, daß nicht allein der Wert der Führung sondern letzten Endes der Wert der geführten Masse den Ausschlag gab. Diese Erkenntnis war allen denen, die die Seele der Truppe aus hundertfachen Erfahrungen kannten, nichts Neues und bestätigte die alte Weisheit, daß das gute Bataillon sich selber hilft, die undisziplinierte Horde aber der vortrefflichsten Führung Rätsel zu raten gibt.

Mit der Länge des Krieges hatte sich die Stellung des Frontoffiziers gegenüber der der Führung immer mehr ausgeglichen, sein Urteil wurde mehr in Anspruch genommen und gehört, er durfte seinen Wert im Gegensatz zu der Zeit vor dem Kriege höher einschätzen lernen und tat dies auch im Bewußtsein der schweren Verantwortung, die auf ihm lastete, und aus Ueberzeugung seiner Leistung. Umso mehr darf die Erwartung ausgesprochen werden, daß diese Wertung des Krieges ihm nun auch für die Zukunft erhalten bleibt und er nicht wieder zurückgeworfen wird in jenen Zustand, der ihn auf die unterste Stufe der allgemeinen Klassifizierung setzte. Das hat er nicht verdient und wird dem Ganzen nicht nützen, sondern nur schwer schaden.

Es darf hierbei nur auf ein kurzes Beispiel hingewiesen werden. Menschenbehandlung ist von jeher ein schwieriges Kapitel gewesen, das keine Schablone verträgt und nur dem sich erschließt, der es im freien Umgang mit Menschen in den Reibungen täglicher unmittelbarer Berührung, den Gemütsissen des Gedankenaustausches und seiner Übertragung, der Folge von Befehl und Ausführung in ihrem Wirken auf Willen und Gemüt studiert. Darin liegt mit eine schwere Aufgabe der niederen Truppenführung, die der persönlichen Kritik, ganz abgesehen von dem nahen menschlichen Beisammensein, in ganz anderer Weise ausgesetzt ist als die entferntere höhere, und an die in bezug auf Charakter, Verständnis und eingehende Kenntnis des Einzelmenschen sowohl wie der Masse auch besonders zu würdigende Anforderungen gestellt werden, die erworben sein wollen und auch nicht jedem gegeben sind. Wenn derartige Aufgaben von Offizieren gefordert werden, so erscheint es ungerecht, sie nach alter Formel mit Aussicht auf den Sitz eines Bezirkskommandos dienen zu lassen, ihnen nur in der Ausnahme höhere Flüge zuzugestehen. Die Bewertung ihrer Arbeit in bezug auf den Gesamtorganismus ist zu gering, schafft Mißmut, Gleichgültigkeit und Nachlassen

der Kraft. Aber das gerade muß im Frontdienst vermieden werden, wo nur die volle Manneskraft mit Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit aus dem täglichen Einerlei heraus vorwärts schaffen und Gutes säen kann. Die Besten sollten hier gerade gut genug sein, um im idealsten Sinne zu wirken und durch Zusammenleben und Beispiel menschlich und militärisch die Keime pflanzen, aus denen, wie wir es alle erlebt haben, auf blutigem Schlachtfeld grünender Lorbeer entspringt. Wohl soll nicht verkannt werden, daß die moderne Befehlsgebung und der große Mechanismus des Verwaltungskörpers eingearbeitete, kundige Kräfte gebraucht, diesen aber einen Vorrang zu gewähren vor den Männern der Front, ihnen das Vorwärtskommen leichter zu machen und ihre Rechte höher zu stellen, das war und ist ein Punkt, in dem Zurücksetzung erblickt werden muß, die niemals dazu beitragen kann, der großen Sache zu dienen.

Jetzt stehen wir vor einer neuen Zukunft, ein neues Heer soll aufgebaut werden. Die Besten der alten, tapferen Garde werden gemustert, um dem Neubau mit Geist und könnennder Kraft aufwärts zu helfen. Ja, werden es wirklich die Besten sein, wird die Auswahl nach den vielen kriegerischen Erfahrungen auch die treffen, die Leistungen hinter sich haben, die Treue und Festigkeit gezeigt, die sich nicht scheuten, vier lange Jahre hindurch, wenn der Schlachtengott sie schückte, täglich und stündlich ihr Leben einzusetzen, oder wird auch hier wieder die Lupe der Gerechtigkeit nach denen fahnden, die in Ruhe und Sicherheit sich Verdienste erwarben, die dem Papierkrieg näher standen denn dem Tod und Verderben speienden Ungeheuer? Das sind bange Fragen, die sich all denen mit Sorge aufzwingen, die wissen, daß Charakter, Treue und fester Sinn verbunden mit glühender Passion und Liebe zum Soldaten turmhoch über manchen geistigen Fähigkeiten, Eleganz und sicherem Auftreten zu bewerten sind. Möge man gerade jetzt, wo Friedensart wieder hoch im Kurse steigt, derer nicht vergessen, die an erster Stelle standen, als es hieß, dem zerschmetterten Vaterlande den letzten Lebensrest zu retten, und die das unstete Kriegsleben weiter auf sich nahmen, wo andere die Ruhe der Garnison bevorzugten. Was diese Männer trieb, das kam aus ihrem Innersten heraus, der Zwang des Herzens und der Sinne trieb sie, und das wird ihnen bleiben, das braucht ihnen nicht gegeben und nicht genommen werden. Das sind die Offiziere der Zukunft und an sie halte man sich.



Drinne und draußen

Die deutsche Front im Osten. Grenzland ist von jeher ein Land der Sorge gewesen. In ganz besonderem Maße aber trifft das auf die deutschen Ostgebiete zu, um die sich das Reich weitaus weniger gekümmert hat, als um die Landstriche im Süden und Westen. Nicht daß das Blut des Staatskörpers dort weniger pulsiert hätte, wohl aber, daß das Land so rußlandnahe lag und dadurch „dunkel“ war, weil man nichts von ihm wußte und sich auch nicht recht die Mühe gab, etwas Positives darüber zu erfahren, das ist der Grund, der es möglich werden ließ, daß man auch heute noch im weitaus größeren Teile unseres Vaterlandes von der Ostmark vollständig falsche Vorstellungen besitzt. Für den Bürger schlechtweg ist Ost- und Westpreußen, obgleich es urdeutsche Erde ist, ein Land mit sieben Siegeln. Niemals, und auch nicht im stillen, hat der Osten für sich geworben, er hat immer nur gegeben, was seine Erde in so reichem Maße gebär; er hat mitgeholfen, Deutschland zu ernähren, war beim Ausbruch des Krieges der Sturmbock, gegen den die russische Flut anbrandete, und geriet mit Land und Volk in bittere Not.

Auf einer Studienreise durch diese Landschaften habe ich mich überzeugen können, wie es um diese deutsche Front steht, und ich kam zu dem Eindruck, daß alle Bevölkerungskreise heute von einem idealen Schwung erfüllt sind, der der ganzen Deutschheitsbewegung etwas Felerlichgehobenes, etwas Selbstbewußtes, Starres gibt. Man ist voll Vertrauen auf den Sieg einer gerechten Sache, denn als solche fassen alle den Kampf für die Heimat auf. Räte dieses Land und seine Menschen durch eine eigenwillige, von ententepolitischen Interessen diktierte Entscheidung an Polen, so vollzöge sich damit eine in der Weltgeschichte beispiellose Vergewaltigung, die nicht nur den aufgestellten großen Ideen des Völkerbundes in das Gesicht schlagen würde, sondern die fraglos über dieses Land die Not eines Volksaufstandes verhängte. Nie ist mir ein bewußteres Deutschum begegnet als in diesen Gebieten; nie habe ich begeisterter alte deutsche Volkslieder fingen gehört als auf dieser Erde.

In Lyda war es die Stadtbevölkerung, die, noch 2000 Menschen, in einem weit überfüllten Saal die Frage eines Geistlichen, ob sie sich als Deutsche fühlten und Deutsche bleiben wollten, mit einem gewaltig brausenden, schwurartigen „Ja!“ beantworteten; bei Proßken, in einem Walde, nach einem Sonntagsgottesdienste, hörte ich das gleiche im Angesicht der polnischen Grenze. Auf den Kernsdorfer Höhen war es Landvolk, tief verwurzelte Bauernschaft, die unter freiem Himmel ihr Deutschum bekannte. In Stuhm, einem der gefährdeten Orte des westpreussischen Abstimmungsbezirkles — einer Stadt mit nur 3100 Einwohnern — sah ich aus Anlaß eines „Deutschen Tages“ eine Volkskundgebung überwältigender Art; denn in dem Festzuge, der sich über eine Stunde lang durch die Stadt bewegte, zogen wohl rund 15 000 Menschen vorüber, die mit Volks- und Vaterlandsliedern, mit deutschen Fahnen und ihren Willen kündenden Transparenten sich zum Deutschum und zum deutschen Vaterlande bekannten. Alt und jung war im Zuge, Krüppel marschierten mit, die Gutsbesitzer gingen mit ihren Angestellten zusammen, städtische Vereine und wieder Landbevölkerung folgten, ja selbst aus dem dem polnischen Hauptagitator Grafen Sierakowski gehörigen Groß-Waplik zog ein starker Trupp deutschgesinnter Untergebenen des Grafen mit. Stundenweit waren die Menschen herbeimarschiert, und in einem 6 km langen Zuge stand die Menschheit gedrängt auf den Chaussees, ehe sie den Marsch zur großen Festwiese antreten konnte. Das war bewußte Deutschheit, wie sie die Kampffront in diesen Abstimmungsgebieten erfüllt, das war das gewaltige Vekennertum, das in dieser Erde verwurzelt ist, das sich zur heimatlichen Scholle zugehörig fühlt und nicht von ihr trennen lassen will.

In Marienwerder ist es mir ein leichtes gewesen, bei einem Empfang vor dem Präsidenten der Interalliierten Kommission, dem ehemaligen italienischen Minister Ezzelezz Angelo Pavia, in streng sachlich gefaßter politischer Rede all diese großen und tiefwirkenden Eindrücke zusammenzufassen. Mit offenem Wort konnte ich für das deutsche Empfinden des Allergrößten

Teiles der Bevölkerung Zeugnis ablegen, da ja in der Tat nur ein ganz geringer Teil nationalpolnisch gesinnt ist und sich zum Träger des großpolnischen Gedankens zu machen sucht. Ich sagte es offen: Wer in diesem Lande von einer polnischen Kultur spricht, begeht eine Fälschung, indem er nicht nur durch Lügen die Tatsachen der gegenwärtigen Zeit verbrennt, sondern auch die Geschichte entstellt, die klar beweist, daß alles, was auf dem Boden des Weichsellandes und der an sie anschließenden Ostgebiete entstanden ist, der kulturschaffenden Kraft der Deutsch-Herrenritter entsproß und zu verdanken ist. Solange die das Land aufschließende und aufbauende deutsche Arbeit nicht unterbrochen wurde, zeigte die kulturelle Entwicklungsstufe einen dauernden Aufstieg. Nur die traurigen Zeiten brachten Rückschläge, die das Land zwischenburch vorübergehend unter polnische Herrschaft gelangen ließen, und erst, nachdem diese Lande wieder erneut in den preußisch-deutschen Staatsverband eingegliedert wurden, entstand jene hohe Kultur, die heute in allen Teilen des Landes offen ersichtlich ist. Und so forderte ich die volle Gerechtigkeit der Anerkennung des Volksurteils, das sich am Tage der Abstimmung sicher für Deutschland bekennen werde. Und es ist gewiß nicht uninteressant zu erfahren, daß Erzellenz Pawia in seiner Erwiderung darauf hervorhob, daß er es sich als Präsident der Interalliierten Kommission zusammen mit den Mitgliedern der anderen Nationen zur strikten Aufgabe gemacht habe, diese geforderte Gerechtigkeit in der Beurteilung der Lage zu befolgen. Er sagte wörtlich: „Die Kommission wird so handeln, daß sowohl die einen wie die anderen nur siegen können,“ wenn sie ihre Rechte derart ausüben, daß jeder, der seine Stimme abgibt, ohne Furcht und nach bestem Gewissen an die Urne treten kann.“ — In privatem Gespräch ging Erzellenz Pawia aber noch weiter; denn er erklärte mir nachher, daß er sagen müsse, Paris sei durch falsche polnische Informationen irreführt, und auch er glaube an den Sieg der deutschen Sache.

Wird man dem Deutschtum also die geforderte und zugesagte volle Gerechtigkeit bei der Abstimmung gewähren, so glaube ich fest hoffen zu dürfen, daß wir im Reiche ebenso wie die Bevölkerung dieser umstrittenen Land-

striche mit voller Zuversicht dem Wahleresultat entgegensehen können. Die dort gebildete deutsche Front wird die Belastung ertragen; der Wille des Volkes wird den unverrückbaren Beweis bringen, daß das Deutschtum hier heimisch und unverdrängbar ist. Von Seiten des Reiches aber wird es darum um so mehr notwendig sein, diese Treue mit Treue zu vergelten und der Ostmark zu beweisen, daß sie schließlich doch nicht auf sich allein angewiesen ist. So wie das Reich die kriegsverwüstete Provinz wieder mit aufbauen half, so wird es auch in Zukunft zu ihr stehen.

Wilhelm Conrad Gomoll

Brief aus Polen. . . . Sie wollen einiges über die wirtschaftliche Lage der neuen Republik Polen wissen. Soweit ich es nach meinem jüngsten Aufenthalt beurteilen kann, ist dieselbe äußerst schwierig und sicherlich unhaltbar, wenn nicht irgendwelche weitgehenden Abmachungen auf Lieferung der notwendigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens aus dem benachbarten Auslande hereinkommen. Die Industrie ist, soweit sie in der früheren Posener Provinz vorhanden ist, noch reichlich beschäftigt. Es handelt sich da hauptsächlich um die Dampf- und Olmühlen, Sägewerke, Ziegeleien und ähnliche Fabriken, die ihre Rohprodukte: Getreide, Holz, Lehm im Lande haben. Aber auch bei diesen zeigen sich schon große Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Heizmaterial, namentlich aber durch den Mangel an Maschinen-ersatzteilen, Treibriemen und geschultem Personal. Noch viel schlimmer ist der Handel dran. Die Verkaufsräume sind fast leer. Seit Deutschland die Ausfuhr von Textil- und Schuhwaren unterbunden hat, fehlen diese notwendigen Vorräte fast vollständig. Die alten Vorräte sind aufgebraucht, und man ist darauf angewiesen, aus Kongreßpolen (Lodz) zu horrenden Preisen meistens nicht sehr gute Ware zu beziehen. Aber auch dazu ist noch die Einfuhrgenehmigung von der Behörde notwendig, denn, so eigenartig es klingen mag, das heutige Polen hat die alte Grenze zwischen Posen und Kongreßpolen aufrechterhalten; dieselbe wird noch viel schärfer als in Vorkriegszeiten bewacht, und der Schmuggel, trotzdem sehr hohe Belohnungen auf die Ergreifung von Schmugglern stehen, blüht wie nie zuvor.

Zwischen den Preisen, die in der früheren Provinz Posen und Kongreßpolen hzw. Galizien bestehen, sind große Differenzen vorhanden. In der ersteren Provinz zahlt man z. B. für ein Brot von etwa 5 deutschen Pfund seit der Erhöhung vom 1. Mai 4 *M.* Eine Meile weiter entfernt, also jenseits der früheren deutschen Grenze, zahlt man für 400 g in erheblich schlechterer Qualität 10 *M.* bis 12 *M.* und auch noch darüber. Kommt man weiter hinein nach Kongreßpolen, dann sind die Preise noch viel höher. In demselben Verhältnis bewegen sich auch die Preise für alle anderen Lebensbedürfnisse, so daß man in der Provinz Posen überzeugt ist, daß in dem Moment, wo die geplante Aufhebung der alten Grenze zur Tatsache wird, die Preise in der Provinz Posen so in die Höhe schnellen, daß dieselben kaum erschwinglich sein dürften, obgleich gerade die Provinz Posen, soweit Nahrungsmittel: Kartoffeln, Roggen usw. in Frage kommen, ebenso wie früher die Kornkammer von Deutschland, jetzt die Basis von ganz Polen zu sein scheint. Die Einwohner von Posen sind also in der denkbar größten Aufregung über die bevorstehenden Maßnahmen. Man hört sehr oft, namentlich in der Bevölkerung des Mittelstands der eingeborenen Polen, die Tatsache erwähnt, daß man es eigentlich unter deutscher Herrschaft nach jeder Richtung hin viel besser gehabt hätte. Überall war Ordnung, Handel und Wandel war im Verkehr, die Beamten waren gut eingearbeitet und unbedingt zuverlässig, Einnahmen und Ausgaben bewegten sich immer in durchaus auskömmlichem Rahmen. Man hat da den Eindruck, als ob die früheren deutschen Provinzen, soweit das Groß der polnischen Bevölkerung in Frage kommt, eine Anlehnung an Deutschland sehr gern sehen würden, da man sich allgemein nach Ruhe, Frieden und geordneten Verhältnissen sehnt.

Auch die höheren Klassen scheinen mit der wirtschaftlichen Entwicklung, welche das neue Polen unter seiner eigenen Verwaltung genommen hat, in keiner Weise zufrieden zu sein. So hat sich neulich nach deutschem Muster ein Bund der polnischen Landwirte gebildet. In der Versammlung, die vor etwa zehn Tagen stattfand, wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung zu ersuchen, schleunigst mit Deutschland in Verbindung zu treten

bezüglich Lieferung von Maschinenteilen und anderen für die Landwirtschaft unbedingt notwendigen Produkten. Geschähe dies nicht, so würde die Landwirtschaft auch ihrerseits sich gezwungen sehen, mit der Ablieferung von Getreide zu streiken, da der ganze landwirtschaftliche Betrieb unter dem Mangel an notwendigen Produkten und Ersatzteilen so leide, daß die Weiterführung kaum möglich erscheine. Die Verwaltung der früheren Provinz Posen gibt sich auch alle erdenkliche Mühe, ihre bevorzugte Stellung gegenüber den anderen Provinzen aufrechtzuerhalten. Man ist sich jetzt darüber klar, welche kolossalen Leistungen Deutschland für die ehemals so vernachlässigte Provinz Posen vollbracht hat. Man sieht, welche Mengen an Kultur- und Verkehrsmitteln Posen besitzt, und bemerkt beim Vergleich mit Kongreßpolen und Galizien, daß man wieder auf einen ganz erheblich tieferen Stand herabgedrückt wird, wenn man dem Verlangen dieser Provinzen, ganz in ihnen aufzugehen, nachgäbe.

Das Salutaelend drückt außerdem die Stimmung noch kolossal herunter. Die Einwohnerschaft ist sich ja darüber klar, daß die dort herrschende reine Papierwirtschaft nicht zum wenigsten zur Verelendung des Landes beiträgt. Wer ein Vermögen von einer Million besitzt, erhält dafür in Deutschland nur zweimal hunderttausend Mark. Da diese zweimal hunderttausend deutsche Mark im Ausland nur einen Wert von etwa 25 000 Goldmark besitzen, kann man sich denken, wie deprimierend das Resultat der ganzen Arbeit und der vermeintlichen großen Verdienste für die Polen ist.

G.

Die Notlage der Saarindustrie. Der Förderungsausfall der nordfranzösischen Gruben zwingt Frankreich in den nächsten Jahren, das Lebenselement seiner Industrie, die Kohle, außerhalb seiner Grenzen zu suchen. Die Saargruben, die mit dem Minettegebiet Elsaß-Lothringens eine industrielle Einheit bilden, sind die nächstliegenden Kohlengruben. Der Friedensvertrag läßt sie für die Zeit von 15 Jahren in den Besitz Frankreichs übergehen, aber Frankreich, das einstweilen in Elsaß-Lothringen auf die Saarkohle angewiesen ist und andererseits Deutschland seinen

Wiederaufstieg durch Entziehung seiner natürlichen Hilfsquellen erschweren möchte, strebt danach, zum dauernden Besitzer der Saargruben zu werden. Aus diesem Grunde versucht es, das Saargebiet vorläufig wirtschaftlich zu annektieren, in der Annahme, daß dann die politische Angliederung später selbsttätig folgen müsse. Einen Erfolg in der wirtschaftlich-industriellen Angliederung verbürgt ihm der Besitz der Kohlengruben. Die Saarwerke müssen 60 % französisches Geld in ihr Betriebskapital aufnehmen, andernfalls kürzt oder sperrt man ihnen die Kohlenzufuhr gänzlich. Fast sämtliche größeren und bedeutenden Werke an der Saar arbeiten heute mit französischem Kapital zusammen. Man beteiligt von deutscher Seite nicht ganz ohne Absicht Franzosen an der Saarindustrie. Die französische Schwerindustrie legt im eigenen Interesse keinen Wert darauf, sich an der Saar einen äußerst gefährlichen Konkurrenten großzuziehen, und deshalb nimmt man an, daß die Saarindustrie bei einer engeren Verbindung mit dem französischen Kapital auf größeres Entgegenkommen von Seiten Frankreichs rechnen kann. Daß Frankreich aber vorläufig die Saarindustrie nur als lästiges Anhängsel der Kohlengruben empfindet, geht aus der Behandlung hervor, die es bislang dem Wirtschaftsleben und Handel des Saargebietes hat angedeihen lassen. Mangelhafte Belieferung mit teuren Kohlen zwingen viele Saarwerke, ihre Betriebe empfindlich einzuschränken oder zeitweise gänzlich stillzulegen. Diese Mißhandlung der Saarindustrie zeigt deutlich, daß es der französischen Schwerindustrie bei ihrer Beteiligung am saarländischen Betriebskapital nur darauf ankam, sich im Saargebiet durch den Erwerb vielfachen Besitzes eine möglichst breite Basis zu schaffen, von der aus später die Annexion des Saarlandes mit seinen wertvollen Gruben ins Werk gesetzt werden soll. Vorläufig geht das Bestreben der Franzosen dahin, sich so lange wie möglich die lästige Konkurrenz der saarländischen Industrie vom Leibe zu halten. Zu diesem Zwecke heißt es vor allem, das wirtschaftliche Leben des Saarreviers in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen, um es am eigenen Vorgehen hindern zu können, das Frankreich gefährlich werden

könnte. Die Zollgrenze, die erst nach Ablauf von 5 Jahren voll in Wirksamkeit treten wird, stellt den ersten rechtlich festgelegten Schritt auf dem Wege dar, die Saarindustrie zum willenlosen Vasallen des französischen Kapitals zu machen. Sie vollzieht die erste Operation, das Saargebiet aus seinem ursprünglichen wirtschaftlichen Organismus Deutschland loszulösen, um es allmählich mit Frankreich zu einer Einheit zu verschmelzen. Das Saargebiet soll Deutschland genommen werden.

Es liegt auf der Hand, daß eine so tief greifende Umgruppierung nicht ohne Reibungen und schwere Störungen für Leben und Volk des Saargebietes vor sich gehen kann. Die Depression, die von französischer Seite aus den erwähnten Gründen über das Wirtschaftsleben an der Saar gelegt ist, wird leider, wie man wiederholt feststellen mußte, von Seiten des Mutterlandes in manchen Fällen noch verstärkt. Ganz abgesehen davon, daß an erster Stelle die im Saargebiet ansässigen deutschen Volksgenossen, die trotz aller Drohungen oft offen und trotz ihr Deutschtum bekannt haben, unter den Rückschlägen mit leiden müssen, die die Industrie erfährt, und es mit dem nationalen Interesse unvereinbar ist, daß man den vom Mutterland abgetrennten Deutschen zu den mannigfachen seelischen Leiden auch noch wirtschaftliche Nöte aufbürdet, ist es hier wohl angetan, einmal darauf hinzuweisen, wie bedeutungsvoll das Saargebiet für den Wiederaufstieg Deutschlands ist.

Eine unbeschreibliche Erschwerung für das saarländische Wirtschaftsleben bringt das Vorgehen vieler deutscher Lieferkreise mit sich, die das Saarland als Ausland betrachtet wissen wollen und dementsprechend für ihre Lieferungen an das Saargebiet Auslandspreise oder Auslandszuschläge fordern. Wie verlautet, sollen neuerdings auch die von der Reichsregierung angeordneten Ausfuhrabgaben im Verkehr mit dem Saarland angewandt werden. Weiter wird der Handel aus dem Saargebiet nach Deutschland durch die von der deutschen Regierung geforderten Einfuhrbewilligungen aufs schlimmste gefährdet. Die Errichtung der Zollgrenze hat das Saargebiet aber weder staatsrechtlich noch in bezug auf seine organischen Handelsverbindungen mit

dem übrigen Reich zum Ausland gemacht. Nach wie vor kommt der deutsche Markt für 70% der saarländischen Ausfuhr als Absatzgebiet in Betracht. Mit hin hängt an dem hemmungslosen Zugang zu diesem Absatzfeld Gedeihen und Verderben der Saarindustrie. Die saarländischen Verbraucher sind an sich schon aus finanziellen Gründen auf eine Belieferung aus Deutschland angewiesen. Preisbildung und Lebenshaltung richten sich hier wie im übrigen Deutschland nach dem Kaufwert der Mark. Der Valutaunterschied verteuert alles, was über oder aus Frankreich bezogen wird, um das Drei- bis Vierfache. Das Saargebiet versteht die Schwierigkeiten, mit denen Deutschland im Hinblick auf seine wirtschaftliche Gesundung zu kämpfen hat, versteht, daß Deutschland unter allen Umständen das Loch im Westen verstopfen muß, und verlangt darum keine Bevorzugung vor anderen deutschen Gebietsteilen. Das Saargebiet ist bestrebt, seine alten, natürlichen Verbindungen mit dem Reich aufrechtzuerhalten, und muß, schon weil es nach dem Friedensvertrag weiterhin deutsches Land bleibt, von Deutschland im Rahmen der übrigen kontingentierten Versorgung instand gesetzt werden, seinen bisherigen wirtschaftlichen Verbindungen nachkommen zu können. Aus der Mitte von saarländischen Industrievertretern ist darum die Entsendung eines deutschen Delegierten ins Saargebiet schon verschiedentlich angeregt worden. Dieser Delegierte müßte mit den weitest gehenden Befugnissen versehen sein, soweit sie Bewilligungen von Ausfuhr aus und Einfuhr nach Deutschland anbelangen. Der weitläufige, schwerfällige arbeitende Instanzenweg, auf den der Saarländer heute noch bei seinen Anträgen auf Ein- oder Ausfuhr angewiesen ist, könnte dann zur wesentlichen Erleichterung für den Handelsverkehr stark verkürzt werden. Bis zum 10. Juli bestehen noch gewisse Erleichterungen für die Einfuhr aus dem Saarland nach Deutschland, nach diesem Termin treten die deutschen Einfuhrbestimmungen wieder in vollem Umfange in Kraft. Bis zu diesem Zeitpunkt also dürfte die Errichtung einer deutschen Delegiertenstelle für den Handel mit Deutschland im Saargebiet zu einer brennenden Angelegenheit geworden sein.

Die Regierungskommission des Saargebietes hat einem eventuell deutschen Delegierten schon im voraus die Aufenthaltsberechtigung erteilt. Es fehlt also nur noch seine Entsendung und Bevollmächtigung durch Deutschland.

Wird das Saargebiet seiner lebensnotwendigen Verbindung, des wechselseitigen Verkehrs mit Deutschland beraubt, dann droht die Gefahr, daß die Industrie, der Handel an der Saar, in eine tödliche Stagnation gerät, die nicht nur die Lebensinteressen der ansässigen Bevölkerung in Mitleidenschaft ziehen würde, sondern auch nicht ohne erheblichen schädigenden Einfluß auf die Industrie des übrigen Deutschlands bleiben würde. Es bleibt hier zu beachten, daß das Reich bei seinem wirtschaftlichen Wiederaufbau nicht nur ein gewisses Interesse an dem Gebiet haben muß, sondern daß es dabei recht fühlbar auf das Saargebiet angewiesen sein wird. Die Produktion des kleinen Saargebietes beträgt nämlich ein ganzes Achtzehntel der deutschen Gesamtproduktion und ein wirtschaftlich hochentwickeltes Gebiet von so konzentrierter Arbeitskraft, das einen derart großen Einfluß auf den deutschen Arbeitsmarkt hat, wird an sich schon immer ein mitbestimmender Faktor bei der Wiedergesundung der deutschen Wettbewerbsfähigkeit sein. Die Aufwendungen, die Deutschland bei der Belieferung des Saargebietes machen müßte, stehen in keinem Verhältnis zu dessen Nutzen für Deutschland, die Bevölkerung, die ein Achtzehntel der Gesamtproduktion verarbeitet, beträgt nur ein Hundertstel des deutschen Volkes. Die Beforgnisse, die von deutscher Seite häufig geäußert werden, daß das Saargebiet bei Nichtanwendung der deutschen Ein- und Ausfuhrbeschränkungen zu einem ewigen „Loch im Westen“ werden könnte, können durch den deutschen Delegierten im Saargebiet beseitigt werden, der ja in der Hauptsache die richtige Verteilung der aus Deutschland kommenden Waren und Rohstoffe zu beaufsichtigen hätte. Ein wirkliches, wenn auch bedauerlich kurzfristiges Interesse daran, den Einfluß der Saarindustrie auf den deutschen Markt auszuscheiden, könnten nur andere deutsche schwerindustrielle Kreise haben, von deren offensichtlich deutschnationaler Haltung während der Vergangenheit man

eine solche Einseitigkeit eigentlich nicht erwarten kann. Die Saarindustrie wird es in Zukunft schon schwer genug haben, sich auf dem deutschen Markt gegen diese Mitbewerber zu behaupten. Kohlen- und Minettepreise sind im Saargebiet doppelt so hoch wie in Deutschland, die Herstellungspreise sind deshalb auch beinahe um das Doppelte gestiegen, und die Saarwerke müssen heute eine Tonne Eisen mit 4500 bis 5000 *M* berechnen, die die Werke im Rheinland und in Westfalen bis vor kurzem mit 3000 *M*, in Zukunft wird es noch weniger werden, haben liefern können.

Gelangt die Saarindustrie durch ihre vorläufige Abtrennung willenlos in die Hände Frankreichs, dann kann Frankreich seinen

Einfluß, den es durch den Besitz der Saarwerke auf den deutschen Markt gewinnt, und in Deutschland wird immer Bedarf nach saarländischen Produkten vorliegen, eventuell einmal in der Richtung benutzen, auf die wirtschaftliche Wiedereinstellung Deutschlands und die Gesundung seiner Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt in nachteiliger Weise einzuwirken.

Deutschland muß in seinem ureigensten Interesse und um der deutschen Brüder im Saarland willen dem Saargebiet zu Hilfe kommen, muß die saarländische Industrie unterstützen, dem Handel die Wege öffnen und —

wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.



Verantwortlich: Dr. Max Hilbert Boehm in Berlin-Friedenau.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36 a. Fernruf: Riga 6610.

Verlag: R. F. Roehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck B. Roeyer Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallstraße 17. 34/35.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesondere Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

Bücherliste

Heuß, Alfred, Kammermusikabende. Breitkopf und Härtel.
Musikbücher, Leipzig 1919.

Eine höchst erfreuliche Bereicherung der populären Musikliteratur stellt dieses Büchlein dar, das auf die Frage antwortet: Auf welche Weise kann Kammermusik dem Volk geboten werden? Fraglos gehört die Vermittlung edler Kammermusik zu den wichtigsten Forderungen der Volksbildung und die Dankbarkeit, mit der musikalische Arbeiter Darbietungen Haydn'scher und Mozartscher Streichquartette aufnehmen, ist oft bemerkt worden. So ist die leichtfassliche Analyse einer großen Zahl klassischer und neuerer Kammermusikwerke, die Heuß bringt, eine vortreffliche Handhabe für Programmaufführungen und -erläuterungen und wird als solche hoffentlich oft und fruchtbar verwertet werden. Ech.

Stemmlinger, E. und Bauer, G., Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 689. Teubner 1920.

Die Verfasser geben in leicht verständlicher Weise durch übersichtliche Ordnung einer Fülle von aufschlußreichen Einzelsachsn ein musikalisches Gesamtbild der in der Gegenwart lebendigen antiken Kultureinflüsse. Neben den ausgewiesenen religiösen, künstlerischen, literarischen, sprachlichen und volkstümlichen Beziehungen erregt der Nachweis des Zusammenhanges antiker und moderner Wissenschaft besonderes Interesse. Ech.

Daerwald, Richard, Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 560. Teubner 1920.

Dem durch spiritistische und verwandte Vorstellungen gegenwärtig vielfach erregten Erschlappungsproblem wird diese von nüchternem Tatsachensinn und erprobter psychologischer Methode geleitete Darstellung und kritische Erklärung der wichtigsten abnormen Seelenphänomene, zumal sie anregend und leicht verständlich geschrieben ist, gute Dienste leisten. Ech.

Clemen, Carl, Das Leben nach dem Tode im Glauben der Menschheit. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 514. Teubner 1920.

Der durch religionsgeschichtliche Spezialarbeiten bekannte Bonner Theologe gibt einen höchst anregenden Abriss der Vorstellungen vom Fortleben und Jenseits von der Religion der Naturvölker aufsteigend bis zu den großen Kulturen und Erlebensreligionen unter Anführung reichhaltiger Belege. In einem Schlußkapitel wird die Haltung des wissenschaftlich denkenden modernen Christen diesen ewig lebendigen Fragen gegenüber bestimmt. Ech.

Heimatgruß. Geschichten und Gedichte von Eduard Sach, Franz Spunda, Edwin Strobanek und Hedwig Steiner. Mit einem Holzschnitt von Rudolf Mather, Dlmütz. Verlag Dr. Fritz Koberg, Dlmütz. Preis 2 Kronen.

Das Büchlein bringt Sagen vom Nordrand der Hanna' aus der Dlmützer deutschen Sprachinsel, voll Liebreiz und stellenweise voll tragischer Buch, zart und schlicht von dem Bauersohn Ed. Sach aus Gießhübel bei Dlmütz erzählt. Sie und Spundas schöne Erzählung „Die blinde Schwester“, Gedichte von Edwin Strobanek und Hedwig Steiner neben zusammen mit dem Dlmützer Holzschnitt Mather's auf dem Titel ein feines Bild der heimlichen Kräfte unserer Sudeten-Deutschen.

Bauch, Bruno, Geschichte der neueren Philosophie bis Kant. Sammlung Göschen Nr. 394.

In dritter, durchgesehener Auflage wird die kleine Schrift: des Jenefer Philosophen vorgelegt, die durch die Herausarbeitung aller wesentlichen Ergebnisse des neuzeitlichen Philosophierens von Renaissance und Reformation bis auf Hume und Wolff, mehr noch aber durch die Strenge ihres systematischen Standpunktes und die Präzision, mit der sie die innere Dialektik der wissenschaftlichen Philosophie seit Descartes und ihr Hintertreiben auf die durch Kant herbeigeführte „kopernikanische Wendung“ zu dem Gediegensten gehört, was über den Gegenstand geschrieben ist. Würde der Verfasser, dem wir innerhalb derselben Sammlung (Nr. 536) auch eine vorzügliche Zusammenfassung der Kantischen Philosophie verdanken, uns eine Bearbeitung des nachkantischen Idealismus schenken und damit die bisher in der Göschen-Sammlung vorliegende, wenig brauchbare Darstellung dieser Periode ersetzen. Ech.

Albert, Hermann, B. N. Mozart. Als 6. Ausgabe von Otto Jahns Mozart. 1. Teil (1756—1783). Breitkopf und Härtel, Leipzig 1919.

Die Umgestaltung, die das für seine Zeit klassische Jahnsche Werk in der vorliegenden Neuausgabe erfährt, ist freudig zu begrüßen. Die Grundzüge seiner Umarbeitung legt der Verfasser in einem ausführlichen Vorwort dar. Dem Werte selber ist, abgesehen von der mit philologischer Akribie vorgenommenen Vertiefung der Erkenntnis von Mozarts persönlicher und musikalischer Entwicklungs-geschichte in ihren Einzelheiten, die seit Jahns Tagen erfolgte und von Albert souverän beherrschte Erweiterung der stilgeschichtlichen, allgemein-ästhetischen, kritischen und psychologischen Gesichtspunkte zugute gekommen. Das sorgfältig ausgestattete, mit reichlichen Bildern und illustrierenden Notenbeispielen versehene Werk wird an erster Stelle berufen sein, der in unseren Tagen überall deutlichen Hinweisung zu Mozart eine feste Richtung zu geben und das vielfach schwankende Urteil über den Meister über Einseitigkeiten und Unklarheit entscheidend hinauszuführen. Ech.

Reichsman, Hermann, Geschichte der Oper. Kleine Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen. Bd. VI. Breitkopf und Härtel, Leipzig 1919.

Die lang erwartete Darstellung der Geschichte der Oper durch den bekannten Berliner Musikhistoriker darf auf weitgehende Beachtung rechnen. Sie behandelt hauptsächlich die Entstehungsgeschichte der Oper und geht dann über die parallele Entwicklung der italienischen und französischen Oper (man erinnere sich an Mozarts Interesse für diese Periode und die höchst scharfsinnigen Bemerkungen zum Streite Gluck-Biccini!) bis zur Gluck'schen Schule. Die romantische Oper einschließlich Wagners findet anfangsweise Berücksichtigung. Die Methode des Verfassers ist bekanntermaßen in erster Linie philologisch und formalgeschichtlich. Eine stilgeschichtliche Analyse, die auch die für unser gegenwärtiges Musikleben bedeutungsvollen Opernformen der neuromanistischen, -italienischen und -russischen Musik, besonders aber die auf ganz neue Wege führende Oper der Jungwieners umfassen müßte, wird durch dies Werk nicht entbehrt gemacht. Ech.

76

Kenner feinen humors,
Liebhaber echter Heimatkunst,
Sprachforscher und Dialektfreunde,
Vortragende, besonders aber Sachsen
beziehen das seit Jahrzehnten beliebte und rühmlichst bekannte Werk von Wagner
(Johannes Renatus):

Allerlee aus der Heberlausitz

Neue gebundene Ausgabe in 10 schmiegsamen eleganten Bänden
Preis M. 100, hierzu 20% Teur.-Zuschlag

Auch gegen bequeme Monatsraten von 10 Mark.

Emil hübners Verlag, Abtl. Sortiment, Bauen I. Sa.



Das Armenhaus soll zahlen Ein Wort vor Spaa

Von Fritz Kern

I.



as Entsetzliche unserer wirtschaftlichen Lage besteht an sich weder in Marktverschlechterung, Teuerung und der sogenannten Inflation mit Papiergeld, noch in der Höhe unserer Schulden und Verpflichtungen. Diese Erscheinungen würden eine Wiedergenesung zulassen, denn unser Notenumlauf ist zwar für Friedensbegriffe ungeheuerlich gestiegen, aber im Verhältnis zu dem Nominalwert des deutschen Volksvermögens in heutiger Währung stellen die sechzig Milliarden umlaufender Reichsbanknoten und Darlehnsklassenscheine noch lange keine Assignaten dar. Gelänge es, den Staatshaushalt bald ins Gleichgewicht zu bringen, so würde die Inflation der Gesundung unserer Wirtschaft keine wesentlichen Hindernisse in den Weg stellen. Ähnlich verhält es sich mit der Teuerung. Der eigentlich düstere und beinahe hoffnungslose Eindruck unserer Lage ergibt sich erst aus der Möglichkeit, daß auf absehbare Zeit hinaus der Staatshaushalt nicht mehr ins Gleichgewicht zu bringen sein wird.

Die Belastung der Gesamtheit mit unproduktiven Schulden trifft eben zusammen mit einer außerordentlichen Verarmung der ganzen Bevölkerung. Die Lasten der Gesamtheit sind schon zu hoch angewachsen im Verhältnis zu der Steuerkraft der Glieder. Die riesenhaften Steuern, die man auf dem Papier ja leicht so weit erhöhen kann, daß sie den Staatshaushalt ins Gleichgewicht bringen, sollen heute zum größten Teil nicht mehr aus den Überschüssen der Einzelhaushaltungen und Betriebe entnommen, sondern wesentlich aus dem landes- und standesüblichen Existenzminimum herausgepreßt werden. Das Existenzminimum des Arbeiters ist heute, soweit Arbeit da ist, noch gesichert, da die verarmte Nation im Lauf der sechs Jahre in allen ihren Ständen die Ansprüche an das Leben schon so weit herabgesetzt hat, daß das Existenzminimum des Arbeiters bei heutigen Ansprüchen noch ebenso gewährleistet ist, wie vor sechs Jahren bei

den damals höheren Ansprüchen. Dagegen liegt das Einkommen des Mittelstandes heute schon durchweg unterhalb des bescheidensten standesüblichen Einkommens. Die Steuern, die aus ihm herausgeschraubt werden sollen, drücken das Existenzminimum weiter so herab, daß der Mittelstand aufhört, Mittelstand zu sein, d. h. die lebenswichtige Funktion in der Gesamtheit einbüßt. Schon heute zehrt die Nation auch geistig aus den Reserven der Vorkriegszeit; würde nicht ein gewisser Schatz von geistiger Ausbildung von früher her noch angehäuft sein, so würden die heutigen Lebensbedingungen mit ihrem nackten Kampf um die Notdurft die Schicht nicht mehr erzeugen können, die gerade dem deutschen Volk in seiner Weltlage unbedingt notwendig ist, um überhaupt arbeiten und produzieren zu können. Die kostspielige Erziehung, die nur in freier Muße zu gewinnende wissenschaftliche Organisation sind aufs schwerste bedroht. Ganz ebenso verhält es sich mit der Besteuerung des mittleren Kapitals. Auch hier entzieht ein Steuermaß, wie es zur Balancierung des Staatshaushalts notwendig wäre, dem Kapitalisten, insbesondere dem mittleren Unternehmer, das betriebstechnische Existenzminimum, da ihm die Neubildung von Kapital beinahe unmöglich gemacht wird. Endlich wird durch das Erzberger'sche Steuersystem auch das große Kapital zerschlagen; bei den heutigen Progressivitäten z. B. der Erbschaftsteuer müssen gerade die wichtigsten Großbetriebe entweder verkümmern oder dem ausländischen Kapital zufallen. Demnach sind die Ausgaben der Gesamtheit infolge der Häufung unproduktiver Verpflichtungen zu groß geworden, um noch auf normalem Weg abgebürdet zu werden. Der Versuch ihrer Abbürdung zerstört die Lebenskräfte der Nation, ihre geistigen und kapitalistischen Betriebsmittel, statt sie zu schonen und zu entwickeln. Steuern aus der Notdurft wirken genau gegensätzlich wie Steuern aus Überschüssen.

Alfred Sansburgh hat kürzlich in den „Grenzboten“ in überzeugendster Weise dargetan, daß eine Steigerung der Staatseinnahmen bis zur Deckung der heutigen Staatsausgaben steuerlich nicht mehr möglich ist. Er hat infolgedessen vorgeschlagen, die Staatsausgaben zu verringern. Aber so notwendig die Sparsamkeit auch für uns ist, so erscheint doch in dem *circulus vitiosus* unserer Lage keine Möglichkeit, die Staatsausgaben entscheidend zu verringern. Die Allgemeinheit ist heute in der Lage, eine Unzahl unproduktiver Existenzen durchzufüttern. Würden die zahllosen Opfer des Krieges, die entwurzelt auf unseren allgemeinen „Kompost“ geworfenen Auslandsdeutschen, die Arbeitslosen, die unzähligen Revolutionsbeamten heute sich selbst überlassen, so würde dadurch die Lage der Gesamtheit nicht verbessert, sondern nur noch verschlechtert werden. Die Nation, deren Daseinsbedingungen durch den verlorenen Krieg und die Aussperrung von ihren früheren Märkten zerrüttet sind, kann nicht umhin, einen sehr großen Teil ihrer Glieder auf Kosten der übrigen vor dem Verhungern zu schützen, solange sie noch irgendwelche Kraft besitzt. Sie kann ferner nicht umhin, ihre öffentlichen Einrichtungen wenigstens in eingeschränktem Maße aufrechtzuerhalten, auch wo diese hoffnungslos unproduktiv geworden sind. Die Verarmung der deutschen Bevölkerung ist so groß, daß die Betriebskosten der Eisenbahnen, Krankenhäuser, Universitäten usw. von den Benutzern dieser Einrichtungen nicht mehr aufgebracht werden können bezw. die Zuschüsse, die ein Teil von ihnen immer erfordert hat, ins Ungeheuerliche gewachsen sind. Wenn auch unvermeidliche Einschränkung an den öffentlichen Leistungen

zehrt und diese von Jahr zu Jahr mehr schrumpfen lassen muß, so fällt doch das, was übrig bleibt, durch fortdauernde Unterbilanz unverändert ins Gewicht. Es ist aus einem ganzen Komplex von Ursachen und Wirkungen heraus nicht wahrscheinlich, daß die Passivseite der öffentlichen Leistung sich in absehbarer Zeit verringern läßt, im Gegenteil steht eine Zunahme der Belastung eher bevor, als die Möglichkeit der Erleichterung.

Es gibt nur ein einziges Heilmittel: die Steigerung der Steuerkraft durch vermehrte Gütererzeugung, bezw., was nicht dasselbe ist, durch gesteigerten Absatz der vermehrt erzeugten Güter.

Die Erfahrungen der letzten Monate haben uns einen kleinen Vorgeschmack der Schwierigkeiten gegeben, die sich einer solchen vermehrten Ausfuhr unserer Erzeugnisse entgegenstellen. Ein Steigen der Mark bis auf ein Achtel ihres Friedenswertes hinauf hat genügt, um zunächst die Ausfuhr vollständig zu unterbinden. Die Bedeutung dieser augenblicklichen Krisis ist vielleicht nur vorübergehend, aber als Symptom bleibt sie für die Frage unserer Wiedergefundung von der größten Tragweite.

Seit den Napoleonischen Kriegen hat England eifersüchtig darüber gewacht, die Industrialisierung anderer Länder und deren Wettbewerb im Welthandel niederzuhalten. Als wir seit den 80er Jahren begannen, Industriewaren auszuführen, um nicht Menschen auszuführen, wandte sich die englische Politik mit steigender Wucht gegen uns und hat die Opfer der Einkreisungspolitik und das Risiko eines langen und schweren Krieges nicht gescheut, um unseren Wettbewerb zu erlebigen. Heute müßten wir in noch viel explosiverer Form Waren ausführen als vor dem Krieg, nicht mehr, um reich zu werden und nicht mehr, um die leider unvermeidlich gewordene Menschenausfuhr zu verhüten, sondern nur, um das weiter zum Abgrund führende Schuldenmachen zu hemmen und um in bitterster Armut wenigstens den Grund zu einer gesunden Staatswirtschaft neu zu legen. Werden uns die hochindustrialisierten Weltmächte eine solche riesenhafte Ausfuhrerweiterung gestatten?

Schon steht England selbst vor der Wahrscheinlichkeit einer starken Auswanderung, weil ihm große Absatzmärkte für seine Industrie verlorengegangen sind; Indien und Australien haben als Kriegsgewinn eine mächtige Förderung der eigenen Industrialisierung verwirklicht. Auch Japan und Amerika stehen heute vor einer Absatzkrisis. Alle diese Mächte, sowie die ganze Reihe der kleineren, aber uns heute an Macht gleichfalls überlegenen Industrieböller werden uns das Weiterbestehen gewisser Spezialindustrien gestatten, auch diese nur unter der Voraussetzung, daß sie an diesen deutschen Spezialartikeln die uns selbst entzogenen Händler- und Reebdergewinne einstecken. Aber diese Spezialindustrien, insbesondere die chemische, die Kleinteisenwaren-, Spielsachenindustrie usw., sind für die Erhaltung der deutschen Bevölkerung ebenso ungenügend, wie unsere Rohstoffausfuhr. Nach früheren Kriegen erholten wir uns durch die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Heute zahlen wir mit dem Erlös unseres Kali- und Kohlenexportes den für unsere überbevölkerten Industriemittelpunkte notwendigen Lebens- und Bedarfsmittelimport. Große Erfindungen können unsere Lage freilich wunderbar erleichtern, und hier liegt unsere eigentliche Zukunft. Der deutsche Geist muß sich den Körper der Volkswohlfahrt neu bilden, und was Rußland an ungeheuren Bodenschätzen als großes Aktivum zum Ausgleich für seine augenblicklichen Passiven

besitzt, das haben wir in den noch ungehobenen Geisteserschätzen unserer Laboratorien. Auch diese werden wir freilich nur noch verwerten können, indem wir einen bedeutenden Anteil des Nutzens fremdem Kapital überlassen. Aber es ist doch eine Hoffnung. Für die Erleichterung unserer augenblicklich drängenden Not, für die Abwendung der mit großen Schritten herannahenden Katastrophe können uns indessen diese vielleicht schon zum Teil der Vollenbung nahen Erfindungen nicht mehr rechtzeitig helfen, so wenig wie etwa eine zukünftige Auswanderung, Kolonien, die wir haben müssen, oder der Wiederaufbau Osteuropas unter deutscher Beteiligung. Von all dem wird zu sprechen sein, wenn wir erst einmal das nächste Jahr überlebt haben. Innerhalb dieses Jahres aber kann nur die Sicherstellung einer ungeheuren Ausfuhr von Arbeitsprodukten einen weiteren Absturz in die Tiefe aufhalten. Unter dieselbe Rubrik würde auch der Wiederaufbau der französisch-belgischen Kampfzone durch deutsche Kräfte, finanziert mit einer internationalen Anleihe, gehören. Ebenso bedürfen wir, und Europa mit uns, einer Revision jener Artikel im Friedensvertrag, welche die privaten deutschen Auslandsrechte liquidieren und die Geschädigten auf die Schatzwechsel des entschädigungspflichtigen Reichs verweisen. Nur wenn dies geändert und der Erlös der Liquidationen dem deutschen Privateigentümer direkt ausbezahlt wird, kann eine fast unausdenkbar rasche Zunahme unserer Inflation verhütet werden. Schließlich müssen völlig unproduktive Kosten, wie die märchenhaften Kosten des feindlichen Besatzungsheeres, aus unserem Etat verschwinden, die eine unserer beiden industriellen Grundsäulen, Oberschlesien, muß uns erhalten bleiben, eigene Reederei uns zurückgegeben werden. Nur dann könnte unser öffentlicher Haushalt wieder aktiv werden.

II.

Die Sanierung der deutschen Volkswirtschaft, diese ebenso drängende wie unglaublich verwickelte Aufgabe, könnte also nur angefaßt werden durch eine internationale Planwirtschaft, welche eine mächtige deutsche Ausfuhr in Rechnung stellt. Daß die deutsche Ware bei einigermaßen freiem Spiel der Kräfte einen genügenden Weltabsatz fände, steht außer Zweifel; darum gewährt uns auch das private Auslandskapital heute Rohstoffkredite. Andere Kredite würden uns nur weiter zugrunde richten, wenn sie nicht langfristig mit einer Amortisationsquote gewährt werden, die eine Bildung von Überschüssen im deutschen Volkshaushalt ermöglicht. Ist in der heutigen politischen und wirtschaftlichen Weltgeschichte für den Besiegten ein solcher Güterabsatz und ein derartig gesunder Kredit überhaupt möglich? Wenn nicht, so ist die weitere Entwicklung Deutschlands kaum anders vorstellbar, als daß eine große Katastrophe die bisher allmähliche Rückbildung und Einschrumpfung des Volkskörpers beschleunigt, worauf der überlebende Rest sich mit den verbliebenen Existenzmitteln irgendwie eine neue, zunächst kümmerliche Existenz von Anfang an gründen würde. Rettung müßte aber möglich sein, weil Deutschland mit seinen alten Betriebsanlagen, seiner geistigen Organisation, seinen Erfahrungen und seiner Eigenschaft als erstes Arbeitsvolk der Welt noch immer, und heute mehr als je die ganze Zukunft Festlandeuropas bestimmt. Die vernünftige Einsicht ist ja heute vorhanden, daß es der größte Schaden für die ganze Welt wäre, wenn dieses so gefährdete Mensch-

heitzkapital „Deutschland“ vollends vernichtet würde. Aber die pfleglichen Absichten haben zu kämpfen mit säkularen Instinkten: mit der Gleichgültigkeit des Amerikaners gegen Europa, mit der Überlieferung Englands, Konkurrenten nicht hochzuzüchten, sondern niederzuschlagen und solange es irgend geht, brunten zu halten, und endlich mit der Überlieferung der französischen Politik, die eigene Wohlfahrt nicht im Gedeihen, sondern in der größtmöglichen Ohnmacht des deutschen Nachbarvolkes zu sehen. Eine Steigerung unserer wirtschaftlichen Expansion in der Welt, wie wir sie heute zum nackten Leben brauchen, würde selbstverständlich eine Kräftigung Deutschlands bedeuten, und es ist die Frage, ob die vorherrschende überlieferungsmäßige Politik eine internationale Planwirtschaft gestattet. Später mag die Erkenntnis allgemein werden, aber dann wäre eben das *tempus utile* zu unserer Rettung verstrichen.

Wie es heute um uns steht, vermögen wir selbst gar nicht so scharf zu fühlen wie ein vorurteilslos beobachtender Ausländer. Haben wir doch in dem allgemeinen Niedergang dieser sechs Jahre schon fast verlernt, den Vergleich mit unserer einstigen Existenz zu ziehen. Nur wenige Deutsche sind heute noch in der Lage, durch eine Reise nach Brüssel, Amsterdam oder London sich das Bild unseres ehemaligen Berlins oder Frankfurts vor die Blicke zu zaubern. Der herzzerreißende Vergleich, mit dem uns die abstumpfende Gewöhnung im allgemeinen mitleidig verschönt, muß aber von dem gezogen werden, der sich um die Erkenntnis des Wirklichen bemüht. Der bekannte Herausgeber der „Daily News“, Gardiner, hat kürzlich Deutschland bereist und veröffentlicht darüber Schilderungen, aus denen hier eine Probe wiedergegeben werden soll:

„Man pflegt zu sagen, die Deutschen erkennen immer noch nicht an, daß sie geschlagen seien. Wenn das jemals für irgendwelche Deutsche Geltung haben sollte, so ist es ganz gewiß nicht wahr mit Bezug auf die heutigen Hamburger. Sie brauchen nur einen Blick auf ihren Fluß und die Docks zu werfen, um zu wissen, wer den Krieg gewann und welchen Preis sie haben zahlen müssen. Vor sechs Jahren war Hamburg der drittgrößte Hafen der Welt. Sein Fluß, seine Docks und seine Werften boten ein Schauspiel von fast beispielloser Lebendigkeit. Heute ist das alles dahin, geblieben sind nur Rüsten — und kleine Frachtdampfer. Die deutsche Handelsmarine ist von den Straßen des Weltmeeres völlig verschwunden. Die großen Gebäude der Hamburg-Amerika-Linie atmen kaum noch Leben. Fast sind sie so ruhig wie ein Kirchhof. . . Das Schiffsungetüm, der „Bismarck“, mit dessen Bau vor dem Kriege begonnen war, nähert sich seiner Fertigstellung; nach Vollenbung aber geht er an die Alliierten über. . . Es dürfte nicht leicht sein, sich einen trostloseren Zustand der Stagnation auszumalen als den Anblick, den die Docks gegenwärtig bieten. Weilen und Weilen kann man an Werften entlang wandern, über denen Einsamkeit brütet, an größeren Warenspeichern, die geschlossen, und an Docks, die leer sind. . . Und schon setzt im Wechsel der Gezeiten die Flut des Handels wieder ein. Sie ist dem nackten Auge noch nicht sehr sichtbar, aber die Hamburger weisen verheißungsvoll auf die englischen und amerikanischen Schifflinien hin, die jetzt im Begriff stehen, aus allen Teilen der Welt ihren Schiffsverkehr wieder nach Hamburg zu lenken. Auch eine Menge neuer Schiffsagenturen hat sich niedergelassen, ja, ein großer Teil amerikanischer und neutraler Unternehmungslust ist dabei, die Möglichkeiten des Hafens gehörig auszusöpfen. Ich begegne in englischen Kreisen starkem Bedauern, daß englisches Kapital so wenig Neigung zeigt, sich diesem Wettkampf anzuschließen, der fraglos der Abenteuer- und Unternehmungslust ein reichliches Feld bietet. Es ist ein Feld, das auf lange Zeit hinaus von den Deutschen nicht wieder mit Beschlag belegt werden kann. Mit ihren enormen inneren und äußeren Schulden werden sie Holzhauer und Wasserfchlepper für den Ausländer sein. Ihnen werden die

Schiffe, die in Hamburg ein- und auslaufen, noch so manches Jahr nicht gehören, aber immerhin der Frachtverkehr wird wieder kommen, und obgleich er auf ausländischen Schiffsböden sich abspielt und der erste Nutzen fremden Reedern zugute kommen wird, es gibt doch wieder Arbeit und Löhne für das Hamburger Volk und eine nicht unbeträchtliche Überschusssumme für die Handelsgemeinschaft. Die großen Hamburger Schiffs- und Handelskönige, die sind es, die untergegangen sind. In des Wortes wahrster Bedeutung ist Hamburg aus deutschen in ausländische Hände übergegangen. Es wird der Tributär fremden Kapitals sein."

Was könnte erschütternder zu lesen sein, als dieser Epilog auf des deutschen Volkes vergeblichen Kampf. Frontknechte geworden an der eigenen Küste, Ausbeutungsfeld für jedes beliebige Auslandskapital, das unheimlicher als des Varus Legionen den Boden des Vaterlandes überzieht! Vor 23 Jahren brachte die „Saturday Review“ jenen ersten Alarmruf des englischen Vernichtungswillens: Germaniam esse delendam, weil wir zu reich würden und in jedem Erdenwinkel mit dem britischen Kaufmann um die Wette strebten. Heute ist die Geschichte ihren vom britischen Standpunkt aus logischen Gang gegangen, das britische Leben hat das deutsche Leben aufgezehrt. Aber Gardiner ist ein liberaler Engländer, folglich mischt er in das herzliche Behagen seiner Leser am erreichten Ziel, am Grabhügel deutscher Macht und Wohlfahrt, ein menschliches Bedauern. Andererseits bewahrt freilich die Welt nach unserem beispiellos jähen Absturz noch genug Erinnerungen an unseren ebenso beispiellosen Aufstieg vor 1914, um leider eine rasche Gesundung Deutschlands argwöhnisch zu belauern.

Gardiner schmeichelt uns noch, wenn er uns als eine Nation der Holzfäller und Wasserträger bezeichnet, ein Ausdruck, der übrigens bisher von den Engländern auf die Inder angewandt wurde. Holzhauer und Wasserträger sind im allgemeinen nicht in der Lage, so große ungedeckte Verbindlichkeiten anzuhäufen, wie wir es durch Krieg, Niederlage und Revolution tun mußten. Infolgedessen gleicht Deutschland heute weniger der friedlichen Hütte eines bescheidenen Holzhauers, als einem riesigen Armenhaus. Nur daß dieses Armenhaus sich selbst unterhalten soll, ja, es soll noch Hunderte von Milliarden an die Welt bezahlen, statt von ihr über Wasser gehalten zu werden. England hat sich ja in Irland und Indien eine Technik ausgebildet, um auch aus den Zinsgrößen der ausgeplünderten Holzhauer und Wasserträger noch Tribute zu ziehen. Dieses Verfahren erschien den Politikern immer im Grunde einträglicher als das andere, unterworfenen Völker zu entwickeln. Gewiß können wohlhabende Völker noch mehr zahlen, aber sie werden in anderer Hinsicht unbequem. Wir können unseren Blick der Tatsache nicht verschließen, daß die Politik der Siegerstaaten noch keineswegs darauf ausgeht, Deutschland zu sanieren, sondern unserer Armut möglichst viele Pfänder abzupressen und uns im übrigen unserem Schicksal zu überlassen. Sollte England den Krieg unternommen haben, um sich ein Deutschland heranzuziehen, das noch mehr exportiert als vor dem Krieg? Heute bedarf es ja keines Krieges mehr, sondern nur des Hebens eines kleinen Fingers, um augenblicklich unsere Ausfuhr abzustopfen. Nur ein freies, mächtiges Volk hat sichere Märkte.

III.

Auf dem Boden der vorstehend umrissenen Tatsachen erhebt sich nun die Erörterung über die Festsetzung unserer Kriegsschädigung. Selbstverständlich darf kein deutscher Staatsmann Spaa betreten, ohne an der Schwelle aus der Seele

eines endlich einmal einmütigen deutschen Volkes heraus zu protestieren. Wir haben im November 1918 die Waffen niedergelegt, nachdem die feindlichen Mächte uns zugesagt hatten, daß wir nur Belgien und Nordfrankreich wiederherstellen und die privaten Kriegsschäden ersetzen sollten. Diesen Vertrag hat der Feind gebrochen, nachdem er unsere Schwäche ganz überblickt hatte. Er veranlaßte uns in Versailles zur Unterzeichnung eines Schriftstückes, das jenen Vertrag umstieß. Aber diese Unterzeichnung geschah gezwungen und unter Protest. Sie schafft kein Recht, sie schuf Gewalt. Und so weicht Deutschland auch heute in Spa, wenn es genötigt werden sollte, Schulden anzuerkennen, die über die privaten Kriegsschäden hinausgehen, nur der Gewalt, und das vorübergehend gebeugte Recht steht unerschütterlich vor der Geschichte uns zur Seite.

Ohne solchen Vorbehalt darf also kein Deutscher mit den Siegern verhandeln. Im übrigen würde die Übernahme neuer Schulden im gegenwärtigen Zeitpunkt gegen die Sorgfalt eines guten Kaufmanns, ja gegen die elementaren Pflichten der Wahrhaftigkeit verstoßen. Freilich hat sich die Öffentlichkeit daran gewöhnt, zermürbt und stumpf alltäglich die Fehlbeträge in Staat, Gemeinde, Eisenbahn, Bevölkerungstatistik, Handelsbilanz usw. usw. zu registrieren, mit derselben Regelmäßigkeit wie früher die anschwellenden Ziffern unseres Wohlstandes im Frieden. Aber das Erwachen ist nicht mehr fern.

England beginnt schon in diesem Jahre seine Kriegsschulden abzutragen. Der Reichtum seiner Bevölkerung, die Erzeugungsquellen seines Weltreiches und sein Sieg erlauben ihm wieder durch Steuerertragnisse seine Finanzen in Ordnung zu bringen. Die Gesundung des englischen Volkskörpers ist schon heute gesichert, während alle anderen Kämpfer von 1914 ein Herauskommen aus dem Schuldenmachen noch nicht absehen können. Die Notlage auch der nicht angelsächsischen Sieger ist für uns Besiegte kein Trost, sondern eine neue Erschwerung, denn die Franzosen klammern sich ihrerseits daran, aus Deutschland soviel Beute herauszuziehen, daß sie ihre Papierwährung wieder in Goldfranken umwandeln können wie nach den Siegen Bonapartes. Uns bleibt nur die einzige Hoffnung, daß unsere Gütererzeugung soviel Überschüsse abwerfen könne, um zunächst den Gesamtvolksgegnossen, einschließlich der „vingt millions de trop“, ein Daseinsminimum zu gewährleisten und sodann unsere bisherigen Schulden allmählich abzahlten. Diese an sich schon, wie aus dem vorstehenden erhellt, zweifelhafte Hoffnung wird vollständig vernichtet, wenn uns noch Hunderte von Milliarden heutiger Mark als Kriegsschulden auferlegt werden.

Obwohl die Absatzmöglichkeiten für unsere Erzeugung noch dunkel sind, erwacht doch in allen Teilen unseres Volkes frischer Mut und Glaube, daß es uns durch unsere stärkste Tugend, den individuellen Fleiß, möglich sein werde, uns auch als Besiegte wieder aus dem Sumpf emporzuarbeiten. Die Tüchtigkeit des einzelnen scheint sechzigmillionenmal multipliziert auch die Gesamtheit des Arbeitsvolkes retten zu können. Was nützt es aber dem einzelnen, der emporklettert, wenn die ganze Wand sinkt, an der er emporklimmt? Wir haben erfahren, wie man Schlachten gewinnt und doch den Krieg verliert. Sollen wir jetzt den Gesamtbankrott erleben? Wir müssen zunächst die Wand mit vereinten Kräften stützen, bevor wir einzeln zu klettern beginnen.

In einem Augenblick, da sich schon Daseinsminimum und Durchschnittseinkommen im verarmten Deutschland zu sehr angenähert haben, um die Überlast der vorhandenen Passiva durch Steuern abzutragen, können keine neuen Schulden übernommen werden, welche jede Möglichkeit der Aktivierung unseres Salbos für immer ausschließen, den Ertrag unserer Arbeit jahrzehntelang ohne Gegenwert absaugen und damit die ungeheuerlichste und chronische Inflation unmittelbar erzeugen. Wird der Vertrag von Versailles nicht geändert, so ist, wie den Lesern der „Grenzboten“ Rudolf Dalberg in Heft 24 dargelegt hat, der Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft von niemand aufzuhalten. Kein deutscher Unterhändler kann sich also mit dem Ausland auf irgendwelche zwecklosen Festsetzungen utopischer Kriegsschulden einlassen, bevor er nicht Bürgschaften für den Absatz und die Bezahlung unserer Erzeugnisse und unserer Auslandsbetätigung gefordert und erhalten hat. Der ganze Mut, die ganze Arbeitskraft im deutschen Volk würde in demselben Augenblick zusammensinken, da es begreifen müßte, daß seine heute allgemein verbreitete, ja für selbstverständlich gehaltene Erwartung einer Revision des Versailler Todesurteils trügt.

Deutschland nimmt es als gewissenhaftes Arbeitsvolk mit seinen Schulden zu ernst, als daß es anders verfahren könnte. Man kann mit Deutschland nicht über neue Schulden sprechen, ohne zugleich die Möglichkeit ihrer Deckung zu erörtern. Die ausländische Presse spricht von der Einrichtung einer „Dette Ottomane Publique“ in Berlin. Eine solche Wasserträgerverwaltung einzurichten, würde sich weder für die Entente lohnen, noch mit unserer Ehre und unserem Weiterleben als Volk und Staat vereinbar sein. Die einzige internationale Kontrolle, die im Zusammenhang mit der Übernahme von Kriegsschulden und der Aufstellung eines Plans zu ihrer Aufbringung erörtert werden könnte, ist eine internationale Aufsicht über die Möglichkeiten für die deutsche Ausfuhr und Auslandsarbeit, Überschüsse zu erzielen, aus welchen Schulden abgezahlt werden können. Wenn sich die Siegerstaaten nur mit dem Gedanken beschäftigen, mit welchen Methoden sie uns schröpfen können, wenn sie nicht darüber nachdenken, wie uns das Erzielen von Überschüssen ermöglicht werden soll, so lohnt es nicht, mit ihnen zu verhandeln; dann mögen sie uns eben verwalten, so wie sie es verstehen. Welchen Grund sollten wir dann noch haben, in unserer jetzigen Wirtschaft noch einige Hunderte von Milliarden neuer Schulden anzuerkennen? Was hat der Feind davon, wenn wir derartiges unterschreiben? Wenn man uns alles genommen hat oder noch zu nehmen gedenkt, so kann man uns doch die Verpflichtung, in finanziellen Dingen gewissenhaft zu denken, nicht rauben. Die Übernahme von Kriegsschulden ohne irgendwelche Hoffnung auf Deckung wäre der frivole Scherz eines gewerbsmäßigen Bankrotteurs.

Der Vorrang unserer Kriegsschuld gegenüber allen inneren Verpflichtungen ist schon in Versailles festgestellt und von uns unterschrieben worden. Müller und Bell haben unterschrieben, daß wir den Himalaya besteigen wollen, bevor der innere Blutkreislauf in unseren abgeschnürten Gliedmaßen wieder begonnen hat. Inzwischen ist die Welt von Monat zu Monat nüchterner geworden. Die Ehre verbietet uns, in unserer Lage den Siegermächten irgend etwas zu versprechen, bevor wir nicht wieder auf eigenen Beinen zu stehen vermögen. Man gewährleiste uns Auslandsbetätigung oder man übernehme ein für allemal die Verwaltung des mitteleuropäischen Armenhauses.

Es wäre wahrscheinlich richtiger, mit der Festsetzung unserer Schuld an die Entente noch ein Jahr zu warten, denn noch verhüllen die Reste unseres erst seit sechs Jahren sich aufzehrenden einstigen Wohlstandes den nackten Anblick unserer Armut; noch stehen uns eine Reihe neuer Enttäuschungen bevor, das Zerfließen der Hoffnungen, die sich an das Erzberger'sche Steuerprogramm, an das Steigen der Mark, an die Senkung der Preise, an die internationale Anleihe knüpfen. Man muß sich völlig klarmachen, was es bedeutet, wenn ein Volk einmal den Weg der Rotenpresse beschritten hat und zwar in einem Zeitpunkt überwältigender Passiva und geschwächten aktiven Leistungsvermögens. Es bedeutet nichts anderes als ein Scheinleben, unter dem sich der wirtschaftliche Tod langsam vollzieht. Kann dies zum Stillstand gebracht werden, so wird der geschwächte Körper sich regenerieren, wenn auch unter großen und dauernden Kraftverlusten. Manches könnte uns dann emporheben; sofortige Mittel, wie z. B. eine Zwangsanleihe, die unentbehrlich ist, obwohl kein Minister und keine Partei das Wort auszusprechen magt, würden dann positiv wirken können. Solange aber, wie in unserem Fall, noch keine nahe Aussicht auf einen Stillstand der Rotenpresse besteht, so lange setzt sich das verhüllte, später offene Absterben fort und führt zum Tod zahlloser Einzelwirtschaften und Existenzen, der wiederum die Lebensfähigkeit des Gesamtorganismus von allen Seiten her angreift. Man muß sich schonungslos gegenwärtigen, was es eigentlich heißt, einem zur Zeit absterbenden Wirtschaftskörper anzugehören. Das vielfach hypertrophische Wachstum und schmarozerhafte Gebelhen einzelner Glieder des in Unordnung geratenen Organismus kann die Auflösung auf die Länge nur beschleunigen statt sie hintanzuhalten.

Unsere Kriegsschuld dürfte erst festgelegt werden, wenn einmal die Fiebertöte des heutigen Notenpressenwohlstandes verflogen ist. Dann wird der hohlglänzige Blick Deutschlands auf seine Peiniger stumm mehr sagen als vieles Reden in Spaä.



Die soziale Weltkrise

Von Max Hildebert Boehm



um ersten Male jährt sich der Tag, da der Zusammenbruch des deutschen Volkes in einem Friedenspakt besiegelt wurde, der über ein Millionenvolk das furchtbarste Verhängnis breitete, das die Geschichte kennt. Dieser „Friedensvertrag“ wurde zwischen Ahnungslosen und Unverantwortlichen geschlossen. Er wurde von Männern unterfertigt, die sich nicht einzugesetzen wagten, daß hier eine elementare Weltkrise nicht gelöst, sondern vertieft wurde. Vor der Geschichte war soviel freile Ahnungslosigkeit nicht zu verantworten. Auf der einen Seite standen Männer, die der Siegestaumel blind machte, auf der anderen Seite betrogene Illusionspolitiker, die nie Augen besaßen hatten. Der gefürchtetste Staatsmann der Zeit, der dem Weltproletariat als Heiland, der Weltbourgeoisie als böser Dämon gilt, fehlte.

Inzwischen ist das Verhängnis ein Jahr lang seinen Weg gegangen. Die Illusionspolitik, die all das über uns gebracht hat, ist umgesprungen. Der „Völkerbund“ der Siegerstaaten, der die Paria-Nationen ausgestoßen hat, hat sein Weltbeglückungswerk begonnen. Der Friede hat sich nicht eingestellt. Nicht einmal die äußeren Kämpfe sind zur Ruhe gekommen. Vergeblich versuchte man die Sowjetrepublik militärisch zu bewältigen. Die Aktionen scheiterten an äußeren und inneren Gründen. Im nahen und fernen Orient, der die Weltkatastrophe entzündet hatte, glimmt der Brand weiter. Der durch deutsche Siege dem Zarismus entrungene Polenstaat steht in seiner militärischen Feuerprobe. Der Balkan und die Türkei sind Kriegstheater geblieben.

Der Weltkrieg ist aber auch allenthalben nach innen geschlagen. Der Bolschewismus, der im besiegten Rußland zuerst an die Oberfläche durchbrach, diese „Anarchie der Weltkriegsauflösung“, wirkt allenthalben als Gärstoff. Diese anarchischen Tendenzen wenden sich nur zum Teil offen gegen den Kapitalismus. Zum großen Teil wirken sie im Kapitalismus selber. In allen Staaten, die neutralen nicht ausgenommen, hat sich eine Umschichtung vollzogen. Der Krieg als Weltrevolution hat die führenden Schichten erschüttert, kraß stehen neben dem neuen Reichtum der Kriegs- und Revolutionsgewinnler die neuen Armen, deren materielles Lebensfundament zusammengebrochen ist und deren gesamte Existenz nach neuen Formen sucht. Ebenso sind alte Kulturvölker in ihrem Selbstbewußtsein gebrochen, ungebildete Stämme haben durch machtvolle Hilfeleistung einen Anspruch auf Geltung erworben, der das überkommene Staatensystem genau so erschüttert, wie die Neuverteilung des Besitzes das soziale Gleichgewicht innerhalb der einzelnen Staaten. Der fleghafte Staatentrust und die ihm angeschlossenen Gliedstaaten haben in ihrer Selbstbehauptung gegenüber den revolutionären Tendenzen einen Vorsprung, aber dieser Vorsprung ist nur relativ und wird durch reaktionäre Verblendung erkauft. Der Blutkreislauf der Weltwirtschaft ist gestört. Nun entsteht an einzelnen Stellen Stodung, an anderen Stellen Schrumpfung. Beides schlägt auf das Gesamtempfinden der Menschheit zurück und führt jenen Krampfaustand herbei, den man die „Diktatur der sozialen Revolution“ genannt hat. Der Weltkrieg hat sich als „Weltkriegsrevolution“ entpuppt. Das Ergebnis ist bei Siegern und Besiegten die innere Verwirrung.

Es ist das unleugbare Verdienst des Deutsch-Elßäfers Dr. Eduard Stadler, diese Zusammenhänge frühzeitig klar erkannt und dem deutschen Volke eindringlich vor Augen gestellt zu haben. An der deutschen Westgrenze geboren, hat Stadler frühzeitig durch seine Erziehung in Frankreich den überständigen Charakter des westlerischen Demokratismus erkennen können. Er hat den Widerspruch zwischen diesem formalen System und der inneren Kräftelagerung in einem Parteienstaat wie Frankreich durchschauen können. Eine langjährige Tätigkeit in der Jugendbewegung des deutschen Zentrums, die mit dem inneren Kampfe gegen den westlerischen Parteischädling Erzberger verknüpft war, hat ihm einen guten Einblick in das deutsche Parteigetriebe verschafft. Frontdienst und Kriegsgefangenschaft in Rußland haben den deutschen Bauernsohn aus dem Elßaß nicht nur mit allen Völkern in engste Berührung gebracht, sondern ihn auch zum Augenzeugen der Umwälzung in Rußland werden lassen. Als er im Herbst 1918 — mit Eindrücken ge-

fättigt und mit höchster Aktivität gespannt — nach Deutschland zurückkehrte, war er der Berufene, um als Mann aus dem Volke unmittelbar zum Volke zu sprechen und ihm sein Schicksal zu deuten, dumpfe Instinkte zu klären und positive Aktivität zu wecken. Eine ungewöhnliche Gewalt der Rede, die Gedankentiefe mit wahrhafter Volkstümlichkeit verbindet, unterstützte seine rastlose Tätigkeit. Sein Instinkt wies ihm den Ausgangspunkt, der im allgemeinen Überdruß am leerlaufenden Parteimechanismus liegt. Mit der Kritik des Parteiwesens begann er und schritt von da zu dem positiven Ziele fort, das in der Neuermwedung eines gegliederten Volksganges liegt. Als politischer Wanderprediger von Ort zu Ort eilend, kämpfte er allenthalben gegen den Massegeist des Marxismus, gegen tote Dogmatik und lähmendes Bonzentum und rief die gesunden sozialen Triebe des Volkes an. Echten Konservatismus und gesunden Sozialismus brachte er in einer höheren Mitte zur Synthese, er stärkte die Sehnsucht nach dem sachkundigen und verantwortlichen Führer und erweckte eben damit jenes massenüberwindende Volksbewußtsein, das den alleinigen Untergrund für wahres Führertum abgibt. In Gemeinschaft mit einer wachsenden Zahl politischer Freunde leistete er in einer Zeit tatkräftige Erneuerungsarbeit, wo die Illusionspolitik der Terroristen auf der einen, der formal-demokratischen Reaktionen auf der anderen Seite die Zerschlagung der Volksmassen in unheimlichem Tempo förderte.

Ein Niederschlag dieser Arbeit liegt nunmehr in den beiden Büchern „Die Weltkriegsrevolution“ und „Die Diktatur der sozialen Revolution“ vor, die kürzlich im Verlage R. F. Koehler in Leipzig erschienen sind. Diese Bücher geben ein Bild davon, wie es Stadler verstanden hat, die inneren und äußeren Probleme der Nation miteinander zu verknüpfen, die treibenden Kräfte der Weltkrise bloßzulegen und die nationalen Heilkräfte mobilzumachen. Eine Fülle anregender Einzelbeobachtungen ist in diesen Schriften ausgebreitet. Alle Masken werden dem Volksewismus und der Formal-Demokratie abgerissen und ihr zwangsläufiges Hand-in-Hand-Arbeiten aufgedeckt. Der Kampf gegen die Illusionen und ihre Ruhieliefer im politischen Leben wird auf der ganzen Linie aufgenommen. Daneben wird in Staat und Wirtschaft der Weg zu einer Erneuerung gewiesen, die aus verschütteten bodenständigen Überlieferungen aufsteigt und mit dem nationalen Gedanken zugleich die nationale Wirklichkeit verjüngt. In jedem Worte aber pulst eine Tatkraft, die sich nie in Freude an Kritik und Zergliederung erschöpft, sondern die den Willen stählt und ihm den einzig tragfähigen Untergrund zu schaffen sucht: Verantwortlichkeit vor dem Volk und für das Volk.

Aus Eduard Stadlers Worten und Schriften spricht der Wille der jungen Generation. Den Erneuerungsbewegungen schenkt er ein offenes Auge, er selber steht führend in einer politischen Jugendbewegung darin, die sich im „Ring“ um die von ihm herausgegebene Wochenzeitung „Gewissen“ schart, und deren Vertreter auch an dieser Stelle häufig zu Worte gekommen sind. Aus dem Willen derer heraus, die sich jung nennen dürfen, weil sie die Kraft der Erneuerung und die Spannkraft des Widerstandes in sich lebendig fühlen, gedenken wir heute der Schmach von Versailles. Auch wir Jungen sehen Hoffnung auf Spaa. Wir erwarten vor allem eine Klärung und Stabilisierung unserer äußeren Verhältnisse, die ein entschlossenes Neuanfangen erst ermöglichen sollen. Unsere tiefsten Hoffnungen aber

sehen wir nicht auf Zugeständnisse von außen, sondern auf die inneren Kräfte der Nation und ihre unverwundliche Lebenskraft, für die und aus der heraus wir wirken.

Immer war es ein Fehler der deutschen Nation, daß sie das Heil von außen her erwartete. Die Kraft zum Widerstande und zur Selbstbehauptung aber kann letzten Endes doch nur von innen kommen. Und die Zukunft der Nation hängt an ihrer Fähigkeit zur Verjüngung.



Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling*)

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium

III.

Luzern, den 9. November 1915.



Die angebliche Friedensmission des Fürsten Bülow beschäftigt nach wie vor die politischen Kreise in Bern, wie die publizistischen Elemente des Vierverbandes. Ich habe in den nunmehr 10 Tagen der Anwesenheit des Fürsten in der Schweiz Gelegenheit gehabt, die Ansicht einer Reihe von Persönlichkeiten zu hören, die mit den am Genfer See etablierten politischen Zirkeln und mit den diplomatischen Kreisen der Intesa in Bern in direkter oder indirekter Berührung stehen. Scheide ich die Vorfrage, ob Deutschland gegenwärtig nach dem Frieden begehre, als nicht bestehend und in ihrer Berechtigung auch kategorisch dementiert, aus der Erörterung aus, so bleibt als die gemeinsame Note, die sämtliche Äußerungen der in Betracht kommenden politischen Persönlichkeiten beherrscht, der Ausdruck der geradezu verblüffenden Selbstverständlichkeit, mit der man in ganz Europa annimmt und erwartet, daß der Fürst uns den Frieden machen wird. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß niemand begreifen würde, wenn Deutschland sich freiwillig des Gewichtes einer Persönlichkeit berauben würde, die im Auslande unter allen unseren Staatsmännern auch heute noch als die stärkste bewertet wird. Ja, ich möchte fast annehmen, daß der Glanz, der seinen Namen und seine Person in den Augen der diplomatischen Kreise Europas umstrahlt, unter dem Eindruck seiner mit Würde und Selbstbeherrschung ertragenen Zurückgezogenheit von den Geschäften unseres Vaterlandes eher zugenommen hat. Die zum Teil sehr üblen Elemente, die in Berlin gegen eine eventuelle Friedensmission des Fürsten zu arbeiten voraussichtlich bald am Werke sein werden, können, wenn sie einigermaßen über die Stimmung im Auslande unterrichtet sind, sich nicht einmal damit selbst belügen, daß sie damit dem Vaterlande einen Dienst erweisen. Denn darüber kann für jemand, der hier im neutralen Ausland die Stimmen aus allen Lagern hört, ein Zweifel

*) Vgl. Grenzboten Heft 23/24, S. 287 ff. und 25, S. 344 ff.

nicht bestehen: auf dem Gebiet der Auslandspolitik ist Fürst Bülow heute unsere stärkste Nummer, und wer dazu beiträgt, sie aus dem wahrhaftig schweren Friedenswerke, das uns erwartet, auszuscheiden, macht sich einer Schädigung unserer vaterländischen Interessen schuldig, die dadurch geradezu zum Vergehen wird, daß wohl zum größten Teil Motive persönlicher Kleinlichkeit und Gehässigkeit das Wort führen.

Zürich, den 26. November 1915.

Ihr Excellenz haben mich gewiß nicht als Pessimisten in Erinnerung. Ich muß aber immerhin sagen, daß, wenn ich das, was aus den wohlabgewogenen Darlegungen des Konsignore Marchetti heraustönt, mit den Eindrücken zusammenhalte, die ich aus einer Reihe anderer vertraulicher Besprechungen gewonnen habe, dies dazu angetan ist, einen im neutralen Ausland lebenden Deutschen mit schwerer Sorge zu erfüllen. Wir dürfen uns nach meiner aufrichtigen Überzeugung keinem Zweifel darüber hingeben, daß der Krieg, in den wir wider unseren Willen und noch dazu mit dem Makel des Friedensstörers behaftet verwickelt worden sind, aller militärischen Erfolge und all der riesenhaften Leistungen der Nation ungeachtet, vom Vierverband jetzt erst als in der Wendung zum Besseren befindlich erachtet wird. Was ich aus Bern höre, was ich insbesondere von einem ebenso klugen wie weitschauenden Mitglied einer Zentralkasse der römischen Kurie gehört habe, kann mich nur in dem Eindruck bestärken, daß unsere Gegner die Stunde für gekommen erachten, in der das Rad unseres Kriegsglücks den toten Punkt erreicht hat und langsam wieder zurückrollt. Unsere Gegner setzen diese ihre Erwartung auf die mehr und mehr sich steigenden Entfernungen unserer militärischen Operationen vom Heimatland und auf den dadurch naturgemäß bedingten Mehrverbrauch an Menschenkraft zwecks Aufrechterhaltung der rückwärtigen Verbindungen. Es ist außerordentlich schwierig, diesen Erwägungen gegenüber, die die Gesetze der Mathematik und damit einer gewissermaßen unerbittlichen und unabänderlichen Logik für sich haben, die ruhige Zuversicht zu bewahren. Wenn ich die deutsche Presse ansehe, dann allerdings besteht ja kein Anlaß zu Befürchtungen. Genau dasselbe aber, was für Deutschland gilt, nämlich, daß die Kriegsmüdigkeit des Volkes durch die Äußerungen der Presse und die Kundgebungen der Regierung mit Geschick, wenn auch etwas mühsam, verschleiert wird, trifft für unsere Gegner zu. Herr N., auf dessen klaren, ruhigen und verlässigen Bericht ich Ihr Excellenz nicht genug aufmerksam machen kann, bemerkt sehr richtig, daß dies die Grundnote der Stimmung in allen kriegsführenden Staaten sei. Überall dasselbe Schauspiel: An der Front heldenhafter Opfermut (von unseren Gegnern etwas anderes zu behaupten, wäre freventlicher Leichtsinns), überall daheim zu Hause dieselbe stille Verdrossenheit, dasselbe wachsende Mißvergnügen über die Eingriffe in das Leben und die Wirtschaftsgebarung des einzelnen und überall dieselbe laut tönende, wenn auch vielleicht innerlich nicht sehr gesicherte Sprache derer, die diesen Krieg mit ihrer Verantwortlichkeit decken und die dereinst vor dem Schuldbgericht ihrer Nationen als Angeklagte werden bestehen müssen.

Ihr Erzellenz werden mir vielleicht diese meine Auffassung verargen. Sie haben, wie die Blätter melden, Belgien bereist und Sie haben teilgenommen an dem Gefühl der Befriedigung, das den derzeitigen Beherrscher dieses unglücklichen Landes beseelen und erheben mag. Von draußen aber, vom Auslande, sieht sich die Sache, wie ich in aller Offenheit zu bemerken mir erlauben möchte, weniger zuversichtlich, weniger hoffnungserweckend an, als wie im Heimatlande. Wir gehen, Ihr Erzellenz, schweren Zeiten entgegen, schweren Zeiten nicht nur, weil die Überspannung unserer militärischen und wirtschaftlichen Kräfte, zu der wir uns genötigt sahen, die Gefahr eines ökonomischen Zusammenbruchs Deutschlands herausbeschwört, sondern auch, weil der Rückschlag, den das zweifellos unbefriedigende Endergebnis dieses mit trübseliger Leichtfertigkeit von Berlin aus geförderten Krieges ganz bedenkliche Rückwirkungen auf die innerpolitische Entwicklung unseres Vaterlandes haben wird. Es steht mir nicht zu, Ihr Erzellenz in der bescheidenen Stellung, in der ich mich befinde, Anregungen zu unterbreiten. Wollen Sie mir aber nicht verargen, wenn ich von einem Posten aus, an dem ich so ziemlich aus allen Ländern Europas Informationen erhalte und Leute sehe, Ihr Erzellenz es als bringende Notwendigkeit unterbreite, in Berlin zur Einsicht zu raten und davor zu warnen, daß man den Bogen unserer Kraft allzusehr überspanne. Man wird mir vorhalten, daß ich eine mir nicht zustehende Meinung abgebe: man gewinnt aber andererseits an der Stelle, an der ich jetzt stehe, so sehr das Gefühl der absoluten Gleichgültigkeit des Geschicks des einzelnen gegenüber der schweren und schwarzen Wolke, die über Deutschland heraufsteigt, daß ich mich gern mit dem Bewußtsein begnüge, als bayerischer Beamter meinem Minister die Eindrücke unterbreite zu haben, die sich in diesen immer schwerer werdenden Tagen mir aufdrängen und, wie ich wohl sagen darf, mich bedrücken.

B e r n , den 11. Dezember 1915.

Ich habe Gelegenheit gehabt, durch Grafen B. nach dessen gestrigem Zusammentreffen mit dem Herrn Kardinal Hartmann über die Eindrücke unterrichtet zu werden, die der hohe Herr anlässlich seiner Teilnahme am Konsistorium von der Kurie gewonnen hat. Kardinal Hartmann ist voll des Lobes über Benedikt XV., der ihm gegenüber in den Erläuterungen, die er ihm zu seiner Allokution gab, den Ton aufrichtiger Herzenswärme angeschlagen habe. Wenn der Herr Kardinal weiters glaubte, bei Kardinal Gasparri eine uns günstige Gesinnung feststellen zu können, so erlaube ich mir die Richtigkeit dieser Wahrnehmung angesichts der sehr bestimmten Äußerungen von Graf B. zu bezweifeln. Es ist nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß nach seiner Auffassung Kardinal Gasparri seit neuerer Zeit bemüht ist, seine Sympathien für die Entente geschickter zu verbergen. Es scheint, daß Kardinal Hartmann eines der ersten Objekte dieser seiner Versuche gewesen und darauf hereingefallen ist. Der Kölner Erzbischof hat auch die Kardinalö Gasquet und Billot besucht. Dies zeugt von Mut und fordert daher Achtung. Kardinal Gasquet war anfangs sehr verlegen, gewann aber im weiteren Verlauf der Konversation sehr rasch seine Fassung wieder und zeigte sich dann traitabler als zu erwarten war. Kar-

dinal Hartmann hatte den Eindruck, daß Gasquet ihm gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte, da er sehr wohl weiß, daß wir in Deutschland ihn als den rücksichtslosesten Agenten des Bierverbandes beim Vatikan durchschaut haben. Sehr freundlich war der Empfang, den der Kardinal bei seinem französischen Kollegen Billot fand, der sich mit außerordentlicher Würde und Zurückhaltung über alles äußerte, was das Herz eines Priesters und Franzosen gegenüber den Greueln dieses Krieges bewege.

Die Rede des Herrn Reichskanzlers hat, soviel ich höre, in den diplomatischen Kreisen Berns, auch in jenen des Bierverbandes, einen starken Eindruck gemacht. Die erfreuliche Wirkung dieser Rundgebung der Reichsleitung wird auf der anderen Seite allerdings durch die uns ständig aus dem Ententelager zugehenden Nachrichten beeinträchtigt, die in ihrem Zusammenhalt mit brutaler Deutlichkeit besagen, daß der Bierverband, so sehr er unsere militärischen Leistungen würdigt und durch sie überrascht ist, nach wie vor seine Hoffnung darauf setze, daß Österreich-Ungarn, dem der Atem bereits auszugehen beginne, spätestens im Sommer sich für außerstande erklären werde, weiter zu kämpfen. Man glaubt außerdem beim Bierverband, daß die Lust der österreichisch-ungarischen Staatsmänner, den Krieg fortzusetzen, in dem Maße abnimmt, als er für deutsche Interessen, wie sie behaupten, weiter geführt wird. Was uns betrifft, so wird der Oktober 1916 als der Zeitpunkt erachtet, in dem auch wir finanzielle Atembellemungen verspüren und uns fragen würden, ob es so weiter gehen kann. Der Bierverband seinerseits scheint sich allerdings darüber klar, daß seine Mitglieder bis zum Oktober 1916 weder stärker noch reicher werden dürften. Der Rechenmeister des Verbandes aber, England, dem es vollkommen gleichgültig ist, ob der eine oder der andere seiner Genossen sich verblutet, scheint überzeugt, daß er finanziell immer noch wesentlich weniger lädiert aus der Sache hervorgehen wird, als dies bei uns der Fall sein wird. Darin liegt ein sicher nicht zu unterschätzendes Moment der Sorge für die Zukunft unseres Vaterlandes. Wir werden weder militärisch besiegt, noch im plumpen Sinn des Wortes ausgehungert werden: dagegen wächst die Gefahr, daß wir ausgepauert werden, mit jedem Monat, um den der Krieg länger dauert. Auf der anderen Seite nimmt die Aussicht, eine Kriegssentschädigung, und sei es auch nur in langfristigen Raten, zu erhalten, mit jedem weiteren Monat ab. Wie das Reich ein Plus von etwa 4 Milliarden für Schuldendienst, Pensionslasten und Kriegs-Invalidenfürsorge aufbringen soll, ist eine Frage, die Sorge macht, wenn man an 1917, 1918, 1919, 1920, kurz an die Jahre denkt, in denen die Steuerkraft des deutschen Volkes noch sehr geschwächt sein wird.

Zürich, den 17. Dezember 1915.

Wenn Euer Exzellenz sich die Einzelheiten des Begleitberichtes, insbesondere die Tatsache, daß England Lieferungsverträge bis auf das Jahr 1918 hinaus für Kriegsmaterial abgeschlossen hat, vergegenwärtigen, so werden Euer Exzellenz mir zubilligen, daß ich, als ich neulich, gestützt auf Mitteilungen aus neutralen Diplomatenkreisen, über die Unerforschlichkeit des Kriegswillens Englands berichtete, nicht zu schwarz gemalt habe. Meine Auffassung

wird außer durch den im Abdruck beiliegenden Bericht noch durch die mir gestern gewährte Einsichtnahme in den Brief eines ehemaligen österreichisch-ungarischen Botschafters verstärkt, der im Auftrag seiner Regierung sich einige Wochen unauffällig in den Niederlanden aufgehalten und auf dem Wege über die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner der englischen Aristokratie angehörnden Gemahlin die Stimmung in England abgetastet hat. Das Resümee der Eindrücke dieses Diplomaten geht dahin, daß England stärker als je von der Notwendigkeit durchdrungen ist, den Krieg noch etwa zwei Jahre weiterzuführen und daß die englischen Staatsmänner überzeugt sind, daß in dieser zeitlichen Ausdehnung des Krieges die sicherste Gewähr liege, unseren wirtschaftlichen Zusammenbruch und unseren Staatsbankerott vorzubereiten. Es scheint mir angesichts aller dieser wahrhaftig ernst zu nehmenden Einzelsymptome sicher, daß wir uns zum allermindesten noch auf ein Jahr werden einrichten müssen. Daß die Ausführungen des Herrn Reichsschatzsekretärs Helfferich, von denen ich habe sagen hören, daß sie dem Herrn Kanzler durch die Nachdrücklichkeit ihres Tones den Wind etwas aus den Segeln nehmen sollen, in England wirklich den Eindruck machen werden, den er sich davon verspricht, erscheint dem außerhalb Deutschlands Lebenden etwas zweifelhaft. Aller Optimismus sei in Ehren gehalten und jeder Bluff sei zugelassen: aber, daß wir reicher und wirtschaftlich stärker konsolidiert sind als England, das ist eine Behauptung von bedenklicher Neuheit, von der zu fürchten ist, daß sie gerade ins Gegenteil umschlägt.

Ich habe mich mit der Beantwortung der Anfrage beschäftigt, welchen Eindruck die Rede des Herrn Reichskanzlers auf die ihm zugänglichen Kreise Italiens und Frankreichs gemacht habe. Soweit sich bis jetzt hier ein Überblick über die Presse Englands, Frankreichs und Italiens gewinnen hat lassen, ist die Rede von der öffentlichen Meinung des Bierverbandes, und zwar besonders scharf in England und Frankreich abgelehnt worden. Die englische Presse, von der hier fast sämtliche großen Organe zur Verfügung stehen, hat in verschiedener Form den Gedanken zum Ausdruck gebracht, der mir schon früher bei einem wohl unterrichteten neutralen Diplomaten begegnet war, nämlich, daß England mit Herrn von Bethmann-Hollweg mit Rücksicht auf die von ihm anläßlich unseres Einmarsches in Belgien proklamierten Grundsätze unter keinen Umständen einen Frieden abschließen werde. Da, wie man weiß, der Herr Kanzler unter allen Umständen im Amt zu verbleiben wünscht, sind derartige Äußerungen der Auslandspresse sehr mißlich, um so mehr, als bei uns ein Freimut, der berichtlich etwa auf derartige Strömungen Bezug nehmen wollte, lediglich mit persönlicher Piskiertheit quittiert werden würde. Man will in Berlin nur Angenehmes hören, für Unangenehmes ist kaum in einem Privatbrief Platz.



Die neuen amtlichen deutschen und österreichischen Veröffentlichungen zur Schuldfrage

Von Prof. Dr. J. Hasehagen, Bonn



Es ist bedauerlich, daß sich die verantwortlichen Leiter der „auswärtigen Politik“ der zusammengebrochenen Mittelmächte der Regie des feindlichen Verbandes auch in der Schuldfrage so weit untergeordnet haben, daß sie mit ihren neuen Veröffentlichungen, dem vierbändigen deutschen Weißbuche und dem dreibändigen österreichischen Rotbuche von 1919, im allgemeinen nur den kurzen Zeitabschnitt zwischen dem Attentate von Sarajevo und dem Kriegsausbruch behandeln. Es wird dadurch der Anschein erweckt, als wenn die Akten der Schuldfrage gewissermaßen erst mit dem Attentate begannen oder wenigstens in ihren kritischen Abschnitt einträten. Dieser Anschein kann aber dem feindlichen Verbands nur angenehm sein. Denn planmäßig und wunschgemäß wird dadurch die Aufmerksamkeit der Welt von der Zeit vor dem Attentate abgelenkt, die ja erst die Vorbedingungen für das Attentat und seine Folgen in sorgfältiger und erfolgreicher Einfreisungsarbeit geschaffen hat. In der Zeit vor dem Attentate steht die Sache des Verbandes noch weit ungünstiger als in der Zeit nach dem Attentate. Darin liegt der Hauptgrund, weshalb die Aufmerksamkeit der Welt immer wieder auf die dreizehn letzten Unglückstage gerichtet worden ist, hinweg von den letzten dreizehn Unglücksjahren vor dem Kriege, seitdem König Eduard 1901 den Thron bestiegen hatte. Man deckt immer wieder die jüngeren Spuren auf, damit die älteren allmählich verwischt werden und in Vergessenheit geraten. Man verlegt die Erörterung zeitlich auf ein Gebiet, wo die Verteidigung des Verbandes eher möglich ist als für die früheren bewegtem Jahre. War es erforderlich, daß sich das Auswärtige Amt auch nach dem Versailler Frieden dieser durchsichtigen Regie unterwarf? Im Interesse Deutschlands und der geschichtlichen Wahrheit wäre es besser gewesen, auch über die Zeit vor dem Attentate möglichst bald auf das ausgiebigste Akten zu veröffentlichen und die spärlichen einschlägigen Stücke des im Juni 1919 herausgegebenen Weißbuches über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges nach allen Seiten zu ergänzen. Wenigstens aber hätten die sämtlichen amtlichen Auslassungen zur Schuldfrage seit dem 4. August 1914 mit Einschluß der Äußerungen über den Suchomlinoffprozeß gesammelt veröffentlicht werden sollen. Damit wäre der Sache Deutschlands und der Wahrheit ein besonderer Dienst geleistet worden.

Die einseitige Beleuchtung der Zeit nach dem Attentate ist um so bedauerlicher, als die beiden neuen Veröffentlichungen ein außerordentlich umfassendes und weitschichtiges Material vorlegen. Mit ihren 1250 Dokumenten übertreffen sie die gesamten älteren Verbandsveröffentlichungen an Umfang um mehr als das Dreifache. Man kann sich denken, wie viele Angriffspunkte der bloße Umfang eines solchen Riesenmaterials böswilliger Kritik bieten kann.

Die Veröffentlichung dieser Aktenmassen kann ferner leicht zur Betretung besonders zweier Irrwege verführen. Die erwähnten älteren Veröffentlichungen der Verbandsmächte, die zwar oft genannten, aber selten gelesenen und noch seltener

wirklich durchgearbeiteten, von den Feinden im Interesse einer wirksamen politischen Kriegsführung bei Kriegsausbruch herausgegebenen Duntbücher, werden durch diese neuen Aktenmassen von selbst verdeckt und in den Hintergrund gedrängt, besonders beim urteilslosen Publikum, das sich durch die Masse leicht beeinflussen läßt. Aber auch ernsthafte neue Bearbeitungen der Schuldfrage von deutscher Seite machen unter dem Eindrucke der neuen amtlichen deutsch-österreichischen Enthüllungen von den feindlichen Quellen nur selten noch den nötigen Gebrauch. Und doch läßt sich aus einer Kritik dieser feindlichen Quellen oft sehr viel lernen. Ihr Wahrheitswert wäre natürlich noch weit größer, wenn sie sich nicht als um des guten Eindrucks willen tendenziös ausgewählte Sammlungen auswiesen, die alle irgendwie bloßstellenden Stücke mit Sorgfalt fernhalten. Eine der Grundforderungen deshalb, die bei Behandlung der Schuldfrage im Interesse Deutschlands und der geschichtlichen Wahrheit zu erheben sind, lautet: Studiert die Veröffentlichungen der Feinde, nicht nur die Duntbücher, sondern auch die ganze unübersehbar große Literatur zur Schuldfrage. Da die Herrschaften für persönliche Gespräche nur selten schon zu haben sind, so muß man wenigstens ihr Schrifttum kennen, wenn man bei Erörterungen der Schuldfrage ernstgenommen werden will, muß die feindlichen Gedankengänge kennen, in deren Labyrinth uns schließlich die Schlinge über den Kopf geworfen worden ist.

Ein weiterer Nachteil der Veröffentlichung solcher Aktenmassen ist der falsche Schein der Vollständigkeit, der daraus leicht entstehen kann. Obwohl der Zeitraum, mit dem sich diese 1250 Aktenstücke beschäftigen, verhältnismäßig kurz ist, so darf man doch nicht glauben, daß die vollständige Geschichte der letzten diplomatischen Verhandlungen aus diesen Akten ganz erkennbar ist. Die wirkliche Geschichte ist immer noch etwas anderes als die Akten. Je mehr man sich mit diesen beschäftigt, umso mehr wird man von ihrer Unzulänglichkeit überzeugt, zumal da sich die Zeitfolge dieser Dokumente nicht überall mit völliger Sicherheit feststellen läßt. Ferngespräche und Privatbriefe treten fast ganz zurück. Wenn sie auch nicht die Hauptsachen betroffen haben können, so wären doch die feinsten äußeren Wendungen der Verhandlungen oder auch die tieferen Beweggründe der Handelnden vielleicht nur aus ihnen erkennbar.

Man darf auch nicht annehmen, daß die Masse der neuen deutschen und österreichischen Stücke nun überall die Auffassung (Version) der Mittelmächte gegenüber der der Verbandsmächte zum Ausdruck brächte, daß also diese neuen Veröffentlichungen, wie man aus ihrem großen Umfange schließen möchte, ein umfassendes Parallelenmaterial zu den feindlichen Quellen und eben damit eine feste Grundlage zur Ermittlung der geschichtlichen Wahrheit lieferten. Die peinlichste Lücke im deutschen Weißbuche besteht vielmehr darin, daß es keine Aufzeichnungen über die Gespräche des Reichskanzlers, des Staatssekretärs, des Unterstaatssekretärs und anderer an leitender Stelle handelnden Persönlichkeiten mit den fremden Diplomaten enthält. Diese sind nicht etwa ausgelassen (das Weißbuch befehligt sich vielmehr denkbar größter Vollständigkeit und macht von dem Rechte der Sichtung, besonders der Ausschreibung von Bagatellden leider keinen Gebrauch), sondern sie sind nach Ausweis der Akten und Journale überhaupt nicht gemacht worden. Die Folge ist, daß man für die Gespräche der deutschen mit den fremden Diplomaten fast nur auf die mehr oder minder gefärbten Berichte

der letzteren angewiesen ist, wenn nicht die beteiligten deutschen Diplomaten nachträglich gelegentlich den Schleier lüften, was aber bisher nur selten geschehen ist. Da sich nun aber nachweisen läßt, daß die Berichterstattung zum mindesten des französischen Votschafers Jules Cambon und des englischen Votschafers in Wien Sir Maurice de Bunsen außerordentlich tendenziös vorgeht, daß aber auch in Goshens Berichten nicht alles in Ordnung ist, und daß sogar Szögheny fabelt, so hat man sich stets gegenwärtig zu halten, daß diese fremden Berichte gerade über die entscheidenden Wendungen der Verhandlungen nicht schlechthin zuverlässig sind. Um so bedauerlicher ist das fast völlige Fehlen paralleler deutscher Aufzeichnungen. Auch sonst stößt man in den beiden neuen Veröffentlichungen der Mittelmächte auf erhebliche Mängel diplomatischer Technik, die um so peinlicher sind, als sie meist über das technische Gebiet weit hinausgreifen. Schon längst hätte dieser wichtige Teil der Schuldfrage, von dem die sensationslüsterner Öffentlichkeit kaum etwas weiß, von Sachmännern erörtert werden sollen.

Es ist damit noch nicht genug der Warnungstafeln, die im Interesse Deutschlands und der geschichtlichen Wahrheit vor diesen Veröffentlichungen der neuen Machthaber aufzurichten sind. Die Novemberrevolution hatte mit Hilfe möglichst reifloser Schuldbekennnisse einen leidlichen Frieden zu erreichen versucht: so beispielsweise Rautsky und Eisner. Diese Taktik des ästhetischen Zees und des empfindsamen und rührseligen Gartenlaubenromans scheiterte an der staatsmännischen Härte des Feindes. Nachdem nicht einmal die bewußten Fälschungen Eisners ihr Ziel erreicht hatten, sollte wenigstens die Wiener Schuld in helles Licht gesetzt werden. Die neue Regierung wütete einmal wieder gegen die alte. Sie ließ deshalb vor der Veröffentlichung des Rohstoffes zunächst eine Verarbeitung dieses Rohstoffes in Broschürenform erscheinen, die besonders die alte Regierung belastete, indem sie die Wiener Kriegsheizer an den Pranger stellte. Deutsche Zeitungen nannten deshalb schon diese Broschüre wegen ihres roten, einen amtlichen Charakter vortäuschenden Umschlags geschmackvoll das „Blutbuch“ und konnten dann kritiklos, wie sie in solchen Dingen zu sein pflegen, diese Bezeichnung auch auf das später folgende Rotbuch anwenden, das nunmehr auch die Akten selbst preisgab, insbesondere die Sitzungsberichte des Ministerrats für gemeinsame Angelegenheiten, aus denen zum ersten Male die Vorgeschichte der von Oesterreich-Ungarn an Serbien gerichteten Note erhellt. Man sah jetzt aus den intimsten Dokumenten, wie stark der Wiener Kriegswille arbeitete, der besonders im Grafen Berchtold und seinem Kreise verkörpert war. Dieser Kriegswille richtete sich vornehmlich darauf, die Abrechnung mit Serbien jetzt ein für allemal herbeizuführen. Deutsche Publizisten und Journalisten taten so, als wenn das etwas ganz Neues wäre. (Es wird später einmal eine lehrreiche Aufgabe sein, die Behandlung der Schuldfrage durch die verantwortliche deutsche Publizistik und Journalistik zu charakterisieren und den Tiefstand des historisch-politischen Urteils daran zu zeigen.) Worüber man sich 1919 bis weit über die sozialistisch-pazifistischen Kreise hinaus entrüstete, hatte man 1914 bis weit in die sozialistisch-pazifistischen Kreise hinein für ganz natürlich oder wenigstens durchaus begreiflich erklärt: daß die Donaumonarchie sich jetzt endlich zur Wehr setzte und mit harter Faust, da es mit Samthandschuhen nicht mehr möglich war, die großserbische Umschridung zu zerreißen versuchte. Das wurde jetzt für

einen Akt der in statu nascendi besonders heftigen Kriegspychose oder vielmehr für verbrecherische Kriegsanstiftung erklärt. Ob es sich dabei nur um den Krieg gegen Serbien oder um den Weltkrieg handelte, läme bei Beurteilung der Maßnahmen des Ballplatzes weniger in Betracht. Wer den austroserbischen Konflikt in einen Weltkonflikt verwandelte, wurde nicht untersucht. Der Verband hatte wieder einmal seine Freude daran, wie folgsam sich die Deutschen in der Behandlung der Schuldfrage seiner Regie unterwarfen.

Bei Beurteilung der gewiß rücksichtslosen Politik des Grafen Berchtold, wie sie zum ersten Male aus dem Rotbuche klar wird, muß man sich jedoch immer wieder daran erinnern, daß Österreich-Ungarn im Notstande handelte. Es war keine Phrasen, wenn die verantwortlichen Leiter der Wiener Auslandspolitik unablässig darauf hinwiesen, daß die großserbische Bewegung das Dasein der Doppelmonarchie gefährde. Erst der Zusammenbruch von 1918 hat die Größe der Gefahr von 1914 in vollem Umfange enthüllt. Von einem Großstaate wie dem alten habsburgischen, der trotz dunkler Schatten auch manches Licht aufwies, kann nur ein pazifistischer Tor verlangen, daß er kampfslos vom Schauplatz abtrete und schließlich Selbstmord begehe.

Und das Auswärtige Amt? Erst als diese Wiener Bombe eingeschlagen hatte, wurde mit beträchtlicher, natürlich durch technische Schwierigkeiten verursachter Verspätung gegen Ende des Jahres 1919 das zweite Weißbuch zur Schuldfrage veröffentlicht. Wenn man die beiden ersten Auflagen des Weißbuches von 1914/15 und das erwähnte über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges vom Juni 1919 hinzurechnet, ist es sogar schon das vierte. Die allgemeine historisch-politische Bedeutung dieser neuen deutschen Veröffentlichung liegt vor allem darin, daß die ernsthafteste deutsche Vermittlungspolitik, wie sie von allen beteiligten Dienststellen geübt wurde, hier zum ersten Male in all ihren einzelnen Wendungen nicht nur, sondern auch mit dem unentwegt festgehaltenen Ziele der Aufrechterhaltung des Weltfriedens erkennbar wurde. Man sah jetzt noch deutlicher als schon an früheren Enthüllungen, die mit der Kanzlerrede vom 19. August 1915 begonnen hatten, wie hartnäckig sich das Auswärtige Amt der Auswertung des Wiener Kriegswillens und diesem selbst widersetzt hatte. Die Kontinuität der diplomatischen Entwicklung trat erst damit in die Erscheinung; es zeigte sich nämlich, daß die deutsche Friedenspolitik der Dreizehn Tage nur die einigermaßen folgerichtige Fortsetzung der Vermittlungspolitik war, die schon während der letzten Balkankrise von der Wilhelmstraße geführt wurde. Auch die damaligen Diskussionen über den Friedenswillen oder wenigstens die Kriegsscheu der Feinde, besonders Englands, waren im wesentlichen dieselben geblieben. Es ist kein Zweifel, daß die gegenteiligen, auch in Wien hie und da beifällig aufgenommenen Ausfreuungen der Verbandsdiplomatie und Verbandspropaganda über die Kriegstreibereien des Auswärtigen Amtes durch die Fülle glaubhafter Berliner Akten nunmehr hündig widerlegt werden, die vielfach als Ueberreste der Ereignisse selbst den Wert primärer Quellen besitzen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser mit rastlosem Eifer getriebenen Vermittlungspolitik kann man verschiedener Meinung sein. An ihrer Tatsache aber ist nicht länger zu zweifeln. Es ist die Versöhnungspolitik Bethmann Hollwegs, die auch in diesen neuen Akten auf

deutlichste Hervortritt, wie sie sich schon seit 1909 als eine verhängnisvolle Triebkraft in der Vorgeschichte des Weltkrieges betätigt hatte.

Aber das Schuldkonto des Auswärtigen Amtes wird damit höchstens eröffnet. Es war nicht viel, wenn es zu seiner Entlastung darauf hinweisen konnte, daß es in Wien nach Kräften gebremst habe. Schwerer fiel die Tatsache in die Waagschale, daß es ihm auch während der Dreizehn Tage nicht gelungen war, zwischen sich und dem Wallplatz eine wirklich lückenlose Verständigung herbeizuführen. Warum scheiterte seine Vermittelung? Warum verfehlte die Einwirkung auf Wien ihr Ziel? Weil die nötige Voraussetzung für ein gutes Gelingen fehlte: ein wirkliches gegenseitiges Vertrauensverhältnis zwischen den Verbündeten, eine Vertiefung der nun einmal unleugbaren Schicksalsgemeinschaft zu einer von gegenseitigem Verständnis getragenen diplomatischen Arbeitsgemeinschaft. Über das Fehlen dieser Grundvoraussetzung sind sich nicht nur unverantwortliche Kritiker, sondern auch mithandelnde Diplomaten im klaren gewesen. So äußert sich der bayerische Gesandte in Wien, Freiherr v. Lucher, nach einem von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ am 22. Mai 1919 veröffentlichten, im Weißbuch leider nicht aufgenommenen belgischen Berichte vom 27. Juli 1914 folgendermaßen: „Unsere Stellung Österreich-Ungarn gegenüber ist sehr heikel; wir müssen uns hüten, seine Empfindlichkeit zu verletzen, und bei Fragen dieser Art [wie bei der an Serbien gerichteten Note] enthalten wir uns sorgfältig, ihm Ratschläge im einen oder im anderen Sinne zu erteilen, um uns nicht in der Folge Vorwürfen auszusetzen, falls die Ereignisse eine unerwünschte Wendung nehmen“ . . . Also anstatt des Vertrauens Mißtrauen. Besonders in den Anfängen der Krise ließ man von Berlin aus die Dinge in Wien fahrlässig treiben und merkte auch später gar nicht, wie sehr man sich über sich selbst zu beschweren hatte, wenn man sich über die Kollegen am Wallplatz beschwerte.

Auch diese entscheidende Frage wird durch das Weißbuch nur indirekt geklärt. Andererseits ist darin, wie schon angedeutet, manches Entbehrliche und Überflüssige enthalten. Die Randbemerkungen des Kaisers hätten schon deshalb zum großen Teil fehlen müssen, weil sie auf den Gang der Verhandlungen nur ausnahmsweise Einfluß gehabt haben. Indem man sie ohne jeden Abstrich veröffentlichte, huldigte man noch dem Geiste Kautskys, der selbstamerweise zunächst mit Vorbereitung der Publikation betraut worden war. Es handelt sich dabei keineswegs um den angeblichen Wahrheitsfanatismus des Marxisten, sondern um den Haß gegen die alte Regierung und ihren Träger. Auch glaubte Kautsky dem Verbands mit der Veröffentlichung der Randbemerkungen des Kaisers eine besondere Freude zu bereiten und ihn dadurch zur Milde zu stimmen. Das sieht man auch aus der wissenschaftlich wertlosen Schmähschrift, die Kautsky, ohne vom Auswärtigen Amt daran gehindert zu werden, unter dem harmlosen Titel: „Wie der Weltkrieg entstand“ mit Hilfe des deutschen Verlages Paul Cassirer in Berlin dem Weißbuche voraussandte. Es wäre besser, für Deutschland und für die geschichtliche Wahrheit besser gewesen, Karl Kautsky (und ebenso Kurt Eisner) hätte sich mit der Schuldfrage und der äußeren Politik niemals vermengt.

Für die Beurteilung der Schuldfrage sind nicht diese neuen amtlichen Veröffentlichungen der Mittelmächte entscheidend, sondern abgesehen von den noch im tiefsten Zeitenschloße ruhenden Enthüllungen des Verbandes die Antwort auf die

Frage: welche Mächte haben vor dem Kriege und vor dem Attentat von Sarajewo in ihrer amtlichen äußeren Politik Ziele verfolgt, die nicht mehr im Frieden, sondern nur noch mit Krieg verwirklicht werden konnten? Wer darüber noch Zweifel hegt, braucht nur die Versailler Friedensbedingungen und die mit ihrer Hilfe ins Werk gesetzte Zerstörungspolitik des Verbandes zu verfolgen. Das Auswärtige Amt aber, sofern es auf das Prädikat „deutsch“ Gewicht legt, hat die Pflicht, das nächste Weißbuch nicht seiner eigenen, nunmehr zur Genüge beleuchteten Politik zu widmen, sondern der Gewaltpolitik der Feinde, deren Hauptziel nicht zuletzt darin besteht, die Antwort auf die Schuldfrage immer wieder zuungunsten der Besiegten geben zu lassen, zur Bestätigung des alten Satzes, daß der Sieger immer recht hat.



Weltspiegel

Die vierte Großmacht. Otto Hoegsch hat neulich davon gesprochen, daß es eigentlich nur noch drei Großmächte gebe: England, Amerika, Japan. Und tatsächlich sind diese die drei Weltherrscher, die die Welt unter sich verteilen können. Es zeigt sich jedoch, daß in Wirklichkeit ihre Macht nur so weit reicht, wie sich der Einfluß ihrer Zivilisation erstreckt. Da wo, wie in Rußland, ein neues, d. h. im Grunde sehr altes ursprüngliches Wollen sich aus chaotischem Ringen zwischen russischem Bauerntum und westeuropäischer Zivilisation emporreckt, erlahmt nicht nur, soweit sie sich nicht schon zurückgezogen haben, ihre Hand immer mehr, sondern muß sie sich auch in steigendem Maße von gebieterischem Zugreifen in ängstliche Abwehr umstellen. Es hat sich erwiesen, daß dieses nach europäischen Begriffen völlig machtlose Rußland, ein Staat ohne äußere Machtmittel, moralisch, politisch und finanziell durch einen verlorenen Krieg und zwei Revolutionen zerrüttet, im Zerfall begriffen, von außen her blockiert, an den Grenzen ständig bedroht, rein durch sein inneres Schwergewicht ein durch westliche Mittel nicht umzubringender Gegner ist, dessen Gefährlichkeit allerdings dadurch wuchs, daß er die ausgeprägteste Erscheinung der Reaktion auf den Krieg darstellte, deren Anzeichen sich auch im eigenen Lager der Westmächte nur allzu deutlich bemerkbar machten. Gleichviel aber, ob dieser infolge der Anstrengungen des Weltkrieges erschöpfte westliche Geist die durch die Ansteckungskraft des Bolschewismus hervorgerufene Krisis überwinden oder durch sie schließlich überwunden werden oder (was das wahrscheinlichste ist) durch sie zu einem gänzlich Neuen regeneriert wird, die Tatsache steht jedenfalls fest, daß die Repräsentanten der ausgeprägtesten und festesten Form europäischen Staatsbewußtseins mit den Vertretern dieses Neuen wider Willen, als mit einer völlig ebenbürtigen Macht zu verhandeln beginnen. Man gibt das noch immer nicht offen zu und greift zu allerlei formalen Ausflüchten, beide Gegner sind (mit Recht) noch voll des äußersten Mißtrauens und geben es nicht auf, noch unter dem Verhandlungstisch immer neue Waffen zu schmieden, aber praktisch wird eben doch, schon seit Nitwinoff im November nach Kopenhagen kam, verhandelt, zumal da beide Gegner eingesehen haben, daß ein Sieg nicht zu erzwingen ist.

Die Bolschewisten werden, zumal nach dem Scheitern der Streiks in Frankreich, aber auch nach der energischen Abwehraktion in Amerika und nach dem Ausfall der Wahlen in Deutschland, eingesehen haben, daß es mit der Weltrevolution nichts ist. Zwar gelang es ihnen, die Offensivkraft der Entente durch

Propaganda und den von ihren Ideen ausgehenden Reiz zu lähmen, bekanntlich ist viel für Judenitsch und Denikin bestimmtes Kriegsmaterial durch englische Arbeiter selbst unbrauchbar gemacht worden, aber englische Arbeiterführer selbst haben jetzt, von Enqueterreisen durch Rußland zurückgekehrt, erklären müssen, daß sich für den Westen das Sowjetssystem nicht eignet. Andererseits ist auch die in diesem Jahre angelegte zweite, von Polen (und der Krim) ausgehende Entente-offensive, die sich ums Haar zu einem allgemeinen Randstaatenangriff durch Finnland, Polen, Ungarn, Rumänien ausgewachsen hätte, bei den wachsenden inneren Schwierigkeiten für die Sowjets bedrohlich genug, und offenbar gelingt es ihnen nur durch die stetige Betonung ihrer Friedensbereitschaft und des mithin lediglich defensiven Charakters ihrer militärischen Gegenmaßnahmen, die Kräfte des eigenen Landes bei der Stange zu halten. Und wenn auch der Erfolg der Offensive in Georgien und Persien ein Plus bedeutet, so wissen die Sowjets recht wohl, daß von Eufel und Tabris nach Kalkutta und Bombay noch ein recht weiter Weg ist, daß sich mit zunehmenden Schwierigkeiten in Europa die Randstaaten immer fester konsolidieren und daß jeder weitere Kriegsmonat dem hier und da schon ernstlich ersehnten Bauernjahren den Weg fester bereiten kann. Besser also das Errungene bewahren und die Hand zum Frieden bieten.

Auf der anderen Seite hat auch der Gegner ein Interesse daran, diese Hand zu ergreifen und festzuhalten. Allerdings muß ihm daran gelegen sein, den russischen Kolos weiter zu schwächen, seine inneren Schwierigkeiten zu vermehren und zu verlängern, ihn durch fortgesetzte Beunruhigung von außen von den Hauptpunkten, dem jetzt glücklich fest besetzten Konstantinopel, das es gutwillig niemals wieder herausgeben wird (das Heranrücken der Anatolier auf der kleinasiatischen Seite ist militärisch völlig bedeutungslos) und von der Ostsee (Malandainseln!) abzulenken. Aber die bolschewistische Offensive in Mittelasien ist doch, zumal bei den Schwierigkeiten in Mesopotamien und der wachsenden Kriegsmüdigkeit des englischen Volkes selbst, bedrohlich genug, um ein Ende als wünschenswert erscheinen zu lassen. Vor allem aber zwingt in immer stärkerem Maße die wachsende Erkenntnis von der Gefährlichkeit des amerikanischen Wettbewerbs die Engländer schon seit dem Januar zu einer völligen Umorientierung ihrer gesamteuropäischen Politik. Noch ist allerdings Amerika daran, die Folgen des Krieges im Innern zu überwinden, aber schon wachsen seine Kriegs- und Handelsflotten ins Bedenkliche, schon beginnt es mit Hilfe seines übermächtigen Schiffsraumes nicht nur Südamerika, sondern auch Afrika und Südostasien in seine Interessensphäre zu ziehen, schon trifft es Anstalten, seinen Schiffsraum durch Sicherung der mexikanischen Ölquellen auch für die Zukunft aktionsfähig zu halten — Carranzas Tod spricht in diesem Zusammenhang deutlich genug (siehe Grenzboten 1919, Heft 52). Wird es länger als fünfzig Jahre dauern, bis Kanada und Australien ernsthaft durch die neu aufgehende Machtsonne bedroht werden? Aber England ist nicht das Land, dergleichen Möglichkeiten mit fatalistischer Gelassenheit hinzunehmen, es rafft sich zur Abwehr zusammen. Zunächst hat es durch sehr beträchtliche Steueropfer seine Finanzen neu gefestigt. Jetzt ist es daran, seine Aktionsbasis zu erweitern und zu verstärken. Der Unterseebootkrieg ist eine furchtbare Lehre gewesen. Was Deutschland mit seinen unzureichenden und improvisierten Mitteln nicht gelang, könnte eines Tages den auf lange Sicht arbeitenden großzügigen Amerikanern gelingen: Großbritannien von den Dominions zu isolieren, die englische Weltaktion in Stücke zu schlagen. Ein Jahr lang rücksichtslos durchgeführter Weltseekrieg, den die Vereinigten Staaten nicht jetzt, aber wohl in dreißig oder vierzig Jahren aus eigener Kraft durchzuführen vermöchten, würde die Dominions vom Mutterlande nahezu völlig isolieren, England auspowern können. Die Parole darf daher nicht mehr lauten: Großbritannien gegen Amerika, sie muß heißen: Europa (unter englischer Führung) gegen Amerika. Ein geeinigtes, in sich gefestigtes, wieder aufgeblühtes Europa, dessen Herz nicht Deutschland, wohl aber England ist: das muß für die nächsten Jahrzehnte das Hauptziel englischer Politik sein. Man wird die europäischen Staaten nur so weit gegen-

einander ausspielen wie nötig ist, um den englischen Einfluß auf skandinavische Angelegenheiten zu sichern, im übrigen aber nach Möglichkeit dafür Sorge tragen, daß der Kontinent sich nicht weiter ruiniert, sondern sich im Gegenteil innerlich festigt, auf daß England hinfort seine besten Kräfte aus Europas Säften saugen kann.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedient sich England in erster Linie des Völkerbundes, in dem es die erste Rolle zu spielen gedenkt. Es ist, zur Bestürzung der widerstrebenden Franzosen, in den letzten Wochen mehrfach davon die Rede gewesen, daß der Oberste Rat, also die Entente, aufgelöst werden und daß als Englands Vertreter im Völkerbund Lloyd George selber fungieren soll. Die bei aller Franzosenfreundlichkeit der Northcliffe-Presse, die immerhin auch als Drohung gegen die Sowjetregierung aufgefaßt werden könnte, immer deutlicher in England hervortretende Abneigung, sich an die französische Machtpolitik mit ihren beschränkten Gesichtspunkten zu binden oder an der Ringbildung Frankreich-Belgien-England teilzunehmen (die neu aufgetauchte Wielingenfrage kann nur ein Schachzug gegen das sich vorbereitende belgisch-französische Militärbündnis sein, man beginnt Zeebrügge als französische Kanalbasis zu fürchten), liegen in der gleichen Richtung. Vor allen Dingen aber wirft der Appell des persischen Außenministers Prinz Firuz ein helles Licht auf diesen neuen Weg der englischen Politik und auf die großartig ökonomische Art, mit der England alle Steine des weltpolitischen Schachbretts in Beziehung zu setzen versteht. Es ist der unter englischem Druck in Persien ad hoc eingeleiteten persischen Regierung bis jetzt nicht gelungen, das englisch-persische Abkommen durch ein ordnungsmäßig zusammengekommenes persisches Parlament ratifizieren zu lassen. Franzosen und Amerikaner haben seinerzeit gegen dies Abkommen protestiert, unter dem Vorwand, daß es zu der Völkerbundsakte in Widerspruch stünde. Jetzt aber appelliert auf englischen Antrieb die nominelle persische Regierung an den Völkerbund um Schutz gegen den bolschewistischen Angriff. Das heißt nichts anderes, als daß England den Völkerbund zunächst als Sturmbock oder Schutzwand gegen den Bolschewismus zu benutzen gedenkt. Zugleich aber bedeutet es, daß es zwischen Amerika und Sowjetrußland den neuen Gesamtstaat Europa zu gründen gedenkt und durch Friedensschluß mit Rußland diesem neuen Staat die neuen, in Rußland frei werdenden Nahrungsäfte zuzuführen gedenkt. Beschleunigend haben auf diese Friedensaktion unstreitig Krassins Verhandlungen mit amerikanischen Vertretern, der Rockefeller- und der Schiffgruppe gewirkt: Amerika darf unter keinen Umständen Fuß in Rußland fassen. Krassins kennt diesen englischen Gedankengang natürlich sehr gut und benutzt ihn als einen seiner Haupttrümpfe.

Erschwert werden die Londoner Verhandlungen unstreitig durch das starke Mißtrauen, das auf beiden Seiten besteht, und durch die Hoffnungen der englischen (Churchill-Gruppe) und russischen Imperialisten, sowie durch die vorsichtige Taktik, zu der die theoretisch antikapitalistischen Sowjets gezwungen sind, und die erst unlängst eine Verleugnung der Krassinschen Vollmachten nötig machte. Versteckte Drohungen, taktisches Zögern, militärische Vorstöße (englischerseits die Beschießung russischer Städte durch die englische Schwarzmeerflotte und Unterstützung Wrangels in der Krim, der vor einigen Wochen noch den Frieden offiziell vermitteln sollte) und beruhigende Erklärungen wechseln sich auf beiden Seiten ab, doch kann man mit ziemlicher Bestimmtheit, falls nicht eine zu rasche Entwicklung der türkischen Frage die Lage kompliziert, auf baldige Ergebnisse der Verhandlungen hoffen, da, wie gesagt, beide Gegner ein Interesse daran haben.

Die übrige europäische Politik Englands aber arbeitet augenscheinlich an der Zusammenschließung Europas. Mit allen Mitteln versucht man eine Bolschewisierung Deutschlands zu verhindern, englischer Widerstand hat die Franzosen zur Räumung Frankfurts gezwungen, und immer energischer werden die vom französischen Standpunkt vielleicht begreiflichen, praktisch jedoch völlig phantastischen französischen Ersatzforderungen eingeschränkt.

Zu erörtern bliebe noch, wie sich in diesem Duell und zu diesen Plänen Deutschland einstellen soll. Es gibt Heißsporne, die um jeden Preis eine eigene, völlig selbständige, ohne opportunistische Berücksichtigung der Weltlage sich einstellende deutsche Politik fordern. Aber abgesehen davon, daß eine solche Politik wohl überhaupt mehr in der Theorie als in der Praxis besteht, ist doch zu bedenken, daß ohne geeigneten Hebebaum niemand Wände zu durchrennen vermag. Andere betonen die Notwendigkeit einer entschiedenen Wahl zwischen Anschluß an oder doch Zusammengehen entweder mit England oder mit Rußland. Wollte man eine solche Wahl schlangensweg treffen, so kämen natürlich nicht Gefühlsmomente in Betracht, sondern nur die Erwägung, auf welcher Seite die größeren Vorteile zu suchen wären. Die aber lägen unzweifelhaft bei demjenigen Partner, dem wir das meiste zu bieten hätten, demgegenüber wir demnach das meiste als Gegengabe zu verlangen in der Lage wären. Dieser Partner würde für den Augenblick unzweifelhaft England sein. Da Deutschlands militärischer Wert sehr gesunken ist und seine Industrie im großen ganzen genommen und von den einzelnen Zweigen abgesehen, für die nächste Zeit nicht sehr wettbewerbsfähig erscheint, zumal wenn die französischen Erzlieferungen ausbleiben würden, was bei unbedingtem Optieren für Rußland sicher der Fall wäre, so würde Deutschland Rußland im wesentlichen nur eingetübte Arbeitskräfte, Techniker und Organisatoren zu bieten haben, würde sich damit aber die Westmächte und wahrscheinlich auch Amerika zu Feinden machen, ohne daß die russische, immerhin noch recht gefährliche Freundschaft Deutschland zunächst irgendwie greifbare Vorteile zu bieten vermöchte. England aber könnte Deutschland die beste Gewähr für eine politische Stabilisierung und wirtschaftliche Gesundung ganz Europas bieten und uns daher eines weitgehenden Schutzes, sowohl gegen französische wie wahrscheinlich auch gegen polnische Machtansprüche und Übergriffe versichern. Es ist aber sorgfältig zu berücksichtigen, daß, für welchen Partner immer wir uns entscheiden würden, wir der schwächere Teil sein würden und bei der Jagd des Löwen immer nur auf des — Esels Anteil rechnen könnten. Das Richtigere dürfte daher sein, eine sehr zielbewusste Schaukelpolitik zu betreiben, nicht so natürlich, daß man halbtot je nach Neigung, Stimmung und Kabinettswechseln bald hier-, bald dorthin schwankt und sich von den Ereignissen treiben läßt, sondern daß man mit klarem, politischem Willen und unter kluger Benutzung beider bei uns bestehenden Tendenzen sowohl nach England wie nach Rußland hin die Vorteile da einheimst, wo sie sich bieten. Auch darum dürfte sich eine derartige Politik, die allerdings andere Köpfe in der Regierung erforderte, empfehlen, weil ein unbedingtes Optieren von uns vielleicht von Rußland, wie es heute noch ist, aber kaum von England verlangt werden würde, das uns vielmehr bei seinem bereits allerorten hervortretenden Mangel an Menschenmaterial gern, zumal in Rußland, wahrscheinlich aber auch in der Türkei als Pioniere benutzen würde. Man schreie nicht gleich, daß das eine unwürdige Rolle sei, es bleibt uns für den Augenblick (und nur darum handelt es sich) verständigerweise nicht gut eine andere übrig. Wachsen wir rasch in sie hinein und machen wir uns auf diese Weise unentbehrlich, so wird sehr bald wieder bei wachsender innerer Erstarkung und Wiedergesundung des Reichs im Innern der Augenblick kommen, wo wir wieder, gestützt auf das, was wir der Welt zu bieten haben, eine durchaus selbständige und bodenwüchsige Politik zu treiben und auch bei großen Weltfragen unser maßgebendes Wort beizusteuern imstande sein werden. Nur daß man wisse, worauf man hinaus will, nur daß man nach allen Seiten sich ständig den Überblick bewahre und deutsche Arbeit nur einsetze, wo sie solid gegründeten, organisch sich aufbauenden politischen Erfolg verspricht und greifbare und reale Vorteile nicht nur geboten, sondern auch tatsächlich gewährt werden. Dann könnten wir verhältnismäßig bald wieder neben England, das uns jetzt nötiger braucht denn je, als gleichberechtigtes Mitglied im Bunde der europäischen Staaten auftreten, nicht ausgenutzt oder mehrlos, nicht als Schildknappe oder Söldner, sondern aus freier Wahl und unter Formung eigenen politischen Willens.

Menenius

Drinnen und draußen

18. Juni 1920.

Stinnes. Aus dem Vielen, was in den letzten Wochen über die führende Persönlichkeit des deutschen Wirtschaftslebens anlässlich seines Eintritts in die Politik geschrieben worden ist, ragt durch sachliche Rührtheit hervor, was Alfred Landsburg im Juniheft seiner Zeitschrift „Die Bank“ schreibt:

„Im Gegensatz zur öffentlichen Meinung, die den Stinnes'schen Despotismus früher duldete, heute aber bekämpft, ist der Volkswirt der Ansicht, daß das kapitalistische Prinzip, das hier in seiner höchsten Durchbildung erscheint, gerade jetzt weniger schädlich ist als je zuvor. An der durch die Revolution, die aufgeregteste Begehrlichkeit der Massen, die schlechte Finanzpolitik und die Geldwirtschaft korrumpierten deutschen Wirtschaft ist nicht mehr viel zu verderben. Wenn etwas diese Wirtschaft noch retten und zu der Leistungsfähigkeit emporzüchten kann, die der Friedensvertrag und die Übervölkerung Deutschlands notwendig machen, so ist es gerade diejenige Wirtschaftsform, die vor dem Kriege aus sozialen Gründen, insbesondere im Hinblick auf die freie Tätigkeit eines kräftigen gewerblichen Mittelstandes, auf das schärfste bekämpft werden mußte, nämlich die Konzentration und der Großbetrieb. Die deutsche Wirtschaft muß heute rein rationalistisch arbeiten und kann sich den Luxus der Sentimentalität und der weltgetriebenen sozialen Rücksichtnahme nicht mehr erlauben. Das ist sehr traurig, aber es ist das Schicksal aller Revolutionen, daß sie den Versuch, ihre Ideale gewaltsam durchzusetzen, mit dem Verlust eines Teils des vorher schon positiv Erreichten bezahlen müssen. Viele Rücksichten, die uns früher zum Kampf gegen das großkapitalistische Prinzip zwangen, bestehen heute nicht mehr. Ist doch gerade der wertvollste Teil des selbständigen Mittelstandes, dessen Erhaltung ehemals eine Frage des Staatswohls war, schon längst durch den Krieg, durch die aus der Geldentwertung geborene öffentliche Bewirtschaftung und durch den Stachelbraut der unzähligen Bevormundungsparagraphen, die nur dem Schwinbel eine freie Entfaltungsmöglichkeit lassen, erbroffelt

worden . . . Damit verschwinden Rücksichten, die sich früher dem Ultrakapitalisten in den Weg stellten, und geben dem Prinzip Stinnes den Weg frei. Alles, was man heute noch hoffen und fördern darf, ist, daß die Industriemagnaten, an welche die wirtschaftliche Hegemonie fallen wird, sobald Sozialisierung und Planwirtschaft an sich selbst zugrunde gegangen sein werden, tüchtige Männer sind, die ihre Macht mit Verstand nutzen und die auch soviel soziale Rücksicht üben, wie die Überlegenheit, die sie der deutschen Produktion um jeden Preis verschaffen müssen, zu üben irgend gestattet. Zum mindesten was die Tüchtigkeit betrifft, können wir ganz zufrieden sein, daß es Stinnes und kein beliebiger die Macht des Geldes wahllos mißbrauchender Duzendmensch ist, der unserer Zeit den Stempel aufdrückt, denn niemand wird dem rastlosen Manne Weitblick und organisatorische Fähigkeiten absprechen können“.

Ein neuer Verbraucher. Der künftige Historiker wird bei Erforschung der Folgen des Krieges und der Revolution für die russische Volkswirtschaft vor allem auf eine neuartige, sehr merkwürdige Erscheinung stoßen: auf die Entstehung einer neuen Konsumentenschicht in Person der russischen Bauernschaft. Ungefähr seit Anfang 1916, besonders aber nach der Revolution, d. h. mit der immer weiter steigenden Teuerung, begann ein unaufhaltsamer Zustrom von Geld auf das flache Land. Die Industrie, die fast ausschließlich auf Kriegslieferung eingestellt war und die nach der Revolution unter unaufhörlichen Streiks, unter der Verteuerung der Arbeitskräfte und unter dem Rückgang der Produktivität zu leiden hat, — die Industrie konnte dem flachen Lande nur einen geringen Teil der von ihm benötigten Waren liefern, und auch das nur zu beträchtlich erhöhten Preisen. Die Bauern, die aus der Stadt alles um vielfach gesteigerte Preise erhielten, begannen auch die Preise für ihre Produkte in die Höhe zu treiben; augenblicklich haben diese Preise bekanntlich eine gerabezu märchenhafte Höhe erreicht. Das

Papiergeld hat sich in den Dörfern in ungeheuren Mengen aufgespeichert. Die Bauern bewahren die Banknoten in Säcken auf, ohne oft die genaue Summe des Inhalts zu wissen. Als Folge hiervon beobachten wir, daß ungeachtet der unaufhörlichen Arbeit der Notenpresse, die Städte Mangel an Geldzeichen leiden. Die Bauern haben aber schnell erkannt, daß der Nutzen dieses Papiergeldes gering ist, da es sowieso unmöglich ist, in der Stadt die nötigen Waren dafür zu kaufen. Da begannen sie alles nur Erdenkliche zu kaufen. Die Bäuerinnen stolzierten in Seidenstrümpfen, gebrauchten Puder, Pomade und französische Parfüms. In der Umgebung Petersburgs und Moskaus trifft man in Bauernhöfen Blüthnerflügel, antike Möbel, altes Porzellan u. dergl.

Im Augenblick ist es schwer zu sagen, wie Rußland sich aus dem wirtschaftlichen Chaos, in welchem es heute steckt, herausarbeiten wird. Die künftige gesetzmäßige Regierung wird eine Aufgabe zu lösen haben, die an Kompliziertheit und Schwierigkeit nicht ihresgleichen in der Geschichte hat. Eines ist klar, eine Agrarreform in dieser oder jener Gestalt ist unvermeidlich, und die Bauernschaft, die sich an Papiergeld bedeutend bereichert hat, geht außerdem noch einer Bereicherung an Grund und Boden entgegen. Mir scheint, daß die russische Bauernschaft sich nach Wiederkehr normaler Verhältnisse in einer äußerst vorteilhaften Lage befinden wird. Ein Anwachsen der Mittel hat auch eine Steigerung der Bedürfnisse zur Folge. Auf dem russischen Markt und auf dem Weltmarkt

wird ein neuer Verbraucher erscheinen — der russische Bauer. Bisher ist er in dieser Rolle fast gar nicht hervorgetreten, oder doch nur in sehr geringem Maße. Der Bauer lebte fast ausschließlich von seiner eigenen Hausindustrie und er wandte sich an die Stadt nur zur Befriedigung eines geringen Teils seiner bescheidenen Bedürfnisse. Er hatte nichts, womit er die Erzeugnisse der Stadt bezahlen konnte. Der nunmehr vergrößerte Bodenbesitz der Bauernschaft wird ihre gesamte Arbeitskraft in Anspruch nehmen und sie dazu zwingen, sich zwecks Beschaffung alles Nötigen an die Stadt zu wenden. Man muß ihr nur die Möglichkeit geben zu kaufen, und die Bauern werden die verstaubten Papiergeldsätze hervorholen und die Scheine bereitwillig für Waren, Maschinen und Land hergeben. Die Nachfrage regelt immer das Angebot. Die russische Industrie wird angesichts des neuen, viele Millionen starken Verbrauchers alle ihre Kräfte anspannen müssen. Dieser neue Verbraucher wird ein mächtiger Hebel für ihren Ansporn und Fortschritt sein, er wird ihre Entfaltung und Entwicklung begünstigen und ihr neue Wege weisen. Aber auch für die Industrie der gesamten Welt, und insbesondere für die Industrie Deutschlands, ist diese Erscheinung von weittragender Wichtigkeit.

Mir scheint, daß dieser neue Verbraucher — der Bauer — das einzige von dem Chaos der letzten fünf Jahre gezettigte günstige wirtschaftliche Ergebnis sein wird.

Dr. S. Kutscheroff



Bücherschau

Antike Technik. Sieben Vorträge von Hermann Dieß. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 78 Abbildungen, 18 Tafeln und 1 Titelbild. Verlag B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1920.

Das Buch des bekannten Berliner Philosophen, das schon bei seinem ersten Erscheinen 1914 wegen seines fesselnden Inhalts be-

rechtigtes Aufsehen erregte, bringt in seiner um reichlich 100 Seiten erweiterten Gestalt neben den früheren sechs Vorträgen über Wissenschaft und Technik bei den Hellenen, über antike Türen und Schlösser, über Dampfmaschine, Automat und Tagameter, ferner über antike Telegraphie, antike Artillerie und antike Chemie noch einen siebenten über die

antike Uhr. Ohne auf Einzelheiten des außerordentlich vielseitigen Inhalts eingehen zu können, will ich nur einiges hervorheben, was uns zeigt, wie meisterhaft die Techniker des Altertums ihren Berufsgenossen von heute auf verschiedenen Gebieten vorgearbeitet haben.

Aus Herodot wissen wir von der um die Mitte des 6. Jahrhunderts hergestellten Wasserleitung des Eupalinos auf Samos; sie durchbohrte in einem kilometerlangen Tunnel den Berg Kastro und ist durch deutsche Grabungen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder aufgefunden worden. Mit Recht macht Diels darauf aufmerksam, daß es mit den damaligen Hilfsmitteln wahrhaftig nichts geringes war, den Berg von beiden Seiten her anzubohren und die Richtungslinie des Tunnels geometrisch festzustellen. Zum Glück hat uns der alexandrinische Mathematiker Heron in einer seiner Schriften überliefert, wie man durch eine Reihe von rechtwinkligen Koordinaten und Dreieckskonstruktionen solche Nivellements festzulegen pflegte.

Von einem ebenso vorbildlichen Handinhandgehen der Mechanik und der medizinischen Wissenschaft legen noch heute die wundervoll gearbeiteten ärztlichen Besteck, die in großer Zahl durch die Ausgrabungen wieder zutage gefördert worden sind, ein glänzendes Zeugnis ab. Wird uns doch sogar berichtet, daß es der antiken Feinmechanik gelungen sei, eine Taschenuhreruhr herzustellen, mit der Gerophilos, einer der bedeutendsten Ärzte aller Zeiten, die Fiebertemperatur seiner Kranken maß.

Wenn dann aber Diels am Ende des ersten Vortrags die Frage aufwirft, wie es wohl zu erklären sei, daß das Interesse des Altertums an den technischen Erfindungen und an der Persönlichkeit der Erfinder — vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Archimedes von Syrakus — außerhalb der Fachwissenschaft recht gering war, und wenn er dafür vor allem den aristokratischen Zug der Antike verantwortlich macht, so wird man sich wohl hüten müssen, deshalb vom heutigen Standpunkt aus auf die antike Gesellschaft einen Stein zu werfen oder gar zu folgern, daß damit die Unbrauchbarkeit des Studiums der Antike für unsere Zeit erwiesen sei. Wir sollen uns dessen bewußt bleiben, daß es auch heute noch oder vielmehr auch heute wieder

das Ziel aller pädagogischen Kunst sein muß, weltoffene Anschauung und praktische Fertigkeit, verbunden mit Wissen und wissenschaftlicher Einsicht, in der Jugend zu wecken und sie vor banausischem Schablonenbetrieb zu bewahren.

Danach wird man auch verstehen, daß den von Diels behandelten technischen Fragen aus der Antike eine besondere Bedeutung zukommt. Denn es ist gewiß nicht gleichgültig, ob sich beispielsweise unsere Gymnasialisten damit begnügen, bei Homer obenhin zu lesen, Penelope habe die Tür zur Wohnung ihres Vasaftes geöffnet, oder ob ihnen bis ins einzelste Klargestellt wird, wie so eine Tür gebaut war, wie der Schlüssel aussah, wie mit ihm geöffnet und geschlossen wurde, und wie man allmählich die Schlösser vervollkommnete bis zum antiken Sicherheitschloß. Wenn sie dann bei dieser Gelegenheit noch erfahren, daß unsere Kriegsteilnehmer im Südosten fast noch dieselben Einrichtungen wie im Altertum angetroffen haben, so werden sie auch daraus etwas lernen können.

Von Dampfmaschinen im Altertum kann höchstens in dem Sinne gesprochen werden, daß Heron mit seiner Koliptila oder Dampfkuugel tatsächlich den Beweis von der bewegenden Kraft des Dampfes erbracht hat; zu einer praktischen Verwendung dieser Erkenntnis ist es aber nicht gekommen. Dagegen sind unsere Verkaufsautomaten ebenso wie die Tagameterwagen völlig den Vorbildern aus dem Altertum nachgestaltet, und Beschreibungen sowohl wie Funde lassen uns erkennen, daß die antike Technik hier auf Bahnen gewandelt ist, die wir früher als vollkommen neuzeitlich anzusehen gewohnt waren.

Bei dem, was Diels als antike Telegraphie bezeichnet, handelt es sich in der Hauptsache nur um Feuer- und Lichtsignale, die in Verbindung mit verabredeten Zeichen eine leidliche Fernverständigung ermöglichten. Ebenso kam auch die „antike Artillerie“ mit ihren Katakulten und Ballisten nicht über die Verwendung von Sehenbündeln zur Erzeugung der treibenden Kraft hinaus. Immerhin erfüllt es uns mit Staunen, im sog. Polybolos den Vorgänger unserer Mehrblätter, im Monanton oder Onager das Vorbild der modernen Minenwerfer wiederzufinden. Eine von Ktesibios im

3. Jahrhundert v. Chr. erfundene von Philon ausführlich beschriebene Windbüchse (Aerotonon) scheint sich aber für die praktische Verwendung nicht geeignet zu haben.

Von antiker Chemie zu reden, wäre noch vor wenigen Jahrzehnten unmöglich gewesen. Heute wissen wir, daß die Chemie vom Chyma, dem Metallguß der Griechen, ihren Namen hat, also eigentlich Chymie (frz. chimie) heißen mußte, und daß es sich dabei während des ganzen Altertums bis weit ins Mittelalter hinein um nichts anderes handelte als um die Möglichkeit, durch geeignete Operationen aus dem einen Stoff den anderen, besonders aus Kupfer Silber und aus Silber Gold zu gewinnen, daneben vielleicht auch noch „echten“ Purpur,

„echte“ Perlen und Edelsteine herzustellen. — Nicht einseitige Sprachgelehrsamkeit, aber auch nicht technisches Spezialistentum führt in diesem eigenartigen Buche das Wort, sondern eine feine Vereinigung theoretischer und praktischer Einsicht, zugleich auch ein weitgreifendes, weder durch zeitliche noch durch örtliche Grenzen beschränktes Wissen und jene Gründlichkeit, die von jeher als ein Vorzug des deutschen Gelehrten gegolten hat. Man kann nur wünschen, daß diese Arbeitsweise in unserm Volke niemals ihr Hausrecht verlieren möchte, am allerwenigsten aber jetzt, wo gerade die besten Verfahren gut genug sind für den Wiederaufbau unseres schwer getroffenen Vaterlandes.

O. Stange



Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a. Fernruf: 224010 6510.
Verlag: R. J. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck B. Moser Buchdruckerei, Berlin S 14, Stallischreiberstr. 24/25.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesondere Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis.

Bücherliste

- v. Below, Prof. D. Dr. Georg.** Soziologie als Lehrfach. Ein kritischer Beitrag zur Hochschulreform. Dunder u. Humblot, Verlag, München. M. 3.50.
- Nachschaff, Prof. Dr. Felix.** Der Fall Valentin. Die amtlichen Urkunden. Dunder u. Humblot, Verlag, München. M. 4.—.
- Tagore, Rabindranath.** Nationalismus. Curt Wolff, Leipzig. Geb. M. 7.50.
- Rühn, Leonore.** Das Buch Gros. Studien zur Liebesgeschichte von Seele, Welt, Gott. Eugen Diederichs, Jena 1920. Brosch. M. 4.50, geb. M. 8.—.
- Mennicke, Karl.** Proletariat und Volkskirche. Tat-Flugschriften 35. Diederichs Verlag, Jena. M. 1.50.
- Braun, Prof. Otto.** Der Student und die neue Zeit. Eine Einführung in die Aufgaben der akademischen Jugend. J. Engelhorn's Hg. Verlag, Stuttgart. M. 4.—.
- Feiler, Arthur.** Die Todesgefahr des Kontinents. Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Frankfurt a. M. M. 1.—.
- Barth, Pfarrer Karl.** Der Christ in der Gesellschaft. Patmos-Verlag, Würzburg. M. 4.50.
- Picht, Werner.** Die Frucht des Leidens. Patmos-Verlag, Würzburg. M. 8.—.
- Kreischmar, Hermann.** Geschichte der Oper. Breitkopf und Härtel, Verlag, Leipzig. M. 14.— geb. M. 18.—.
- Schubart, Walter.** Das Ideal der Weltzerstörung. Bruno Volger, Verlag, Leipzig. M. 1.50.
- Saach, Prof. Dr. Bruno.** Geschichte der Philosophie. IV: Neuere Philosophie bis Kant. Walter de Gruyter u. Co., Verlag, Berlin. M. 1.60 u. 50 % Aufschlag.
- Ratorp, Paul.** Sozial-Idealismus. Neue Richtlinien sozialer Erziehung. Julius Springer, Verlag, Berlin. M. 12.—.
- Nabel, Karl.** Proletarische Diktatur und Terrorismus. Carl Hoyer Hg. Louis Capable, Verlag, Hamburg 11. M. 3.—.
- Tschischnerin.** Der Friede von Versailles. Willaschel u. Co., Buchverlag, Hamburg 11.
- Helmolt, Prof. Dr. Hans.** Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte 1894—1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg.
- Eucken, Prof. Dr. Rudolf.** Einführung in die Hauptfragen der Philosophie. Quelle u. Meyer, Verlag, Leipzig. M. 6.—, geb. M. 8.—.
- Stemmlinger, Prof. Dr. Ed. und Amer, Prof. Dr. Hans.** Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.60, geb. M. 1.90.
- Clemen, Prof. D. Dr. Carl.** Das Leben nach dem Tode im Glauben der Menschheit. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.60, geb. M. 1.90.
- Baerwald, Dr. Richard.** Okkultismus, Spiritismus und unbewusste Seelenzustände. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig. M. 1.60, geb. M. 1.90.
- Apel, Dr. Max.** Wie studiert man Philosophie? Eine Anleitung zum Studium und zum Selbststudium der Philosophie, zugleich eine Einführung in die philosophischen Probleme. Wilhelm Violett, Verlag, Stuttgart. M. 4.50.
- Eicker, Dr. Siegfried.** Das deutsche Handwerk. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.
- Joachimsmen, Prof. Paul.** Die nationale Bewegung von 1816—1849. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.
- Denker, Studienrat Dr.** Anfänge des modernen Staates im ausgehenden Mittelalter. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.
- Neumann, Dr. Fritz Stephan.** Wahl-Handbuch für Jedermann. C. Diederichs, Verlag, Leipzig. M. 3.—.
- Raeder, Dr. Bruno.** Verwirklichung des Arbeitslebens. Wege zur Wiedereinrichtung der Berufsfreude und Arbeitslust. Dunder u. Humblot, Verlag, München. M. 2.—.
- Lufas, Prof. Dr. Josef.** Die organisatorischen Grundgedanken der neuen Reichsverfassung. J. C. B. Mohr, Verlag, Tübingen. M. 2.— und 50 Prozent Aufschlag.
- Kelsen, Prof. Dr. Hans.** Sozialismus und Staat. Eine Untersuchung der politischen Theorie des Marxismus. C. F. Hirtfeld, Verlag, Leipzig. M. 8.—.
- Fehr, von Freytag-Loringhoven, Prof. Dr. A.** Politik. Eine Einführung in Gegenwartsfragen. J. F. Lehmann's Verlag, München. M. 7.20, geb. M. 9.60.
- Geuß, Alfred.** Kammermusik-Abende. Breitkopf u. Härtel, Verlag, Leipzig.
- Albert, Hermann.** B. A. Mozart. 1. Teil. Breitkopf u. Härtel, Verlag, Leipzig.
- Ziesche, K.** Vom Expressionismus. Eine Geisteswissenschaft. Vier-Quellen-Verlag, Leipzig. M. 2.—.
- Wiener, Oskar.** Das Haupt der Medusa. Im Prager Dunst. frei. Ed. Stradeg, Verlag, Wien.
- Birt, Theodor.** Von Haß und Liebe. 6 Erzählungen aus vergangenen Zeiten. Quelle u. Meyer Verlag, Leipzig. Geb. M. 8.—.
- Mitteltungen** der Zentralfstelle für deutsche Personen- und Familienangelegenheiten. H. A. Degener Lubwig, Leipzig.
- Klaiber, Dr. Theodor.** Friedrich Theodor Vischer. Strecker u. Schröder Verlag, Stuttgart.
- Scholz, Dr. Ludwig.** Seelenleben des Soldaten an der Front. C. F. B. Mohr Verlag, Tübingen. M. 6.—, geb. M. 8.50.
- Das Selbstbestimmungsrecht der Unterdrückten.** 14 Reden gegen Völkervernichtung in Berlin am Pfingstsonnabend 1917. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.
- Barthel, Max.** Utopia. Gedichte. Eugen Diederichs, Jena. M. 2.—.
- Wroth, Wilh. Fried.** Badder Eodmann Geschichte von Hamburgs Woiertant. Georg Westermann Verlag, Braunschweig.
- Wolff, Harry.** Von Sonne und Leben. Bruno Volger Verlagbuchhandlung, Leipzig. M. 2.—.
- Erhard, Hans.** Herzog Ulrich. Schauspiel. Bruno Volger Verlagbuchhandlung, Leipzig. M. 2.—.
- Brandmayer, Theodor.** Efeu. Gedichte. Bruno Volger Verlagbuchhandlung, Leipzig. M. 2.—.
- Molster, Marta.** Der Himmelsstift. Verführung. Zwei Erzählungen. Bruno Volger Verlagbuchhandlung, Leipzig. M. 2.—.
- Fischer, Hermann.** Lieben — kämpfen. Verse. Bruno Verlagbuchhandlung, Leipzig. M. 2.—.
- Faure, Alexander.** Die Zukunftsarbeit unserer Zeit. J. Engelhorn's Nachf. Verlag, Stuttgart.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift. Herausgegeben von **Richard Fleischer**
Monatlich ein Heft / Vierteljährlich (3 Hefte) Mark 9.—

Die Deutsche Revue sucht nicht durch Sensationsartikel den Beifall der breiten Massen zu erringen, sie wendet sich ausschließlich an geistig hochstehende Kreise. Die bedeutendsten Staatsmänner, Politiker und Gelehrten gehören zu ihren Mitarbeitern, so daß sie wohl nicht mit Unrecht **ein Sprechsaal der Führer unserer Nation**

genannt worden ist und kein Heft erscheint, ohne daß sich die tonangeb. Presse mit dem einen od. anderen Artikel beschäftigt.

Probeheft d. jede Buchhandlung, auch die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Reiche Fundgrube wertvoller Dokumente
zur Geschichte unserer Zeit (Berliner Börsen-Courier)

Notizen

Aus Bad Salzbrunn wird gemeldet, daß die Aufen beschränkungen aufgehoben sind

Die alte Urmee und ihre Verirrungen

Eine kritische Studie von Generalmajor G. v. Gleich
Zweite Auflage / Preis M. 4.
gebunden M. 6.50

K. f. Koehler, Verlag, Leipzig

Botscharow der Großkaufmann

Aus einer russischen Kleinstadt
M. 6.—

Durch jede Buchhandlung
K. F. Koehler,
Abt. Grenzboten, Leipzig u. Berlin

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below,
or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN

THREE WEEKS AFTER RECEIPT
NON-RENEWABLE

6315

OUT 11 3

JUN 16 1989

General Library

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C006097644

